This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

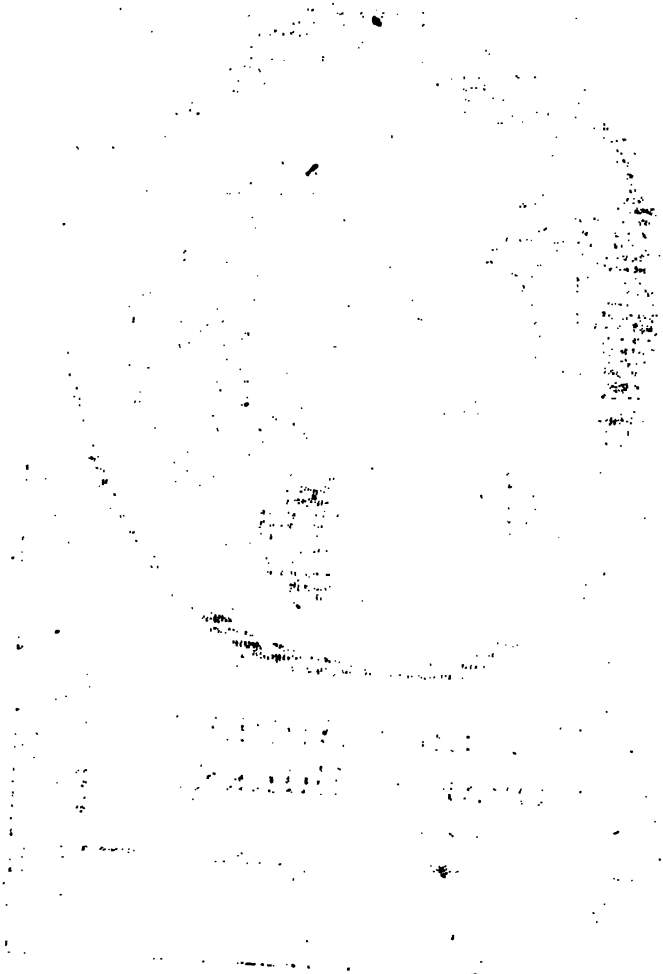
Über Google Buchsuche

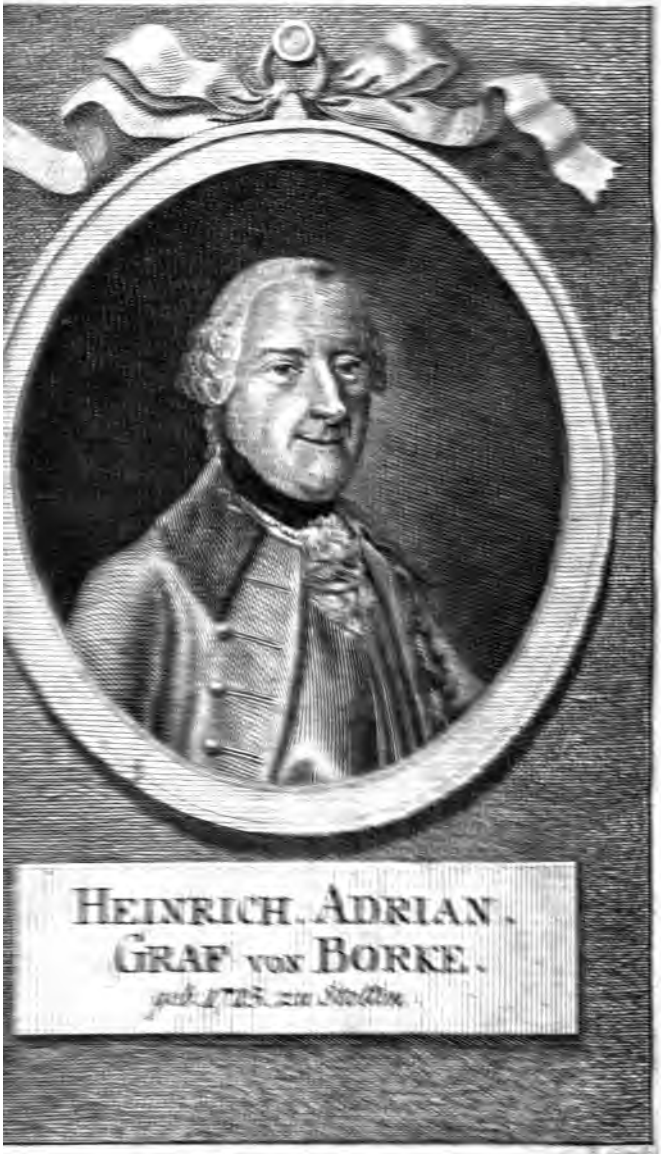
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

itt. I.
2

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

4
100
.A3





HEINRICH. ADRIAN.
GRAF von BORKE.
geb. 1725. zu Stettin.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des acht und vierzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churſächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1781.

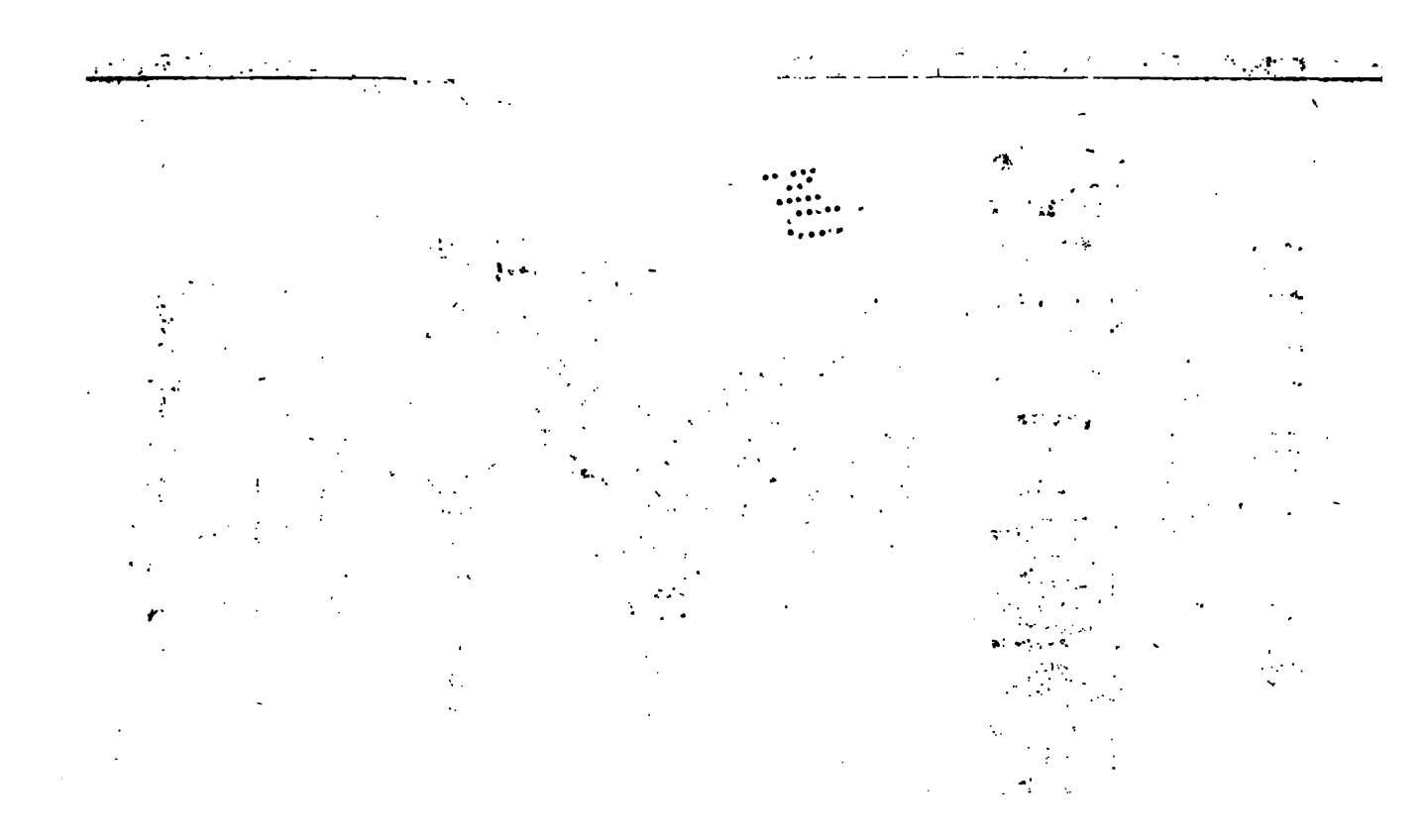
HEINRICH. ADRIAN.
GRAF VON BORKE.
geb. 1715. zu Stettin.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des acht und vierzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churſächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1781.



Faculty Research Prof
2-27-31
21364

Verzeichniß

der im erſten Stücke des acht und vierzigſten Bandes recenſirten Bücher.

I. *J. D. Michaelis* ſpicilegium geographiae hebraeorum, P. II. 3
II. H. S. Reimarus Abh. von den vornehmſten Wahrheiten der natürl. Religion. 5te Aufl. 29

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Br. eines reiſenden Juden über den gegenwärtigen Zuſtand des Religionsweſens. 4te Aufl. 49
J. C. Pfenningers chriſtl. Magazin. 2 St. 57
Neue Beylage zum 4ten Th. der Lavater. Ausſichten in die Ewigkeit. 61
Philoſ. und theol. Aufſätze. 2ſt St. 62
C. Lavaters — Urtheile über Hrn. C. R. Steinbarts Syſtem des reinen Chriſtenth. mit Zuſätzen von D. J. S. Semler. 70
D. Th. C. Lilienthals gute Sache der in der h. Schrift enthaltenen göttl. Offenbahrung, 16r Th. 3te Lief. 78
G. C. Silberſchlags Ruf zum Predigtamt. 80
Auszug der Unterweiſung zur Glückſeligk. nach d. Lehre J. 2te Aufl.
Verſ. eines — Religionsunterrichts — nach den Grundſ. und der Lehrfolge des Heidelberg. Katechiſm. 81
D. G. Niemeyers Entw. einer auserleſ. Bibliothek für angehende Prediger. 82

2. Rechtsgelahrheit.

Pütter, über das Präsentationswesen am Cammerger. 84
Unpartth. Prüfung dieser Schrift. 86
Von der, durch Erlöschung des Wilhelmin. Mannsstammes vorgegangenen Veränderung. 86
Abdruck zweyer wichtiger das Kammergerichtl. Präsentationswesen betreffenden Schreiben. 87
Materiall. zur geistl. und weltl. Statistik des niederrhein. u. westphäl. Kreises. 87
J. J. Mosers Nachtr. zu seinen Anmerk. über den Teschn. Friedensschluß. 90
Allgemeine Konkursordnung für Böheim. 90
J. A. Lenzes Bemerk. über das Erbrecht des zweyten Ehegatten. 91
J. F. C. Weissers Anl. zur Berechnung der Verwandtschaftsgrade 94
Das beste ausführbare Mittel wider den Kindermord. 95
L. v. Heß Antw. auf die Preisfrage: welches sind die besten ausführbar. Mittel, dem Kinderm. Einhalt zu thun? 96
C. C Spörls Beantwort. der Mannh. Preissr. wider den Kindermord. 98
F. May Vorbeugungsmittel wider den Kindermord. 98

3. Arzneygelahrheit.

D. C. G. Selle medicina clinica. 100
A. de Haen Heilungsmethode 2r B. mit Anss. von E. Platner. 114
M. A. Weikard verm. medicin. Schriften. 3s St. 116
Pharmacia rationalis, fasc. IV. V. VI. 122
D. Helds Ausz. aus den besten franz. period. medic. chirurg. pharmaceut. Schr. 1r B. 127
Bajon's Nachr. zur Gesch. von Cayenne und dem franz. Guiane. 2r Th. 1r Absch.
Ebend. Abh. von Krankheiten daselbst, aus dem Franz. 128
J. C. L. Schlegels medicin. Litteratur für prakt. Aerzte. 2r Th. 130

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Gedichte der Graf. Chr. u. F. L. zu Stollberg, herausgegeben von H. C. Boje 131
Dyks Taſchenbuch für Dichter u. Dichterfreunde. 12te Abth. 133
Muſen-Almanach für 1781. von *Voß* und *Gökingk*. 134
Poetiſche Blumenleſe auf das J. 1781. 134
Almanach der deutſchen Muſen auf das J. 1781. 135
Leipziger Muſenalmanach auf das J. 1781. 135
Preußiſche Blumenleſe für das J. 1781. 135
A. Pope's freundſchaftl. u. literar. Briefwechſel, 1te Abth. aus dem Engl. 136
Reichards Taſchenbuch für die Schaubühne auf das J. 1781. 138
Sinngedichte der Deutſchen. 139
Erotiſche Gedichte. 140
J. B. Michaelis poetiſche Werke. 1r B. 141
A. Walls zwey Luſtſpiele. 142
Skizzen u. kl. Geſch. von dem V. der Adolphs geſammleten Briefe. 143

5. Schöne Künſte, Malerey.

Stapart Kunſt, mit dem Pinſel in Kupfer zu ſtechen, aus dem Franz. überſ. von M. J. C. Harreperer. 145
Hiſtor. Lobſchr. auf den Ritter A. R. Mengs, aus dem Ital. von J. E. W. Müller.
Biographie des Ritters A. R. Mengs. 146
D. A. P. Velaſco Leben aller ſpan. und fremden Maler. 147
L. v. Winkelmanns Handbuch zur nähern Kenntniß alter und neuer Gemälde. 148
J. Reynolds akadem. Reden über das Studium der Malerey. 149

6. Romanen.

Roſaliens Br. an ihre Fr. Mar. v. St**. 150
Der Roman meines Lebens, 1r Th. 151
Hinterlaſſene Br. des Hrn. v. Hoffnungsreich. 152
Prinz Formoſos Fiedelbogen u. der Prinzeßinn Sanaclara Geige. 2 Th. 153

Br. eines Frauenzimmers zur Probe. 1
M. J. C. Königs Verſ. eines populären Lehrbuchs des guten Geſchmacks für Mädchen u. Jünglinge. 1
Geſch. von Ed. Bomſtons Liebe; aus dem Franz. des Hrn. J. J. Rouſſeau. 1
M. Lukretius ſonſt Votius genannt. 1
Einer jüngern Sophie Reiſe aber nicht von Memel nach Sachſen. 1r B. 2r Th. 1
Die Kutſche, eine ſatyriſche Geſchichte. 1

7. Weltweisheit.

Pſychologiſche Bemerk. in Briefen. 1
J. G. Sulzers vermiſchte Schriften. 1
Widerſprechende Fragmente neuerer Philoſophen aus ihren Schriften, aus dem Franz. 4r Th. 1
S. Heinike's Fragment über die Denkart der Taubſtummen. 1
J. A. Eberhard Sittenlehre der Vernunft. 1

8. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Der Königl. Schwed. Akademie der Wiſſ. Abh. aus der Naturlehre, überſ. von A. G. Käſtner. 35r B. 1
J. J. M. W. Mucha Anl. zur mineral. Kenntniß des Queckſilberbergwerks zu Hydria. 1
Abhandl. zur Naturgeſch. Phyſ. und Oecon. aus den philoſ. Tranſakt. 1r B. 2r Th.
Der prakt. Geſchichte europ. Naturprodukte. 6s H.
T. Knigge comment. de mentha piperitide.
C. F. von Arenswald Galanteriemineralogie.
F. C. Fabricius Betr. über die allgem. Einrichtungen in der Natur. 1
D. L. Crells chemiſches Journal. 4r 5r Th.
Hiſtoria et Comment. Academ. Elector. Scient. Theodor-Palatinae. V. IV. Phyſic.

9. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik

Staat der geſammten Tatarey.
F. C. J. Fiſcher de prima expeditione Attilae.

J.

J. C. Schmidt kurzgefaßte deutſche Kaiſer- und Reichshiſtorie. 210
J. D. Ritters älteſte Meisniſche Geſchichte. 211
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Th. Agrippa d'Aubigne. 212
M. F. W. Köhlers kurzgef. Reform. und Kirchengeſch. des churf. Bergſtädtchens S. Catharinenberg. 213
F. Brammerell Geſch. von der Kirchenreform. in der Grafſch. Hanau-Münzenberg. 214
A. J. Cäſar Beſchr. der Hauptſtadt Grätz. 215
S. A. Würdtwein ſubſidia diplomatica. 218
Die neueſte Religionsverfaſſung und Religionsſtreitigk. der Reformirten in der Unterpfalz. 218
Hiſtor. dogmat. Magazin für das Vaterland, 3tes 4tes Stück. 224

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Anhang zu den Materialien zu einer neuen Erkl. des hohen Liedes. 230
J. A. Dathii prophetae minores, edit. II. 232
Erſter Schritt nach Lat um. 237
J. G. Lindners Abh. über die Latein. Ellipſen. 238
Samml. auserleſener Br. aus Plinius, Cicero und Seneca. 2 B. 241
C. G. Antonii edit. in qua Pſalmi ad metrum revocabuntur — Specimen. 243
S. Seemiller pſalmus CXIX. 248
Judaeorum codicis S. rite ſcribendi leges, auct. J. G. C. Adler. 249
P. Virgilii Maronis opera, cura C. G. Heyne. T. II. 254

11. Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft.

1. Patriot. Gedanken, nach welchen in Niederöſterreich die — und Steuren vereinfachet werden können.
2. Gedanken über die Trankſteuer.
3. Gedanken zu einer Finanzoperation.
4. Unterredung eines niederöſter. Weinhauers.

Verzeichniß der recenſirten Bücher.

5. Ob der Soldat zu Staatsabgaben könne verpflichtet werden? 2
6. Finanzſätze theoretiſchpraktiſche. 2

12. Vermiſchte Nachrichten.

38. Schriften vermiſchten Inhalts. 2
Abhandlungen, die von der K. Dän. Geſellſch. den Preis erhalten haben. 1ſte Samml. 3

13. Erziehungsſchriften.

Fr. Gedike's praktiſch. Beytrag zur Methodik des öffentlichen Schulunterrichts. 3

Nachrichten.

Beförderungen. 3
Todesfälle. 3
Druckfehler. 3

I.

Joannis Davidis Michaelis Spicilegium geographiae Hebraeorum exterae post Bochartum. *Pars secunda.* Goettingae, sumtibus viduae Vandenhoeck. 1780. 218 Seiten in 4.

Nach dem Verlauf zehn ganzer Jahre erscheint endlich der zweyte Theil dieses gelehrten Werks! Es sollte uns leid thun, wenn der Verfasser oder Verleger in der Aufnahme des ersten Theils dieser Untersuchungen über die älteste Geographie zu wenig Aufmunterung zu ihrer respectiven Beförderung und Fortsetzung des Werks gefunden hätten: und wirklich ist es eine eigene Erscheinung, daß unsres Wissens noch keines von der Legion unsrer litterarischen Blätter, Zeitungen, und Journalen bis jetzt, da wir dieses schreiben (im Oktober 1780), der Erscheinung dieses zweyten Theils Meldung gethan hat. Um desto mehr ist es die Pflicht der allgemeinen deutschen Bibliothek, eine etwas umständlichere Anzeige von diesem Werk zu geben, das bey allem, was dabey zu erinnern seyn möchte, doch immer ein rühmliches Denkmal des Fleisses, der Gelehrsamkeit und scharfsinnigen Beurtheilungskraft seines Verfassers bleiben wird.

Ueber die Gesichtspunkte, aus denen der Verfasser das 10te Kapitel des ersten Buchs Mosis ansieht, so wie über den Gebrauch, den er von den Quellen, von so mancherley Werth, bey seinen Untersuchungen macht, auch über die zuweilen nicht ganz glimpfliche

Art, wie Bochart behandelt wird, wollen wir nichts mehr erinnern. Alles dies ist denen, für die das Werk geschrieben ist, schon aus dem ersten Theil bekannt. Aber eines möchten wir bitten — in Zukunft etwas mehr Kürze! Durch die Ausführlichkeit, die sich der Verf. bey minder wichtigen, auch so gar den allerbekanntesten Dingen erlaubt, durch die Einschaltungen so mancherley Nebenuntersuchungen, und selbst durch Wiederhohlungen dessen, was schon in andern Stellen des Werks beygebracht ist, wird die Vollendung desselben nur weiter hinausgeschoben, die Zahl der Theile und der Aufwand der Käufer vergrößert, ohne daß der etwanige Gewinn der Litteratur dabey hoch in Anschlag gebracht werden könnte. Die ersten 24 Seiten dieses Theils enthalten allein schon fünf μεταβασεις εις αλλο γενος, von denen sich eben kein großer Nutze absehen läßt! S. 4. eine Ausschweifung über Cuthan, die uns da läßt, wo wir ohnedem schon waren. S. 7—9. weitläufig von der Spelunca Sidoniorum. S. 12. eine Widerlegung des Vorgebens, daß der Name Kiriat Arba auf die Begräbnisse Adams, Abrahams, Isaaks und Jakobs in der dasigen Gegend anspiele. S. 15. über die Therebinte bey Hebron: nämlich ob die, welche Josephus und von Troilo bey Hebron gefunden, die Therebinte sey, welche in der Geschichte Abrahams vorkomme? S. 24. über den fluvius Sabbaticus der Juden. Daher kommt es, daß der Verfasser mit seiner Nachlese zu Bochart in diesem zweyten Theil erst mit dem 10ten Kapitel des ersten Buchs Mosis fertig wird: die wenigen Fragmente aus der ausländischen Geographie der Hebräer abgerechnet welche beyläufig im ersten, meistens aber im 2ten Theil eingeschoben sind. Der Rest der abzuhandelnden Namen ist noch ansehnlich: wir wünschen dem Verfasse

be

bey ſeinem herannahenden Alter dauerhafte Geſundheit, und eine Ueberwindung der Sünde, die ſo manchem Gelehrten und beſonders dem Verfaſſer anhängt, immer neue Werke anzukündigen und anzufangen, ehe die ältern, die einen großen Raum von Zeit zur Ausarbeitung fordern, geendigt ſind, damit wir kein defektes Werk behalten.

צִידוֹן V. 15. iſt dem Verf., wie andern vor ihm, das berühmte Sidon der Phönicier, das ſeinen Namen a piſcium ubertate (von צוד venari, piſcari) erhalten haben ſoll, wie auch ſchon ſeine Vorgänger angenommen haben. Neu und dem Verf. eigen iſt die Vermuthung, daß man es urſprünglich צַיְדָן (nicht צִידוֹן) ausgeſprochen habe, welches der Grammatik analoger und dem arabiſchen Namen der Stadt, صَيْدَا Saida gemäſſer ſey. Daran zweifeln wir aber. Denn die Form צִידוֹן iſt doch nicht ohne Beyſpiele, wie Simonis erwieſen hat; und wäre ſie es auch, ſo iſt ja bekannt, daß in nominibus propriis nicht immer die volle grammatiſche Analogie beobachtet wird. Steht doch auch מוֹאָב für מַאָב, und עִמּוֹן für עַמּוֹן. Endlich iſt die arabiſche Ausſprache, Saidon, gegen die, Sidon, zu jung — dieſe ſteht in den älteſten Griechen, die Verkehr mit den Sidoniern hatten, und den Namen unzähligemal von den alten Phöniciern in ſeiner wahren Ausſprache müſſen gehört haben — jene bey neuen Arabern aus dem 10ten und den folgenden Jahrhunderten. Wie oft laſſen nicht die arabiſchen Geographen in ausländiſchen Wörtern I in Ai diphtongeſciren? Und haben ſie nicht offenbar den Namen verarabiſirt? Richt

صيدون oder صيدن Saidon, ſondern mit der Wegwerfung des On, *Saida* ſprechen ſie aus.

Von der 2ten Kananitiſchen Kolonie, den Chethiten, deren Wohnſitz bey Hebron war, die bekannten Angaben. Beyläufig wird בני הענק für ein nomen appellativum erklärt, das nicht durch Kinder Enaks, ſondern durch Höhlenbewohner oder Troglodyten von عنق (intrare latibula ſubterranea) überſetzt werden ſoll, welches auch ſchon bekannt iſt.

V. 16. Von den Jebuſäern das Bekannte kurz wiederhohlt. Die Amoräer werden ihren Wohnſitzen nach etwas genauer als bey Bochart beſchrieben. Von den Gergeſnern und Cheväern V. 17. nichts Neues. Von ערקי, die ſchon bekannten Nachrichten bey Cellarius und Abulfeda. Nun das will uns nicht zu Sinne, was Hr. Michaelis zuſetzt, daß die Samaritaniſche Orthographie und Ausſprache ערוקי, Aruki, mit der des Jüdiſch-hebräiſchen Pentateuchs ערקי, Arki, ehedem gleich gewöhnlich geweſen ſey, und erſtere nur ſpäterhin auſſer Gewohnheit gekommen. Von סיני wird gegen Bochart ſehr gut erwieſen, daß ihr Wohnſitz am Libanon, und nicht an der Gränze von Aegypten zu ſuchen ſey. Wir waren immer Hieronymus Meynung zugethan, die Strabo uns ſo ſtark beſtätigte, und Hr. Michaelis mit einer ſchönen Stelle aus Breitenbach noch unterſtützt hat. Bey dieſer Gelegenheit wird von dem Verf. ein weitläuftiger Excurſus über סין und סינים Jeſ. XLIX. 12. und Ezech. XXX. 15, 16. eingerückt. Bochart, der bey סין an Peluſium dachte, wird mit den zum Theil ſchon bekannten Gründen widerlegt. Hr. Michaelis glaubt, סין in Syene wiederzufinden, und da doch

Ezech.

Ezech. XXIX. 10. XXX. 6. Syene סוֵנה geſchrieben wird: ſo dreht und wendet er ſich nach allen möglichen Künſten, um zwiſchen סִין und סְוֵנָה eine Harmonie zu erzwingen. Zuerſt ſchlägt er vor סְוֵנָה mit einem He locali zu leſen. Da aber doch noch סְוֵנָה und סִין in dem mittelſten Konſonanten verſchieden bleiben, ſo muthmaßt er, daß man wohl eine doppelte Ausſprache, folglich auch eine doppelte Orthographie von Syene gehabt habe, und daß man wohl die Konſonanten סִין mit andern Vokalen סְוֵנָה ausſprechen könne: ja vielleicht ſey gar in beyden Stellen, wo סִין geſchrieben ſey, ein Schreibefehler zu ſuchen, und richtiger סוּן zu ſetzen. Kurz, die ganze Erklärung verliehrt ihre Wahrſcheinlichkeit, da ſie ſo vieler Vermuthungen bedarf. Es läßt ſich gar nicht abſehen, wie im Ezechiel und Jeſaias סִין hätte ſollen verſchrieben, oder wie ſie hätten können auseinander falſch corrigirt werden, da die Stellen ſelbſt gar nicht parallel ſind, im Ezechiel von Aegypten ſehr beſtimmt die Rede iſt, hingegen nicht ſo beſtimmt im Jeſaias, wo bloß אֶרֶץ סִינִים ſteht. Endlich kan Syene im Hebräiſchen nicht mit einem י geſchrieben werden, wenn wir anders den ſichern Spuren des Namens, ſo wie er mit griechiſchen und arabiſchen Buchſtaben geſchrieben wird, folgen wollen. Denn bey den neuern arabiſchen Erdbeſchreibern wird er اسوان mit Vau und einem bey ausländiſchen Wörtern ſehr häufig geſetzten prosthetiſchen Eliph geſchrieben.

ארודי ſind dem Verf., wie ſeinen Vorgängern, die Einwohner von Aradus, er bringt daben eine Münze aus Dutens an, mit einer Inſchrift, die Hr. Mi-

chaelis ließt, מלך לארד rex Aradi (nach einer auch 2 Könige XIX. 13. vorkommenden Construktion), die aber Dutens falsch ausgelegt hatte. Eigen ist ihm auch die Bemerkung, daß man nicht mit unsern Punktatoren אַרְוָד und אַרְוָדִי sondern אַרְוָד und אַרְוָדִי schreiben sollte, analogisch dem אַרְוָד und אַרְוָדִי 4 B. Mos. XXVI. 17. Denn Josephus nenne den Erbauer der Stadt Ἀραδάριος, der Syrische Ueberseßer schreibe ܐܪܘܕܝ und ܐܪܘܕ und der Arabische أَرْوَدِيُّونَ. Die Punktatoren hätten die Aussprache befolgt, die jeßt noch im Orient gewöhnlich sey: denn Pokok schreibe ihn aus ihrem Munde Ruad und Shaw Rovwadde. — Und gerade der leßtern Ursache halber möchten wir die Punktation der Masorethen beybehalten. Hr. Michaelis giebt die jeßige Aussprache für neu aus: aber aus welchen Gründen? Aus keinem andern, als weil sie jeßt gewöhnlich ist. Kann sie denn aber nicht aus den alten Zeiten herabgeerbt seyn? Auf die Punktation der syrischen und arabischen Ueberseßung in den Polyglotten kommt nichts an: denn die ist unzuverläßig und schreibt sich, wie bekannt ist, von den Herausgebern der Polyglotten her, die so oft falsch punktirt haben. Der einzige etwas starke Grund ist aus der Inschrift der eben angeführten Münze hergenommen, wo ארד (ohne Vau geschrieben) nicht Arvad, wohl aber Arod אַרֹד punktirt werden kann, von deren richtigen Erklärung wir aber noch nicht überzeugt sind, da einige Züge der Legende noch Konsonanten anzuzeigen scheinen, von denen wir keine Deutung finden.

In einem neuen Excurſus wird hinter Arados, ohne nähere Veranlaſſung eine Nachleſe zu Bocharts Nachrichten von dem Tyrus am perſiſchen Meerbuſen geliefert. Einige alte Geographen leiten bekanntlich das große Weltberühmte Tyrus am mittländiſchen Meer von dieſem kleinen Tyrus am perſiſchen Meerbuſen ab, und laſſen jenes eine Kolonie von dieſem ſeyn. Dies iſt ein offenbarer Irrthum, der aus einer den Alten gewöhnlichen Verwechslung des perſiſchen Meerbuſens mit dem Arabiſchen entſtanden iſt. Nun waren die Phönicier vom Arabiſchen Meere ans mittelländiſche heraufgezogen, und wenn klein Tyrus am Arabiſchen Meerbuſen gelegen wäre, (das doch am perſiſchen nach Strabo, dem Nubiſchen Erdbeſchreiber und Niebuhr liegt) ſo hätte die Angabe noch Wahrſcheinlichkeit, daß Groß-Tyrus eine Kolonie von Klein-Tyrus ſey. Hr. Michaelis wendet alſo mit andern die Ableitung um, und hält Klein-Tyrus am perſiſchen Meerbuſen für eine Kolonie von Groß-Tyrus. Beweiſe finden wir weiter keine, als Namensähnlichkeit: da dieſe nun ſehr zufällig und z. B. von der Aehnlichkeit der Lage bey beyden entſtanden ſeyn kann, ſo tragen wir Bedenken, auf dieſe Vermuthung mit dem Hrn. Verf. eine andre zu bauen, daß die Phönicier auf dem perſiſchen Meerbuſen direkten Handel getrieben hätten. (Sunt hae coloniae, ſchreibt der Verf., ob hiſtoriam commerciorum, quae Phoenices non per Arabicum modo, *ſed et Perſicum ſinum* exercebant, notatu dignillimae). Das Gegentheil ſcheint vielmehr die Geſchichte zu ſagen. Die Produkte, welche durch den Handel auf dem perſiſchen Meere nach Tyrus auf die Meſſe kommen, welche Ezech. XXVII. 15. beſchreibt, kamen aus Daden, einer arabiſchen (keiner phöniciſchen) Kolonie auf einer Inſel im perſiſchen Meerbuſen.

chaelis ließt, מלך לארד rex Aradi (nach einer auch 2 Könige XIX. 13. vorkommenden Construktion), die aber Dutens falsch ausgelegt hatte. Eigen ist ihm auch die Bemerkung, daß man nicht mit unsern Punktatoren אַרְוָד und אַרְוָדִי sondern אַרְוֹד und אַרְוֹדִי schreiben sollte, analogisch dem אַרְוֹד und אַרְוֹדִי 4 B. Mos. XXVI. 17. Denn Josephus nenne den Erbauer der Stadt Ἀραδίους, der Syrische Ueberseßer schreibe ܐܪܘܕ und ܐܪܘܕܝ und der Arabische أَرْوَدِيُّونَ. Die Punktatoren hätten die Aussprache befolgt, die jeßt noch im Orient gewöhnlich sey: denn Pokok schreibe ihn aus ihrem Munde Ruad und Shaw Rovwadde. — Und gerade der leßtern Ursache halber möchten wir die Punktation der Masorethen beybehalten. Hr. Michaelis giebt die jeßige Aussprache für neu aus: aber aus welchen Gründen? Aus keinem andern, als weil sie jeßt gewöhnlich ist. Kann sie denn aber nicht aus den alten Zeiten herabgeerbt seyn? Auf die Punktation der syrischen und arabischen Ueberseßung in den Polyglotten kommt nichts an: denn die ist unzuverläßig und schreibt sich, wie bekannt ist, von den Herausgebern der Polyglotten her, die so oft falsch punktirt haben. Der einzige etwas starke Grund ist aus der Inschrift der eben angeführten Münze hergenommen, wo ארד (ohne Vau geschrieben) nicht Arvad, wohl aber Arod אֲרֹד punktirt werden kann, von deren richtigen Erklärung wir aber noch nicht überzeugt sind, da einige Züge der Legende noch Konsonanten anzuzeigen scheinen, von denen wir keine Deutung finden.

In einem neuen Excurſus wird hinter Arados, ohne nähere Veranlaſſung eine Nachleſe zu Bocharts Nachrichten von dem Tyrus am perſiſchen Meerbuſen geliefert. Einige alte Geographen leiten bekanntlich das große Weltberühmte Tyrus am mittländiſchen Meer von dieſem kleinen Tyrus am perſiſchen Meerbuſen ab, und laſſen jenes eine Kolonie von dieſem ſeyn. Dies iſt ein offenbarer Irrthum, der aus einer den Alten gewöhnlichen Verwechslung des perſiſchen Meerbuſens mit dem Arabiſchen entſtanden iſt. Nun waren die Phönicier vom Arabiſchen Meere ans mittelländiſche heraufgezogen, und wenn klein Tyrus am Arabiſchen Meerbuſen gelegen wäre, (das doch am perſiſchen nach Strabo, dem Nubiſchen Erdbeſchreiber und Niebuhr liegt) ſo hätte die Angabe noch Wahrſcheinlichkeit, daß Groß-Tyrus eine Kolonie von Klein-Tyrus ſey. Hr. Michaelis wendet alſo mit andern die Ableitung um, und hält Klein-Tyrus am perſiſchen Meerbuſen für eine Kolonie von Groß-Tyrus. Beweiſe finden wir weiter keine, als Namensähnlichkeit: da dieſe nun ſehr zufällig und z. B. von der Aehnlichkeit der Lage bey beyden entſtanden ſeyn kann, ſo tragen wir Bedenken, auf dieſe Vermuthung mit dem Hrn. Verf. eine andre zu bauen, daß die Phönicier auf dem perſiſchen Meerbuſen direkten Handel getrieben hätten. (Sunt hae coloniae, ſchreibt der Verf., ob hiſtoriam commerciorum, quae Phoenices non per Arabicum modo, *ſed et Perſicum ſinum* exercebant, notatu digniſſimae). Das Gegentheil ſcheint vielmehr die Geſchichte zu ſagen. Die Produkte, welche durch den Handel auf dem perſiſchen Meere nach Tyrus auf die Meſſe kommen, welche Ezech. XXVII. 15. beſchreibt, kamen aus Daden, einer arabiſchen (keiner phöniciſchen) Kolonie auf einer Inſel im perſiſchen Meerbuſen.

צְמָרִי ſpricht unſer Verfaſſer צֶמֶרִי aus, weil er es mit dem Arabiſchen ضُمْر جَبَل vergleicht. Er tritt dem Shaw in der Erklärung bey, der die Stadt Sumrah, von der er noch anſehnliche Steinhaufen geſehen hat, auf צמרי anwandt. Sie ſchickt ſich auch zur Lage der vorigen Kolonien; denn Sumrah, oder Semyra der Alten, liegt nicht weit ab vom Flüßchen Eleutherus.

חמתי ſucht Hr. Michaelis, wie billig, mit einigen ſeiner Vorgänger in dem Hamath, das noch jetzt dieſen Namen trägt, und von den Griechen Epiphania genannt worden iſt.

V. 21. macht dem Verf. viel zu ſchaffen. Doch iſt, dünkt uns, ein Theil der Schwierigkeiten vergröſſert, wenigſtens in der erſten Hälfte des V. Warum ſoll gerade überſetzt werden: und dem Sem wurde auch Er gebohren? Das Auch iſt in dieſem Falle freylich überflüßig und ſchleppend, da voraus noch keine Söhne Sem's genannt worden waren. Aber warum nicht lieber gegen die Accente: „Auch Sem hatte Nachkommen: er iſt der Vater u. ſ. w.„ Das Auch bezieht ſich dann auf Japhet und Ham, deren Nachkommen bisher waren aufgezählt worden. Wahr iſt es freylich, daß die gewöhnliche Conſtruktion nach der gegebenen Ueberſetzung ſeyn würde וגם לשם ילד: aber daß גם hinten nach geſetzt wird, iſt doch auch nicht ganz fremd. Schwerer iſt aber auch uns das אחי יפת הגדול. Vielleicht ſind dieſe Worte, vielleicht iſt der ganze V. eine Gloſſe.

עילם V. 22. wird mit Elymais verglichen, wie auch ſchon Bochart gethan hat: nur beſtätigt es der

Verf.

Verf. mit einer Stelle aus Aſſeman Bibl. Orient. T. III. p. 419. Einiges andre hätte vielleicht auch noch aus T. III. P. II. p. 477. zur Erläuterung genommen werden können.

Von אשור nichts neues, auſſer die auch ſchon anderwärts vorgetragene Entſcheidung, daß Adjabene بمنه oder بمنه? geſchrieben werden muß, wofür der Talmud und die Rabbinen nach einem ihnen gewöhnlichen Fehler, bald הדייב, bald חדייב, bald aber richtig חדייב ſchreiben.

ארפכשד erklärt der Verf. wegen der V. 24. und 1 B. Moſ. XI. 12—26. folgenden Genealogie von Arphachſad für einen Manns- nicht für einen Stadt- oder Völkernamen. Er tritt Hrn. Schlözer bey, der in ſeiner allgemeinen Nordiſchen Geſchichte ſchon die Vermuthung äuſſerte, daß er urſprünglich ein Länder- und kein Mannsname möge geweſen ſeyn, ſondern Gränze von Chaldäa (كرك terminus, finis und כשד Chaldaea) bedeutet habe. Auch Hr. Michaelis überſetzt ihn terminus Chaldaeorum, und ſchlägt zu dem Ende eine andre Punktation אַרְפַּכְשַׂד, Arphcheſed oder Arphchasd vor, und vermuthet, daß der Mann Arphachſad von dem Wohnplatz an den Gränzen von Chaldäa, der einem Theil ſeiner Nachkommen, beſonders demjenigen, von welchen Abraham abſtammte, zu Theil geworden, ſeinen Namen nach ſeinem Tod bekommen habe.

Von dieſer Erklärung des Namens Arphachſad nimmt der Verf. Veranlaſſung zu einer Ausſchweifung über die alte Geſchichte der Chaldäer, die bey aller ihrer Gelehrſamkeit, für uns doch noch nicht die

gehö-

gehörige Evidenz hat. Wir wollen kürzlich den Hauptinhalt der hier vorgetragenen Unterſuchungen angeben. Chaldäer überhaupt ſind als Volk alt; denn ſchon zu Abrahams Zeiten ſind ſie berühmt: aber Chaldäer in Babylon ſind neu. Urſprünglich wohnten ſie in Chalybien am Pontus Euxinus. Οἱ νυν χαλδαιοι χαλυβες το παλαιον ωνομαζοντο ſagt Strabo S. 826 oder 549. Jeremias beſchreibt die Chaldäer auch als ein nördliches Volk, (Kap. I. 14. IV. 6. VI. 1. u. ſ. w.) und rühmt das Eiſen der Chaldäer, (Jerem. XV. 12.) und Chalybien war nach dem Strabo wegen ſeiner ergiebigen Eiſenbergwerke berühmt. Endlich Babylon iſt nach 1 B. Moſe X. von Cuſchiten erbaut, bewohnt und beherrſcht worden, und Jeſ. XXIII. 13. 14. beſchreibt Chaldäer um Babylon als eine neue Kolonie, welche die Aſſyrer in dieſe Gegend verpflanzt hätten. Alſo, zwiſchen Jeſaias und Jeremias, vielleicht unter der Regierung des Manaſſe, ſehen die Chaldäer aus Chalybien aufgebrochen, hätten ſich mit ihren Brüdern, die ſchon vorher in der Nähe von Babylon ihren Sitz genommen hatten, vereinigt und nach mancherley Siegen ſich auch Babylons bemächtigt. Davon rede Habak. I. 5. 6. weil er die Chaldäer gegen Oſten, d. i. in Aſſyrien oder Medien einfallen laſſe. Und hiermit ſtimme auch die Profangeſchichte überein, welche gerade um dieſe Zeit Scythen über Aſſyrier und Meder herfallen laſſe. (Herodot. I. c. 103 — 106. vergl. Uſſerius I. c. 104.) In den Scythen der Griechen könne niemand die Chaldäer verkennen; ſie beſchreiben ihre Scythen als ein beritтenes Volk, und ſo auch Jeremias und Habakuk die Chaldäer (Kap. I. 8); Herodot führe ſeine Scythen von Kolchis aus, alſo aus der Nachbarſchaft des Pontus Euxinus, oder dem Vaterland der Chaldäer,

Cha-

Chalybien; endlich die Namen, Verwechſelung — Chaldäer in Scyther — ſey eine Folge der griechiſchen Weltignoranz, die ein jedes, entferntes und nicht näher bekanntes Volk mit dem allgemeinen Namen der Scythen belegt habe. Die älteſte Sprache der Chaldäer ſey nicht Aramäiſch, (d. i. nicht ſyriſch oder mit der Sprache im Daniel, Eſra und den Targumim verwandt) ſondern ganz ausländiſch: ſelbſt Jeremias unterſcheide Chaldäer und Aramäer (Kap. XXXV. 11). דת edictum, ſententia judicialis, lex, Daniel II. 9. 13. könne nicht wohl der Grammatik wegen mit דעת verglichen werden, ſondern mit dem Perſiſchen ىلد *Dad*, juſtitia, aequitas, oder mit dem Armeniſchen *Dat*, judicium. —

נבוכדנאצר habe keine hebräiſche Zuſammenſetzung: Tzar ſey wohl ſaviſch und bedeute dominus, Nebu der ſlaviſche Name des Himmels, und das ganze Wort ſey Nebje-kadzenyi-tzar d. i. a coelo conſtitutus dominus nach der Erklärung, die Herr Büttner dem Verf. mitgetheilt hat — u. ſ. w. Zur Beſtätigung dieſer Hypotheſen iſt noch ein Brief von Herrn Forſter, dem ältern, eingerückt, in welchem er beweiſen will, daß die Reſte der Chaldäiſchen Sprache Slaviſch, und die Slaven morgenländiſchen Urſprungs ſeyen.

Wir ſchätzen an dieſer Unterſuchung die Gelehrſamkeit des Verf., und das Verdienſt, daß ſie vielleicht unſre Geſchichtforſcher veranlaſſen wird, der älteſten Geſchichte der Chaldäer einen neuen Fleiß zuzuwidmen. Ganz neu iſt aber der Gedanke nicht, daß die Chaldäer aus Chalybien abſtammen. Schon Herrmann von der Hardt hat ihn auf ſeine Weiſe in mehreren Schriften vorgetragen. Auch Bryant hat in

ſeinen hiſtoriſchen Abhandlungen die gewöhnlichen Vorſtellungen unſrer Geſchichtbücher von den Chaldäern beſtritten; nur, da wir ſein Werk nicht bey der Hand haben, können wir nicht unterſuchen, wie nahe er den Unterſuchungen unſres Verfaſſers komme, oder wie weit er ſich von ihnen entferne. Das ſcheint der Verf. erwieſen zu haben, daß die Chaldäer in Babylon neu ſind; aber daß ihr Urſitz Chalybien geweſen, iſt uns noch nicht deutlich. Strabo, auf dem die ganze Unterſuchung beruhet, ſagt: οἱ νυν χαλδαιοι χαλυβες το παλαιον ωνομαζοντο. Nach unſerm Verf. müßte es umgekehrt heiſſen: οἱ νυν χαλυβες, χαλδαιοι το παλαιον ωνομαζοντο, und ſo will er auch wirklich ſeiner Hypotheſe zu Gefallen S. 78. in der Anmerkung leſen. Aber ſind ſolche gewaltſame Mittel zur Beſtätigung einer Hypotheſe erſt nöthig; ſo verliehrt ſie vieles an ihrer Wahrſcheinlichkeit. Auch die Stelle Jeſ. XXIII. 13. gehört nicht in die Geſchichte der Chaldäer. Will man mit Hrn. Michaelis überſetzen: „Sehet das Land der Chaldäer! dies Volk das vor kurzem kein Volk war! Aſſyrier dämmeten es ein, und ſchenkten es den Einwohnern der Wüſte: ſie verwandelten die herumirrenden Horden des Volks in ſtehende Wohnungen und baueten die Palläſte des Landes. Dies Volk hat Tyrus in Steinhaufen verwandelt — —„ ſo muß jedem Leſer von Nachdenken ſein Gefühl ſagen, daß der Excurſus des Propheten in die Chaldäiſche Geſchichte an der allerunſchicklichſten Stelle ſtehe. Geht man dann erſt zur Unterſuchung der angenommenen Auslegung: ſo verliehrt die Erklärung gar alle Wahrſcheinlichkeit. Nur zur Probe ein paar Anmerkungen. Nach der angenommenen Erklärung muß הן ארץ כשדים mit den Worten אשור ישדה לציים conſtruirt werden,

wenn

wenn die Wortfolge erträglich ſeyn ſoll, wie können zwiſchen den beyden zuſammengehörenden Sätzen: „Seht das Land der Chaldäer: und – Aſſyrer dämmten es ein„ die Worte „dies Volk, das vor kurzem kein Volk war, ſtehen? Man müßte wenigſtens, wenn es halb angehen ſollte, überſetzen: „Seht das Land der Chaldäer, des Volks, das vor kurzem kein Volk war: Aſſyrer dämmten es ein.„ — Und wollte man auch dieſe Ueberſetzung annehmen: wie kann זה העם לא היה heiſſen: dies Volk, das vor kurzem kein Volk war? das müßte im Hebräiſchen ausgedrückt werden; זה העם לא היה עם; und das letzte עם, das ein Hauptwort wäre, dürfte nicht ausgelaſſen ſeyn. Alles führt darauf, daß זה העם לא היה אשור zuſammengehöre.

Als Anhang zu dieſem Excurſus folgt noch eine Unterſuchung über אור כשדים, Ur der Chaldäer, das in der Geſchichte Abrahams vorkommt. Der Verf. verwirft alle bisher von Alten und Neuen vorgetragene Erklärungen davon; und ſchließt, ohne ſelbſt etwas gewiſſes anzugeben, mit den Fragen: Quid? ſi אור כשדים, *ignis Chaldaeorum*, celebris aliquis ſacerque habitus ignis fuerit, naphthae fontes aeternum depaſcens, a Chaldaeis cultus? forte is ipſe unus omnium nobiliſſimus ad urbem Baku? Haecne Abrahami patria? inde evocatus? Non ſententiam dico, non adſevero, ſed interrogo.

Nun zu Geneſ. X. zurück. לוד ſollen nicht die Lydier ſeyn, die in den älteſten Zeiten Mäoner hieſſen: Hr. Michaelis möchte in לוד die Indier finden: aber fühlte ſelbſt, daß die Künſte, die vorher anzuwenden wären, um Lud in Indier zu verwan-

deln, zu verwickelt ſind, als daß die Vermuthung Wahrſcheinlichkeit hätte. — Hingegen, die לודים, welche als Miethſoldaten der Aegyptier und Tyrier Jer. XLVI. 9. Ezech. XXVII. 10. XXX. 10. vorkommen, hält der Verf. für Lydier, weil man wirklich findet, daß Jonier und Karier, alſo Nachbaren der Lydier, den Aegyptiern als Miethſoldaten gedient haben. Herodot. B. I. §. 152. 154. 163. B. III. §. 11.

Von ארם die bekannten Nachrichten: dabey nimmt Hr. M. zurück, was er ehedem geleugnet hatte, daß Armenien zuweilen auch Aram heiſſe, und iſt geneigt, Amos IX. 7. von Armeniern am Fluſſe Cyrus zu verſtehen.

Vers 24. ערץ wird mit Bochart vom Thale Algutta الغوطه bey Damaſkus, das eines der vier Paradieſe der Araber iſt, erklärt. Auch vertheidigt der Verfaſſer bey dieſer Gelegenheit die Meynung, daß die Scene des Buchs Hiob in dieſes Thal verlegt werde. Uns iſt dieſe Meynung immer ſehr unwahrſcheinlich geweſen und ſelbſt durch dieſe neue Vertheidigung nicht wahrſcheinlicher geworden. Es iſt wahr, ערץ kann mit الغوطه verglichen werden; und die es läugnen, wie letzthin Döderlein, thun es entweder aus Partheylichkeit für eine andre Meynung, oder aus allzueingeſchränkter Bekanntſchaft mit dem Verhältniß der morgenländiſchen Dialekte untereinander. Allein nichts zwingt uns beym Hiob an dies Thal zu denken: vielmehr da alle Freunde Hiob's entweder aus Idumäa ſelbſt, oder aus der Nachbarſchaft davon her ſind; ſo würde der Dichter ſehr unglücklich in der Wahl ſeiner Scene geweſen ſeyn, wenn er die Gegend um

Da-

Damaſkus dazu gewählt hätte, von der bey ihrer Entfernung von Edom die Nachricht von Hiobs Unfällen äuſſerſt ſchwer und nur ſehr ſpät, beſonders bey der geringen Verbindung, in der die Länder in ſo alten Zeiten untereinander ſtunden, an ſeine Freunde hätte kommen können, und zu der die Reiſe derſelben viele Zeit erfordert hätte. Hingegen עוץ in Idumäa hat ſo viele Beſtätigungen für ſich! Nach Klagelieder IV. 21. lag dort ein עוץ. Hr. Michaelis will zwar in dieſer Stelle nicht בת אדום und יושבתי בארץ עוץ für zwey ſynonyme Namen von Idumäa nehmen, ſondern verſteht Edomiter, die ſich in das Thal Guta gezogen, und dort häuslich niedergelaſſen haben, darunter. Um Edomiter in dieſem Thal finden zu können, nimmt er (nicht wegen eines ausdrücklichen Zeugniſſes der Geſchichte, ſondern nach einer bloſſen Vermuthung, offenbar bloß um ſeine Meynung von עוץ als Thal Guta durchzuſetzen) an: daß wohl, nachdem die Aſſyrer dem Reich von Damaſkus ein Ende gemacht und die Landeseinwohner anderwärts hin verpflanzt hatten, die Edomiter ihr ſteinigtes Idumäa mit dieſem herrlichen Thal würden vertauſcht, und ſich dort eben ſo niedergelaſſen haben, wie ſpäterhin in Paläſtina, nachdem es durch Nebukadnezar ſeiner Einwohner beraubt worden ſey. Er überſetzt daher die genannte Stelle des Jeremias: laetamini de noſtris malis, Idumaei, jam beati, jam alienis etiam terris et paradiſo Damaſcenes potiti. Aber was für Supplemente aus bloſſen Vermuthungen muß nicht die Geſchichte erſt erhalten, ehe dieſe Erklärung feſtgeſetzt werden kann! Wird ſie wohl dadurch wahrſcheinlich? Und warum ſollte nicht bey Jeremias an das eigentliche Edom gedacht werden können? „Weil

damit der Dichter geſagt haben würde: *habitans in terra Seir.*„ Konnte denn aber nicht Edom ſo gut von Uz, dem Enkel Seir's (1 Moſ. XXXVI. 20. 28. 1 Chron. I. 38–42.) als von Seir benannt werden? Die erſtere Benennung von Uz iſt überdies dichteriſcher, weil ſie ſeltener iſt, als die von Seir. — Und daß auch dieſe im Hiob verſtanden werden müſſe, verlanget der Umſtand, daß die Freunde Hiobs entweder aus Idumäa ſelbſt oder aus der Nachbarſchaft davon gebürtig ſind. Auch wird Hiob durch eine alte Tradition, die der griechiſchen Ueberſetzung der 70 Dollmetſcher angehängt iſt, nach Idumäa verſetzt, die für dieſe Meynung eben ſo gut angeführt werden darf, als Hr. Michaelis die Sage für die ſeinige anführt, daß Hiobs Grab in der Gegend von Damaſkus geweſen ſey. Endlich ſteht dieſer Meynung nicht nur der Inhalt des Buchs ſelbſt nicht entgegen, ſondern alles harmonirt vortrefflich damit. Hiob wird als ein unter den Arabern berühmter Mann geſchildert, und Idumäa gehörte zu Arabien; er wird als ein cultivirter Mann vorgeſtellt, und die Bibel ſpricht mehrmals von der Weisheit Edoms, z. E. im Obadias. Die Sitten des Buchs ſind wie ſie bey Edomitern, d. i. bey Nachkommen Abrahams zu erwarten ſind. Gaſtfreundſchaft iſt die höchſte Tugend; die Gerichte werden unter den Thoren gehalten; die Thore ſind der Ort der freundſchaftlichen Zuſammenkünfte; jeder bereitet ſich Speiſe und Trank ſelbſt u. ſ. w.

חול iſt im Samaritaniſch-Hebräiſchen Pentateuch חויל geſchrieben. Bey Chavil denkt der Verfaſſer an ein drittes Chavila, von dem verſchieden, das Geneſ. X. 7. 29. vorkommt, und wäre geneigt es an dem Araxes zu ſuchen, deſſen Anwohner von den Ruſſen

noch

noch jetzt Chwalinzi genannt werden, so wie auch ihnen das Kaspische Meer Chwalinskoye More heißt. In Chwalinzi soll חויל und auch חוילה, das 1 B. Mose II. 11. in der Beschreibung des Paradieses vorkommt, stecken. — Die Masorethische Lesart erklärt der Verf., aber etwas zweifelhaft, von Cölesyrien des Plinius (V. c. 12. §. 13), das noch vo Damaskus abgesondert wird. Er gründet sich hauptsächlich auf die Bedeutung cavitas, vallis, welche חול im Chaldäischen hat und vermuthet, daß חיל der gewöhnliche Name von Cölesyrien zu Josephi Zeiten gewesen sey. Denn 1 Maccab. III. 13. müsse חיל im hebräischen oder chaldäischen Text gestanden haben, weil die 70 Dollmetscher ἄρχων τῆς δυνάμεως (חיל) Συρίας und Josephus Alterth. XIII. 7. 1. ὁ τῆς κοιλῆς (חיל) Συρίας στρατηγος übersetzen, und letzterer habe bey חיל סוריה kein Bedenken, an Cölesyrien zu denken. — Doch wäre der Verf. auch nicht abgeneigt zu vermuthen, daß κοιλη in dem Namen κοιλησυρία aus dem Hebräischen חיל entstanden, und dasselbe vergriechischirt worden wäre, (vielleicht wie ירושלים in Ιεροσολυμα, u. s. w.) — So giebt denn eine Vermuthung die andere!

Von dem dunkeln und unbekannten גתר nichts weiter, als daß es vielleicht in Cilicien zu suchen sey, weil es neben Cölesyrien stehe. Nur Schade — der Verf. muß es bey der Vermuthung bewenden lassen, und weiß selbst keine Spur dieses Namens in Cilicien anzugeben.

משׂ, wie Bochart, das Masische Gebirge bey Nesibis, von dem der Fluß Hirmas entspringt, der durch Nesibis fließt; nur fügt Hr. Michaelis noch aus

Aſſemans Bibliothek (die zu Bocharts Zeit noch nicht vorhanden war) hinzu, daß der Moſaiſche Name Maſch noch im Namen des Fluſſes, der vom mons Maſius entſpringt, übrig ſey, in نهر ماشو oder نهر ماشى, der Fluß Maſchu oder Maſchi. Selbſt der Arabiſche Name des Fluſſes هرماس Hirmas iſt aus Neharmaſch abgekürzt. Auf dieſem Gebirge iſt alſo das Aramaea Neſibena zu ſuchen, mit deſſen König Hadadeſer David einen Krieg hatte.

V. 25. פלג, ein Name, der auf die Geſchichte der Zeit, da der Mann lebte, anſpielt, iſt demſelben erſt nach ſeinem Tod, vielleicht erſt lange nachher gegeben worden, nach einer den Morgenländern nicht ungewöhnlichen Weiſe die Namen berühmter Männer nach ihren Schickſalen, oder ihrer Zeitgeſchichte noch nach ihrem Tode zu ändern. So auch יקטן. Vielleicht wurde er von Klein ſeyn (קטן) genannt, weil zu ſeiner Zeit die Lebenslänge der Menſchen um die Hälfte geſunken war; der Arabiſche Name Joktans, Kachtan قحطان, möge vielleicht bloß eine Ueberſetzung des Hebräiſchen ins Arabiſche und von قحط abzuleiten ſeyn, deſſen Bedeutungen inhibita fuit, defecit pluvia, ſiccitate anni laboravit u. ſ. w., auf den Begriff der Abnahme zu führen ſchienen. Der Verf. baut auf dieſe Bemerkung die Erklärung mancher der nächſtfolgenden Namen; auch dieſe finde man in Arabien nicht immer deutlich genug wieder, weil die Hebräiſchen ins Arabiſche überſetzt wären.

אלמודד ſollen die Ἀλλουμαιωται des Ptolemäus nicht ſeyn, wie Bochart wollte: doch hatte auch der Verf. nichts, das er an ſeine Stelle hätte ſetzen können. Nur das begreifen wir nicht, wie der Verf. ſchreiben mochte: Vera aut veriſimilior ſi eſſet, parum tamen profeciſſemus, ſitum Allumaeorum ignorantes, (die Alten geben ihn doch einigermaſſen an): nihil certe in geographia profecimus, ſola veterum nomina habentes, ſed id modo ſcimus, quod recentiores viderunt, deſcripſeruntque adcuratius, quam veteres aut ſolebant, aut potuerunt in illa mathematum infantia. So müßten ja viele weitläuftige Unterſuchungen des Verfaſſers dahin ſtürzen; die auch bloß auf alte Schriftſteller gegründet ſind. Würde wohl der Verf. auf einmal ſo ungläubig geworden ſeyn, wenn ihn nicht der Eifer des Widerſpruchs gegen Bochart hier, wie an manchen andern Stellen, geleitet hätte!

Von שלף, nach Bochart Salapeni, eine Wiederhohlung aus Bochart, untermiſcht mit einigen Zweifeln. — חצרמות, das bekannte Hadramaut حضرموت, mit Bochart. Nur wundern wir uns, warum der V. die maſorethiſche Punktation חַצַרְמָוֶת, die offenbar falſch und aus dem den Punktatoren gewöhnlichen Fehler entſtanden iſt, die mit מות ſich ſchlieſſende Worte, (wie שדמות, צלמות) für aus מָוֶת zuſammengeſetzte Wörter anzuſehen, nicht der arabiſchen und griechiſchen Ausſpache (Ἀδραμυται, und حَضْرَمَوْت Hadramaut, oder Hadrmut) gemäſſer in חַצַרְמוֹת geändert hat.

ירח findet sich in Arabien nicht; Michaelis tritt darinn Bochart bey, daß ירח Mond ins Arabische übersetzt seyn möge; nur will er nicht die Allilaeos (بني هلال von هلال Mond) darunter verstehen, weil sich in Hadramaut, wo ירח zu suchen ist, ein Chob al Camar und Gebal Camar (غب القمر ora *lunae*, und جبل القمر mons *lunae*) nahe bey der Stadt Schorma nach dem Nubischen Erdbeschreiber findet.

הדורם bleibt dem Verf. dunkel. Hingegen אוזל ist gewiß Sanaa, wie Bochart schon anmerkte. Bey dieser Gelegenheit ist eine Untersuchung über Ezechiel XXVII. 19. angestellt. Der Verfasser liest dort, wie Bochart, mit einigen Alten מאוזל, so wie er mit Bochart יון für die Jemanische Stadt hält, welche nach Giggeus arabisch يوان geschrieben wird. Von ודן hat er die eigene Vermuthung, daß es als Nomen appellativum, Arab. وادان, zwey Flüsse bedeute (von Vad, ein Fluß) und mit مدينة النهرين (Medinat al naharain, Stadt mit zwey Flüssen) übereinkomme. So wird aber nach Abulfeda Dschobla (جبلة) genannt, weil es an zwey Flüssen liegt. Nach der Stelle Ezechiels würde also aus der Gegend von Sanaa verarbeitetes Eisen (ברזל עשות ferrum fabricatum (in laminas gladiorum) von עשה fabricare) nach Tyrus gebracht. Das ist nun den Nachrichten der Griechen zuwider, nach welchen das glückliche Arabien einen großen Mangel am Eisen hatte.

te. Allein auch hier fabeln ſie, und aus Niebuhr beweißt der Verf. ſehr gut das Gegentheil. Doch dünkt uns wäre es nicht einmal nöthig, daß das glückliche Arabien um der Stelle Ezechiels willen Eiſenreich geweſen ſeyn müßte: das Eiſen könnte ja aus Indien gekommen ſeyn, das bey Alten und Neuen deshalb berühmt genug war. Ohnehin werden in der Stelle Ezechiels nicht lauter Waaren genannt, die die Gegend um Sanaa producirte, ſondern mit denen es handelte, und darunter ſind auch ausländiſche (z. B. indiſche) Produkte geweſen, wie Caſſia, קדה, das auch unter den von Arabien aus nach Tyrus gebrachten Waaren genannt wird.

Bocharts Erklärung von דְּקָלָה als Gegend der Minäer, weil נָּקֶל, ܨܠܐ, דְּקָלָא Palme bedeutet, und die Gegend der Minäer Palmenreich war, verwirft der Verfaſſer billig, weil man nicht weiß, warum unter mehreren Palmenreichen Gegenden in Arabien bey דקלה die Wahl gerade auf die Gegend der Minäer fallen ſoll, und vielleicht דקלה in der Bedeutung einer Palme aus dem griechiſchen δακτυλος herzuleiten, folglich in Moſe ein Wort griechiſchen Urſprungs nicht zu ſuchen iſt. — Hr. M. hätte Luſt den ſyriſchen Namen des Tigers ܕܩܠ zu vergleichen und Nachkommen Joktans in der Nähe des Tigers (ab oſtio inde Tigridis ad ſinum Perſicum degentes) zu verſtehen. חִדֶּקֶל, den Namen des Tigers Geneſ. II, leitet der Verf. non חד celer und דקל Celer Dikla, oder Celer Diklae her. —

V. 28. Bocharts Meynung von עובל wird bezweifelt; aber nichts an ihre Stelle geſetzt. — Wir

hätten gewünscht, daß dem Verfaſſer die Stelle des Nubiſchen Erdbeſchreibers nicht entgangen wäre, wo er der Stadt Ubile, die auch von andern Abila, auch Obolla genannt wird, gedenkt. Wir wiſſen nicht, ob ſie hieher gehören kann, weil wir den Arabiſchen Text des Scherif Edris nicht beſitzen, um die Orthographie nachzuſehen. Der Lage nach ſchickte es ſich hieher, auch die Gegend iſt merkwürdig. Denn die Joktaniden hatten ſich nach Moſe bis Baſſora ausgebreitet, und Uebile liegt am Schat ûl Areb, da, wo der davon benannte Kanal anfängt, der ſich bis Baſra erſtreckt, woſelbſt er ſich mit dem Kanal von Makil vereiniget. Längſt dem Kanal von Uebile ſind lauter Gärten, ja die von dieſen beyden Kanälen und dem Schat ûl Areb eingeſchloſſene Inſel, beſteht aus lauter fruchtbarem Land und Gärten. Daher iſt auch dieſe Gegend eines von den vier Paradieſen, welche die Araber in Aſien angeben. Büſching nennt und beſchreibt den Ort in ſeinem Aſien S. 211. der 2ten Ausgabe.

Bey אבימאל wird Bochart gut widerlegt, der die Malier im glücklichen Arabien in der terra aromatifera darunter verſtehen wollte, und wahrſcheinlich gemacht, daß beym Theophraſt, aus dem wir die Malier allein kennen, ſtatt Μαλι zu leſen iſt Μαιι, des Eratoſthenes Μειναιοι, oder Minäer, die bekanntlich in der terra aromatifera ihren Sitz hatten. Aber was Beſſeres wußte der Verf. nicht beyzubringen.

Wegen שבא verweißt der Verfaſſ. auf die neuern Gelehrten, die davon ſehr vollſtändige Nachrichten geſammelt haben. — אופיר ſucht er mit Bochart in Arabien, beſonders wegen V. 19. dem zufolge die genann-

nannten Abkömmlinge Joktans in Arabien ihre Wohnsitze haben ſollen. Nur getraut er ſich die Gegend nicht zu beſtimmen. (Sollten nicht Niebuhrs Bani Affer hieher gehören?) Er verwirft die Nachrichten der Alten von dem Reichthum Arabiens an Golde nicht, obgleich einzelne Umſtände Zuſätze der Fabel ſeyn möchten. Und wenn die Europäer in den neuern Zeiten weder Goldkörner im Sand, noch Goldbergwerke in Arabien gefunden hätten: ſo könne unſre Erfahrung die Alten noch nicht Lügen ſtrafen. Arabiens Reichthum an Gold könne erſchöpft werden, die Bergwerke könnten bey der Barbarey, in der das Land liege, eingegangen ſeyn. (Uns iſt nur immer das dabey bedenklich, daß auch die Arabiſchen Schriftſteller des Mittelalters von dem Gold Arabiens gar nichts wiſſen. Zu einer Zeit, wo die Wiſſenſchaften, beſonders Chemie, und andere zur Bergwerkskunde gehörige Künſte unter den Arabern blüheten, von denen ſie vor Muhammed gar keine Begriffe hatten; zu einer Zeit, wo die Araber thätiger waren als vormals — ſollten da die Bergwerke haben eingehen können? Sagt man, weil ſie erſchöpft waren — ſo iſt der Streit doch nur durch einen Machtſpruch beygelegt, und nicht ausgemacht. Sollte nicht es vielleicht der Reichthum, den das ältere Arabien durch den Handel ſich erwarb, der lange Zeit über mit Indiſchen und andern Waaren von ihnen Ausſchlußweis getrieben wurde, in den Ruf eines Goldreichen Landes gebracht haben?) Ein Ophir, auſſerhalb Arabien giebt der Verf. den Gelehrten, die dies behauptet, und daſſelbe in Afrika, Indien u. ſ. w. aufgeſucht haben (und deren iſt keine geringe Anzahl) nicht zu, und das, wie uns dünkt, mit Fug und Recht. Denn die Meynung von einem Ophir auſſer Arabien iſt auf lauter Paralogiſmen gebauet.

חוילה

חוילה ſoll nach Michaelis eines von den beyden Chaulan (خولان) ſeyn, die Niebuhr in ſeinem Arabien S. 270. beſchreibt; eines iſt das Cuſchäiſche Chavila (Geneſ. X. 7), das andere dieſes Joktaniſche. Aber welches von beyden dieſes oder jenes ſey? entſcheidet er nicht. Schon Bochart hat hier Chaulan angenommen. (Auch vor Niebuhr war ein doppeltes Chaulan nicht unbekannt: man findet beyde auf der Karte vom glücklichen Arabien, die zu La Roque voyage de l'Arabie heureuſe gehört).

Bocharts Jobaritas findet unſer Verfaſſ. auch in יובב; mit ihm vermuthet er auch, daß im Ptolomäus P in B zu ändern ſey, woraus *Jobabitae* dem hebräiſchen יובב gemäß würde.

Den ſchweren 30ſten V. erklärt der Verf., wie ſchon zum Theil aus ſeiner Bibelüberſetzung bekannt iſt, ſo: a Meſene, ad Tigridis oſtia ſita, ubi nunc Baſſora, ducenda linea ad littoralia Arabiae juxta ſinum Arabicum, Thehama Arabibus dicta, in tabula d'Anvilliana ſub hoc nomine quaerenda; quae extra hanc lineam ſunt verſus Orientem, maxime montana illa Jemenae felicia, Joctanidae habitarunt. Nämlich משא iſt Meſene der Alten; die ganze Gegend am Euphrat und Tiger unterhalb Seleucien bis an den Perſiſchen Meerbuſen heißt bey den Syrern ميشون Maiſchon, oder auch ميشون نهر Euphrates Maiſchonae, und ſo nennen ſie ſelbſt die in dieſer Gegend in ſpätern Zeiten erbaute Stadt. Der Verf. führt aus Abulfeda's Beſchreibung von Irak zwey Städte in der Gegend von Baſſora an, die auf dieſen

ſen Namen zurückführen; مَيْسَان Maiſan, und مُشَّان Muſchan. (Wir fügen noch hinzu, daß in *Herbelot* biblioth. Orient. unter dem Artikel Haſſan Albasri ein Dorf bey Baſſora mit dem Namen Maiſſan vorkommt. Ferner die Gegend, welche die Syrer Maiſchon oder Phrat De maiſchon nennen, heißt bey den Arabern دشت ميسان planities Maiſanis. Ein paar ſchöne Stellen hat hierzu Herr Eichhorn abdrucken laſſen in ſeinen monumentis antiquiſſimae hiſtoriae Arabum p. 156. Daſſelbe läßt ſich auch aus Aſſemani biblioth. Orient. T. III. P. II. p. 729. erläutern.)

סמרה iſt unſrem Verf. Thehama, und kann es ſeyn, wenn die Vorausſetzung angenommen wird, daß der Arabiſche Name Thehama, تهامة litoralia, (von تهم regio mari propinqua, תהום hebr. das Meer) im Hebräiſchen durch סמרה überſetzt ſey, indem ܣܡܪ im Syriſchen und סמר im Chaldäiſchen das Ufer bedeutet. — Inzwiſchen iſt es doch nicht ſo gar unmöglich, wie Herr Michaelis es vorſtellt, unter סמרה ظفار zu verſtehen, wenn man bedenkt, daß das ظ auch oft ſibilirend ausgeſprochen wird, (daher auch Plinius die Stadt Saphar ſchreibt) daß ſie die Hauptſtadt von Thehama iſt, und daß ſie zu Moſis Zeit von Schamar Eben Alomluch, der damals über das glückliche Arabien herrſchte, gebaut worden ſeyn ſoll. S. Hamza Hiſpahanenſis in einem von Schultens edirten unvollendeten

Werk

Werk, das auf dem Schmutztitel historia Joctanidarum betitelt ist, S. 23.

ויהי מושבם הר הקדם, zieht der Verfass. zu „Ihr Wohnplatz war das gebirgigte Land gen Osten von Mesa bis Saphar.„ Wirklich ist ein grosser Theil von Jemen gebirgigt, und heißt bey den Arabern الجبل der Berg, ohngefähr in eben dem Sinne, in dem Mose (5 Buch III. 25.) Palästina הר, einen Berg, gebirgigtes Land nennet. Der westliche Berg, oder das westliche gebirgigte Land, welchem der הר הקדם entgegen stehet, ist wirklich nach des Verf. Meynung Palästina. (Vielleicht aber wird הקדם bloß gebraucht, weil von Arabien die Rede ist, dessen Einwohner bekanntlich בני קדם heissen).

Dies ist der Hauptinhalt dieses Buchs, bey dessen Beschreibung wir hauptsächlich auf das Neue, das der Verfasser zur Aufklärung der dunkeln alten Geographie beygebracht zu haben meynt, Rücksicht genommen haben. Kleine Unrichtigkeiten haben wir viele übergangen, um nicht zu ausführlich zu seyn; mit unter auch große. Wer hätte z. E. von einem Manne, der so viel vom Gebrauch der alten Versionen spricht, der schon oft versichert hat, einstens noch einmal, wenn er mit andern schon angefangenen Arbeiten zu Ende seyn würde, eine Einleitung in das Alte Testament zu schreiben, und der schon einigemal in seiner orientalischen Bibliothek die Ignoranten gescholten hat, welche die syrische Version für eine Tochter der LXX halten, oder ehedem gehalten haben — erwarten sollen, daß er S. 146. die Arabische Version der fünf Bücher Mosis vom Saadias „aut totam ex Grae-

Graeco confectam aut mixtam, nennen, weil ſie viele Stücke aus dem Griechiſchen enthalte! Es iſt nicht möglich, daß der Verfaſſer ſie kritiſch geprüft hat!

Fw.

II.

Herman Samuel Reimarus, Profeſſors in Hamburg, Abhandlungen von den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion. Fünfte Auflage, durchgeſehen und mit einigen Anmerkungen begleitet von Joh. Alb. Hinr. Reimarus, der Arzeneygel. Doktor. Hamburg, bey Bohn. 1781.

Die Erſcheinung dieſer neuen Auflage eines Buchs, deſſen Geiſt in mehr als einer Betrachtung der Antipode unſerer dermaligen leichten und galanten Art zu philoſophiren iſt, giebt einen angenehmen Beweis ab, daß die Freunde ernſter und zugleich gründlicher Unterſuchungen noch nicht ganz unter uns ausgeſtorben ſeyn müſſen. Wir wünſchen unſerm Vaterlande Glück dazu, und zweifeln nicht, daß die abermalige Auflage dieſes gemeinnützigen Buchs viel dazu beytragen werde, den Geſchmack an ſolchen Unterſuchungen unter uns zu erhalten.

Der Inhalt dieſes trefflichen Werks iſt eben ſo bekannt, als der Werth deſſelben längſt entſchieden iſt. Jenen alſo erſt jetzt anzeigen und dieſen erſt jetzt erweiſen zu wollen, würde ein doppeltes gleich überflüßiges Geſchäft ſeyn. Statt deſſen alſo ſchränken

ken wir uns lediglich auf eine kurze Anzeige der verbeſſernden Zuſätze und Anmerkungen ein, welche der würdige Sohn des verdienſtvollen Verfaſſers bey dieſer neuen Auflage aus ſeinem eigenen philoſophiſchen Ideenvorrathe hinzugefügt hat. Es iſt ein angenehmer Anblick, Vater und Sohn, von gleicher Wahrheitsliebe beſeelt, ſo Hand in Hand gelegt auf einem und eben demſelben Wege der wichtigſten Unterſuchung fortſchreiten zu ſehen. Jetzt bitten wir unſere Leſer, ihre Augen vorzüglich auf den Sohn zu richten, um zu bemerken, wie er die von ſeinem Vater gebrochene Bahn noch mehr zu ebenen und zu berichtigen ſucht.

Zuerſt hat derſelbe eine Vorerinnerung von dem Daſeyn Gottes und der menſchlichen Seele *) vorangeſchickt. Eine gründliche, leſenswürdige Abhandlung, in welcher der Verfaſſer auf die vorzüglichſten philoſophiſchen Bedürfniſſe unſerer Zeit zweckmäßige Rückſicht genommen hat! Es wird der Mühe werth ſeyn, den Hauptinhalt derſelben auszuheben und mit einigen Anmerkungen zu begleiten.

Der ſeel. R. ſtützte, mit andern Philoſophen, ſeinen Hauptbeweis von dem Daſeyn einer ewigen ſelbſtſtändigen Urſache aller Dinge auf die Behauptung: daß die Welt irgend einmal einen Anfang müſſe genommen haben. Nun ſind aber bekanntlich von jeher und beſonders in neuern Zeiten gegen dieſe Behauptung gar beträchtliche Einwürfe gemacht worden, welche nach dem Urtheile unpartheyiſcher und ſachverſtändiger Wahrheitsforſcher bis hieher unwiderlegt geblieben ſind. Es ſchien daher mit Recht bedenklich, eine dem Menſchen über alles wichtige Wahrheit — die Wahrheit, daß ein Gott ſey — noch fernerhin auf

*) Dieſe Vorerinnerung wird auch beſonders ausgegeben.

auf einem Grunde beruhen zu laſſen, den die beſagten Einwürfe, wo nicht gänzlich umgeworfen, doch äuſſerſt wankend und unzuverläßig gemacht haben. Der Herausgeber hielt es daher für nöthig, den Beweis von dem Daſeyn Gottes auch auf den Fall zu erweitern, wenn man gleich die Welt, oder die Reihe aller Dinge, als unendlich und ohne Anfang anzunehmen, ſich genöthiget ſehen ſollte. Damit aber jeder Leſer in den Stand geſetzt würde, die Schwierigkeiten, womit die Lehre von dem Anfange aller Dinge, oder von der Schöpfung, beladen iſt, nach ihrem ganzen Gewichte zu ſchätzen: ſo hat der Verf. ſo wohl das, was dafür, als auch das, was dawider geſagt werden kann, mit einer Unpartheylichkeit auseinandergeſetzt, welche ſeiner Wahrheitsliebe Ehre macht. Wir wollen ihm Schritt vor Schritt folgen.

Der bisherige Hauptgrund wider die Möglichkeit einer unendlichen Reihe endlicher Dinge, den unſer Verf. in ſeiner ganzen Kraft darzulegen und durch eine ſinnreiche Stellung noch mehr zu verſtärken geſucht hat, iſt folgender: „Was ſich von einer jeden Succeſſion ſagen läßt, das läßt ſich auch auf die Zeitfolge oder auf die ganze Dauer der Welt anwenden. Es ſey alſo die Reihe aller Tage, welche bis auf den heutigen Tag auf einander gefolgt ſind, xb:

x——————b——————c

Dieſe Reihe iſt übers Jahr bis c ohnſtreitig um 365 Tage vermehrt, folglich um ſo viel länger, als dieſes bc beträgt. Wenn man nun rückwärts von b oder c gegen x rechnet: ſo muß doch von b nach x eben ſo lang, als von x nach b, und ſo auch von c nach x eben ſo lang, als von x nach c ſeyn, weil ein jedes ſich ſelber gleich iſt. Man muß alſo geſtehen, daß cx um

ſo viel, als bc beträgt, oder um 365 Tage länger, als bx, und folglich im Rückrechnen ſowohl, als im Vorwärtsrechnen, dieſe wirklich exiſtirende Zahl um ſo viel vermehrt worden ſey. Wo aber Eins weiter hinausreicht, als das Andere, da muß bey dem Kürzern eine Gränze (terminus) zugeſtanden werden, über welche die größere Zahl hinausreichet: folglich müßte in x, ob wir es gleich nicht abſehen können, eben ſowohl als in b oder c eine Gränze ſeyn, über welche ſich eine längere Reihe hinzählen lieſſe.„

Unſer Verfaſſer — vermuthlich um ſeine Unpartheylichkeit zu beweiſen und um der Urtheilskraft ſeiner Leſer Raum zu geben, ſich durch eigene Thätigkeit zu üben — läßt dieſen ſtrengſcheinenden Beweis auf ſeinem Werthe oder Unwerthe beruhen, ohne uns einen Fingerzeig auf den logikaliſchen Fehlſprung zu geben, der darinn begangen wird. Ja, er treibt ſeine Freygebigkeit gegen die Vertheidiger der dadurch zu beweiſenden Meynung von einem erſten Anfange aller Dinge ſo weit, daß er ihnen noch einige recht ſcharfſinnig erdachte Gründe an die Hand giebt, womit ſie dieſen baufälligen Beweis einſtweilen unterſtützen und vor einem plötzlichen Einſturze ſichern könnten. Man höre:

„Will man, ſagt er, den obigen Schluß umkehren und behaupten — er müſſe falſch ſeyn, da er ein Gleiches von der noch künftigen Reihe beweiſen würde, die doch unſtreitig in der Möglichkeit unendlich ſey, und die durch das vergangene Jahr eben ſo um 365 Tage verkürzt, als die vergangene Reihe dadurch verlängert wäre; ſo paßt doch dieſe Vergleichung nicht. Denn dieſe künftige unendliche Reihe exiſtirt nie, kann nie vollkommen exiſtiren; in jedem noch fernen Punkte bleibt wirklich immer eine Gränze. Folglich kann

die

die Möglichkeit einer anfangsloſen Reihe nicht aus der Möglichkeit einer endloſen Fortdauer begreiflich gemacht werden: denn das Ende iſt in der letztern eigentlich nur unbeſtimmt: was aber ſchon vergangen iſt, das iſt, da es wirklich exiſtirt hat, vollkommen beſtimmt, nichts mehr und nichts weniger.„

Man muß geſtehen, daß der Verfaſſer, der, wie aus dem Folgenden erhellet, ſelbſt durch triftige Gründe bewogen worden iſt, der Meynung von dem anfangloſen Daſeyn des Weltalls beyzutreten, hier gerade das Gegentheil von demjenigen Verfahren bewieſen hat, welches unſere Polemiker zu beobachten pflegen. Man weiß, daß dieſe ihre Gegner erſt an ihren ſtärkſten Gliedmaaßen zu lähmen ſuchen, um den darauf erfochtenen leichten Sieg der Vorzüglichkeit ihrer Waffen zuzuſchreiben. Unſer V. hingegen giebt den Seinigen noch beſſere Waffen in die Hände, als ſie hatten, und läßt ſie ihnen unbeſchädigt: ein Beweis, daß es ihm nicht um Sieg für ſich, ſondern für die Wahrheit zu thun iſt, und daß es ihm gleich viel gilt, ob ſeine eigene Theorie, oder die entgegengeſetzte falle, wenn nur diejenige oben bleibt, welche von beyden die wahrſte iſt. Mögte doch dieſe unpartheyiſche Selbſtverläugnung alle unſere Streitſchriften bezeichnen!

Der oben bemeldete logikaliſche Fehlſprung aber, der in dem dargelegten Beweiſe begangen wird, beſteht darinn, daß die Reihe der bis jetzt verfloſſenen Tage, von welcher erſt erwieſen werden ſoll, daß ſie einen Anfang gehabt haben müſſe, ſchon vor dem Beweiſe mit einem Anfange bey x gedacht wird, und daß man alſo über eine wirklich beſtimmte Zahl argumentirt, da doch die Rede von einer unbeſtimmten unendlichen Vielheit iſt. Eine unendliche Zahl iſt freylich ein Unding, weil jede Zahl, ſie ſey ſo groß, als ſie

wolle, aus der Einheit entstanden ist, und also auch wieder auf dieselbe zurückgeführt werden kann. Darauf paßt denn also auch der angeführte Beweis vortrefflich. Jede bestimmte Reihe, zu welcher bc hinzukommt, muß offenbar dadurch grösser werden, als sie vorher war: aber auch eine Reihe ohne Anfang? Wo ist in dieser der Punkt x, von welchem man ausgehen müßte, um die ganze zu messen? Nirgends. Bey ihr kann also weder eine Vermehrung noch eine Verminderung gedacht werden; beyde finden nur bey Zahlen, oder bestimmten Grössen, aber nicht bey einer unendlichen Vielheit statt.

„Aber, sagt man, diese für unendlich gehaltene Reihe, welche von vorn her unbestimmt seyn soll, besteht doch aus lauter bestimmten Gliedern, weil jedes derselben wirklich einmal existirt hat, und also ein völlig bestimmtes Individuum war. Eine Reihe aber, die aus lauter bestimmten Individuums besteht, muß ja selbst auch wohl überall bestimmt seyn.„

Davon sehe ich den Grund nicht ein. Zu dem Begriffe von einem jeden einzelnen Gliede einer Kette gehört freylich, daß es auf allen Seiten vollkommen bestimmt sey; aber zu dem Begriffe einer aus solchen Gliedern bestehenden unendlichen Kette gehört gerade das Gegentheil, nämlich, daß sie ohne Anfang, also unbestimmt sey. Und wo ist der Grund, der uns nöthigte, eine Reihe, die aus lauter endlichen Dingen besteht, um deswillen selbst für endlich zu halten!

Den Beweis von der Möglichkeit einer anfanglosen Reihe schon da gewesener Dinge aus der Möglichkeit einer endlosen Reihe derjenigen Dinge, welche erst künftig existiren werden, hat unser scharfsinniger V. mit Recht verworfen, weil diese zukünftige Reihe noch

nicht

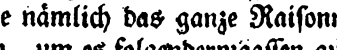
nicht exiſtirt und als unendlich auch nie exiſtiren kann. Denn wenn wir auch mit unſern Gedanken von dem gegenwärtigen Zeitpunkte ab durch tauſend mal tauſend und wiederum tauſend mal tauſend Jahre in die Ewigkeit voranlaufen: ſo wird doch überall, wo wir auch ſtill ſtehen wollen, die Reihe der von jetzt an bis dahin da geweſenen Dinge noch beſtimmt, noch zählbar ſeyn und alſo keine unendliche Vielheit ausmachen. Eine ſolche unendliche Vielheit wird alſo, von jetzt an gezählt, nie exiſtiren; mithin werden wir auf dieſem Wege auch nie die Möglichkeit einer anfangloſen Reihe, die von hinten bis auf uns reichte, begreifen lernen.

Aber wie? Wenn wir ſtatt der wirklichen Dinge, welche von jetzt an bis in alle Ewigkeit exiſtiren werden, bloß an die Möglichkeit (an das Weſen) ſolcher Dinge dächten, wovon doch nicht zu läugnen iſt, daß ſie ſchon jetzt da iſt, ſo wie ſie ſchon von Ewigkeit her, in dem göttlichen Verſtande verſteht ſich, da war? Ich frage — um mich noch deutlicher auszudrücken —: iſt irgend ein Widerſpruch darinn, wenn ich mir, von meinem möglichen Sohne an, eine unendliche Reihe möglicher Nachkommen denke? Ich meyne nein! Was thut es aber zum Begriffe einer unendlichen Reihe, ob ſie aus bloß möglichen, oder aus wirklichen Dingen beſteht? Es iſt ja nur die Frage: ob eine Reihe von Dingen (möglichen oder wirklichen gleich viel!) die auf der einen Seite aufhört, um deswillen nothwendiger Weiſe auch auf der andern Seite aufhören müſſe? Iſt dieſes nun aber bey einer Reihe bloß möglicher Dinge, die ich mir mit einem Anfange denke, nicht nöthig: ſo iſt erwieſen, daß ſich wirklich Reihen denken laſſen, die an dem einen Ende aufhören und an dem andern ins Unendliche

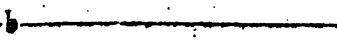
fortlaufen. Und so ist denn auch bewiesen, daß der obige Beweis, der die Unmöglichkeit einer solchen Reihe erhärten sollte, falsch gewesen seyn müsse.

Denn wäre er dieses nicht: so würde man auf eben dieselbe Weise auch dies beweisen können, daß eine von jetzt angehende und bis in Ewigkeit fortlaufende Reihe bloß möglicher Dinge einen Widerspruch einschlösse. Man würde nämlich das ganze Raisonnement umkehren können, um es folgendermaassen auch auf diesen Fall anzuwenden:

Die unendliche Reihe der möglichen Nachkommen, die aus meinem möglichen Sohne b entspringen können, sey bx



Nun hänge ich und mein Großvater und mein Elterpater (nicht als wirkliche, sondern gleichfalls bloß als mögliche Wesen betrachtet) mit dieser Reihe möglicher Nachkommen doch ohne Zweifel zusammen. Wenn ich uns also, nur als mögliche Wesen betrachtet, zu jener Reihe bx hinzufüge: so wird sie dadurch um cb länger.



Es läßt sich also auch hier eine Reihe denken, welche noch größer, als die Reihe bx wäre, nämlich die nun verlängerte Reihe cx: folglich kann bx keine unendliche Reihe seyn, weil eine noch größere Reihe denkbar ist.

Wer sieht aber nicht, daß hierbey ebenderselbe oben gerügte Fehler begangen wäre, vermöge dessen die Reihe bx als von beyden Seiten begränzt schon zum voraus angenommen wird, da diese Begränzung doch erst

erst bewiesen werden soll? Man müßte diese Reihe nicht durch b x ausdrücken, sondern durch

b——————et sic in infinitum.

Aber da würde man denn auch sehen, daß von keiner Verlängerung dieser Reihe die Rede seyn könne, man mögte an das Ende b so viel neue Reihen ansetzen, als man wollte.

Nachdem nun der Verf. alles, was sich zum Vortheil der Meynung, daß die Welt irgend einmal einen Anfang gehabt haben müsse, sagen läßt, treulich beygebracht hat: so gesteht er eben so aufrichtig, daß sich auch Gegengründe finden, welche ihm, wie verschiedenen andern unbefangenen Wahrheitsforschern, ein unläugbares Uebergewicht zu haben scheinen. Er beruft sich hierbey auf die in den Mem. de l'Acad. de Berlin 1773. p. 325. befindliche vortreffliche Abhandlung des sel. Tychius: Examen de la Question: Si toute succession doit renfermer un commencement? welche Frage Leibnitz zwar aufgeworfen, aber zu beantworten zu seiner Zeit noch für bedenklich gehalten hatte. Die in der jetztgenannten Abhandlung mit mathematischer Strenge dargelegten Gründe der Verneinung dieser Frage, angewandt auf die Dauer des Weltalls, sind folgende:

„1. Wenn eine Kraft da ist, welche eine Folge von Wirkungen hervorzubringen strebt; 2. wenn diese Kraft wirklich zureichend ist eine solche Folge von Wirkungen hervorzubringen, und durch keinen Widerstand aufgehalten werden kann; und wenn endlich 3. diese Kraft nothwendig, folglich ewig existirt: so muß auch wirklich eine Reihe von Wirkungen von ihr hervorgebracht seyn, und diese Reihe kann eben so wenig, als die wirkende Ursache, jemals einen Anfang gehabt haben.

ben. Eine solche Kraft aber ist Gott, und die Wirksamkeit kann von seinem Wesen nicht getrennt werden: der ganze Umfang der Wirkungen muß dem ganzen Umfange der Kraft gleich seyn. Folglich sind auch seine Wirkungen unendlich, ohne Ziel und Gränzen —. In dem ewigen nothwendigen Wesen selbst ist keine Folge von Existenz, Bestreben und Wirken: nicht Zahl, nicht Zeit. Alles ist eins und auf einmal in Gott: alle Veränderungen sind nur Verhältnisse der Dinge ausser ihm; er selbst besteht bey den Folgen oder Reihen der Dinge unveränderlich: er sieht das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, alle Folgen seiner Wirksamkeit und alle Verhältnisse derselben, aus eigener innerer Kraft, auf einmal in ihm selbst, gleichsam a priori, ohne dabey eine Folge von Vorstellungen, oder eine neue noch nicht gehabte Vorstellung zu erhalten.„

Dieser gewiß bündige Beweis von der Unmöglichkeit eines Anfanges in der Reihe der endlichen Dinge, wird noch einleuchtender, wenn man die Theorie eines neueren Schriftstellers statt finden läßt, welcher alle endliche Substanzen als Gedanken Gottes betrachtet *). Denn sind sie dies, wie könnten sie, da in dem unveränderlichen Verstande Gottes keine Succeßion von Gedanken möglich ist, jemals nicht gewesen seyn? —

Nachdem nun also unser Verfasser durch die Vorlegung dieser Gründe dargethan hat, wie mißlich es seyn würde, den Beweis vom Daseyn Gottes noch fernerhin auf einer Hypothese beruhen zu lassen, welche

*) Siehe Campens Versuch eines neuen Beweises für die Unsterblichkeit der Seele, im deutsch. Museum Sept. 1780. und im Wonnemond 1781.

che auf ſo ſchwachen Füſſen ſteht; ſo ſchreitet er nunmehr zu der Aufführung eines andern Beweiſes, deſſen Beweiskraft von den entgegengeſetzten Meynungen über den Anfang oder das anfangloſe Daſeyn der Welt unabhängig iſt. Ich will denſelben mit des Verfaſſ. eigenen Worten beſchreiben, um mir dadurch den Weg zu einer Anmerkung zu bahnen, die mir zur weitern Befeſtigung dieſes Beweiſes nicht unerheblich zu ſeyn ſcheint.

„Geſetzt alſo, die Urſtoffe von allem, was die Welt ausmacht, wären ewig, und die Reihe der Veränderungen, welchen dieſe Urſtoffe unterworfen geweſen, wäre ohne Anfang: macht denn dieſe Vorſtellung von einer unendlichen Dauer der Welt unſere Folgerung auf das nothwendige Daſeyn einer ſelbſtſtändigen, unabhängigen, von allen Wirkungen unterſchiedenen Urſache wankend? — Keinesweges! Ich will die Reihe der Wirkungen nicht, wie ſonſt wohl gewöhnlich iſt, zufällig nennen, weil man ſtreiten möchte, daß irgend etwas ſo zufällig wäre, daß es im ganzen Zuſammenhange betrachtet anders oder gar nicht hätte ſeyn können: aber abhängig ſind ſie doch gewiß; jede entſpringt immer aus einer vorhergehenden, dieſe wieder aus einer andern u. ſ. w. Die Reihe mag alſo unendlich ſeyn, oder nicht, ſo gielt es von allen und jeden Gliedern derſelben, daß keines für ſich ſelbſt beſteht, noch weniger der ganzen Folge Beſtand geben kann. Es iſt immer eine Kette, deren Glieder freylich eins vom andern abhängen, die aber doch, ſie mag ſo lang ſeyn als ſie will, nie, ohne von einer andern, und zwar unabhängigen Kraft gehalten zu werden, beſtehen kann, u. ſ. w. —„

Es iſt zuvörderſt ſehr weißlich gehandelt, den Beweis vom Daſeyn einer ewigen ſelbſtſtändigen Urſache der Welt nicht auf die Zufälligkeit, ſondern, ſo wie

es hier geschehen, auf die Abhängigkeit aller zur Welt gehörigen Wesen zu gründen, weil diese auch dem gemeinsten Menschenverstande, jene hingegen nur demjenigen recht einleuchtend gemacht werden kann, dessen Verstand sich bis zu metaphysischen Subtilitäten zu erheben gelernt hat. Aber diese Abhängigkeit sollte man, dünkt mich, nicht mit der Abhängigkeit einer Kette vergleichen, deren oberstes Glied an irgend etwas, welches selbst kein Glied mehr ist, befestigt seyn muß, wenn die ganze Kette hängen soll: weil diese Vergleichung in der That einen Anfang voraussetzt, welcher doch bey diesem Beweise nicht vorausgesetzet werden dürfte. Treffender, meyne ich, und der Wahrheit angemessener würde die Vergleichung seyn, wenn man sich eine Kette dächte, in welcher jedes Glied von dem nächsten Gliede zwar abzuhängen schiene; aber wirklich doch nicht abhinge, sondern über welcher eine Stange hinliefe, von welcher nicht bloß die ganze Kette überhaupt, sondern auch jedes einzelne Glied insbesondere gehalten würde.„ So wie unsere Seele, sagt der Verf. des angeführten Versuchs eines neuen Beweises für die Unsterblichkeit der Seele, einen Gedanken, den sie anhaltend denkt, in jedem Momente, so lange sie ihn denkt, ununterbrochen hervorbringt: so Gott das Weltall. Alle erschaffene Wesen sind unaufhörliche Blitze des göttlichen Verstandes. Kann irgend eine andere Theorie, fährt er fort, unsere stete und gänzliche Abhängigkeit von Gott begreiflicher und anschaulicher machen? Nach der gegenwärtigen zeigt es sich, daß wir von Gott abhängen, — nicht etwa bloß, wie eine Kette von dem obersten Ringe — sondern wie eine Kette, deren jegliches Glied nicht von dem nächsten Gliede, sondern von einer über allen Gliedern hinlaufenden Stange gehalten wird.„

Nach

Nach dieser Vorstellung, deren Wahrheit wohl keiner in Zweifel ziehen dürfte, ist es zur Ueberzeugung von dem Daseyn einer unabhängigen Ursache aller Dinge durchaus gleichgültig, ob die Welt einen Anfang gehabt habe oder nicht. Denn was geht uns der Anfang oder die Unendlichkeit der ganzen Kette an, so bald wir erkannt haben, daß jedes einzelne Glied derselben von einem ausser der Kette befindlichen Wesen dergestalt abhängig sey, daß es ohne dieses Wesen nicht existiren würde? Es ist mir in diesem Fall genug zu wissen, daß ich bin, um überzeugt zu werden, daß auch ein Gott seyn müsse. —

Unser V. fährt hierauf fort, die seit dem Ableben seines verdienten Vaters theils aufgewärmten theils neuerdachten Einwürfe wider unsere bisherigen Beweise für das Daseyn eines Gottes, mit dem ihm eigenen stillen und ruhigen Untersuchungsgeiste zu beleuchten, um die erbärmliche Seichtheit derselben merklich zu machen. Der Raum gestattet uns aber nicht, ihn weiter zu begleiten; allein, wenn jemand ist, dem die wirbelnde Philosophie des Systeme de la nature und anderer solcher Denkmäler des dermaligen kindischen Alters der französischen Weltweisheit den Kopf schwindlicht gemacht haben: so können wir ihm zum voraus sichere Genesung verheissen, wenn er sich bey unserm Verfasser in die Kur geben will. Freylich ist der stille Gang eines solchen prätensionsleeren Weisen alter deutscher Art nicht halb so poßirlich, und also auch für gewisse Leute nicht halb so amüsant, als der Anblick unaufhörlicher Entrechats und Luftsprünge, womit der gaukelnde französische Sophist seine Angaffer zu unterhalten weiß: aber dafür lehrt uns jener auch mit lauter sichern Schritten den Felsengang der Wahrheit zu ersteigen, indeß der amüsirende Luftspringer, gleich

ei-

einem verführerischen Irrlichte, sein zahlreiches Gefolge so lange abwärts lockt, bis sie sammt und sonders, und ohne die Gefahr bemerkt zu haben, in bodenlosem Sumpfe versinken. —

Nachdem nun unser Verfasser die Wahrheit von dem Daseyn eines höchsten Wesens gegen die Einwürfe dieser neuern Afterweisen gesichert hat: so schreitet er zu einer eben so gründlichen Untersuchung der Natur unserer Seele, um auch aus diesem Theile der Philosophie den Unrath von verworrenen Begriffen auszukehren, den jene französischen Sophisten und ihr Nachtrab unter uns Deutschen dahinein gebracht haben.

„Alle diese Untersuchungen, sagt er, von Wirkungen und Ursachen, von Welt und Schöpfer, könnten uns sehr gleichgültig seyn, wenn wir unser Ich oder Selbst für einen blossen Haufen wechselnder Stoffe hielten, die jetzt versammlet sind und auf einander wirken, bald aber wieder getrennt und von andern in ähnlicher Stellung ersetzt werden, bald gänzlich zerstäuben. Man sollte gedenken, das eigene Gefühl redete hiegegen zu stark. Wir wollen uns aber lieber nicht auf Gefühl, als eine bloß klare Vorstellung, berufen; sondern vielmehr auf deutliche Begriffe dringen: so wird sich der Widerspruch vollkommen zeigen.„

Das ist nun aber für die Freunde der Korpuskularphilosophie grade die verdrieslichste Wendung, die man dieser Untersuchung geben kann, wenn man sie zu einer Auflösung der Begriffe einladet, weil sie wohl merken, was aus ihren verworrenen Vorstellungen werden dürfte, so bald sie erst dem philosophischen Zergliederer, der sich nicht an die schimmernde Oberfläche zu kehren pflegt, in die Hände fallen. Daher ihre

re Bemühung, die bis zum letzten möglichen Grade der Feinheit fortgeſetzte Zergliederung der Begriffe, als ein unnützes, zeitverderbendes und auf verderbliche Abwege leitendes Geſchäfft, zu verſchreyen, und ihre Lehrlinge zu gewöhnen, ſich mit den erſten Graden der Klarheit ihrer Ideen zu begnügen, weil man — in der Dämmerung beſſer, als am hellen Tage ſehen, oder eigentlicher geſprochen, im dämmernden Lichte eine ſtärkere Täuſchung, als im hellen Sonnenſcheine, bewirken kann. Die Herren haben recht; ſobald das ganze Zimmer erleuchtet wird: weg iſt das ganze Schattenſpiel!

Unſer Verfaſſer fährt fort:

„Ich will nicht einmal unterſuchen, ob einige Theile unſers Körpers bleibend, oder ob ſie alle wechſelnd ſind, und was die Folgen davon ſeyn müßten. Aber das iſt doch gewiß und deutlich, daß es unzählig viele Stoffe ſind (aus denen nämlich unſer Körper beſteht) und daß folglich die Kraft, welche in ihnen ſtecken kann, man mag ſie Vorſtellungskraft nennen, oder ihr das Denken zuſchreiben, doch nothwendig in eben ſo vielen Weſen ſtecken müſſe. Wie das Denken oder Bewußtſeyn entſpringe, was Körper, was Materie ſey, brauchen wir nicht einzuſehen: genug, was Materie heißt, ſind viele Weſen. Wenn man alſo ſagt: der Körper, die Materie, oder ein zuſammengeſetztes Weſen könne denken, wollen, ſich bewußt ſeyn: ſo iſt das nur eine verworrene Vorſtellung oder leerer Schall; denn viele beſondere Dinge werden nie eins, und was in ihnen vorgeht, bleibt eben ſo von einander getrennt.„

Hier citirt der Verfaſſ. eine Stelle aus Garvens Anmerk. zu Ferguſon pag. 371, wo dieſer gründliche Den-

Denker ſagt: „Mich dünkt, die Einbildung, daß Ich, der ich mir meiner bewußt bin, etwas materielles ſeyn könne, müßte ſogleich wegfallen, ſobald die Täuſchung wegfiele, die mir jeden Körper als ein Ding vorſtellt. Was ich Materie nenne, iſt ein Haufen vieler Dinge, und ich bin eins. Was ich Zuſammenſetzung nenne, iſt bloß eine Lage der Dinge gegen einander, und ich bin ein Ding ſelbſt.„ Kürzer und einleuchtender kann das materialiſtiſche Syſtem wohl nicht leicht widerlegt werden.

Will der Materialiſt ſich hierauf in ſeinen bekannten Schlupfwinkel werfen, und ſich mit der Bemerkung ſchützen, daß es gleichwohl mehrere Fälle gäbe, da viele Weſen zu einer einzigen gemeinſchaftlichen Wirkung zuſammen ſtimmten: ſo ſetzt ihm unſer Verf. folgende richtige Antwort entgegen:

„Man vertauſche hier nicht die vereinte Wirkung vieler Weſen, welche ſich auf ein anderes Weſen erſtrecket. Iſt dieſes andere Weſen einfach und mit einer Vorſtellungskraft begabt: ſo kann es das Vielfache, oder deſſen Beziehung auf ſich, zuſammenfaſſen; aber in ſich bleibt jede Wirkung immer von der andern verſchieden, und jeder Eindruck auf das Zuſammengeſetzte iſt Eindruck auf mehrere Weſen. Wenn alſo durch irgend eine Anordnung der Theile und durch eine Vermiſchung ihrer Bewegungen oder Wirkungen, ein Gedanke oder Bewußtſeyn entſtehen ſoll: ſo vergißt man doch immer das — Wo? — In einem andern Weſen? — ſo haben wir ja ein von den zuſammengeſetzten verſchiedenes, einfaches; oder in ihnen ſelbſt? — ſo iſt das Bewußtſeyn ſo vielfach, als die Theile ſind, in denen es entſtehen ſoll.„

Nun folgt eine Stelle, worinn der Verf. ſeine Gegner nach ihrer eigenen bildlichen Art zu philoſo-

phi-

phiren behandelt, und ihnen die Wahrheit durch Gleichniſſe begreiflich zu machen ſucht. Sie verdient, ihrer Vortrefflichkeit wegen, hier ganz eingerückt zu werden.

„Daß die Gehirnsfaſern zarte Theilchen ſind, die im Kopfe nahe beyſammen liegen, würde deswegen aus zweyen und mehreren empfindenden Weſen eben ſo wenig Eins machen, als wenn es zwey oder mehr beſondere Thiere in einem Lande wären, aus deren zuſammenflieſſenden Bewegungen oder Wirkungen ein Bewußtſeyn, ein Gedanke des Landes, entſtehen ſollte: denn die Größe und Entfernung iſt nur ein Verhältniß von mehr oder wenigern, und ändert das Weſentliche, oder die Zahl der Empfinder nicht; und Land oder Provinz wird ſo gut mit einem einzigen Worte benannt, als Körper, Materie u. d gl. Daß aber die Veränderungen des denkenden Weſens einen äuſſern Gegenſtand erfodern, und mit äuſſern körperlichen Erſcheinungen verbunden ſind, zeigt keinesweges, daß dabey nur in den verſchiedenen körperlichen Theilen Veränderungen vorgehen. Es iſt wahr, die Aeuſſerungen der Vorſtellungskraft ſind mit Bewegungen im Gehirn begleitet; aber man verdrehet dieſe Erfahrung, oder ſetzt dafür ſehr unrichtig das Urtheil, als ob die innere Wirkung, das Streben dieſer Kraft, ſchon eine körperliche Bewegung, oder welche Veränderung im Gehirn man wolle, vorausſetze. Jede Erſcheinung oder Aeuſſerung der Kraft in einer Uhr wird mit einer Bewegung der Räder begleitet, und ohne dieſelbe iſt alles ſtille: aber ſetzet denn die Wirkung der Federkraft, oder des Gewichts ſelbſt, ſchon eine Bewegung der Räder zum voraus, oder wird dieſe Kraft aufgehoben, wenn die Uhr gehemmet oder zerſtört wird?„ Ein ſehr paſſendes Gleichniß!

„Alſo

„Also ist es falsch, daß die Geisteskraft selbst, insofern sie nämlich Kraft oder Streben ist, von dem Zustande des Körpers, den man vergehen sieht, abhänaig sey: denn es ist nur die Ausübung dieser Kraft in der jetzigen Verbindung. Wenn man bedenkt, daß die Feder einer Uhr auch durch eine von aussen bewirkte (rückgängige) Bewegung der Räder gespannt oder das Gewicht aufgezogen werden kann: so wäre die Vergleichung mit dem Verhältnisse zwischen Seele und Körper noch vollständiger dargestellt.„

Nun kömmt der V. auf die sogenannten materiellen Ideen, von welchen er hier in bündiger Kürze zeigt, was er in seiner Betrachtung der Unmöglichkeit körperlicher Gedächtnißeindrücke *) weitläuftiger erörtert hat, — daß sie Hirngespinste sind, ausgeheckt aus verworrenen Begriffen, zu Gunsten des feinern Materialismus. Wir können ihm hier nicht weiter folgen: aber wir sind versichert, daß jeder, dem es um eine gründliche Erkenntniß seiner selbst zu thun ist, die scharfsinnige Auseinandersetzung des Verfassers, sowohl hier, als auch im Göttingischen Magazine, nicht wird ungelesen lassen.

„Alle diese Untersuchungen, fügt er endlich hinzu, führen uns zuletzt auf die Bestimmung dieses dauernden Wesens, welche seiner Natur gemäß ist: nämlich, daß dessen eigentlicher Zweck nicht bloß der Genuß oder Abscheu der von ihm abgesonderten äussern Gegenstände seyn sollte, sondern daß seine eigene, ihm selbst innig zugehörende Wirksamkeit, seine Vollkommen-

*) S. Göttingisches Magaz. 1780. IV. St. S. 27. und V. St.

menheit ausmache; daß seine Kraft nur durch jene äussere Gegenstände in Bewegung gesetzt werde, Stoff zu Vorstellungen, zu Empfindungen, zu Handlungen erhalte, immer weiter strebe und in einer andern Verbindung mit äussern Gegenständen auch eine weitere Sphäre ihrer Wirksamkeit erhalten könne.„

Den Schluß dieser lesenswürdigen Abhandlung macht eine Anmerkung, die eben so wahr, als beruhigend ist. „Die Wahrheiten, heißt es, von welchen wir hier handeln, können auch bey mehrerer Nachforschung nicht mit der lebhaften Klarheit eingesehen werden, als das, was unsere gegenwärtige Lebenserhaltung angehet: und das sollten sie auch nicht! Sie gehören zwar zu unserm weitern Zwecke: aber dieses Leben hier auf Erden sollte doch unser gegenwärtiger erster Zweck seyn. Sähen wir nun unsern künftigen Zustand so klar vor Augen, als man das Ufer an der andern Seite eines Flusses siehet: so würden wir gewiß immer dahin schielen und uns des gegenwärtigen Lebens nicht so annehmen, als wir sollen: wir würden das, was in der gegenwärtigen Verknüpfung gethan werden soll, versäumen, oder mit Unlust thun, und die Stufen, durch welche wir gehen sollen, zu überspringen suchen. Es war also sehr weislich und nöthig so eingerichtet, daß in jenen Aussichten noch etwas Schwebendes, mit Nebel Bedecktes blieb. Genug, daß wir schon so viel davon durchschimmern sehen, welches unsern Verstand zu seiner Würde erheben und unsere Hoffnung beleben kann.„

Recens. erinnert sich hierbey, einmal von einem unserer ersten Köpfe folgende merkwürdige Aeusserung gehört zu haben: eine Offenbarung, worinn mir unser künftiges Leben so gewiß und so anschaulich, als

das gegenwärtige gemacht werden sollte, würde ich bloß deswegen für keine Offenbarung halten. —

Nunmehr ist noch übrig, daß wir unsere Leser benachrichtigen, was für verbessernde Veränderungen der Herausgeber in dem Buche selbst vorgenommen hat. Der Text ist geblieben wie er war, einige kleine Berichtigungen, die Sprache betreffend, ausgenommen. Aber eine Anzahl hinzugefügter ungemein interessanter Anmerkungen geben dieser Ausgabe einen wesentlichen Vorzug. Mit Vergnügen würde ich auch diese ausheben, wenn ihre Zahl nicht zu groß, und der mir vergönnte Raum nicht schon ausgefüllt wäre. Ich muß mich daher auf die bloße Anzeige der Seiten einschränken, auf denen diese reichhaltigen Anmerkungen befindlich sind; welches denen, die zu einer abermaligen Durchlesung des ganzen Werks keine Zeit haben, die Bequemlichkeit verschaffen wird, sich diese lehrreichen Zusätze, ohne großen Zeitverlust, zu Nutze machen zu können. Sie stehen Seit. 156 im Texte — Oder u. s. w. S. 185, S. 224, S. 229, S. 294, S. 315, S. 317, S. 331, S. 374, S. 427, S. 457, S. 466, S. 485, S. 488, S. 512, S. 520, S. 533, S. 545, S. 549, S. 557, S. 559, S. 562, S. 566, S. 577, S. 600, S. 605, S. 607. Diese sämmtlichen Zusätze sind zur Unterscheidung mit [ ] eingefaßt worden.

Ich schliesse diese Anzeige mit dem Wunsche, daß dieses vortreffliche Werk auch künftig unter uns eben so viele Leser, als bisher, und nach jedem Quinquennium einen eben so einsichtsvollen Herausgeber haben möge, als der gegenwärtige ist. Dann wird man nicht zu besorgen haben, daß der ächte philosophische Geist jemals ganz von uns weichen werde.

Et.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Briefe eines reisenden Juden über den gegenwärtigen Zustand des Religionswesens unter den Protestanten und Katholiken und über die Auferstehung Jesu. Herausgegeben von einem Layen-Bruder. Vierte, ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1781. 8. 272 Seiten.

Was das Thema dieser Briefe sey, und wie possenhaft es von einem afterwitzigen Theologen in der Person eines abentheuerlich verlarvten Juden ausgeführt worden, habe ich schon im Anhange z. XXV—XXXVI. B. der Bibl., V. Abtheil., S. 2753 — 2757. angezeigt. Ich beziehe mich darauf und bestätige mein erstes Urtheil, weil es so buchstäblich wahr ist, daß ich auch keine Sylbe davon zurücknehmen kann. Wir wollen sehen, ob sich der V. bey der vierten Herausgabe seiner ironischen Schrift um vieles gebessert hat.

Die Vermehrungen bestehen in einem Schreiben des Abraham Ben Jodock an seinen Recensenten in Erfurt, auf dessen Spleen, übeln Humor, Gallenfieber und Aerger, der ihm den Kopf eingenommen und die Seele in krampfartige Bewegung gesetzt hätte, er die erhaltene wohlverdiente Recension rechnet. Ferner ist gekommen der X. Br. gegen das Wolfenbüttelsche Fragment die Auferstehung Christi betreffend. In sofern dieses Fragment zum Verdruß der tummen, strohköpfigen Orthodoxen von einem allgemein beliebten Comödienschreiber, als dessen zärtlichsten Pflegepapa, herausgegeben worden, und die verhaßte Religion des Nazareners wohl mit vom Erdboden vertilgen helfen mögte, frohlockt der Jude sehr darüber; in anderer Absicht aber findet er die darinn gemachten Einwürfe wider die Wahrheit der Auferstehungsgeschichte, unpartheyisch erwogen, so absurd wie möglich, und gesteht seinem Freunde Jekoff in dem

engſten Vertrauen, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, daß die Auferſtehungsgeſchichte doch ſehr viel für ſich habe; wenigſtens hält er dafür, ſey es ſehr ſchwer, itzt ihren Ungrund klar zu zeigen, da ihre Väter verſäumt hätten, den Betrug mit der ganzen Sache zu der Zeit an den Tag zu bringen, ohnerachtet es ihnen damals ein leichtes geweſen wäre. Die Obrigkeit hätte ja nur dürfen die Jünger Chriſti beym Kopf nehmen, und durch Zwangsmittel dahin anhalten laſſen, den Leichnam, wofern ſie ihn geſtohlen hätten, wieder herbey zu ſchaffen. Dies ſey aber nicht geſchehen, vielmehr habe man ſie ungeſtraft herumgehen laſſen. Die Dreiſtigkeit der Jünger, mit der ſie die Wahrheit der Begebenheit dem hohen Rath in die Augen geſagt hätten, wäre immer weiter gegangen. Alſo müßte man ſie doch des mit dem Leichnam vorgenommenen Diebſtahls nicht haben überführen können, vielmehr würde durch dieſen bedenklichen Umſtand ſehr wahrſcheinlich, daß die Hohenprieſter und Aelteſten des Volks wirklich die Wache beſtochen hätten, damit ſie jene Lüge vom begangenen Diebſtahl ausbreitetete. Das in die Augen fallende Wunder der Ausgieſſung des heiligen Geiſtes kömmt dazu; alle Mittel, die Predigt der Apoſtel von dem auferſtandenen Jeſu zu dämpfen, ſind unkräftig; Gamaliel rathet, man ſolle abwarten, ob ſich die Sache durch den Ausgang als Menſchen- oder als Gotteswerk rechtfertigen werde, und der Erfolg erklärt ſie ſichtbarlich für das letztere. „Kann die Vorſehung Diebe, Betrüger, Irr„lehrer begünſtigen? fragt Abraham Ben Jodock am Schluß des Briefes. „Ich gerathe in Verwirrung. Entweder befrie„digendere Beweiſe, daß Jeſus von Nazareth noch todt und „ſeine Auferſtehung wirklich eine unglaubliche, lächerliche Er„dichtung ſeye, oder ich werde — nun ich weiß ſelbſten nicht, „was aus mir werden wird; wenigſtens ein Erzzweifler.„ — Im XI. Br. wird aus dem zweifelhaften Juden beynahe ein

rzeugter Chriſt. Er rettet die Ehre der älteſten chriſtlichen

len, die Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichtſchrei-

, die Aufrichtigkeit der erſten Zeugen Jeſu gegen die Beuldigungen des Fragmentiſten; deckt die Trugſchlüſſe, wo-

mit dieſer ſie zu Betrügern machen will, auf; zeigt die Thorheit der Anforderung an die Apoſtel, eine gerichtliche Unterſuchung der Sache vom Richter zu begehren, und führt Gründe an, warum Chriſtus nach der Auferſtehung ſich nicht ſeinen Feinden lebendig dargeſtellt habe.

Im

Im XII. Br. kömmt er auf das Fragment vom Zweck Jesu und seiner Jünger. Erst zieht er mit ironischem Lobe den Mann Lessing durch „der diesen kostbaren herrlichen Schatz, „gleich der edelsten Perle aus verborgener Dunkelheit ans Licht „gebracht hat„ will es aber doch nicht glauben, daß die ehrwürdige Judenschaft in Amsterdam ihm tausend Stück geeicht Dukaten dafür verehrt habe „denn da wären die Juden allzu spen„dabel gewesen und ja von den Gojim geschächt worden, wel„ches so leicht der Fall nicht wäre.„ Im Vorbeygehen rechtfertigt er die Geschichte des Durchgangs der Israeliten durchs rothe Meer wider den Fragmentisten, und versetzt dann bey dieser Gelegenheit den heterodoxen Christen einen Hieb, die von einem biblischen Büchlein, das zur moralischen Besserung oder Beruhigung des Menschen nicht nützlich ist, auch eben nicht viel halten. Alsdenn hebt er zur Ehrenrettung Jesu als eines göttlichen Gesandten, der auf keine Errichtung eines irrdischen Reichs ausgegangen, und seiner Jünger, die keine solche Betrüger, wozu sie der Fragmentist machen wolle, gewesen wären, die förmliche ernsthafte Widerlegung an. Es kömmt hier vieles in einem würdigen, der Sache angemessenen Ton gesagtes, dem ähnliches vor, das Rec. selbst XXXIX. 1. und XL. 2. St. der Bibl. wider die Fragmente geschrieben hat. In dieser Uebereinstimmung mit dem V. würde ich ihm Beyfall geben, wenn er nicht dadurch den Eindruck, den die Wahrheit seiner Vorstellungen im Ganzen auf den Leser machen könnte, hinderte, wenigstens schwächte, und dazu so sehr wider alle vernünftige Wahrscheinlichkeit anstiesse, daß er einem Juden gewisse Gedanken leihet, einem Juden gewisse Sachen sagen lässet, die ihm kein aufgeklärter Jude je als ganz ausgemacht zugeben wird. Z. B. Abraham Ben Jodock schreibt S. 186 ff. „Die Jünger Jesu gewinnen täglich der christlichen Re„ligion neue Anhänger, bis sie nach Ablauf weniger Jahrhun„derte, das Juden- und Heidenthum zu Boden stürzt, und „die jüdische und heidnische Welt zur christlichen umschafft. (Mit Nichten, sagen Jacobs Nachkommen, so weit sich auch das Christenthum ausgebreitet hat, so ist doch das Judenthum nicht zu Boden gestürzt. Gottes Gesetz, durch Mosen uns gegeben, besteht noch, und es ist uns mit ein Beweis seiner Göttlichkeit, daß es Gott Jahrtausende hindurch bis itzt erhalten hat.) „Das alles ist uns Juden nur mehr als zu wohl bekannt, die „wir noch bis auf den heutigen Tag als ein Fluch, Zeichen „und Wunder unter den Völkern der Erden zerstreuet leben

„müſſen.„ (Welcher Jude wird das je nur denken, geſchweige in einer öffentlichen Schrift ſagen. Verſtand und Herz empören ſich bey mir gegen ſo jemanden, der einen Menſchen darum von Gott verflucht ſeyn läſſet, weil er kein Chriſt iſt, ohnerachtet er doch gewiß nicht dafür kann, daß ſeine entfernteſten Vorfahren aus blindem Eifer Jeſum gekreuziget haben. Wer ſo eine Seele hat, wie der V. verräth, der würde, wenn er zu den Zeiten Chriſti gelebt hätte, am erſten das Kreuzige über ihn ausgerufen haben; denn er hätte es gewiß für ein todeswürdiges Verbrechen gehalten, daß Chriſtus Juden, Samariter und Heiden alle zu einer Religion vereinigen wollte. Der rechtſchaffene Jude ſeufzet den Druck ſeines Volks unter den Chriſten. Er verehrt die göttliche Fürſehung die ihn ſo lange währen läßt, aber als ein Zeichen des göttlichen Fluchs, dafür ihn nur ein Mann, wie der V., halten mag, ſieht er ihn nicht an: Er iſt ſtolz auf ſeine Nation, auf ſein Geſetz, auf den Gott ſeiner Väter, und wartet auf die Zeit, da ſich die Erlöſung ſeines Volks von einem ſo ſchweren Druck nahet. Der wird ihm der Meßias ſeyn, der ihm dazu hilft.) „Noch eins. Dieſer „Jeſus ſowohl als ſeine Jünger, die doch Betrüger ſeyn ſollen, „verrichten offenbare Zeichen und Wunder, gegen deren Gewiß„heit nichts mit Beſtand der Wahrheit kann geſagt werden, und die „wirklich unſere Hohenprieſter, Aelteſten des Volks und hoher „Rath, als wirklich geſchehen anerkennen mußten, ſie mochten wol„len oder nicht — Allenthalben ſchaffen ihnen dieſe Wunder Ein„gang und befördern die Ausbreitung ihrer Religion dergeſtalt, „daß man es mit Erſtaunen bemerken muß. — S. 189. Alle „dieſe Umſtände — ſind dem Chriſtenthum überaus vortheil„haft, und beynahe entſcheidend für daſſelbe. Iſt es nun „das Chriſtenthum, welches dieſe gewaltige Revolution in der „Welt hervorgebracht hat, wie das die Geſchichte ſo deut„lich zeuget — und es ſollte doch das Werk einiger Betrüger „ſeyn, ſo müßten wir Gott und ſeine Vorſehung verleugnen „wollen, wenn wir dieſes glauben könnten. Können wir aber „das unmöglich thun, ohne die erſten und heiligſten Grundſä„ze unſerer Religion über den Haufen zu werfen, ſo müßte die „Religion des Nazareners dennoch eine wahre ſeyn.„ (So ſchließt auch der unpartheyiſche, die Chriſten liebende Iſraelit, als Iſraelit, niemals. Gelehrte, rechtſchaffene Juden würden gern Jeſum und ſeine erſten Schüler für weiſe, fromme, ehrliche Leute halten. Sie werden nichts dawider haben, daß ſich Chriſten zu Gunſten ihrer Religion auf Jeſu und der Apoſtel Wun-

Wunderwerke berufen. Sie werden uns darinn daſſelbe Recht zugeſtehen, das ſie haben, ſich auf die Wundervolle Geſetzgebung auf Sinai und andere Wunder Moſes zum Behuf ihres Glaubens zu berufen. Aber ſie ſagen: kein einziges Wunder Jeſu und ſeiner Apoſtel iſt für Abrahams Nachkommen ſo beweiſend, daß ſie deshalb, zum Nachtheil des älteren Geſandten Gottes, des Moſes und ſeines bloß für das Volk Iſrael bekanntgemachten Geſetzes, die göttliche Sendung des neueren Geſandten Jeſu und die Verbindlichkeit, ſeine Lehre anzunehmen, anerkennen müßten.) Man ſiehet hieraus, wie der Briefſteller ſeinen Abraham Ben Jodock von Grundſätzen ausgehen läßt, von denen der wahre Jude nie ausgeht, und wie er ihm zu ſeinen Syllogismen einen medium terminum leihet, den ihm kein anderer Jude zugiebt.

Ich übergehe gewiſſe Weiſſagungen und Vorſtellungen von dem Meßias im Alten Teſtament, die auſſer dem Abraham Ben Jodock, aus dem der chriſtliche Ausleger der jüdiſchen Religionsbücher ſpricht, wohl ſchwerlich irgend ein Jude auf Jeſum von Nazareth deuten möchte, und viel andere Sachen mehr. So manches, das der V. mit gutem Grunde zur Widerlegung des Buchs vom Zweck Jeſu und ſeiner Jünger vorbringt, würde mir daher viel beſſer gefallen, wenn er es in ſeinem eigenen Namen ſchriebe. Aber daß er es einen Juden ſchreiben läßt, daß ſcheint mir etwas höchſt widerſinniges, das ſehr nahe am Ungereimten gränzt, an ſich zu haben. Man ſtößt ohn Unterlaß auf Stellen in den Briefen, wo die Illuſion, in welche der Leſer allenfalls verſetzt war, ſchlechterdings ein Ende haben muß. „Wer behaupten kann, ſchreibt Abraham S. 195, „der Nazarener habe die Dreyeinigkeit in ſeiner „Religion nicht gelehrt, der muß nicht ſehen wollen oder kön„nen. Was wäre denn der Vater, was der Sohn, was der „Geiſt, von welchem er ſo oft redet?„ So gar ſeltſam kann kein vernünftiger Jude urtheilen. Im Gegentheil weis er es ſehr gut, was der Vater, der Sohn und Geiſt Gottes in der Sprache des Alten Teſtaments, die Jeſus redete, bedeuten.

Im XIII. Br. verläßt den V. der bisherige Ernſt und er fängt wieder an Schwänke zu machen. Abraham Ben Jodock berathſchlagt ſich mit ſeinem lieben Jekoff, was er machen ſolle, da die chriſtliche Religionsgeſchichte ſo viel für ſich habe; ob er bey ſeinem jüdiſchen Glauben bleiben, oder zur Sekte der Nazarener übertreten ſolle? Wie wär es, ſagt er,

„wenn wir nun die ganze Auferstehungsgeschichte und überhaupt „die sich darauf gründende Wahrheit der christlichen Religion, „als Hypothese, als theologische Probleme ansähen, welche zu „glauben, oder zu verwerfen dem Juden frey stünde, wenig„stens so lange, bis er bessere, überzeugendere Gründe vom „Gegentheil hätte. — Machen es doch die heterodoxe Rabbi„nen unter den Christen, und ihre Anhänger eben so. Sie „stellen das unter die theologischen Probleme und Hypothesen, „was die unmodische, steiffinnige Orthodoxen für Säulen und „Hauptlehren des Christenthums halten. — Ich kann wohl „Moses Lehre und Gesetz treu bleiben, ich mag die Frage von „der Auferstehung Jesu und der Wahrheit seiner Religion, ob „er der wahre Meßias sey, oder nicht, bejahen oder verneinen. „Halten doch die Mahomedaner beyde für große Propheten, „und glauben an keinen — Diese Vereinigung der Juden und „heterodoxen Christen ist nicht so unmöglich, als es dem ersten „Anblick nach scheinen möchte. — Unter ihnen sind so viel to„lerante, liberale Männer, die würden uns ohne Schwierig„keit unsere Probleme und Hypothesen eben so gern unangeta„stet lassen, als wir ihnen die ihrigen lassen würden.“

Der XIV. Brief ist voll ironischen Wehklagens über die christkatholischen Männer, von denen die ehrwürdigen Heterodoxen noch immer gehaßt, verfolgt und zu Boden getreten werden. Rabbi Bahrdt, der itzt von Menschenfreunden und Kosmopoliten in Berlin unterstützt würde, „deren Lohn einst groß „seyn müsse im Himmel und sie sich freuen, daß sie ihre Hände „nicht verschlossen seyn liessen gegen den verfolgten, gedruckten „und unglücklichen Exrabbi — wider den sogar der liberale Rab„bi Semler seine Hand aufgehoben, ohnerachtet viele Ortho„doxen sagten, er sey noch ein größerer Sünder, denn „Bahrdt„ — hätte es erfahren. Und der Mann Isenbiehl „dessen Büchlein von dem allerheiligsten Vater selbst verdammt „worden, und der darüber an einen Ort wandern mußte, wo „ihme der Lusten zu heterodoxiren so leicht nicht wieder anwan„deln würde, hätte den großen Zorn der heiligen Mutter, der „Kirche, gefüllt, als er sich unterfangen, nur ein einzig Sprü„chelchen (das immer Juden und Christen auf den Meßias ge„deutet) „nicht nach ihrem Herzen zu dollmetschen — bis er im „Sack und in der Asche Busse gethan, widerrufen und seine „helle, durchsichtige Brille zerbrochen hätte, da man sich dann „seiner wieder erbarmt, ihm ein Kanonicat gegeben, und

„ihm

„ihm so den Mund auf immer gestopft hätte.„ (Kann wohl „ein Mensch, der nur etwas moralisches Gefühl, nur ein Funken von menschlichem Mitleiden gegen einen Unglücklichen in seiner Seele hat, kann der wohl mit jener ersten harten Behandlung, die Hrn. Isenbiehl wiederfuhr, so ein Gespötte treiben? Kann ein Mensch ohne gerechten Unwillen es lesen? Ich wiederhohle hier, was ich in der Recension der vorigen Ausgabe dieser Charteke sagte; „Rechtschaffene Leute müssen „mit edlem Unwillen so einem Menschen den Rücken kehren, „der aus sehr ernsthaften Dingen eine läppische und dabey erz„dumme Gaskonade macht.) Sogar hätten die intoleranten „Katholiken mit ihrem orthodoxen Eifer auch schon die Fürsten „der Protestanten angesteckt, so daß diese nun auch anfangen „wollten, ihre Länder, Kirchen und Schulen gegen die Lehren „der Heterodoxen, als gegen eine Pestilenz, die im Finstern „schleichet, zu verwahren. Der Herzog der Kinder der Schwa„ben hätte Mandate und Schrift in alle Lande ausgehen lassen, „darinn er männiglich das Hetersdoxiren verboten. — „ Lieber Jekoff, schreibt der verlarvte Jude „so heterodoxirt sichs „nicht gut mehr in dem Lande der Schwaben, darinn Milch „und Honig fleußt, und das wegen seiner Dampfnudeln, und „Knöpfle, und Korn, und Waitzen, und Most und Oel, gar „ein gutes, herrliches und fettes Land ist.„ Wir verstehen Sie, Herr Verfasser. Sie wünschen, daß in allen protestantischen Ländern die katholischen Maximen eingeführt werden möchten. Bray! da wird es gar herrlich um die Religion stehen. Ich denke, wir werden ehestens hören, daß sich Ihr Abraham Ben Jodock in der katholischen Kirche hat taufen lassen, und Sie thäten wohl, wenn Sie mit ihm zu der Mutterkirche überträten. Die bleibt bey den genommenen Maasregeln, so lange wenigstens, als sie bestehen, vor der Heterodoxie gesichert.

Die angeführten Stellen zeigen hinlänglich, daß der V. oder der Layenbruder Herausgeber in der Person des reisenden Juden, wie ich das erstemal sagte, den possenhaften Lustigmacher spiele. In der Folge des XIV. Br., wo er eine läppische Gastmahlsgeschichte, welche etliche jüdische Traditionen in ihrer Lächerlichkeit zeigen soll, erzählt, macht er aber nicht bloß den Harlekin, sondern auch den Zotenreisser. Hier ist der Beleg dazu, den ich nicht abschreiben würde, wenn ich nicht mein Urtheil rechtfertigen müßte. Das Histörchen begab sich am Tische des Rabbi Salome Hirz, wo Abraham Ben Jodock,

als ein verdächtiger heterodoxer Jude, über seinen Glauben an jüdische Traditionen, wie sie Eisenmenger erzählt, hart zugesetzt wurde, nachdem man auf ihn zu halten angefangen hatte. Es wurden deren mehrere angeführt.

„Aber siehe da, hieß es, lachet nicht Hannchen, das Weib „unsers Rasi und Salmge, ihrer Mutter Tochter, und Esther, die Tochter Judä Bar Schummels? Und Rabbi „Salomo Hirz sprach: Ihr Töchter Abrahams gehet herum „und tretet daher. Und sie giengen herum und traten daher, „und neigten ihr Antlitz züchtiglich zur Erden. Und Rabbi „Salomo Hirz antwortete und sprach: Saget uns ihr Töchter Abrahams, was ist die Sache, darum ihr gelacht habt? „Und Hannche und Salmge und Esther sprachen: Haben „eure Mägde nur Gnade funden vor euren Augen, dann wollen wir euch auch auslegen und sagen die Sache, um welcher „willen wir gelacht haben. Als wir die Rede von der Vorhaut des Königs Nebucadnezar, die dreyhundert Ellen lang „gewesen, mit unsern Ohren vernahmen, da lachten eure Mägde und preiseten den gebenedeyeten Herren der Welt, daß er „eure Mägde nicht unterworfen hat den Unbeschnittenen. Denn „a weh! stehets allewege so um die Vorhaut ihres Fleisches, so „stehts nicht gut um die Sache. Und Raf Salomo Hirz „antwortete und sprach: Gesegnet seye die Rede eures Mundes, ihr Töchter von Juda, und eure holdselige Stimme, die „süsser ist, dann die Stimme der Nachtigallen. Freylich würdet ihr das Ding nicht fassen oder ertragen mögen. Darum „sollt ihr fröhlich seyn, und euer Herz soll sich freuen, daß euch „der Herr der Welt Männer aus der Beschneidung zu Herren „gegeben und unterworfen hat, die euch besaamen zu seiner Zeit, „daß ihr Früchte bringet. Gesegnet müsset ihr seyn an euren „Bäuchen und Brüsten ewiglich. Amen!„ Das sticht trefflich zu den ernsthaften Untersuchungen über den Zweck Jesu und seiner Jünger ab.

Der XV. Br. ist überschrieben; Abraham Ben Jodock an die Berliner Bibliothekaire, und der Inhalt Schimpf und Spott auf Nicolai, seinen Nothanker, und den in seinem Verlage übersetzten Bunkel, und auf mich, „das kleine „Männlein, das gar wenig Gehirn in seinem heterodoxen Schädel und nichts vom Segol im Rosch haben müsse, dafür aber „neben seinen übrigen wohlgerüsteten handfesten Männern „den beißigen, grimmigen Beller vorstelle, und die Zähne „flät-

„flätsche„ weil ich ihm gesagt habe, er verstünde nicht einmal die Sprache der heutigen Juden zu reden, wie es ganz gewiß ist, und weil ich meine Unzufriedenheit darüber bezeuget habe, daß ein Mann bey Sachen der Religion, wozu er seine Stimme geben will, und wo es auf ernsthafte Untersuchungen ankömmt, sich wie ein Geck geberdet, und „den Lustigmacher in „jüdischem Barte, der Pelzmütze und dem Rabbihabite„ spielet. War es denn nicht so? Kündigte er sich nicht selbst auf der Titelvignette der vorigen Ausgaben dafür an? Ist es diesmal viel anders? ob die Vignette gleich weggeblieben. Wenn Leute, die keinen satyrischen feinen Witz haben, doch Satyren schreiben wollen, so kann natürlicher Weise nur possenhaftes Zeug daraus werden. Und wenn es das ist, womit sie sich ins Publikum wagen, so darf man doch auch öffentlich sagen, es sey possenhaftes Zeug. Jedermann kann es ja dafür lesen. Wer wird sich auf ernsthafte Widerlegungen solchen Zeuges einlassen? Dem verständigen Mann, mit dem ich dissentire, stehe ich gerne Rede, um mit ihm wichtige Wahrheiten zu untersuchen. Aber auf Skurrilitäten, womit nichts dabey ausgemacht wird, lasse ich mich nie ein. Dazu ist mir das Interesse der Religion zu heilig, meine Zeit zu kostbar, und meine Ehre zu lieb.

Br.

Christliches Magazin, herausgegeben von Johann Conrad Pfenninger, Pfarrer an der Waisenkirche in Zürich. Erstes Stück. "Das himmlische Königreich ist einem Senfkorn gleich." 1779. Zweytes Stück. 1779. bis achtes Stück 1780. Zwey Stücke werden auf einen Band gerechnet, jeder Band bestehet etwa aus 30 Bogen in 8. nur der vierte Band ist etwas stärker und mit nöthigen Registern über das ganze Werk versehen.

In einem Vorberichte kündigen sich die Verfasser folgendermaaßen an: „Wir sind Menschen — vielleicht gerade wie sie unsre Leser, für die wir arbeiten, gerne haben, (ich rede thöricht) „wir liebten die Wahrheit und suchten sie u. s. w. „Und Gottes Vorsehung — ließ uns finden, was wir suchten, „läßt

„laßt uns täglich fester überzeugt werden, daß wir wirklich gefunden, was wir suchten: Wahrheit! auf den verschiedensten „Wegen ward sie gesucht, die wir liebten, und an Einem Orte angetroffen — in der Geschichte der Offenbarungen und „Führungen Gottes, in den heil. Schriften der Israeliten und „der Christen, da glauben wir den Mund der Wahrheit reden „zu hören u. s. w. Zu dieser Quelle der Wahrheit mögten wir „hinrufen und hindeuten, jeden, der Ohren hat, den Ruf der „Vernunft und Menschlichkeit zu hören, und ein Herz, ihre „Winke zu verstehen, u. s. w. Wir halten die Person Jesu von „Nazareth für den Mittelpunkt, und die Erkenntniß seiner für „den Zweck aller alt- und neutestamentischen Offenbarungen und „Anstalten. In der Erkenntniß und Gnade unsers Herrn Jesu Christi zu wachsen, und dies Wachsthum in andern zu befördern, halten wir für das einzige, was unserm Daseyn Glück „und Werth geben kann.“ Hierauf erklären die Verfasser, für welche Leser sie schreiben. „Christen sind es, denen wir diese „Arbeit widmen, für die sie eigentlich unternommen wird; „Menschen, die eben die Offenbarungen und Beseeligungsanstalten Gottes durch Christum glauben, und sie zum Fundament aller ihrer Ruhe, ihrer Zuversicht und Hoffnung annehmen, die die heiligen Schriften, in denen sie enthalten sind, „um ihrer selbst willen, unabhängig von Weltweisheit und Gelehrsamkeit als die Urkunden der göttlichen Offenbarungen respectiren, und eher alles nach denselben, als sie nach etwas bequemen und zuschneiden. Menschen, die wenigstens auf dem Wege zu dieser Ueberzeugung sind, und über halbweg zurückgelegt „haben. Man erwarte also in diesem Buche nichts, was nur „allein die Absicht hätte, Gegner der geoffenbarten Religion zu „versöhnen. Und eben so erwarte man auch nicht, daß etwas „nur allein darum wegbleiben werde, weil es irgend einer Art „von Gegnern der biblischen Wahrheit nicht anständig, einem „gewissen theologischen Geschmack unsrer Zeit, von dem im „Verfolge dieser Sammlungen unsre Gedanken so deutlich und „bestimmt wie möglich dargelegt werden sollen, nicht willkommen ist — Nebst eignen Aufsätzen wird dies Magazin zugleich viel zerstreutes, zu unserm Zwecke Dienliches sammeln; „und viel Zweckmäßiges dem Inhalte nach, aber der Form hälber nicht genugsam Brauchbares, durch Veränderungen, Auszüge, Umschmelzung, Zusammenfassung, Umschreibung, Erläuterung angemessen und brauchbar machen.“ Endlich versprechen die Verfasser ihren Lesern folgendes: „In diesem Ma-

„gazin

„gazin findest du so ziemlich zusammen, was dich über den Zu„stand des Christenthums zu unsrer Zeit richtig urtheilen lehrt; „ferner was Gottes Vorsehung zu unsrer Zeit zur Aufklärung „der biblischen Religion hat zum Vorschein kommen lassen; fin„dest in demselben so ziemlich beysammen, was auch in ältern „Schriften schon vorhanden, und den Bedürfnissen unsrer Zeit „wieder ganz besonders angemessen ist. Und dann mögten wir „dir, wo möglich, einen hinlänglichen Vorrath von christ„licher Lektür verschaffen.“

Wenn wir nun noch unsern Lesern die hauptsächlichen Arbeiter an diesem Magazin, die sich genannt haben, bekannt machen, so werden sie sich schon von dem Geschmack und der Denkungsart, die in demselben herrscht, und dadurch soll befördert und ausgebreitet werden, einigen Begriff machen. Es sind der Herausgeber J. C. Pfenninger, J. C. Lavater, (den wir als denjenigen, der zu der in diesem Magazin gepriesnen neuen Aufklärung der Offenbarung, und zu der im letzten Zehend dieses Jahrhunderts bewirkten Erleuchtung der christlichen Welt, zuerst den Ton angegeben und am geschäftigsten gewesen, billig zuerst nennen sollten,) J. F. Heß, Häseli, Stolz, Hassenkamp, Kleuker u. a. m. Wer diese Männer einigermassen kennt, der weiß, mit welchem Eifer sie Lavaters Entdeckungen und besondern Meynungen ergeben sind. Lavaterisches Christenthum ist es also eigentlich, was hier gelehret, erwiesen, vertheidigt und empfohlen wird; obgleich freylich auch von solchen Verfassern, die mit Lavatern nicht im Bunde stehen, manche Aufsätze von allgemeinern und gemeinnützigern Inhalte eingerückt sind. Allein Hauptsache ist Glaube und eigentliches Attachement an die Person Christi, unterschieden von dem Glauben an die Lehre Jesu, und Glaube an das Reich Jesu, das zwar in gewissem Verstande nicht ein Reich von dieser Welt seyn soll, im Grunde aber dennoch ist, und in der Zukunft noch mehr seyn wird — vermöge dieses Reichs ists eigentlich Jesus Christus, der, weil ihm der Vater alles überlassen hat, und weil er beständig auf eine willkührliche Art in menschliche Begebenheiten und Schicksalen einwirkt, alles ordnet und regiert, den wir als unsern Herrn und Gott anzusehen und zu verehren haben. Von diesem Reiche Jesu muß man ferner glauben, daß es zu seiner Zeit, (diese Zeit bestimmen die Verfass. nicht genau; es scheint aber, daß sie solche am Ende des jetzigen Jahrtausends erwarten) sichtbar und irdisch werden

wird,

wird, wenn nämlich Jesus Christus zum tausendjährigen Reich wieder kommen, die Juden nach Jerusalem führen, und die heiligen Märtyrer, die an der ersten Auferstehung Theil nehmen sollen, auferwecken und mit ihnen regieren wird. Nach Endigung dieser Periode soll denn allererst die allgemeine Auferstehung und das allgemeine Weltgericht erfolgen. Dies und noch mehrere besondere Meynungen, die Hr. Lavater schon lange behauptet, haben nun bey ihm und seinen Freunden, noch ein neues Gewicht bekommen, nachdem er sich mit Hrn. Heß darüber zusammen gethan, und in Vereinigung mit demselben, alles dieses aufs deutlichste in der Apokalypse entdeckt hat. Diese beyden Ausleger haben um den Schlüssel zu der Offenbarung gefunden, und sind überzeugt, daß von allem, was in diesem Buche geweissagt worden, bisher wenig oder nichts erfüllt worden, sondern, daß es alles erst beym Einbruch des tausendjährigen Reichs in Erfüllung gehen wird. Andre Lehrmeynungen Lavaters, als von der Glaubens- und Gebetskraft haben wir zwar hier nicht ausdrücklich wiederhohlt und vorgetragen gefunden, sie scheinen indessen immer noch bey dem hier ausgeführten System vom Reiche Christi zum Grunde zu liegen; und wie werth und wichtig sie Lavatern und seinen Freunden sind, und wie wenig die Bestreiter derselben und namentlich der so bescheidne als gründliche Bremische Prüfer beym Hrn. Lavater ausgerichtet, siehet man insonderheit aus einer merkwürdigen Abhandlung desselben im vierten Bande dieses christlichen Magazins: von dem Glauben an den heiligen Geist, wo der heilige Geist Gott selbst oder eine Kraft Gottes ist, die sich in der Körper- und Geisterwelt beständig willkührlich und thätig beweiset, woraus zu erhellen scheinet, daß Hr. L. die besondre Persönlichkeit des Heil. Geistes leugnet, hingegen behauptet, daß diese Kraft Gottes fortwährend in der Welt, wie zu den Zeiten Christi und der Apostel fortwirke, obgleich vielleicht zu einer Zeit, auf eine mehr sichtbare und auffallende Weise, als zu einer andern; so wie es auch an einem andern Orte in diesem Magazin für ein falsches Vorurtheil erklärt wird, daß die Gabe der Zeichen und Wunder zur Gründung des Christenthums nöthig gewesen und ertheilt worden. Doch, wie gesagt, hierüber werden nur bey Gelegenheit Winke gegeben: aber Glaube an das Reich Christi wird mit desto mehrerem Eifer getrieben, und prophetisches Christenthum wird als höchst erbaulich und beruhigend angepriesen. Vermuthlich werden auch in dieser Absicht von verschiednen kleinen Propheten hier neue Ue-

ber-

Versetzungen geliefert, von denen wir aber gestehen müssen, daß wir nicht einsehen, wie sie dem prophetischen Christenthum zu Hülfe kommen sollen, indem uns der Sinn dieser sehr dunkeln Weissagungen, insonderheit insofern sie auf unsre und noch zukünftige Zeiten gehen sollen, nicht im geringsten durch diese neue Uebersetzungen heller und vernähmlicher geworden. Können die Verfasser indessen mehr und deutlicher darinn lesen, so muß man ihnen diese vorzüglichen Einsichten gönnen, ihnen ihren Geschmack und ihre Meynungen lassen, und sich nicht ereifern, wenn andre in einer Schriftstelle erblicken, was wir nicht darinn sehen, so wie diese Herren sich billig auch nicht ereifern sollten, daß die christlichen Rationalisten, die sie beständig bestreiten, und wider welche sie in diesem christlichen Magazin gleichsam ein Zeughaus angelegt haben, das figürlich erklären, was sie durchaus nach dem Buchstaben wollen verstanden wissen: sie sollten es für möglich halten, daß diese ihre Gegner, aus aufrichtiger Hochachtung für die Offenbarung, die Härte gewisser biblischen Aussprüche und Vorstellungsarten, die ihnen mit wahrer Philosophie unverträgbar scheinen, zu mildern suchen, und nicht sogleich sich erhitzen und von schamloser Frechheit reden. Es ist wahr, der Ton, in welchem sie wider diese ihre Gegner reden, ist oft sehr unanständig, bitter, und unverträglich, und scheint sich weder zu der Behauptung so vieler Hypothesen, noch zu der ruhigen und festen Ueberzeugung, die sie von der gesuchten Wahrheit erlangt zu haben vorgeben, recht zu schicken. Wir mögten also diesen Verfassern, wenn sie, wie sie am Ende des vierten Bandes verheissen, ihr Magazin unter einem veränderten Titel fortsetzen wollen, insonderheit mehr Bescheidenheit und Mäßigung empfehlen.

Neue Beylage zum vierten Theil der Lavaterschen Aussichten in die Ewigkeit — Tantaene animis coelestibus irae! Virg. 8. 2 Bogen.

Diese Beylage, die in einem Sendschreiben des Bremischen Prüfers der Lavaterschen Meynung von der Gebet- und Glaubenskraft an Hrn. Lavater besteht, und Bremen 1780. im Merzmonat unterzeichnet ist, bezieht sich auf die Aufnahme, welche die Prüfung bey Hrn. Lavater und seinen Freunden gefunden, und verweiset ihm und seinen Vertheidigern den bittern und heftigen Unwillen, den sie desfalls geäussert haben.

Ob-

Ohne an dem Streit Theil zu nehmen, wollen wir den Anfang des Schreibens herſetzen, weil man daraus ſchon einigermaſſen urtheilen kann, in wiefern der ſo gründliche als beſcheidne Prüfer veranlaßt und berechtigt ſey, ſich über Hrn. Lavaters und ſeiner Freunde zu lebhaften Empfindlichkeit zu beſchweren.

„Herr Lavater! Als Sie den raſchen Schritt thaten, um den Hrn. M**. M**ſ*. ſchnell zu bekehren; als Sie dieſen ſo weiſen als rechtſchaffenen und toleranten Iſraeliten dadurch zwangen, ſeinen Glauben ſo künſtlich zu vertheidigen; als Sie darauf ſo unrühmlich vom Schauplatz abtraten, und dadurch bey tauſend redlichen Seelen, noch jetzt nicht gehobne Bedenklichkeiten erregten, empfand ich Unwillen. Als Sie, um Ihr Wunderſyſtem durchzuſetzen, zu manchem unüberlegtem Schritt verleitet wurden, und uns endlich ſo gar den elenden Gaßner als einen apoſtoliſchen Wunderthäter aufdringen wollten, empfand ich Mitleiden — Und meine Prüfung zeugt, wie ſorgfältig ich mich bemühete, Ihres Charakters, und Ihrer Verdienſte, ſo viel es ohne Nachtheil der Wahrheit geſchehen konnte, zu ſchonen — Als Ihre dienſtbaren Ritter jenes Abentheuer beſtanden, und nur ſich ſelbſt beſchimpfend, poßierlichböſe auf mich loßprelleten, auch da empfand ich nichts als Mitleiden. Allein, als Sie jenen von der traurigſten Geſtalt, (das Gerücht nannte ihn, was weiß ich? Häſeli, oder Fäſeli,) bey mir unter allerhand Vorwand zu entſchuldigen ſuchten — als Sie mir auf vernünftige Fragen eine vernünftige Antwort verſagten; — da Sie nur, nachdem Sie in einer freundſchaftlichen Korreſpondenz, Amneſtie machten, ſo hämiſche Ausfälle auf mich thun, und ſich, bey dem innern Wahrheitsgefühle, daß es nur ein bloſſer mich nicht treffender Fechterſtreich iſt, bis zum Schimpfen und Läſtern herabwürdigen, in den Ausſichten in die Ewigkeit Th. 4. K. III. S. 198. u. f. — ſo empfinde ich gegen dieſe Ihre ſchwache Seite keinen Unwillen, kein Mitleiden, ſondern, ich will ſagen: — ein Etwas, das ſich leicht errathen läßt u. ſ. f.“

Philoſophiſche und theologiſche Aufſätze: Zweytes Stück. Nürnberg im Verlag der Lochner- und Grattenauerſchen Buchhandlung. 1780. 8. 372 S. Die Vorrede XXXIV. Seiten.

Die

Die Vorrede, an deren Schluß sich der Verf. dieser Aufsätze L. G. Junge, Pfarrer zu St. Helena in Großengsee nennt, ist einigen nachtheiligen Urtheilen, die man über das erste Stück in den Jenaischen Zeitungen und in den Erlanger gemeinnützigen Betrachtungen gefällt hatte, entgegengesetzt, und vertheidigt insonderheit des V. Theorie von den Opfern des A. Test. gegen einige gehäßige Folgerungen, die man in dem letzteren Journal aus derselben gezogen hatte, mit eben so vieler Bescheidenheit, als Gründlichkeit.

Das zweyte Stück beschäftigt sich ganz mit der Lehre von der Erbsünde und den verwandten Materien. Der Verf. stellt Untersuchungen an, über die Fortpflanzung des göttlichen Ebenbildes, über die Zulassung des physischen und moralischen Bösen, über den Sündenfall, wobey er untersucht, ob es Allegorie sey; dann handelt er von den Folgen des Sündenfalls auf Adam und Eva, von den Folgen desselben bey den Nachkommen, von der Fortpflanzung des moralischen Verderbens, von der Zurechnung der Sünde unsrer ersten Stammeltern. Diese Materie behandelt der V. als ein Forscher der Wahrheit, so daß er die beträchtlichsten in Ansehung derselben unter den Gottesgelehrten herrschende verschiedne Meinungen neben einander stellt, ihre Gründe gegen einander abwiegt, das Gewicht der Verschiedenheit selbst schätzet, und bisweilen, aber nur selten, Parthey nimmt. Wenn man ihm gleich nicht immer beystimmen kann, so muß man doch seiner Unpartheylichkeit und seinem Scharfsinn Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Die verschiednen Meynungen über die mosaische Erzählung vom Sündenfall bringt der V. unter vier Classen. Zur ersten gehören diejenigen, die unter der Schlange, dem verbotnen Baum, und den übrigen Ingredienzien dieser Erzählung irgend einen versteckten Sinn oder verborgenen historischen Umstand suchen, und wie Beverland und neuerlich der Verf. des von Hrn. D. Bahrdt herausgegebnen Edens darüber allegorisiren. Die andre Classe machen diejenigen aus, die das Ganze für einen lehrreichen Mythos halten, worinn Gott über den Ursprung der Sünde gerechtfertigt, die sittliche Natur des Menschen, und seine sich darauf beziehende Bestimmung soll geschildert werden. In der dritten sind diejenigen, die das Factum selbst, oder den Fond für historisch wahr, aber den Vortrag und die ganze Einkleidung für dichterische Ausbildung halten; die vierte bestehet endlich aus denen, die den buchstäblichen Sinn annehmen,

und alles für strenge historische Wahrheit wollen gehalten wissen. In der Voraussetzung, daß sich die vierte Meynung nicht behaupten lasse, giebt zwar der V. der zweyten Meynung den Vorzug vor der ersten; er selbst aber erklärt sich für die dritte, wie sie insonderheit Hr. D. Leß in seiner praktischen Dogmatik vorgestellt, und zwar aus dem Grunde, weil man durch dieselbe allen Schwierigkeiten der vierten ausweiche, ohne dem Text so viel Gewalt anzuthun, als nach der zweyten geschehen muß, indem diese dritte den Vorstellungen der Offenbarung mit mehrerer Genauigkeit folgen soll. „Nach dieser Meynung ist nichts „weiter Geschichte, als daß die beyden ersten Menschen sün„digten, indem sie wider Gottes Befehl von der giftigen Frucht „aßen, und dadurch sich und ihre Nachkommen unglücklich „machten. Die malerische Beschreibung des Baums, der „Schlange, ihre Rede, das von Gott gehaltene Gericht, sind „weiter nichts als Einkleidung, um es sinnlicher und lebendi„ger zu machen.“ Der V. meynt, daß die paraboliſche Lehrart der Bibel und die Gewohnheit der Alten diese Auslegung nicht wenig begünstige. — So vortheilhaft aber auch der V. diese Meynung vorzustellen sucht, so wird doch ein Freund der zweyten weit mehr dagegen einwenden können, als er dawider anführt. Sie soll dem Text minder Gewalt anthun, als die zweyte. Allein, wenn ich einen Text, der eine Parabel enthält, durchgehends als eine Parabel erkläre, so thue ich demselben minder Gewalt an, als wenn ich die Erzählung einer wahrhaften Geschichte, nach Belieben bald als Geschichte, und bald als Erdichtung erkläre; vorausgesetzt, daß eine nicht unglücklich ersonnene und ausgesuchte Parabel erzählt werde, kann der hauptsächliche Sinn derselben unter Sach- und Sprachverständigen nicht lange zweifelhaft seyn. Allein nach der dritten Meynung wird alles auf Schrauben gesetzt, weil sich hier gar keine feste Gränze zwischen dem historischem und poetischen oder hinzugedichteten ziehen läßt. Der paraboliſche Vortrag der Bibel kommt dieser Erklärungsart nicht zu statten: denn hier soll ja keine Parabel, sondern wirkliche Geschichte erzählt seyn. Finden wir sonst Geschichtserzählungen in der Bibel, die poetisch oder mit dichterischen Nebenumständen vermischt vorgetragen worden, halb wahr und halb erdichtet sind, so möchte dergleichen auch hier statt finden. Aber welcher Ausleger wird es billigen, wenn man irgend eine andre wunderbare Geschichte, z. B. die Eroberung von Jericho auf diesen Fuß erklären und vorgeben wollte: eigentliche Geschichte sey nur dieses, daß die Israeliten, unter dem Schall der Posau-

nen

nen die Mauren stürmten und niederrissen; dies werde aber im poetischen Styl, um die Sache sinnlicher und lebhafter zu machen, so vorgestellt, als wenn die Mauren von dem Blasen der Trommeten eingestürzt wären; oder wenn man, um in Bileams Geschichte des redenden Esels los zu werden, sein ganzes Gespräch mit dem Propheten für poetische Ausschmückung erklärte, und nur dies für Geschichte annähme, daß bey einem engen Passe das Thier scheu und stutzig geworden, und nicht hindurch gehen wollen. Ich denke, was Geschichte ist, muß ganz Geschichte, und was Dichtung ist, muß ganz Dichtung seyn. Wozu sollte auch die eingemischte Dichtung dienen, um die Erzählung sinnlicher und lebendiger zu machen? Dieser Vortheil war gewiß so wichtig nicht, daß man sie auch darum desto schwieriger und anstößiger, und zwar ohne alle Noth machte: denn war es weiter nichts, als daß die ersten Menschen von einer verbotnen Baumfrucht aßen, so konnte ja dies alles schlechtweg mit eigentlichen Worten vorgetragen werden. Ja, sagt man, dies war die Manier der ersten Welt, Geschichte zu erzählen, und da Moses eine solche Erzählung vorfand, so konnte er sie nicht wohl unterdrücken; sondern mußte sie so mittheilen, wie er sie fand. — Ich sehe aber nicht ein, was ihn zu dieser Einrückung zwingen konnte. Wahrscheinlich gab es der Sagen aus den ersten Zeiten sehr viele, und darunter mußte es natürlicher Weise, bey manchen schätzbaren und erhaltungswürdigen Stücken, auch manche kindische, abentheuerliche und ausschweifende Mährchen geben, und die sollte Moses alle haben einrücken müssen, ohne daß er eine Auswahl machen, oder das Unrichtige berichtigen durfte, wer kann das glauben? Gewiß, nach den Proben, die er liefert, zu urtheilen, nahm er nichts schlechtes auf. Seine Schöpfungserzählung, als ein Lehrgedicht betrachtet, ist ein herrliches Stück, und was noch näher hieher gehört, auch seine Erzählung vom ersten Ungehorsam, die, wenn wir sie als blos poetisch erzählte Geschichte betrachten, ein ausschweifendes und abentheuerliches Ansehen gewinnet, erscheint als richtige Schilderung der sittlichen Natur und Bestimmung des Menschen; läßt so viele ächte Philosophie, und eine so tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, als Mythos betrachtet, durchscheinen, daß einer der scheinbarsten Einwürfe gegen die Erklärung, die der Recensent von Bahrdts Eden, Allg. d. Bibl. XVII. B. S. 581. u. f. w. versucht hat, (den man auch wirklich dagegen gemacht hat,) dieser ist, daß die erste Welt in natürlichen und psychologischen Kenntnissen noch so weit nicht

kommen können, um einen so philosophischen Mythos zu erfinden, und darin einen so wahren und reichhaltigen Sinn zu legen, als obgedachter Recensent darin zu entdecken glaubte. Wodurch wird nun Moses, er mag als Urheber oder als Sammler betrachtet werden, mehr geehrt? durch die dritte, oder durch die zweyte Meynung? Dies, denke ich, ist eben so außer Streit, als daß durch die Behauptung der zweyten der heiligen Schrift überhaupt mehr Ehrerbietung bewiesen wird, als durch die Annehmung der dritten. Hiezu kommt nun noch, daß die dritte Meynung bey weitem nicht allen Schwierigkeiten der buchstäblichen Auslegung ausweicht; sondern daß zwey Stellen dieser Erzählung, die erste, wo Gott spricht: Adam ist worden, wie unser einer, und weiß, was gut und böse ist, und die andre, wo es von den ersten Eltern heißt: da wurden ihrer beyden Augen aufgethan, und wurden gewahr, daß sie nackend waren, und flochten Feigenblätter zusammen, und machten ihnen Schürzen — daß diese beyden Stellen, die nach den übrigen drey Erklärungsarten mehr oder weniger schwierig und unerklärlich sind, sich blos zu der zweyten passen, einen ganz natürlichen Schein annehmen, ja der eigentliche Schlüssel des Räthsels sind, und die Lehre des Mythos enthalten. In Ansehung der ersten ist dies in der oben angeführten Recension so gezeigt worden, daß wir darauf verweisen können. Was die zweyte betrifft, so wird uns die Folge des Essens erzählt, und zwar mit denselben Worten, deren sich die verleitende Schlange bedient hatte; sie versprach den ersten Menschen, nemlich ein Aufthun der Augen, und die Erkenntniß des Guten und Bösen; und eben dies erfolgte wirklich, und äußerte sich darin, daß die ersten Menschen ihre Nacktheit nun zum erstenmal gewahr wurden, und auf deren Bedeckung gedachten. Der V. findet es in seinen sehr richtigen Anmerkungen über diese Stelle mit Recht sonderbar, daß ältere und neuere Ausleger hier eine Verschlimmerung der ersten Menschen finden, und daß namentlich Hr. Ritter Michaelis die schnelle Wirkung des genossenen Giftes in außerordentlicher Verstärkung ihres sinnlichen Geschlechtstriebes bemerken will, da die Worte gerade das Gegentheil zu sagen scheinen. Freylich sonst heißt es von einem Knaben oder Jünglinge: erubescit, salua res est; aber bey unsern ersten Eltern soll es ganz anders gewesen seyn. Diese sollen nicht aus züchtiger Schamhaftigkeit, oder weil sie aufhörten, als unmündige Kinder unschuldsvoll nacket zu gehen, nicht weil sie anfiengen, die ersten Regungen der Scham zu

empfin-

empfinden, und ihre Nacktheit für unanständig zu halten, sondern weil sie auf einmal von zügellosen Begierden der Geilheit angefallen wurden, auf eine Bedeckung gedacht haben, und ihre aufkeimende Schamhaftigkeit soll ganz wider alle sonstige Erfahrung, nicht ein Beweis ihrer entweder aus dem kindischen Zustande blos sinnlicher oder physischer Gefühle zur moralischen Empfindung erhöhter oder überhaupt züchtiger und delikater gewordnen Empfindungs- und Denkart seyn, sondern vielmehr das Gegentheil von beyden anzeigen. So waren also auch wohl die frechern Otaheiterinnen, die ihre geheimsten Reizungen ohne Scheu jeden zur Schau legten, minder sinnlich und liederlich, als die verschämtern Neuseeländerinnen, von denen Hawkesworth erzählt, daß sie ganz entkleidet beym Muschelsammlen von einigen Engelländern überrascht worden, und daß diese voll Erstaunens die sichtbaren Spuren der äußersten Verwirrung an ihnen wahrgenommen. Woher, möchte ich fragen, rührte dies Erstaunen der Engelländer? Ohne Zweifel daher, daß sie dies Erröthen, diese Verwirrung für ungezweifelte Beweise einer höhern moralischen Kultur erkannten, als sie bey den Neuseeländern in Vergleichung mit ihrer übrigen Kultur und der Kultur der übrigen Bewohner der Südseeinseln erwarten konnten. Und wie konnte auch der Uebergang aus einem unmündigen kindischen Zustande in einen moralischen erwachsener vernünftiger Menschen bey dem ersten Menschenpaar durch eine minder zweydeutige Bezeichnung geschildert werden, als eben durch diese Scham und Verwirrungen, die sie antrieb, sich Bedeckung zu verschaffen. Dabey scheint der Umstand, daß Adam und Eva noch als einsam vorgestellt werden, und als solche sich zu gut kennen mußten, um sich wirklich einer vor dem andern zu schämen, ein nicht undeutlicher Wink zu seyn, daß dies nicht eigentliche Geschichte sey, sondern nur einen wesentlichen Zug in dem mythologischen Gemälde ausmache. Alles dieses stimmt mit den Bemerkungen des V. über diese so sehr misverstandne Stelle überein, allein weil er es mit seiner Anhänglichkeit an der dritten Meynung nicht vereinigen konnte, — so wie es sich mit der Voraussetzung, daß der ersten Menschen Natur und Sittlichkeit durch den Fall wirklich verschlimmert, und sogar vergiftet worden, durchaus nicht vereinigen läßt — so mußte er mitten auf seinem richtigen Wege stille stehen; sonst hätte er selbst der Ausleger über diese Stelle werden können, den sie, seinem Vorgeben nach, noch erwartet.

Bey der Abhandlung von der Fortpflanzung des moralischen Verderbens führt der V. die härtern materialistischen Meynungen der ältern, und die gelindern der neuern Gottesgelehrten an, namentlich aber auch die Gedanken, die Hr. D. Leß in seiner praktischen Dogmatik, und Hr. D. Seiler in seiner Schrift über die Erbsünde geäußert haben. Beyde Gelehrte suchen den ersten Grund der überwiegenden Sinnlichkeit, welche sie für das Erbübel halten, in einer durch Adams Ungehorsam erst in seinem eignem Körper verursachten, und dann auf die Leiber aller seiner Nachkommen fortgepflanzten körperlichen Zerrüttung. Und diese von ihnen weder deutlich angegebne noch genau bestimmte Zerrüttung des Körpers scheint ihnen so beträchtlich zu seyn, daß Hr. D. Leß den Leib vielmehr einen Kerker, als ein Wohnhaus der Seele nennen will, und Hr. D. Seiler den Leib für ein beschmutztes Fernglas der Seele, das die Bilder nicht rein durchfallen läßt, erkläret. Der V. macht über diese vorgebliche körperliche Zerrüttung Adams und seiner Nachkommen sehr richtige und treffende Anmerkungen, worin er zeigt, daß sich darunter nichts eigentlich zur Sache gehöriges und durch Erfahrungen bewährtes gedenken lasse; daß die Fälle ausgenommen, wo durch gewaltsame und nachtheilige Ueberladung und Ausleerung gesündigt wird, alle übrigen Sünden blos in formali, nicht in materiali bestehen, und daß diese den Körper der Sündigenden nicht besonders angreifen und zerrütten, noch mit einem verderblichen Einflusse aus dem Leibe der Eltern auf die Leiber der Kinder sich verbreiten, und die letztern zu einem reizbaren Werkzeuge der Sünden überhaupt und namentlich solcher Sünden, denen die Eltern ergeben waren, machen können. Der V. trägt hierauf seine Meynung über dies körperliche Verderben vor. Er findet es in der Verbindung der Ideen im Gehirn. „Daß alle Eindrücke", heißt es, „Bilder und Zeichen „in dem Mark des Gehirns aufbewahrt werden, müssen wir den „Aerzten doch glauben, so unbegreiflich es auch bleibt. Hier „also kann allerdings eine der Tugend nachtheilige und das Laster befördernde Verbindung der Ideen statt finden. — Ich „kann mir fast keine Art der Zerrüttung von der Sünde gewirkt vorstellen, als daß Irrthümer, böse Gesinnungen und „Entschlüsse hier dem Gedächtniß eingeprägt, in die Reihe der „Gedanken eingeschoben, und mit mancherley Bildern der Phantasey verbrämet werden u. s. w. Dieß muß ich Verderben nennen, ungeachtet ich nicht sagen kann, daß das Wesen des Gehirns verdorben sey, — es kann dem Hirnmarke eines seyn,

„ob

„ob es dieſe oder eine andere Idee, eine gute oder böſe aufbe„wahret. Geſetzt nun, daß eine unbefleckte Seele in einen ſol„chen Körper geſetzt würde, wo im Gehirn ſo viele irrige und „böſe Begriffe, ſo viele ſchändliche Bilder aufgehäuft ſind; ſo „zweifle ich gar nicht, daß ſie nicht dadurch würde verderbt und „zur Sünde gereizt werden. Ob ſich nun aber dieſe Zerrüttung „auch fortpflanzen könne, oder ob ſie vielmehr allemal blos die „Wirkung eigner Thätigkeit ſeyn müſſe, das iſt eine Frage, „von deren Beantwortung, wie es ſcheint, die Lehre von der „Fortpflanzung abhängt. Dies dünkt mir klar zu ſeyn, daß die „Sünde die Kraft der Nerven nicht auf die Art zerrütte, daß „ſie der Seele, das was außer ihr vorgehet, unrichtig, gleich „einem beſchmutzten Fernglaſe vorſtelle, oder auch Bewegungen, „die dem verurſachenden Gedanken nicht gemäß wären, im „Körper veranlaſſen ſollte“, u. ſ. w. Was der V. hier von den Nachtheilen einer unordentlichen Phantaſey ſagt, hat als Thatſache ſeine völlige Richtigkeit; aber er erklärt uns nicht, wie er auch ſelbſt geſteht, eine körperliche Zerrüttung. Wie überhaupt Eindrücke und Begriffe in der Seele aufbewahrt, wie ſie unter einander auf mancherley Weiſe aſſocirt und verknüpft, das Vermögen erhalten, ſich einander wieder hervorzubringen, wie durch das Geſetz der Einbildungskraft ein Gedanke oder eine Begierde in der Seele mächtig und herrſchend werden kann, ſo können auch insbeſondere falſche Begriffe, unrichtige Urtheile, ſchändliche Begierden, böſe Neigungen mächtig und herrſchend werden; aber für dieſe letztern iſt gar kein anders Geſetz der Ideen-Aſſociation vorhanden, als für die Begriffe u. ſ. w. überhaupt; und wenn es dem Laſter nie beförderlich werden ſollte, ſo könnte es auch der Tugend nicht dienen, und müßte überall aus der Seele vertilgt werden. In wie fern das Hirnmark hieran Theil nimmt, iſt ſchwer, wo nicht gar unmöglich zu beſtimmen. Daß in demſelben mit den Veränderungen der Seele harmoniſche Veränderungen vorgehen, und daß dieſe Veränderungen in irgend einer Art von Bewegung beſtehen müſſen, dies und weiter nichts wiſſen die einſichtsvolleſten Kenner des menſchlichen Körpers und der Seele. Alles übrige, was von materiellen Bildern im Gehirn, von deren Eindrückung und Aufbewahrung geſagt wird, iſt nichts als leidiger und ſeichter Hypotheſenkram. Es ſcheint, wir müſſen uns mit Feſtſetzung des obgedachten Geſetzes der Phantaſey und des Gedächtniſſes begnügen, und müſſen unſer Unvermögen geſtehen, zu erklären, wie in dem Körper das ſittliche Verderben liege, und wie der-

selbe, nachdem er durch Sünde soll zerrüttet seyn, wiederum einen verderblichen Einfluß auf die Seele äußere, und diese wiederum zerrütte; am wenigsten aber uns unterstehen, zu bestimmen, wie durch Adams erste Sünde sein Leib zerrüttet worden, und aus diesem zerrütteten und sittlich verderbten Leibe zerrüttete und sittlich verderbte Leiber seiner Nachkommen entsprossen sind. Der V. zeigt sehr gut, mit welchen unübersteiglichen Schwierigkeiten jede zur Erklärung dieser Fortpflanzung ersonnene Hypothese, namentlich diejenige, die alles aus der giftigen Natur der verbothnen Frucht herleiten will, belastet ist. In der That ist dies die einzige, die einigen Schein hat; aber da wir kein Gift, das eigentlich lasterhaft macht, und so vergiftet, wie dieses müste vergiftet haben, in der ganzen Natur kennen; da ohnedem diese Hypothese den liebenswürdigsten Eigenschaften des Schöpfers zu nahe tritt, und die mosaische Nachricht uns nicht den geringsten Grund zu derselben angiebt: so kann man sie bey ihrer Unhinlänglichkeit und Unbrauchbarkeit nicht annehmen.

Auch in der Abhandlung von der Zurechnung der Adamitischen Sünde prüft der V. die ältern und neuern Meynungen ier Gottesgelehrten, insonderheit des Hrn. D. Seilers, und cht es deutlich, daß er durch seine neuscheinende Erklärung eser Zurechnung, und durch die Unterscheidung unter morali- ver und unter metaphysischer oder thätiger Zurechnung die Schwierigkeiten dieser Lehre keinesweges gehoben habe. Zuletzt zeigt er sehr gut, daß die Entscheidung über die Frage, ob das Sittenverderben der Menschen eine Folge der wesentlichen Einschränkung der menschlichen Natur, oder eine hinzugekommene Folge einer besondern Versündigung der ersten Menschen gewesen, sie falle aus wie sie wolle, weder deutlichen und erwiesenen Aussprüchen der Schrift zu nahe trete, noch in das thätige Christenthum und in die Hauptlehren desselben von der Erlösung, Heiligung u. s. w. einigen Einfluß habe, und daß die ganze Frage eine blos zur theologischen Gelehrsamkeit oder zur Philosophie des Christenthums gehörige Untersuchung sey.

Herrn Caspar Lavaters und eines Ungenannten Urtheile über Herrn C. R. Steinbarts System des reinen Christenthums. Mit vielen Zusätzen von D.

D. Joh. Sal. Semler. Halle, im Verlag der Hemmerdschen Buchhandlung. 1780. 8.

Da Hrn. Lavaters Theologie des Hrn. Steinbarts Rationalismus in mancher Absicht gerade entgegengesetzt ist: so konnte es nicht fehlen, daß des letztern System des reinen Christenthums dem erstern sehr misfallen mußte. Sein mißbilligendes Urtheil, das in Hrn. Pfenningers christliches Magazin eingerükt war, ist hier wieder abgedruckt worden. Es läuft darauf hinaus, „daß Hr. L. das Steinbartsche System für nichts mehr und nichts weniger hält, als für einen Deismus, mit einiger christlichen Färbung, und durchaus nicht für reine, ächte, apostolische Christusreligion — für einen unglücklichen Versuch zur Aussöhnung der neuern Philosophie mit dem Religionsbedürftigen, aber das ächte evangelische Christenthum theils nicht kennenden, theils bezweifelnden Geschlechte seines Zeitalters — nicht, für eine ganz neue, vielwenigger probhaltige, solide Kapitulation eines Philosophen, dem Wahrheit, nicht Accommodation der Wahrheit, dem Wahrheit das erste, heiligste, einzige Gesetz seyn soll — eines christlichen Lehrers, der als solcher schlechterdings nicht befugt war, das alte historisch bestimmte und beurkundete Christenthum nach dem Geschmack seines und des Unglaubens und Schwachglaubens und Halbglaubens zuzuschneiden". Dies harte Urtheil, das übrigens mit einiger sehr vortheilhaften Aeußerung des Hrn. L. über Hrn St. Absicht, Charakter, Gesinnung und Talente sehr sonderbar kontrastirt wird zwar durch einige unsrer Einsicht nach nicht passende, und nur durch eine petitionem principii hiehergezogenen Gleichnisse erläutert, und mit vielem Wortschwall und Declamation wiederholt, aber eigentlich durch nichts bewiesen, als durch Betheuerungen, und einen einmahl über das andere darauf gesetzten Trumph, dergleichen folgender ist. „Wenn unter allen allenfalls atheistischen, deistischen, socinischen, „pelagischen, arianischen, kalvinischen, lutherschen, mennonitischen, herrnhutherschen Lesern der Steinbartschen Schriften, „ein einziger ist, der mit ofnem Blick in einer Gesellschaft von „vier von ihm selbst ausgesuchten Männern behaupten darf, „und öffentlich mit Nennung seines Namens dazu stehen will: „ich habe sie mit der Urkunde verglichen, und die Urkunde und dieser Auszug verhalten sich gegeneinander, „wie Original und Kopie, wie ein kenntliches Portrait „zum lebendigen Urbild; sagen darf: jeder unbefangner

„Leſer wird das und mehr nicht in der Urkunde finden „— es iſt nichts weſentliches, eigenthümliches, charak„teriſtiſches weggelaſſen u. ſ. w. der, ſage ich, behaupten „darf, dieſe Steinbartiſch chriſtliche Glückſeligkeitlehre „iſt durchaus ein wahrer Abdruck der evangeliſchapo„ſtoliſchen, mithin der urkundlichen Glückſeligkeits„lehre — ſo beſcheide ich mich gerne, keine Augen und Ohren „mehr zu haben, und erkläre mich Endes unterzeichneten für „mein Lebetage für unfähig aller Beurtheilung“.

Der Ungenannte, deſſen Prüfung des Lavaterſchen Urtheils hier beygedruckt iſt, und den Hrn. D. Semler für einen ſeiner Schüler erklärt, bemerkt eben das, was wir angeführt haben; inſonderheit zeigt er, wie wenig Hrn. Lavaters Gleichniſſe auf den vorliegenden Fall paſſen und erinnert, was Hr. L. entweder nicht weiß, oder nicht wiſſen will, wie ſich ſo manches in den Reden Jeſu und den Schriften der Apoſtel blos auf die Vorurtheile und Bedürfniſſe der damaligen jüdiſchen Welt, und die Schwäche der erſten Judenchriſten bezog, das unmöglich für alle Zeiten, und für ganz verſchiedne Leſer und Hörer gelten kann. Eben dies beſtätigt nun auch Hr. D. Semler in ſeinen Zuſätzen zu den beyden Urtheilen über das Steinbartſche Buch, und theilt manche gelehrte und lehrreiche Anmerkungen mit über den verſchiednen Geſichtspunct, aus denen man die apoſtoliſchen Lehrvorträge betrachten muß, und über die nach Beſchaffenheit der Zuhörer abgeänderte Lehrmethode des N. Teſtaments. Allein wenn er die auffallende Aehnlichkeit mancher Steinbartiſchen Aeußerungen mit dem Bahrdtiſchen Glaubensbekenntniß berühret, ſo iſt er in Verlegenheit, wie er ſeinen über das letztere geäußerten Unwillen mit dem ſehr ſanften und ſchonenden Urtheil, das er über Hrn St. Buch fällt, ſeine eigne Billigung mancher dem feſtgeſetzten theologiſchen Syſtem vom Hrn St. gemachten Vorwürfe und mancher Verbeſſerungsvorſchläge deſſelben, mit der erklärten Mißbilligung eben derſelben in dem Bahrdtiſchen Glaubensbekenntniß vereinigen ſoll. Wir geſtehen es, hier wird er uns ganz undeutlich, und ſein Ausdruck ſcheint hier ganz ſchwankend und unbeſtimmt zu ſeyn. Inſonderheit wiſſen wir nicht, wie wir folgende Stellen aus der Zueignungsſchrift an Hrn St. und aus der Vorrede verſtehen ſollen. In der erſten heißt es: nachdem Hr. D. S. dem Hrn St. geſagt hatte, daß er ihn gegen Hrn. L. gehäßige Beſchuldigung des Deismus in den hinzugeſetzten Anmerkungen

zwar

zwar eben so wie der Ungenannte vertheidigt habe; aber dennoch nicht völlig und geradehin seiner Meynung sey, wenn anders Hr. St. eben die Absicht hätte, als das Bahrdtische Glaubensbekenntniß an den Tag gelegt hat: „Man hat mir völlig Unrecht gethan; eine öffentliche Aenderung der Lehre unsrer Kirche „habe ich noch nie zur Absicht gehabt; aber an Besserung und „Vollkommenheit der Lehrer habe ich, nach meinem Berufe „meist 30 Jahre, hier unermüdet gearbeitet, und dazu gehört „Besserung der theologischen, bisher so mangelhaften oder unrichtigen Kenntnisse. Aber die Lehre, die sie bey uns den „Christen vortragen sollen, habe ich nicht aufheben und ändern „wollen. Ich denke aber auch, daß diese Theologie, an deren „Verbesserung ich gearbeitet habe, den christlichen treuen Lehrer in den Stand setzen wird, an der Lehrart, in seinen eignen „Umständen selbst glücklich zu bessern, ohne andern es so vorzuschreiben.“ Und in der Vorrede heißt es: „Wenn aber vielmehr auf die Besserung der Lehrer, auf eine sorgfältige Wahl, „auf dazu gehörige moralische Uebungen und ernstliche Frömmigkeit gesehen würde, Lehrer, die selbst, ohne blos eine einförmige, äußerliche eingeschränkte lokale Vorschrift zur Empfehlung zu haben, nun richtig und praktisch zu urtheilen im „Stande wären: hievon wollte ich wohl große merkliche, vortheilhafte Folgen fast zuverläßig erwarten. Dies ist meine „Beschäftigung; die fehlenden mangelhaften Kenntnisse, die „noch so alten Vorurtheile und Meynungen, weil sie in das „Gebiet der theologischen Gelehrsamkeit gehören, habe ich ernstlich und ehrlich, ohne Verstellung bearbeitet, für das erkannt, „was sie sind; aber dazu habe ich nie Anstalt machen wollen, „daß gemeine Lehrbücher, Catechismus, Andachtsbücher, nach „einer einzigen Form für alle Kirchen und Christen Eines Reichs „eingerichtet würden; sowohl, weil es mit Unruhe und Unlust „der gemeinen so verschiednen Zeitgenossen sehr nachtheilig zusammenhienge, nach meiner Einsicht, als auch, weil alsdenn „Talente und Vorzüge eines Lehrers sich kaum ferner zeigen und „nützlich machen könnten.“ Die Schwierigkeit, diese Stellen zu verstehen, kommt hauptsächlich von unsrer Bedenklichkeit her, einen Gelehrten, für den wir so viele wahre Hochachtung haben, eines Widerspruchs mit sich selbst zu beschuldigen, und dennoch sehen wir nicht, wie wir, falls seine Worte einen vernünftigen Sinn haben sollen, dieses füglich vermeiden sollen. Aus der ersten Stelle scheint zu erhellen, daß Hrn. D. S. nur eigentlich das öffentliche Aufsehen, der Eclat, mit welchem einige so genannte

nannte Heterodoxen, namentlich Hr. Bahrdt, seinem Vorgeben nach, reformiren wollen, misfalle; aber dann verdient doch ein solcher Vorsatz, der nur aus Unkunde unsrer Zeiten entstehen kann, eher Mitleiden mit dem schwachen Kopf, der ihn für thunlich halten kann, als Unwillen und Entrüstung; und wenn denn endlich Hr. Bahrdt zu wiederholten malen versichert, daß eine solche gewaltsame öffentliche Reformation nie seine Absicht gewesen, so sollte sich doch jener Unwille besänftigen lassen. Wie sollen wir aber das Vorgeben des Hrn. D. S. daß er an Besserung und Vollkommenheit der Lehrer gearbeitet, wozu auch Besserung der theologischen bisher so mangelhaften oder unrichtigen Kenntnisse gehöre, mit der Versicherung, daß er die Lehren, die jene von ihm verbesserte und vervollkommnete Lehrer bey uns den Christen vortragen sollen, nicht aufheben und verändern wolle, reimen und vereinbaren? Wie läßt sichs gedenken, daß man den Lehrern der Religion, statt der bisher geltenden mangelhaften und unrichtigen theologischen Kenntnisse, vollständigere und richtigere beybringen kann, ohne daß diese Vermehrung und Berichtigung der Kenntnisse einen Einfluß in ihre öffentlichen Religionsvorträge haben sollte? Wenn Hr. D. S. sich hier wieder mit seiner gewöhnlichen Distinction unter Lehre und Lehrart heraushelfen will; so müssen wir ihn ersuchen, daß er sich bey Gelegenheit über diese uns ganz nicht faßliche Unterscheidung deutlich und ohne Umschweife erkläre, und es zeige, wie man z. B. über das gewöhnliche Dogma von einer stellvertretenden Genugthuung, die Lehrart ändern und verbessern könne, ohne die Lehre selbst zu verändern. Eben so unverständlich ist uns aus gleichem Grunde die Stelle aus der Vorrede. Es ist uns nemlich unbegreiflich, wie Hr. S. die in das Gebiet der theologischen Gelehrsamkeit gehörige mangelhafte Kenntnisse, Vorurtheile und Meynungen so ernstlich, wie er es gethan zu haben, vorgiebt, bearbeitet habe, und dennoch hiedurch nicht sollte Anstalt gemacht haben, daß auch die Catechismen, Andachtsbücher u. d. m. sollten verändert, und so wie sie bisher den von ihm bearbeiteten mangelhaften Kenntnissen und Vorurtheilen gemäß waren, nun allmählig den vollkommnen und berichtigten Kenntnissen gemäßer eingerichtet werden. Wie kann man sich Theologie und theoretisches Christenthum so ganz abgesondert und abgeschnitten vorstellen, daß eine Aenderung in der einen nicht eine verhältnißmäßige Aenderung in dem andern hervorbringen sollte? Fände hier gar kein wechselseitiger Einfluß statt, hienge die verbesserte theologische Gelehrsamkeit auf keine Weise

weder

weder mit dem theoretiſchen noch mit dem praktiſchen Chriſtenthum zuſammen; ſo laßt uns nur geſtehen, daß das theologiſche Studium eines der undankbarſten und unfruchtbarſten in der Welt iſt, und die Mühe wahrlich nicht verdient, die Hr. D. S. nun ſeit 30 Jahr darauf verwandt hat — Hängt es aber damit zuſammen, ſo wird die erweiterte und berichtigte theologiſche Gelehrſamkeit, die dann doch weiter nichts iſt, als vollſtändigere, genauere Kenntniß des Chriſtenthums, nicht nur eine Veränderung der Lehrart des Chriſtenthums für Ungelehrte, ſondern auch der Lehren ſelbſt, unvermeidlich hervorbringen; gerade wie eine vollſtändige und berichtigte Kenntniß der gelehrten auf Naturlehre und Chemie gegründeten Theorie des Ackerbaues, nicht nur eine Berichtigung der Lehrart dieſer Wiſſenſchaft, ſondern auch der Lehren ſelbſt, die man dem gemeinen Landmann vortragen muß, zur Folge haben wird. Hr. D. S. ſagt, daß er dazu nie Anſtalt machen wollen, daß gemeine Lehr- und Andachtsbücher in einer Reihe, nach Einer Form eingerichtet würden; die Gründe, warum er das nicht thun wollen, bedeuten indeſſen nicht viel, denn von einer gewaltſamen Einführung ſolcher nach Einer Form eingerichteten Bücher iſt die Rede nicht. Wenn der Recenſent in der Lage wäre, daß er die Gemüther nach und nach dazu vorbereiten könnte, einen zweckmäßigern Catechismus und Geſangbuch in einem Reiche freywillig anzunehmen, ſo würde er ſich die Bemühung, hiezu beyzutragen, zu einem Verdienſt anrechnen, und die Betrachtung, daß bey zweckmäßigern nach Einer Form eingerichteten gemeinen Lehrbüchern ſich Talente und Vorzüge eines Lehrers kaum zeigen würden, würde ihn davon ſo wenig abhalten, als ſie ihn bewegen würde, ein ſchlechteres Compendium bey Vorleſungen einem beſſern vorzuziehen, weil er bey dem erſtern, ſeine Scharfſinnigkeit in Entdeckung der Fehler ſeines Autors mehr zu zeigen Gelegenheit hätte.

Zum Schluß müſſen wir den Hrn. D. S. den einige Beurtheilungen ſeiner letzten gelehrten Arbeiten in unſrer Bibliothek ſehr unwillig gemacht haben, erſuchen, daß er ſtatt aller Invectiven, wodurch die Sache nicht ausgemacht wird, ſich bey Gelegenheit deutlich und ohne Rückhalt über folgende Puncte auslaſſen möchte: Was er eigentlich mit ſeiner Verbeſſerung der Lehrer ohne Verbeſſerung der Lehre zur Abſicht habe? Hier bitten wir, uns zu zeigen, wie das eine ohne das andere möglich ſey. Ferner, warum will er die lokale Verſchiedenheit in Religionslehren ſchlechterdings unterhalten wiſſen? Wenn eine gröſ-

ſere

sere Einförmigkeit durch gehörige Mittel, nach und nach befördert, nicht mit Gewalt erzwungen würde, was für Unheil und Unsegen würde das der christlichen Welt zuwege bringen? Warum hält er es für so ungereimt, auf Bestimmung wesentlicher Christenthumslehre zu arbeiten? und warum erhebt er ein so grosses Geschrey über einen aufzudringenden chimärischen Universalglauben, da doch diejenigen, die er so heftig bestreitet, nichts weiter verlangen, als nur die Freyheit, nicht zum Vortrage unwesentlicher Lehren, die man nicht glaubt, auch nicht glauben darf, verbunden zu seyn? Er spottet zwar über Basedows und anderer Unchristenthum, oder wesentliches Christenthum; indessen nimt er doch selbst ein wesentliches Christenthum an, wenn er in seiner Widerlegung des Fragmentisten behauptet, daß dieser das Wesentliche des Christenthums nicht angegriffen, und wünscht, daß sich die Lehrer aller christlichen Partheyen in Festsetzung dieses Wesentlichen vereinigen möchten, und hier behauptet er, daß es ein inneres Christenthum gebe, dessen Uebung allen christlichen Parteyen gemeinschaftlich sey, und einen jeden selig machen könne. — Die Ausflucht, die er Basedown entgegensetzt, daß er nur von einem wesentlichen Inbegriff des Christenthums rede, in sofern es seinen Gegnern entgegengesetzt werde, nicht aber zum Glauben und Bekenntnisse seiner Freunde dienen solle, ist unbedeutend und seiner unwürdig. denn was hinderte, daß ein Entwurf der wesentlichen Lehren zugleich den Feinden entgegen gesetzt werde, und den Gläubigen zur Bekenntniß und Ausübung dienen sollte, und das wesentliche Christenthum, wodurch man in allen christlichen Sekten selig werden kann, wird doch nicht so ganz unnennbares Gefühl seyn, daß es sich nicht in Worten einer menschlichen Sprache ausdrücken ließe. Man drücke es also in einigen wenigen vernehmlichen Sätzen aus, so hat man ja das wesentliche Christenthum.

St.

Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet von Theodor Christoph Lilienthal, königl. Preußl. Kirchen- und Schulenrath, der h. Schrift Doctor. — Sechzehnten Theils Dritte Lieferung. Königs-

Königsberg, 1781, bey Lebrecht Hartung. 8. 18. Bogen.

Die Geschichte des Leidens, Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt Christi macht den Inhalt davon aus. Man erkennt auch hier den gutgesinnten, fleißigen und mühsamen Verfasser, der alles sammelt und auf alles antwortet, was nicht nur gegen die Geschichte selbst, sondern auch gegen die gangbare, allein für rechtgläubig geltende Erklärungsart einzelner Umstände derselben jemals eingewendet worden, damit nicht das kleinste Zweifelsknötchen unaufgelöst bleibe. So erhalten z. B. auch diejenigen ihre Abfertigung, welche die bangen Empfindungen der Seele Jesu in Gethsemane aus der natürlichen menschlichen Vorstellung seiner nahen martervollen Leiden erklären, oder an der wirklichen Blutartigkeit seines damaligen Schweißes zweifeln, oder den zur Stärkung des Erlösers erschienenen Engel, dessen nur Lukas erwähnt, für keinen der höheren Himmelsgeister halten. Der sel. Damm sagt ausdrücklich in seinem Lukas: „Ein Bote Gottes aus der uns unsichtbaren Welt, „(und welche Vernunft erkennet nicht gern, daß Gott noch weit „bessere Geschöpfe haben müsse, als wir Menschen sind? die uns „eben so unsichtbar sind, als Gott selber uns ist?) kam zu diesem außerordentlichen Gesandten Gottes an die Menschen, „und versicherte ihn des göttlichen guten Rathes“ — setzet aber hinzu: „Ist indessen jemandem die Erklärung dieser Stelle des „Lukas von einem Engel bedenklich, der stelle sich einen Freund „Jesu aus den Vornehmern des Volks, deren er einige hatte, „vor, wie – er ihn – mit tröstenden Worten aufgerichtet habe“. Jene eigentliche Erklärung Damms führt Hr. L. nicht; an aber bey den letzten Worten fasset er ihn, und will nicht, daß jemanden freygelassen werde, diese Hypothese anzunehmen, sondern erklärt sie für ungereimt; wagt es aber doch nicht zu bestimmen, „ob sich der Engel bloß am Himmel gezeiget, oder von „dannen zu Christo herabgesendet worden“. Geredet hat er sonder Zweifel mit ihm, sagt Hr. L., er führt auch an, was er Jesu zu Gemüth geführt, weil dieser in der Angst sich nicht darauf besonnen habe.

Hr. D. Lilienthal ist als der rechtschaffenste Mann, seinem moralischen Charakter nach bekannt, und ich sage dies gewiß nicht, einen solchen würdigen Mann zu beleidigen. Aber wissen möchte ich doch, ob er glaube, daß die gute Sache des Christenthums dabey interessirt sey, wenn man bey gewissen

Aus-

Ausdrücken einer biblischen Geschichterzählung nicht gerade eben das denkt, was er dabey gedacht haben will? Ich halte es dem Zweck dieses Buchs für sehr hinderlich, daß der V. sich mit so unendlich viel mikrologischen Untersuchungen aufhält, und über die kleinsten Umstände der Geschichte so wenig Freyheit zu denken, verstattet, wodurch doch weder die Kraft der Religion würde geschwächt, noch der Glaubwürdigkeit der biblischen Geschichte das geringste entzogen werden. Wer die letztern wider jeden scharfsinnigen und nicht scharfsinnigen Gegner vertheidigen will, sollte sich doch ja hüten, auch nur den kleinsten Umstand, wovon keine Sylbe im Text stehet, in selbigen hineinzutragen, oder Aufschlüsse zu diesen oder jenen Begebenheiten aus der viel später geformten dogmatischen Theologie herzuholen. Der V. fällt sehr häufig in diesen Fehler, und giebt dadurch den Gegnern überaus viel Blößen; z. B. daß Jesus in Gethsemane eine Stunde in der bangen angstvollen Betrübniß zugebracht habe, ist ein Factum, und mehr als dies Factum melden die Evangelisten nicht. Haben die Jünger, ehe sie schläfrig wurden, auf einen Steinwurf weit von ihnen, beym Mondschein (da die Zeit des Osterfestes in den Vollmond fiel) alle die ängstlichen Geberden Jesu auf seinem Gesichte deutlich sehen können, wie Hr. L. meynet, oder waren die Spuren davon bei seinem Entfernen von ihnen schon sichtbar, was liegt denn daran? Wer weiß denn, ob der Mond gerade in der Stunde helle geschienen habe, oder ob der Himmel nicht vielleicht mit dicken Wolken überzogen gewesen, daß es vielleicht doch ziemlich dunkel hätte seyn können? Genug, das Factum ist richtig, und daran zweifelt niemand. Aber wenn jemand sich nicht verdächtig machen will, daß er ein Feind der biblischen Geschichte und Offenbarung sey, so soll er nicht blos dies Factum glauben, soll sichs nicht etwa natürlich aus der damaligen ganzen Lage Jesu und den wahrhaftig menschlichen Empfindungen seiner Seele erklären, sondern zugestehen; „Die Vorstellung und das Bewußtseyn „der unzählbaren Sünden des ganzen menschlichen Geschlechts „mit allen ihren kläglichen Folgen, die Jesu als eigen angerechnet worden, und der damit verwirkten unendlichen Strafen, habe seine unendlich große Angst erweckt, indem er nach „der seiner Menschheit beiwohnenden Allwissenheit alles schreckliche in den ihm zugerechneten Sünden auf einmal erblickte; „und sich nur in so weit solcher Allwissenheit mit äußerte, in „so weit er eben itzt, da er vor Gottes Gericht stund, auf „das überwiegende Gute, welches diese seine Seelenangst

„und

„und ganzes vertretende Leiden zuwege bringen würde, seine „Gedanken nicht richten wollte“. Ich will gegen die offenbar sich widersprechende Ideen von einem allwissenden Wesen, das von den Vorstellungen, die es schlechterdings nothwendiger Weise alle zusammen haben muß, einige wirklich hat, und andere nicht haben will; ingleichen von unendlichen Strafen eines endlichen Subjekts (wie der Mensch, und der ihn vertretende Mittler, als leidender Mensch) für endliche Sünden; von der Uebertragung aller menschmöglichen schon begangenen und noch künftig bis an der Welt Ende zu begehenden Sünden auf ein fremdes schuldloses Subjekt, das sich alle diese Sünden als ihm eigen geworden, von ihm selbst begangen denken und deren unendliche Strafen nur eine Stunde lang empfinden soll — ich will gegen diese Ideen itzt nicht streiten. Unsere Schulgelehrten haben sie sich so zusammengedacht; sey es so, daß sie neben einander bestehen können. Aber ob denn Hr. L., wenn er zur Erklärung der Leidensgeschichte Jesu aus der dogmatischen Theologie solche Sachen vorträgt, glauben mag, daß er jemanden, der das den Sünder vertretende Seelenleiden Jesu in Gethsemane leugnet, und sich die Angst desselben anders erklärt, damit nun widerlegt und zum Stillschweigen gebracht habe? Das wäre doch in der That viel. Er beruft sich zwar unter den biblischen Sprüchen, die von dem vertretenden Leiden Christi handeln, nur auf 2 Cor. 5, 21. und nennet ihn eine deutliche Stelle, vergißt aber, daß die Deutung, die man dem apostolischen Ausspruch in der Dogmatik gegeben hat, nicht nothwendig in den Worten liege. Der Gegner übersetzt sie so: Gott hat den, der keine Sünde kannte, uns zu gut als einen Sünder behandeln lassen. Und wo ist der Beweis, daß er den Apostel unrecht verstehe? Die Auslegung hat den Sprachgebrauch und den Zusammenhang der Worte völlig für sich. Nur die Thetik ist ihr zuwider. Aber der Gegner nimmt die Beweise aus der Thetik nicht an. Hr. L. gewinnt also nichts wider ihn.

Da der Wolfenbüttelsche Fragmentist die Auferstehungsgeschichte neuerlich wieder angefochten, so hat Hr. L. es besonders mit dem zu thun. Ich wünschte nur, daß seine Gründe wider ihn nicht öfters eben so schwach wären, als die, die ich eben gegen Damm über Christi Leiden in Gethsemane angeführt habe.

Der V. hat auch ein harmonisches Regiſter über die von den vier Evangeliſten vorgetragene Lebensgeſchichte Jeſu beygefügt. §. 54. wird die unverfälſchte Richtigkeit der zwölf letzten Verſe im Evangelio Marci beſtätiget, und §. 64. enthält eine Unterſuchung: Ob das 21ſte Kap. Johannis, ſonderlich deſſen letzten Verſe von einem ſpäteren Verfaſſer herrühren? wie Hugo Grotius gemeinet. Hr. L. behauptet das Gegentheil. Johannes hat alles bis auf den letzten Vers ſelbſt geſchrieben.

Der Ruf zum Predigtamte und die dabey auf Seiten des Patrons und Kandidaten zu beobachtenden Pflichten von Georg Chriſtoph Silberſchlag, General-Superintendenten der Altmark und Prignitz und Paſtore am Dom zu Stendal. Stendal, bey Franzen und Groſſe. 1781. 8. 168 Seiten.

Gewiſſe noch ſo bekannte Wahrheiten wollen wieder in Erinnerung gebracht ſeyn, und es hat immer ſeinen Nutzen, wenn es geſchiehet. Der V. ſagt hierüber: I. Die Wichtigkeit des Rufs zum Predigtamt. II. Die dazu erforderliche Tüchtigkeit überhaupt, III. Die erforderlichen Gaben und Kräfte. IV. Die gelehrten Kenntniſſe. V. Die Gabe der Klugheit. VI. Die Geſinnung deſſen, der ſich dem Predigtamt widmet. VII. Das pflichtmäßige Verfahren des Patrons bey Beſetzung erledigter Pfarrſtellen. VIII. Das Melden zu denſelben. IX. Die Rechtmäßigkeit des Rufs zum Predigtamte. X. In wiefern ein Ruf zum Predigtamt göttlich heiſſen könne? XI. Das richtige Verfahren in den Verlegenheiten, die bey einem ergangenen Rufe aus wider einander ſtreitenden Pflichten oder Gründen zu entſtehen pflegen — eigentlich nichts neues, ſondern lauter bekannte Sachen. Aber es iſt doch Wahrheit in ſeinen Vorſtellungen, und recht gut, daß er diejenigen, welche Pfarrämter zu vergeben und anzunehmen haben, dabey an die Pflichten ihres Gewiſſens denken hilft. Bey dem Punkt des ganz ſtille ſitzen des Candidaten, der den Ruf abwarten ſoll, wären wohl noch einige nähere Beſtimmungen und Einſchränkungen nöthig geweſen. — Die Rüge für Candidaten, welche unwürdigen Patronen ſchmeicheln, um nur ihre Pfarrer zu werden, (S. 169.) war ſehr nöthig, denn wie manche machen ſich dieſer verächt-

ächtlichen Niederträchtigkeit schuldig, wodurch in Zukunft der Zweck und die Frucht ihrer Amtsführung nothwendig gehindert werden muß. — S. 167. wird kurz angeführt, was eine Gemeinde von ihrem rechtschaffenen Prediger erwarten kann, und dann sagt der V sehr richtig. „Gehet das Begehren der Gemeine weiter, so daß sie ausser dem besagten Besuche zur Zeitverkürzung, periodische Aufwartungen zur blossen Ceremonie u. s w. verlanget; so kann das zwar für die Liebhaber der Gesellschaften eine ganz angenehme Sache seyn; aber für einen Mann (von einem Manne, sollte es heissen) der Gewissenhaftigkeit, Behutsamkeit und Vorsichtigkeit im Wandel, und zweckmäßige Anwendung der Zeit, so wie sein Amt das alles erfordert, liebt, heißt das zu viel begehrt. — Das eine möchte ich nur dabey erinnern: da ein Prediger, je fleißiger er in seinem Amte ist und je mehr er sich mit Arbeiten beschäftiget, doch auch Stunden der Erhohlung haben muß, wozu der zwanglose gesellige Umgang mit rechtschaffenen Gliedern seiner Gemeine und dessen unschuldige Ergötzungen ihm dienen können, so sehe ich nicht ein, warum er sich allen Besuchen, die gerade kein unmittelbares Amtsgeschäft zum Zweck haben, entziehen sollte. Wider sein Gewissen werden sie nicht streiten. Das Pfarrkind will auch manchmal gern als Mensch und Freund mit dem Prediger umgehen. Warum sollte er ihm darinn nicht willfahren? Geselliger häuslicher Umgang, wo die ernste steife Amtsmine abgelegt wird, giebt dem Prediger öfters Gelegenheit ein Wort der Wahrheit und Weisheit zu reden, das, weil es um so viel freyer und offenherziger da angebracht ist, oft mehr Eingang findet und gutes stiftet, als was er vom Amtswegen im Lehrton auf der Kanzel sagt. Aber freylich mit den Ceremonienbesuchen ist es für jeden ehrlichen und arbeitsamen Geistlichen eine lasthafte, zeitverkürzende und unnütze Sache.

Auszug der Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu. Zweyte und vermehrte Auflage. Berlin. 1781. bey Nicolai. 8. 48 S.

Versuch eines faßlichern und vollständigern Religionsunterrichts nach den Grundsätzen und der Lehrfolge des Heidelbergischen Katechismus. Berlin. 1781. 8. bey Himburg. 86 Seiten.

Der Dieterichische Auszug ist schon als das nützlichste Lehrbüchlein, das bey dem katechetischen Unterricht der christlichen Jugend zum Grunde gelegt werden kann, bekannt, und erscheint in dieser neuen Auflage mit einigen kleinen Zusätzen und ganz wenigen Veränderungen, in Zusammenfügung der Lehrsätze mit ihren Beweisgründen. Durch die Zusätze ist die Unterweisung hie und da noch vollständiger und klärer, durch die veränderte Stellung einiger Sätze neben einander, der Zusammenhang des Ganzen noch vollkommener gemacht worden. Von den Beweisstellen der heil. Schrift hat der V. einige, die nicht gerade zu, oder klar genug einen Lehrsatz bewiesen, weggelassen, und andere an deren Stelle gesetzt.

Der Versuch eines faßlichern Religionsunterrichts ist von dem ungenannten V. um solcher Kinder willen, die ihre ersten Religionsbegriffe aus dem Heidelbergischen Katechismus empfangen hatten, nach demselben gemacht worden. Der Heidelbergische Katechismus, urtheilt der V. ganz richtig, hat als Bekenntnißschrift, die er anfänglich seyn sollte, und nach dem Geschmack der Zeit, in der er geschrieben ward, seinen unverkennbaren Werth. Aber als Leitfaden oder Handbuch bey dem ersten Unterricht in der Religion ist er nicht faßlich genug, und auch unvollständig. Um nun dem Gedächtniß der Kinder, die schon früh nach diesem Katechismus unterwiesen worden, doch einige Hülfe zu geben, ist die Lehrfolge beybehalten worden, daß also I. von dem, was der Christ nach den drey Artikeln des sogenannten apostolischen Bekenntnisses zu glauben hat; II. von dem, was er thun muß, unter der dreyfachen Rubrick: Glauben, Busse, Heiligung in der Liebe Gottes, seiner selbst und des Nächsten; III. von einigen besondern Religionsübungen, die Jesus angeordnet, dem häuslichen und öffentlichen Gottesdienst gehandelt wird. So gut als das Büchlein nach dem vorgezeichneten Plan hat gemacht werden können, ist es gemacht. Die biblischen Beweisstellen sind recht gut gewählt und ganz unter jedem Absatz hingesetzt. Am Rande eines jedem Absatzes steht eine Frage dazu gedruckt.

Br.

Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für angehende Prediger von David Gottlieb Niemeyer, Prediger

ger in Halle. Halle, bey Kümmel. 1781. 8. 110 Seiten.

Möchte wohl eines von den ganz überflüßigen Büchern seyn, die alljährlich in so großer Menge herauskommen. Aus Hrn. D. Mösselt Anweisung zur Kenntniß der besten allgemeinen Bücher in der Theologie, wovon Hr. Niemeyer seinen Entwurf gewissermassen als einen Auszug angesehen haben will, nach welchem er auch die Fächer geordnet hat, hätte sich so ein angehender Prediger, wie ihn der V. gedacht hat, schon eine brauchbare Bibliothek auswählen können. Rec. würde den bedauren, der sich nach diesem Plan eine Büchersammlung anlegen und sich dann einbilden wollte, er besäße eine auserlesene Bibliothek. Wenigstens würde ich sehr verlegen seyn, wenn er mir seine auserlesenen Schätze zeigte, und von mir erwartete, daß ich ihm ein Kompliment darüber machen sollte. Was auch Hr. N. zur Rechtfertigung seines Entwurfs in dem Vorbericht sagen mag, so kann jemand, der nur einigermassen den Werth der seit 15 Jahren herausgekommenen theologischen Bücher, und deren sind bey weitem die meisten; kennt, unmöglich mit ihm zufrieden seyn; denn es ist unglaublich, was für eine Menge der mittelmäßigsten und schlechtesten Bücher der V. in seine auserlesene Predigerbibliothek mit aufgestellt hat. Das Verzeichniß von solchen höchst entbehrlichen Büchern ist gar so vollständig, daß fast keines fehlt, und es steht schwer zu begreifen, was das für Männer sind, deren Rath und Belehrung Hr. N. sich dabey bedient hat, „um „desto dreister diesen Versuch dem Publiko vorlegen zu können.„ Ich wünschte, er wäre weniger dreist bey deren Bekanntmachung gewesen. Was soll doch wohl der Besitzer dieser entworfenen Bibliothek mit dem ganzen Wust von neuen Predigten und Andachtsbüchern und Predigtentwürfen machen? Soll er sie etwa ausschreiben? wie es gewisse junge Prediger wirklich thun, und sich damit als große Redner geltend machen. Wozu sollte eine namhafte Anzahl theils allgemeiner, theils specieller dogmatischer und moralischer Bücher, wozu mehrere gloßirte Bibeln, Calmets bibliſches Wörterbuch und dergleichen Werke nützen? Der V. sagt: „Ja, der angehende Prediger soll sie nicht alle kaufen, ich habe die besten mit einem Sternchen bemerkt, und aus den übrigen mag er selbst wählen.„ Wozu, mögte ich fragen, stehen denn so viel unnütze Bücher, die er nicht kaufen soll, da? Es sind auch sehr entbehrlichen und mittelmäßigen Büchern

Sternchen vorgesetzt worden, und vor manchen, aus denen ein junger Theolog viel lernen könnte, z. B. Eberhards neue Apologie des Socrates, stehen keine. Wer die besten und brauchbarsten alten und neuen Bücher kennt und also selbst wählen kann, der braucht einer solchen Anleitung zur Wahl gar nicht. Was ist aber dem, der eben aus Mangel eigener Bücherkenntniß nicht selbst wählen kann, mit so einem Verzeichnisse guter und schlechter Sachen durcheinander gedienet?

Fb.

2. Rechtsgelahrheit.

Ueber das Präsentationswesen am Cammergerichte, insonderheit die jetzige Lage der churpfälzischen Präsentation betreffend, vom geh. Justitz. Pütter zu Göttingen. Göttingen, bey der Wittwe Vandenhoek. 1781. 4. 7 Bogen.

Rec. hält nicht dafür, daß die churpfälzische Präsentation durch den Tod des letzten Churfürsten von Bayern in eine so sehr verwickelte Lage gekommen ist, als Hr. V. sich vorgestellt hat. Denn fürs Iste ward es im W. Fr. J. festgesetzt, daß die Ständischen Präsentationen von beyderley Reichsreligionen in gleicher Anzahl, mithin unter beyden Religionsparthеyen gleich getheilt seyn sollen; auch ward fürs IIte ein eigen churfürstlich Präsentationsrecht hergebracht; fürs IIIte ergab sich von selbst, daß der übrigen Kraispräsentationen halben sich jede Religionsparthey unter sich vergleichen müsse; wie es auch würklich geschehen ist; fürs IVte wurde im W. Fr. J. deutlich verordnet, daß bey Abgang der Wilhelminischen Linie in Bayern die 8te Churwürde mit allen ihren übrigen Gerechtsamen erlöschen, und mithin das übrigbleibende Haus Pfalz seine verlorene 5te Churwürde mit den übrigen ihr anklebenden Rechten wieder zurück erhalten solle. Bekannt ist es fürs Vte, daß übrigens aus gleichen unwidersprochenen Rechten damalen der neue Churfürst von Bayern, als ein katholischer Herr, sich zur katholischen, gleichwie hingegen der restituirte Churfürst von der Pfalz als ein protestantischer Furst zur evangelischen reichsständischen

schen Präsentation — sich gehalten haben. Dagegen ist fürs VIte unerweißlich, daß zwischen beyden Reichsreligionspartheyen, nach dem §. 53. Art. V. W. Fr. J. in der Ständischen Präsentation überhaupt sowohl als in der Präsentation der vier gemischten Kreise — eine Religionsgleichheit festgesetzt worden — dergleichen eine oder ein etwelch anders Verhältniß zwischen der churfürstlichen und der übrigen Ständischen Kreispräsentation verglichen worden wäre. Rec. glaubt daher fürs VIIte, daß nach Abgang der evangelischen Linie in dem Churhause Pfalz die zur Chur gelangte katholische Linie — zwar nie berechtiget gewesen wäre, zum Nachtheil der, in der gesammten Ständischen Präsentation von Reichs wegen festgesetzten Religionsgleichheit — ihre Präsentation mit einem katholischen Glaubensgenossen zu thun; dagegen aber auch von Reichs wegen eben so wenig zur Präsentation eins A. K. Verwandten gehalten gewesen wäre, wenn von nun an seit 1685. und nach diesem veränderten Religionsstande Chur Pfalz katholischer Neuburgischer Linie gewollt hätte, auch hierinne sich vom evangelischen Reichskorpus loszusagen, und dagegen vom katholischen Reichskorpus auch hierinne, mithin in die reichsständische katholische Präsentation aufgenommen worden wäre. Nur in zweyen Fällen kann fürs VIIIte der Präsentant der Veränderung des Religionsstandes unerachtet, doch noch fernerhin zur Präsentation eines gegenseitigen Glaubensgenossen genöthiget seyn, wenn nämlich derselbe entweder gegen sein Land etwa durch einen Religionsassecuranzvertrag sich dazu verbindlich gemacht hat, oder von dem Reichskorpus seiner Religions-theyen Präsentation halben nicht eine gütliche Uebereinkunft erhalten kann. Um so viel mehr scheint nun, nach Erlöschung der 8ten neuen Pfälzischen Chur und der Rückkehr der bisherigen Bayrischen und alten Pfälzischen 5ten Chur an das katholische Pfälzische Haus, Ihre Churfürstl. Durchlaucht berechtiget zu seyn, ihre von der fünften Chur habende Pfälzische Präsentation wie bisher so auch noch fernethin mit einem katholischen Glaubensgenossen zu thun, als eines Theils dadurch die evangelische reichsständische Präsentation dadurch nicht gekränkt werden soll, und andern Theils das Korpus der katholischen Religionsparthey zur Aufnahme der churpfälzischen Präsentation nicht nur die Hände geboten, sondern bereits unterm 30sten Jun. 1781. durch ein Conclusum einen Vergleich errichtet hat.

Von dieser Seite hat nur die jetzige Lage der Churpfälz. Präsentation Hr. Pütter in obangeführter Schrift nicht angesehen; dagegen vielmehr ausser andern etwas unerwarteten Sätzen, z. B. von einer durch die Erlöschung der 8ten und Rückkehr der 5ten Chur an das Haus Pfalz sich von selbst ergebenden Fortrückung des bisherigen churpfälzischen Präsentanten von der 8ten in die 5te Stelle — noch weiter behauptet S. 14–21 „nach dem im W. Fr. festgesetzten Religionsverhältnisse der Kammergerichtsbeysitzer müsse der von Chur Pfalz zu präsentirende, jetzt wieder auf der fünften Stelle, evangelisch seyn. „Anstatt des bisherigen Churbayerischen seye zum Voraus schon „eine neue katholische Kreispräsentation festgesetzt worden.„

Unter den Gelehrten war wohl, diese Pütterische Meynung zu widerlegen — niemand mehr interessirt, als der bisherige geheime Rath und Hofrathsdirektor zu München, Clemens von Heuber, als der bereits schon unter dem 3. Jun. 1780. auf die fünfte churpfälzische Stelle präsentirt worden war. Er schrieb daher

Unpartheyische Prüfung der jüngsten Pütterischen Schrift über das Präsentationswesen am Kammergerichte, insonderheit die jetzige Lage der Churpfälzischen Präsentation betreffend. 1781. 4. 9 Bog.

Die ihres Gegners und ihres Verfassers gleich würdig ist. Bald darauf erschien aber noch eine dritte Schrift,

Von der, durch Erlöschung des Wilhelminischen Mannsstamms in Ansehung der Churpfälzischen Präsentation an das K. und R. Kammergericht vorgegangenen Veränderung und dem dadurch eröffneten Evangelischen Präsentationsrecht. 1781. 4. 11 Bogen. samt einem Nachtrag. 1 Bogen.

Die unstreitig die jetzige Lage der churpfälzischen Präsentation ins helleste Licht setzt, und vornämlich eines Theils erweißt, daß Churpfalz nach Rückkehr der alten Pfälzischen Churwürde katholische Beysitzer zu präsentiren habe, und andern Theils eine bescheidene Untersuchung anstellt, wie das hiedurch eröff-

eröffnete evangelische Präsentationsrecht durch eine gütliche Uebereinkunft der Evangelischen Stände unter ihnen auszugleichen seyn dürfte. Gründlichkeit und Ordnung herrscht durch diese ganze Schrift, und in lichtvollem Vortrage wird die ganze Materie vollständig abgehandelt. Der Nachtrag enthält aus dem

Abdruck zweyer wichtiger das Kammergerichtliche Präsentationswesen betreffenden Schreiben, samt einer Beylage. 4. 1781.

Den Vergleich, welcher von sämmtlichen katholischen Reichsständen wegen der Kammergerichtspräsentation den 14. May 1654. zu Regensburg geschlossen worden, nebst einigen Anmerkungen darüber. Die Pütterische Schrift scheint etwas eilfertig geschrieben zu seyn. S. 46. wo die Rede von Vorder- und Hintersätzen ist, bedient sich der Hr. V. der Wörter Subjekte und Prädikate.

Materialien zur geist- und weltlichen Statistik des niederrheinischen und westphälischen Kreises und der angränzenden Länder nebst Nachrichten zum Behuf ihrer ältern Geschichte. Ersten Jahrgangs I. St. II. III. IV. St. Erlangen, bey Palm. 1781. 8.

Allerdings haben beyde, Kirche und Staat — ihre Statistik, und sind statistische Kenntnisse, deren Ausbreitung immer mehr Mode wird, — von mannigfaltigem Nutzen. Nur sind der erheblichen Dinge aus diesem Fache so viel, daß ihre Sammler die Auswahl mit desto mehr Sorgfalt machen sollten.

Von diesem neuen periodischen Werke erscheinet jeden Monat ein Stück von 6 Bogen. Es ist meist reichhaltigen Inhalts, nur dürften manche Numern ohne Verlust für den Leser etwas mehr abgekürzt werden. Wir geben davon folgendes Verzeichniß. Erstes Stück N. I. eine konkordatenwidrige Anmassung des päbstlichen Stuhls in Vergebung einer geistlichen Pfründe mit den dahin gehörigen Aktenstücken. S. 1—44. N. II. Urkunden von der zwischen dem R. St. Cölnischen Magistrat und der Bürgerschaft abwaltenden Mishelligkeiten. S. 44—76. N. III. Miscellaneen. 1. Buchhandel, Verlag,

Intelligenz- und Zeitungswesen in Kölln. 2. Militare im Erzstifte Kölln. 3. Der große Bürgereid binnen Kölln. 4. Judenschaft in Bonn.

Zweytes Stück N. I. Urkunden von der zu Mühlheim am Necker im vorigen Jahr gehaltenen Controverspredigt. Sie bestehen a) aus der Predigt; b) sodann einem unpartheylichen Rechtsgutachten, das die vorgegangene Confiscation des Abdrucks derselben für gesetzwidrig hält, und von dessen Verfasser, „als Beysitzer des akademisch juristischen Kollegiums, des Natur- Völker- und öffentlichen römisch-deutschen Rechts, wie auch der Geschichte öffentlichen ordentlichen Lehrer bey der Akademie in Bonn — nicht sollte erwartet werden. Beleuchtung des Rechtsgutachtens. S. 95—162. N. II. Miscellaneen. 1) Postfreyheit, Censur ꝛc. im Erzstifte Kölln in ältern und neuern Zeiten. V. J. 1499. 1479. 1715. 1729. 2) Ländereyen im Erzstifte Kölln. Die Morgenzahl beläuft sich auf 34799 ¼. 3) Anzahl der Welt- und Ordensgeistlichen, Nonnen ꝛc. in Bonn. Sie beläuft sich auf 271 Personen. 4) Liste der in in dieser Residenzstadt Gebornen, Verehlichten und Verstorbenen v. J. 1777-1779. 5) Eben solche Liste von Osnabrück. 1773. 6) — Von Thorn. 1771. 7) Unbebaute Plätze in der Stadt Kölln. Sie nehmen mehr als den 4ten Theil vom Raume innerhalb der Ringmauer ein, und bestehen meist aus Weinbergen, die im J. 1780. nicht weniger als 6000 Fuder oder 18000 Ohmen sollen betragen haben. Unsers Erachtens ein großer Vorzug für die Stadt. 8) Wollenweberey daselbst. Im XIII. Jahrh. sollen bey einem Aufstande — auf hohen obrigkeitlichen Befehl — gegen 17000 Weberstühle verbrannt worden seyn. Dagegen sind jetzt Strumpfstrickereyen im Gange. 9) Weinaccise daselbst. 10) Matthias Quaden von Kinkelbach, auch ein Landsmann. Zur Berichtigung des D. Museum St. VII. 1780.

Drittes Stück. N. I. Kann ein Domicellarherr der kölln. hohen Domkirche zum Erzbischoffe und Churfürsten erwählt werden? Aus Gelegenheit der neulichen Coadjutors-Wahl. Von J. Th. Pällen. Ist schon im J. 1688. zum Vortheile Herz. Josephs Clemens durch den päbstlichen Stuhl bejahend entschieden worden. N. II. Rest der Urkunden zu N. I. des vorigen Stücks. N. III. Merkwürdige Urkunden zur neuern Kirchengeschichte der Herzogthümer Gülich und Berg. Ein würdiges Seitenstück zur Haanischen Kontroverspredigt-Geschichte, und

noch

noch vielweniger erwartetes Beyſpiel von proteſt antiſcher Intoleranz, das unſern Leſern längſt bekannt ſeyn wird. N. IV. Nachrichten von merkwürdigen Männern aus dem niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſe. Soll eine vermehrte und verbeſſerte deutſche Ueberſetzung der von P. Joſeph Hartzheim im J. 1747. geſchriebenen Bibliotheca Colonienſis - - nach und nach enthalten. Der Anfang iſt gemacht mit Aaron, einem gelehrten Benediktiner aus dem XI. Jahrh. Abraham Colonienſis, einem Rabbinen aus dem XIV. Jahrh. Abraham Hohenberg. Adamus Adami, dem bekannten und ſo ſehr berühmtgewordenen Weſtphäl. Friedensgeſandten. Adam Conzen. Adam Michael Mappius. Adam Prellmann; einem Komödienſchreiber aus dem Anfange des XVII. Jahrh. Adamus Villicus, einem verdienten Benediktiner aus dem XV. Jahrh. Adolph Bingen. N. V. Miſcellaneen. Abkürzung unwichtiger Proceſſe im Erzſtifte Cölln, v. J. 1781. Kaffeeverboth für das Herzogthum Weſtphalen. Wer noch Kaffee trinken will, muß wenigſtens 50 Pf. auf einmal und zwar von auswärts her ſich verſchreiben.

Viertes Stück. N. I. Wahlkapitulation Maximilian Heinrich's, verglichen mit den beyden ſeiner Nachfolger, Joſeph Clemens und Clemens Auguſts, Erzbiſchöffen von Cölln. N. II. Akademie zu Bonn; oder Pr. Lombergs Gedanken über das Kaiſerl. Recht der erſten Bitte u. ſ. w. Ob in Stiftern von beyderley Geſchlecht ſolches Recht zweyfältig Statt finde, oder auch nur auf ein einzigesmal und eine einzige Perſon, des einen oder andern Geſchlechts eingeſchränkt wäre? Das letztere wird in dieſer Lombergiſchen Schrift behauptet, aber auch nicht weniger intereſſant und leſenswerth iſt die dem V. auf allerhöchſten Befehl abgeforderte Verantwortung. N. III. Zufällige Gedanken über vier merkwürdige Münzen von den vier erſten Kaiſern nach dem großen Interregnum, die Stadt Aachen betreffend. N. IV. Fragmente zur Geſchichte der Hexerey im Herzogthum Weſtphalen. N. V. Verzeichniß deſſen, was die Grafſchaft Bentheim v. J. 1658 bis 1735. inclus an ordinairem Landgeld ſo wohl als wegen Accis und ſonſt extraordinarie zur Landkaſſe beygeſteurt hat. Auſſer der ordinairen Landescontribution, ſo auf die Ländereyen, deren Meſſung im J. 1658. vollendet worden, hat im J. 1661. die Türkenſteuer im Reiche eine Feuerſtättenſchatzung; im J. 1664. die Anwerbung der Mannſchaft in triplo, noch eine Viehſchatzung; im J. 1667.

an-

anderweitige Nothdurft den Accis; im J. 1689. der Türken- und französische Krieg noch eine Personenschatzung; im Jahr 1690. eine Schatzung per aes et libram, nach eines jeden Vermögen, Gewerbe und Nahrung — extraordinarie hervorgebracht. So sind diese verschiedenen Gattungen der Besteurung entstanden: nicht alle Jahre sind alle zusammen gebraucht; dagegen sind einige, besonders die Matrikularschatzung, vervielfacht, Accis, Viehschatzung und die übrigen von Zeit zu Zeit erhöht worden. N. VI. Beytrag zur Geschichte des ältern Buchhandels in Kölln — oder Verzeichniß aller seit dem J. 1400. in Kölln gewesener Buchdrucker und Buchhändler: — ein in vielem Betracht interessantes Stück. Mit Vergnügen sehen wir der Fortsetzung dieser periodischen Schrift entgegen, besonders wenn der Herausgeber die Auswahl noch besser treffen, und seine eigenen Zusätze weniger weitschweifig machen und seine Schreibart verbessern würde.

Joh. J. Moser's — Nachtrag zu seinen Anmerkungen über den Teschnischen Frkedensschluß. 1780. 4. 13 Bogen.

Vornämlich über die deshalb vorgefallenen Reichstagsverhandlungen. Die Protokolle selbst sind zwar nicht förmlich abgedruckt, aber doch reichlich ausgezogen worden. Etwas umständlich und um so erheblicher sind des V. Anmerkungen, über die Erbfolge der Fränkischen Brandenburgischen Lande S. 4—9. — über das neueste Kanzleyceremoniel. S. 15 — über die, in der Friedensbeytrittsache so sehr zur Sprache gekommene Clausul: salvo jure tertii, S. 39 u. f. — Erst S. 71. folgen die Anmerkungen über den zum Grund des Reichsgutachtens gelegten Churfürstl. Collegialschluß, worunter der V. S. 77. über den wichtigen Unterscheid der beyden zum Friedensschlusse vom Reiche anverlangten Handlungen, des Beytritts und der Einwilligung S. 83. über die Worte: „beköriger Orten" — auszutragenden Rechte.„ S. 87. über die Bewegungen der Mecklenburgischen Landstände — vorzüglich lesenswerthe Betrachtungen angestellt hat.

Allgemeine Konkursordnung für Böheim, Mähren, Schlesien, Oesterreich ob, und unter der Ennß, Steyer-

Steyermark, Kärnten, Krain, Görz, Gradiska, Trieſt, Tyrol, und die Vorlanden. Wien. 1780. 32 S. in 8.

Ein neuer Beweis der preiswürdigen Sorge und Wachſamkeit des allerhöchſten Oberhaupts im deutſchen Reich für das Wohl und Glück ſeiner Staaten, wozu ſicherlich eine gute, und dauerhafte geſetzliche Verfaſſung vorzüglich gehört. Die Vorzüge dieſer neuen Konkursordnung, deren Anwendung vom 1ſten Jänner 1782. anfangen ſoll, unſern Leſern bekannt zu machen, wollen wir nur das Wichtigſte derſelben auszeichnen. Schon die Kürze derſelben, da ſie in 45 Sphen beynahe alles, was bey einem Konkurs vorfallen kann, vollſtändig abhandelt, (vielleicht fehlt nur eine Verordnung über die Gültigkeit einer vom Schuldner geſchehenen Veräuſſerung,) ſcheint kein geringer Vorzug zu ſeyn. Der Konkurs wird bey demjenigen Gericht eröffnet, welchem der Verſchuldete nach ſeiner perſönlichen Eigenſchaft untergeben iſt; nur wenn der Verſchuldete in mehreren Provinzen Vermögen beſitzt, iſt der Konkurs in jeder Provinz in Anbetracht des daſelbſt befindlichen Vermögens bey demjenigen Richter zu eröffnen, welchem der Verſchuldete nach ſeiner perſönlichen Eigenſchaft untergeben wäre, wenn er ſich in der Provinz aufhielte. (§. 1.) Wann ein oder mehrere Gläubiger die Eröffnung des Konkurſes begehren, und ihr Verlangen nicht offenbar ungegründet iſt, ſo wird zu Unterſuchung der Sache eine Tagſatzung angeordnet, und dem Schuldner aufgetragen, entweder die klagende Gläubiger zu bedecken, oder ſeinen Vermögens- und Schuldenſtand zu verfaſſen, und zur Tagſatzung mitzubringen, (§. 3.) wann keines von beyden geſchieht, oder der Schuldner nicht darthut, daß er im Stande ſeye, alle Gläubiger zu befriedigen, ſo wird ohne weiters der Konkurs eröffnet. (§. 4.) Mit dem Edikt wird der Konkurs eröffnet, (§. 5.) und alle Streitſachen gegen den Schuldner an das Konkursgericht verwieſen; nur der Fiſcus kann bey ſeinem Gerichtsſtande, ungeachtet des bey einer andern Gerichtsſtelle eröffneten Konkurſes ſeine Forderungen, doch wider den Vertreter der Maſſe erweiſen. (§. 6.) Der Tag zur Einbringung der Forderungen muß niemals weiter als auf 6 Monate, niemals kürzer als auf 30 Tage beſtimmt werden. (§. 8.) Wenn der aufgeſtellte Vertreter vor Verſtreichung der zur Anmeldung geſetzten Friſt mit allen vollſtändig liquidirt hat, iſt bey Beſtimmung

mung seiner Belohnung besondere Rücksicht auf seinen Fleiß zu tragen. (§. 10.) Jeder Gläubiger muß seine Anmeldung in Gestalt einer förmlichen Klage einreichen, und in derselben nicht nur die Richtigkeit seiner Forderung, sondern auch das Recht, kraft dessen er in diese oder jene Klasse gesetzt zu werden begehrt, erweisen und ausführen. (§. 11. 12.) Der erfolgende Spruch muß die Richtigkeit der Forderung, und die Claßification entscheiden. (§. 13.) Vor allen Gläubigern kommen die Eigenthümer, und welche nach eröffnetem Konkurs für die Masse gearbeitet, oder etwas verwendet haben. (§. 14.) In die erste Klasse Begräbniß und Trauerkosten, Liedlohn, Krankheitskosten vom letzten Jahr, und das Verdienst der Rauchfangkehrer von einem Jahr. (§. 15.) Landesfürstliche Gaben und obrigkeitliche Forderungen werden gesetzt, wie es bisher Kraft der bestehenden Gesetze üblich war; (§. 16.) in die zwote Klasse kommen, welche ein Pfandrecht auf dem Vermögen des Schuldners haben, nach der Ordnung der Zeit, (§. 17.) und die Zinse ihrer Forderungen von den letzten drey Jahren, und der Zeit nach eröffnetem Konkurs; (§. 18.) in die dritte Klasse ohne Zeitordnung Pupillen und ähnliche, welche an ihrem Vormünder, Pfleger und dgl., zu fordern haben; der Fiscus wegen dessen, was er an landesfürstliche Diener wegen ihres Dienst zu fordern hat, förmliche und in gewissen Fällen trockene Wechselbriefe, und des Schuldners Ehweib in Rücksicht des wirklich zugebrachten Heyrathguts, und der verschriebenen Wiederlage, sofern sie den Betrag des wirklich abgeführten Heyrathguts nicht überschreitet; (§. 19.) in die vierte der Fiscus mit dem, was er aus einem Contrakt fordert, und alle übrige Gemeingläubiger ohne Unterschied; (§. 21.) in die fünfte die noch nicht mit dem Kapital bezahlte Zinse; (§. 22.) endlich in die sechste, welche aus einer bloß wohlthätigen Handlung des Schuldners zu fordern haben, und der Fiscus mit Strafgeldern. (§. 23.) Im §. 24. und 25. werden besondere Rechte bey einem Konkurs, in welchem ein Berg- Poch- Hütten- oder Hammerwerk begriffen ist, festgesetzt. Unterthanen auswärtiger Staaten haben gleiche Rechte mit Inländern, ausgenommen, wann eine Retorsion zu gebrauchen ist. (§. 27.) Der Gläubiger kann appelliren wider den Spruch, in so fern er die Richtigkeit der Forderung; nicht in so fern er die Claßifikation betrifft, wo ihm vorbehalten bleibt, seine Klage binnen 30 Tagen einzureichen; (§. 28.) wider alle, welche er diesfalls ansprechen will, welche bey der Tagsatzung einen gemein-

meinschaftlichen Rechtsgrund zu bestellen haben; §. 30 ff. welche an dem in dem Edikt bestimmten Tag ihre Forderung nicht eingeklagt, sind nicht mehr anzuhören, wenn ihnen auch ein Kompensationsrecht, Eigenthumsrecht, oder ein Pfandrecht auf ein liegendes Gut der Masse gebührte; (§. 29.) Pflichten des Güterverwalters. (§. 34.) Die Gläubiger wählen aus ihnen einen Ausschuß, bey welchem jener sich Raths zu erhohlen, und jährlich Rechnung abzulegen hat (§. 36.) Dem, welcher ein liegendes Gut aus der Masse an sich gebracht, wird vom Richter eine Urkunde darüber ertheilt; (§. 40.) wann die Masse nicht zu Befriedigung aller Gläubiger hinreicht, wird von dem Güterverwalter eine Vertheilung desselben nach Maaßgab des Vorzugsrechts der Gläubiger verfaßt, und mit allen Beylagen dem Ausschuß übergeben (§. 41.) bey welchem sie jeder Gläubiger einsehen, untersuchen, und dawider seine Einwendungen innerhalb 14 Tagen gerichtlich vorbringen kann; (§. 42. 43.) die Gläubiger werden endlich gegen Quittung vom Güterverwalter bezahlt; welche ganz bezahlt werden, geben ihre Schuldscheine zurück; welche zum Theil bezahlt werden, auf deren Schuldschein wird die Stückzahlung genau angemerkt; der Güterverwalter berichtet alsdann mit Zurückgabe aller Akten, Quittungen u. s. f. welcher alsdann den Konkurs für beendigt erklärt.

Bemerkungen über das Erbrecht des zweyten Ehegatten, besonders in Rücksicht auf den heutigen Gebrauch der l. hac edictali C. de secund. nupt. und der Nov. 22. C. 27. von Johann Andreas Lenz, Herzoglich Würtembergischen Hofgerichtsadvokaten. Tübingen. 1781. S. 120. in 8.

Wir sehen diese, dem Tübingischen Rechtslehrer Schott gewidmete Schrift als einen glücklichen Versuch eines angehenden Schriftstellers an, welcher zu mehreren dergleichen Ausarbeitungen alle Aufmunterung verdient; sie soll keine systematische Ausführung sondern nur Bemerkungen über die gesetzliche Verordnungen von den den Kindern erster Ehe zustehenden Vortheilen enthalten, und in dieser Rücksicht finden wir nichts zu tadeln, als daß der V. nicht lieber eine systematische

Aus-

Ausführung geschrieben und also mehrere hier einschlagende Fragen ganz übergangen hat.

Der Inhalt ist in einer guten Sprache sehr faßlich vorgetragen, und der V. hat, wie es einem juristischen Biedermann geziemt, sich genau an die Worte und den Geist der Gesetze gehalten. Ganz richtig nimmt er zum Grund aller Verordnungen gegen den zweyten Ehgatten die Sorge für die Kinder erster Ehe an, und glaubt an keinen gesetzlichen Haß der zweyten Ehe. Die in der Aufschrift angeführte Gesetze werden umständlich und richtig erläutert, deren Anwendung in Deutschland, besonders in Würtemberg behauptet und erklärt, wo theils die Gütergemeinschaft, theils der gesetzliche Erbtheil des überlebenden Ehegatten öfters ein Stein des Anstosses werden; unser V. erklärt alles ganz richtig aus dem, daß gedachte Gesetze nur in Ansehung dessen, was durch freywillige und willkührliche Ueberlassungen dem zweyten Ehegatten zufällt; nicht aber in Ansehung des gesetzlichen Erbtheils, oder dessen, was ein Ehegatte aus der Gütergemeinschaft bekommt, anwendbar seyen.

Anleitung zur Berechnung der Verwandschaftsgrade. Nach Grundsätzen des römischen und päbstlichen Rechts. Von Johann Friderich Christoph Weisser. Stuttgardt. 1781. 70 S. in 8.

Der V. hat zwar die Regeln zu Berechnung der Grade richtig und deutlich vorgetragen, und mit Beyspielen erläutert, auch von Abbildung der Verwandschaften, vom Baum der Blutsfreundschaft und Schwägerschaft viel gutes gesagt; allein theils ist alles dieses nicht neu, theils haben wir manche Unrichtigkeiten in diesem Werkgen gefunden, welche dessen Werth weit unter die andere Schriften dieses V. herabwürdigen.

Die Blutsfreundschaft hätten wir S. 1. nicht nur durch die Verwandtschaft derer, welche einen gemeinschaftlichen Stammvater haben, beschrieben, sondern noch beygesetzt: oder welche von einander selbst abstammen. Daß S. 2. die von einer Braut erzeugte Kinder für ehlich gehalten werden, ist nur alsdann richtig, wenn gegen den Willen der Verlobten durch Zufall z. B. durch den Tod des Bräutigams die Vollziehung der Ehe gehindert wird. Es ist unrichtig, wann der V. glaubt, daß nach dem

dem Römiſchen Recht die unrechtmäßige Verwandtſchaft nicht eben ſo wie die rechtmäßige die Ehe gehindert habe, l. 4. l. 14. §. 2. l. 54. l. 56. §. 2. D. de rit. nupt. In Erbſchaftsfällen und andern ſind, ſo wie nach dem kanoniſchen und Würtembergiſchen, alſo auch nach dem Römiſchen Recht, beyder Wirkungen verſchieden. Die geiſtliche Verwandtſchaft zwiſchen dem Pathen und dem aus der Taufe gehobenen Kind, iſt ſchon im Römiſchen Recht in l. 26. in fin. C. de nupt. gegründet, im kanoniſchen Recht aber weiter ausgedehnt worden, wo ſie nicht nur, wie der V. glaubt, durch die Taufe, ſondern auch durch die Firmelung, Beichte, und Katechismus entſteht. Zwar löſt nach Römiſchen Rechten, wie der V. §. 3. ſagt, der Tod die Schwägerſchaft auf, aber die Wirkung des Verbots der Heyrath währt, wie nach andern Rechten fort. Die im §. 7. abgetheilte auf- und abſteigende Linie iſt eine und eben dieſelbe; nur die Art der Berechnung wirkt die verſchiedene Benennung. Bey der zwoten und dritten Art der Schwägerſchaft hätte angeführt werden ſollen, daß die ältern Canones auch wegen ſolcher die Heyrath verboten, aber in cap. 8. X. de conſangu. et affi. das Verboth wieder aufgehoben worden, daß aber auch das Römiſche l. 15. D. de rit. nupt. und das Würtembergiſche Recht P. I. cap. 8. § 5. die Ehe in der zwoten Art mit des Stiefſohns Frau verbietet. S. 60. §. 24. iſt ein unverzeihlicher Schreibfehler. Es iſt der Fall angeführt, A hat in der erſten Ehe den Auguſt, B in der erſten Ehe den Eberhard, und beyde miteinander in der zwoten Ehe die Sabina erzeugt, und in dieſem Fall ſoll Auguſt die Sabina, welche doch ſeine einſeitige Schweſter iſt, heyrathen dürfen; ohne Zweifel ſollte Sabina aus der B erſten Ehe, und Eberhard aus der zwoten Ehe des A mit B erzeugt worden ſeyn; alsdann iſt es richtig, daß Auguſt die leibliche Schweſter ſeines leiblichen Bruders heyrathen kann.

Das beſte ausführbare Mittel wider den Kindermord. Dresden. 1781. 29 S. in 8.

Die bekanntlich zu Mannheim aufgegebene Preisfrage: welches ſind die beſte ausführbare Mittel, dem Kindermord Einhalt zu thun? ſoll der Sage nach beynahe 400 Abhandlungen über dieſen Gegenſtand hervorgebracht haben, zu deren Durchleſung wir denen, welchen die Erkenntniß über den Preis

aufgetragen ist, von ganzem Herzen Geduld und Muße wünschen; da wir nicht zweifeln, daß der Preis von 100 Dukaten manchen zu einer Abhandlung über diesen Gegenstand gelockt haben werde, der keinen natürlichen Beruf dazu hatte. Einige dieser Abhandlungen sind bereits gedruckt, deren Inhalt wir daher unsern Leser bekannt machen wollen.

Voranstehende Abhandlung mag wohl besser gemeynt seyn, als sie geschrieben ist; der ganze Inhalt läuft darauf hinaus: Seyd keusch und züchtig, ihr Männer und Weiber, ihr Jünglinge und Mägden, so wird's keine uneheliche Kinder, also auch keine Ermordungen derselben geben, ganz richtig; aber warum sagt der V. nicht lieber: Ihr Mütter, eheliche und uneheliche, laßt eure Kinder leben, das wäre noch kürzer. Daß aber die Absicht der Frage ganz verfehlt seye, brauchen wir nicht zu erinnern; daß Unzucht Stoff zum Kindermord, daß sie Sünde und Verbrechen sey, wußte man längst. Nur darüber war man immer verlegen, und darüber wollte man Antwort haben, welche Policeyanstalten und gesetzliche Verordnungen die besten und in der Ausführung möglich seyen, um dem Kindermord Einhalt zu thun; aber auch, was das Sündliche der Unzucht betrifft, weiß unser V. den unehelichen Beyschlaf nicht von der Hurerey zu unterscheiden, und nicht einmal die natürliche schlimme Folgen derselben abschreckend genug darzustellen. Er beruhiget sich gänzlich damit, daß wenn alle Menschen keusch und züchtig leben, kein Kindermord mehr seyn werde, folglich dieses das einzige Mittel dem Kindermord Einhalt zu thun sey; und um die Unzucht auszurotten, dazu hält er seine Vorstellungen und Ermahnungen für hinlänglich.

Eine Antwort auf die Preisfrage: Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun, durch Ludwig von Heß, Königl. Schwedischen Regierungsrath. Hamburg. 1780. 75 S. in 8.

Eine Antwort, welche zwar ungleich besser, als die vorhergehende ist; aber doch den Preis schwerlich davon getragen haben würde, wenn auch der V. das nicht gethan hätte, was er in der Vorrede anführt, daß er in der Hoffnung, durch eilige Bekanntmachung seiner Schrift vielleicht noch einen Kindermord verhindern zu können, sie sogleich dem Druck übergeben.

ben, und nicht an die zu Entscheidung der Sache gewählte Richter eingesandt habe. Die zu Beantwortung der Preisfrage von dem V. vorgeschlagene Mittel, welche er unter 12 Zahlen anführt, bestehen in Verbesserung der Erziehung, Erleichterung der Ehen, Aufhebung der Strafe des unehelichen Beyschlafs und der Schande einer unehelichen Geburt, in der einer jeden Mutter und Hausfrau aufgegebenen Visitation einer verdächtigen Tochter oder Magd, Ausfeurung der Defloritten aus dem gemeinen Schatz, Abschaffung der Kirchenbusse, Anlegung eines freywilligen Arbeitshauses, in der Errichtung eines Findelhauses, und eines Hauses zum Accouchiren; und in Bestrafung derer, welche der Geschwächten ihren begangenen Fehler auf eine bittere Weise vorhalten; die Todesstrafe der Kindsmörderinn aber wird als ein unschickliches Mittel verworfen, und ihr die Strafe eines ewigen Gefängnisses vorgezogen.

Wir können aber nicht leugnen, daß uns die wenigsten von des V. Vorschlägen gefallen haben. Weder dieser noch andere V. denken mit Ernst auf Vorschläge, welche einer Mutter die Verheimlichung einer unehelichen Geburt schwer oder unmöglich machen, welche nach unserm Ermessen die wichtigste sind; unser V. bedenkt nicht genug, daß uneheliche Beyschläfe die Quelle und der erste Stoff des Kindermords, und also Vorschläge zu Verminderung jener auch die besten und wichtigsten Mittel wider diesen sind; daß eben aus diesem Grund alle Vorschläge, welche zwar bey der Mutter einen Beweggrund zum Kindermord aufheben, aber auf der andern Seite wollüstige üppige Sitten, und damit auch die uneheliche Beyschläfe vermehren, auf dieser Seite weit mehr schaden, als sie auf der ersten nützen, und auch in Betracht des Kindermords ihren Entzweck verfehlen, weil sie durch Vermehrung des unehelichen Beyschlafes mehr Stoff zu Kindermord geben; daher besonders die Aufhebung der Strafe und Unehre einer unehelich Geschwächten, (ausser in gewissen Fällen) und die Errichtung der Findelhäuser bey weitem nicht die besten Mittel sind. Auch ist es ohne Zweifel gegen die Absicht der Frage, wenn als Mittel gegen den Kindermord solche angegeben werden, welche allgemein auf alle oder mehrere Verbrechen passen, als z. B. gute Erziehung, Erleichterung der Heyrathen, und Anlegung eines Arbeitshauses. Des V. Einwendungen gegen die Todesstrafe der Kindsmörderin überzeugen uns nicht, daß sie nicht diesem Verbre-

chen angemessen seyn, und daß sie nicht schon manchen Kindermord verhindert habe.

C. C. Spörls Beantwortung der Mannheimischen Preisfrage: Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun? Mühlhausen. 1781. 48 S. in 8.

Enthält nicht weniger, als 48 Vorschläge, welche aber mehr das Gepräge eines gewöhnlichen Projektmachers, als eines philosophischen Kopfes, und eines erfahrnen und klugen Beobachters mit sich führen. Viele seiner Vorschläge gehen alle Verbrechen überhaupt an, oder die Verbrechen der Unzucht, und tragen also nur entfernter Weise zu Verhütung des Kindermords bey; viele sind in der Ausführung mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft, als daß sie ausgeführt werden können, wohin wir insbesondere die mehrern, welche einen Beytrag von andern erfordern, die Aussteurung der geschwächten Mädgen aus dem öffentlichen Schatz, die einzuführende Verbindlichkeiten der Gevattern, die auszustellende Becken in den Kirchen, Lotterien und den Verkauf der Landeskalender und dergl. rechnen; manche würden zu großen Ungerechtigkeiten Anlaß geben, wie z. B. der vom V. vorgeschlagene Denuntiationskasten, wo jedem erlaubt ist, ohne sich zu erkennen zu geben, ein schwangeres Mädgen anzuzeigen; viele sind zu allgemein angegeben, und also damit so viel als nichts gesagt, z. B. Beförderung der Ehrlichkeit und wohlthätigen Menschenliebe, einer nicht widersinnigen Religion und klugen Sittenlehre; die Strafe der unehelichen Schwächung will der V. ganz aufheben, ohne daß ihm ein Unterschied zwischen dem Schwängerer und der Geschwängerten, dem blossen unehelichen Beyschlaf und dem, der mit Ehebruch und Blutschande verknüpft ist, einfällt; und ohne überhaupt eines Zweifels gegen diese Aufhebung der Strafe zu gedenken. In der Nachschrift worinn der V. die Einwendungen gegen seine Sätze widerlegen will, werden gerade nur die elendesten Einwürfe widerlegt.

Vorbeugungsmittel wider den Kindermord, für Seelsorger, Eltern, Polizeyverwalter, Wundärzte und Be-

Geburtshelfer, entworfen von Franz May. Principiis obsta. Mannheim. 1781, 156 S. in 8.

Diese Abhandlung übertrifft nicht allein in Ansehung der angenehmen Schreibart, sondern auch des wesentlichen Inhalts die andern uns zugekommenen Beantwortungen der Preisfrage weit. Es hat zwar dieser V. auch wie andere, allgemeine Quellen der Verbrechen, besonders der Fleischesverbrechen angeführt, aber nicht nur diese sehr gut, und mit vieler Menschenkenntniß erläutert, und hie und da Mittel ihnen vorzukommen, vorgeschlagen, sondern auch mehrere Mittel und Vorschläge an die Hand gegeben, welche einen näheren und unmittelbaren Bezug auf den Kindermord haben, besonders aber hat uns gefallen, daß der V. vorzüglich auf die Entdeckung jeder unehelichen Schwangerschaft die meiste Rücksicht genommen hat, wiewohl wir nicht alle in diesem Betracht von ihm vorgeschlagene Mittel billigen; sehr gut ist die Verordnung einer Geldstrafe für nachläßige Mütter und Dienstherrschaften, welche die uneheliche Schwangerschaft ihrer Töchter und Dienstmägde nicht anzeigen; die härtere Strafe des Schwängerers, wann er die ihm angezeigte oder von ihm vermuthete Schwangerschaft der Geschwächten nicht anzeigt; aber wir würden ihm nicht erlauben, mit Verbergung seines Namens diese Anzeige zu thun, weil dieses viele der Ehre unbefleckter Mädgen nachtheilige Mißbräuche nach sich ziehen kann. Ferner billigen wir die Belohnung dessen, der eine verheimlichte Schwangerschaft entdeckt, — wenn die Anzeige gegründet ist. Die vom V. vorgeschlagene Polizeykommißion, welche in Städten aus zwey rechtschaffenen Aerzten, und zwey Rathsmitgliedern bestehen, und bey welcher vier wohlgelernte Wundärzte, und vier Hebammen von jedem verdächtigen Mädchen Anzeige machen sollen, gefällt uns nicht; das Amt der Polizeykommission versehe die ordentliche Obrigkeit, und jede Hebamme werde auf Beobachtung und Anzeige verdächtiger Weibspersonen in Pflichten genommen. Daß der V. die Geschwängerte noch strafen will, lassen wir gerne geschehen; aber theils würden wir in mehreren Fällen die Strafe nachlassen, theils eine geringere als zweyjähriges Arbeitshaus verordnen, insbesondere aber die Beschimpfung durch den Strohkranz an dem Geburtshaus, oder Aufzeichnung ihres Namens auf eine Lastertafel am Arbeitshaus weglassen. Eben so ist eine allzuharte Strafe des Schwängerers nicht rathsam, und zu Aufhebung der Todesstrafe des Kindermords hat der V. eben nicht

die bündigſten Gründe vorgeſtellt. Daß den Hebammen, Müttern und Dienſtherrſchaften ein genaues Verzeichniß der Vermuthungszeichen einer Schwangerſchaft zugeſtellt werde, iſt immer ein Vorſchlag, welcher Aufmerkſamkeit verdient. Der Vorſchlag von Arbeits- Geburts- und Erziehungshäuſern dürfte wohl an den meiſten Orten unter die nicht ausführbaren gerechnet werden.

Im.

3. Arzneygelahrheit.

Chriſtian Gottlieb Selle, der A. W. D. und Profeſſor, und Arzt des Charitéhauſes zu Berlin, Medicina clinica, oder Handbuch der mediciniſchen Praxis. Berlin. 1781. in groß 8. bey Himburg. 566 Seiten.

Dieſes Buch, ein Pendant zu Cullens Anfangsgründen der Arzneykunſt, iſt bloß zu den Vorleſungen beſtimmt, die der V. über die mediciniſche Praxis zu halten hat, mithin ein Handbuch für künftige Aerzte von Profeßion. Dazu iſt es vortrefflich, zumal wegen der dem Verf. eigenen Präciſion der Begriffe, woran es der Arzneykunſt noch ſo ſehr mangelt. Nichts hindert mehr den Fortgang derſelben, als vague Begriffe; und ſelten gelingt es einem Arzte, der ſich einmal für ausgelernt hält, dieſe wieder abzulegen. Der Schüler, der einſt als Mann von richtigern Begriffen ausgeht, läßt auf ſeiner Bahn alle die alten Meiſter hinter ſich zurück, die, in ihre Vorurtheile verſtrickt, bey dem beſten Eifer weiter zu kommen, ihre Zeit damit verderben müſſen, die Knoten ihrer Schlingen aufzulöſen. Auſſerdem aber iſt Herr S. nicht nur mit den beſten neuern Schriftſtellern der Arzneykunſt bekannt, und nutzt ſehr oft ihre Lehren, Wahrnehmungen und Cautelen; ſondern er hat auch ſelbſt über Vieles wohl nachgedacht, und gute Beobachtungen angeſtellt, die er hin und wieder ohne Geräuſch mitgetheilt. Dergleichen Belehrungen, von einem Arzte wie er iſt, machen ſein Buch nicht bloß ſeinen Zuhörern, ſondern auch geübtern Aerzten wichtig, und eben dieſen glauben

ben wir es durch eine nähere Anzeige empfehlen zu müssen. Ein Auszug läßt sich aus einem Compendium nicht machen: daher begnugen wir uns damit, nur einzelne Stellen auszuzeichnen, die den Werth dieser Schrift und unser Urtheil bewähren können. Nicht, als ob dieses die Einzigen, oder die Meisten wären, und, wenn wir hie und da Etwas hinzuzufügen rathen, nicht aus Tadelsucht, oder aus armseliger Anmassung, ein meisterhaftes Werk auszubessern; sondern vielmehr, um es dem Grade der Vollkommenheit, wozu wir es schon itzt sehr geschickt finden, noch mehr zu nähern, daß es praktischen Aerzten zu einem Repertorium dienen könne, worinn sie, wenigstens durch einen Fingerzeig, an Alles erinnert würden, was die Kunst für jeden Fall Vorzügliches darbietet.

Der beste Plan einer Abhandlung aller Krankheiten hat seine Mängel und Unschicklichkeiten. Wer die Arbeit versucht hat, der weiß das. Nur wer die Schwierigkeiten nicht kennt, verlangt einen ganz untadelhaften Plan, der nie in eines Menschen Kopf kommen wird. H. S. hat den Folgenden gewählt. Zuerst die Fieber, nach dem Charakter ihres Verlaufs, nämlich die anhaltenden, Synochus simplex und putris; die nachlassenden, von galligten, faulen und nicht faulen, und die von schleimigten Unreinigkeiten; die unordentlichen, mit undeutlichen und unordentlichen Remissionen und Exacerbationen, nämlich die bösartigen, oder hitzigen und schleichenden Nervenfieber; und endlich die Wechselfieber. Hierauf folgen die Zufälle der Fieber, Hitze, Frost, Durst, Eckel, Verstopfung, Durchlauf, Blutflüsse, Schweiß, Schwäche, Schlaflosigkeit, Betäubung und Wahnwitz, Zuckungen, Beängstigungen, Schmerz, ꝛc. Dann die Entzündungen mit Fieber; die hitzigen Ausschläge, als Pest, Pocken, Masern, ꝛc. die Rheumatismen; Gicht; Catarrhe; die Ruhr und Cholera. Hiernächst die Blutflüsse, Nasenbluten, Bluthusten, Blutbrechen, Reinigungen, Hämorrhoiden. Ferner die Würmer und Gelbsucht. Es folgen die venerischen Krankheiten; der Scorbut; die Skropheln; die englische Krankheit; sodann die chronischen Ausschläge und Geschwüre; der Krebs; die Knochenfäule; der Brand; die Geschwülste, als die weissen, die Wasser- und Windgeschwülste; die auszehrenden Krankheiten, als Atrophie, Hecktick und Schwindsucht; endlich die Nervenkrankheiten, wohin die Gemüthskrankheiten, Convulsionen und andre Zufälle des Sensorium, Schwindel, Ohnmachten, Lähmungen, Schlag-

flüsse, Catalepsie, Hundswuth, und dgl. gehören. — Nunmehr folgen, nach einer andern Regel der Eintheilung, die Krankheiten der einzelnen Theile des Körpers, wo dann freylich manche vorkommen müssen, die schon im vorigen hätten abgehandelt werden können, oder abgehandelt sind; z. E. Miktus cruentus bey den Blutflüssen, hier bey den Krankheiten der Urinwege, da doch der Bluthusten und das Lungengeschwür, die zu den Brustkrankheiten gehören, hier unter diesen ihren Platz nicht erhalten haben, u. s. w. Erstlich die Krankheiten der Haut, dann des Kopfs, der Augen, Ohren, Zähne, des Halses, der Brust, der ersten Wege, der Urinwege, der Geburtstheile. — Zum Beschluß die Krankheiten der Schwangern, Gebährenden, Säugenden, Wöchnerinnen. Ein raisonnirtes Verzeichniß wohlgewählter Arzneymittel, deren Wirksamkeit der V. entweder aus eigner Erfahrung, oder anderweitiger Ueberzeugung kennt, macht einen Anhang von mehr als sechs Bogen aus, und enthält viel nützliche Anweisungen und praktische Cautelen, die dem ganzen Werke einen noch größern Werth geben.

Die Art, wie der V. die Krankheiten abhandelt, ist diese. Er definirt erst jede besondre Gattung, unterscheidet sie von andern ähnlichen, beschreibt ihren Verlauf, philosophirt, immer lehrreich, aber doch zugleich mit vieler Behutsamkeit und Bescheidenheit, über ihre Ursachen und Natur, bestimmt nach Verschiedenheit der Zufälle ihren wahrscheinlichen Ausgang, entwirft den Plan zur Kur in allgemeinen Regeln, und geht alsdann zu den verschiedenen Arten der Krankheiten dieser Gattung fort, wo er die besondern Kurregeln und praktischen Cautelen, für Jede der allgemeinen Kurart subordinirt. Deutlichkeit und Kürze empfehlen diese Abhandlungen noch ausser ihrer übrigen Vollkommenheit, und bey aller Kürze hat Hr. S. doch nur selten etwas Wichtiges übersehen, wovon nicht wenigstens so viel im Texte stünde, daß der Leser an dasjenige erinnert wird, was er in den Vorlesungen darüber gehört haben kann.

Um die Fieberlehre hat sich unser V. schon vorhin verdient gemacht, (A. D. B. Anh. z. XIII–XXIV. B. 1. Abth. S. 385 ꝛc.) und sie ist auch hier vorzüglich lesenswürdig. Gleich der Anfang giebt Stoff zum Nachdenken. S. 15. „Die Erfahrung „hat gezeigt, daß die Fieber um so mehr geneigt sind, in einem „fort und ununterbrochen zu steigen und sich zu entscheiden, je „mehr die nächste Ursache im Blute selbst enthalten ist. In „allen

„allen den Fällen, wo die Fiebermaterie nicht im Blute selbst „erzeugt ist, sondern immer erst in das System der Blutgefäs„se hineingebracht wird, sind die Fieber zu Remissionen und „Exacerbationen geneigt. Die Fieber, die aus scharfen Säf„ten in den ersten Wegen, oder aus einem Geschwüre, oder „aus Verstopfungen entstehen, sind niemals von der anhalten„den Art. (Continentes) — Die Crise dieser letztern ge„schieht fast immer durch Schweiß und Urin. Selten wird die „Fiebermaterie aus dem Blute in die ersten Wege abgesetzt, und „von da durch Erbrechen oder Stuhlgang ausgeführt. Es scha„den daher bey diesen Fiebern alle die Mittel, welche eine Aus„leerung der ersten Wege bewirken, und es ist ein wichtiger „praktischer Grundsatz, daß man in Fiebern um so vorsichtiger „mit ausleerenden Mitteln seyn muß, je mehr sie anhaltender „Art sind.“ — Alles sehr wahr: nur daß es nicht etwa miß„verstanden werde! Der Charakter eines Fiebers richtet sich wohl hauptsächlich darnach, welcher Theil des Sensorium oder Nervensystems von der nächsten materiellen Ursache angegriffen wird. Liegt diese in den ersten Wegen und greift von hier aus das Nervensystem an, so entstehen remittirende und intermittirende Fieber: wird sie hingegen im Adersystem zum Sensorium gebracht und äussert daselbst unmittelbar ihre Wirkung; so wird das Fieber anhaltend. Ist sie ursprünglich im Adersystem entstanden, welches bey weitem der seltnere Fall ist, so ist das Fieber gleich vom Anfange her anhaltend; wird sie hingegen, wie gemeiniglich, in den ersten Wegen gesammlet, nach und nach in Bewegung gesetzt, und ins Blut übergeführt, so ist das Fieber anfänglich intermittirend, oder remittirend, und wird nur zuletzt anhaltend. Die Beobachter aller Zeiten stimmen darinn überein, daß die in den ersten Wegen vorhandenen Unreinigkeiten, wenn sie in Bewegung gerathen und ins Blut übergehen, Synochas veranlassen. Grant, (in der Uebers. S. 170 ꝛc.) hat die Zeugnisse hiervon gesammlet, und durch seine eignen Beobachtungen bestätiget. Hr. S. selbst erkennt dieses, indem er sagt, die wahren (nämlich die ursprünglichen) Synochae wären itzt seltener als ehemals, weil die Fiebermaterien itzt fast immer in den ersten Wegen lägen. Es gibt also allerdings Synochas von Unreinigkeiten, die in den ersten Wegen entstanden und nicht unmittelbar aus dem Blute erzeugt sind; aber diese sind eigentlich nur der letztere Theil einer Krankheit, die sich als ein remittirendes oder intermittirendes Fieber anfieng und in eine Synocham übergieng. Und bey diesen ist dann auch die

Regel, „daß man bey anhaltenden Fiebern die ausleerenden Mit„tel für schädlich halten soll,“ mit Einschränkung anzuwenden. Denn um zu verhüten, daß die Unreinigkeiten der ersten Wege nicht ins Blut übergehen, und eine Synocham verursachen, sind ausleerende Mittel eben so nothwendig, als in den Fällen, die doch so gar selten nicht sind, wo sich besonders in den fäuligen Synochis die Fiebermaterien wieder in den ersten Wegen absetzen. Freylich wird ein genauer Beobachter sich nur an die von Hr. S. deutlich beschriebenen Zeichen einer wahren Synocha halten, die ohne alle Spuren von Unreinigkeiten in den ersten Wegen, ohne unnatürlichen Geschmack, ohne unreine Zunge ꝛc. ist. Allein wer unvorsichtig genug ist, ein Fieber, das keine merkliche Remissionen hat, für eine Synocham zu halten, und dann seine Kur nach der allgemeinen Regel einrichtet, in anhaltenden Fiebern keine ausleerende Mittel zu verordnen, wird sehr leicht seinen Kranken verwahrlosen. Man sieht, ohne unser Erinnern, daß Hr. S. zu dergleichen Mißverstande keine Veranlassung gegeben hat. Er bestimmt genau genug, was er meynt, und das ist völlig gegründet, aber man muß denn auch die Begriffe so streng nehmen, wie er sie giebt, und dies ist eine Warnung, die sein ganzes Werk betrifft. In einer wahren ursprünglichen Synocha sind ausleerende Mittel allerdings schädlich; aber wir haben, wie gesagt, deren sehr wenige, und die gewöhnlichen, die uns dräuen, können wir durch frühzeitige Ausleerungen am besten verhüten, ja, was die fäuligen Synochas betrifft, so könnte man sich in der That leicht übereilen, wenn man aus der Abwesenheit der gewöhnlichen Zeichen von Unreinigkeiten in den ersten Wegen sogleich schliessen wollte, daß sich die faulen Fiebermaterien unmittelbar im Blute erzeugten: denn es gibt Fälle, wo sie dem ungeachtet in den Verdauungswegen verborgen liegen, und wo Brechmittel und Abführungen die einzigen Hülfsmittel sind. Nur allzu viele dem Rec. bekannte Beyspiele, wo die Furchtsamkeit des Arztes vor ausleerenden Mitteln in fäuligen Synochis den armen Kranken theuer zu stehen gekommen ist, haben ihn zu dieser hieher gezogenen, nicht aber durch ein Versehen des V. veranlaßten Warnung bewogen. — Da Hr. S. die Speckhaut bey der Synocha simplex, so wie Baubius, von der gerinnbaren Lymphe herleitet, aber zugleich wohl einsieht, daß diese deshalb nicht eben die Ursache des Fiebers seyn müsse; so ist er geneigt, eine besondre Schärfe zur Ursache anzunehmen, welche durch ihren Reiz den Kreislauf hindert, die Secretionen zurück hält und dagegen eine größere Ab-

son-

sonderung der gerinnbaren Lymphe veranlaßt, mithin entweder im System der lymphatischen Gefässe ihren Sitz hat; oder wenigstens vorzüglich darauf wirkt. S. 20. Ob aber der Eiter, den man oft auf den Eingeweiden der an Entzündungskrankheiten Verstorbenen findet, ebenfalls aus der gerinnbaren Lymphe entstehe, wie S. 63, 223 gesagt wird, daran zweifeln wir noch eben so sehr, als daß ohne Schärfe gar keine Entzündung Statt finden könne, wofern man nicht Schärfe und reizende Materie für einerley halten soll. — Daß die Hauptursache der bösartigen, oder Nervenfieber in einem Fehler des Nervensystems (Sensorium) liege, S. 31, und selbst zur Hervorbringung der Wechselfieber, S. 35, besonders des Frosts, S. 43 eine besondre Disposition der Nerven, oder ein Reiz derselben erfordert werde, davon sind wir mit H. S. Whytt. u. a. aus noch mehrern Gründen überzeugt, als hier angeführt sind. — Unter den Zufällen der Fieber wird S. 48 von der Leibesverstopfung gesagt, man soll den Leib nur da öffnen, wo man Beschwerden aus der Verstopfung wahrnimmt. Wir möchten hinzusetzen, daß oft das Fieber selbst Beschwerde genug sey, die von der Verstopfung herrührt: damit nicht Mancher, in Erwartung andrer, saumselig sey, die Entledigung der ersten Wege zu beschleunigen, worauf so sehr das Glück und Unglück der meisten Fieberkuren beruhet. — Eine Entzündung der feinsten Enden der Luftröhre nennt H. S. S. 66. anginam pectoris, und glaubt, daß diese Krankheit wahrschein'ich zu der Streitigkeit vom Sitze der Plevreste Anlaß gegeben habe. Eben diese Streitigkeit hat er, S. 66—76, auf eine genugthuende Weise entschieden, und wir empfehlen diese Abhandlung als eine der besten im ganzen Werke. Nur Eins hätten wir bey S. 75. zu fragen, wo gesagt wird, „daß die Pleveroperipneumonie „von Erkältung oft epidemisch grassire, daß aber ihr Miasma unbekannt sey.“ Muß denn jede Epidemie ein Miasma haben, wie die ansteckenden Krankheiten? Wenn die Witterungen so beschaffen sind, daß man sich leicht darinn erkälten kann: so können die Krankheiten von Erkältung epidemisch werden, ohne daß darum eine besondre Materie vorhanden seyn müßte, die ihrer Natur nach diese Krankheit erzeugte und verbreitete, und eine solche müßte es doch wohl seyn, die den Namen eines Miasma verdienen sollte. — S. 80. wird von der Leberentzündung gesagt, „wenn eine Geschwulst nach Aussen bemerkt „wird, könne man durch Eröffnung derselben dem Eiter den „Ausfluß verschaffen, und das Geschwür heilen.“ Da bey dieser

ser Operation gewiß vieles zu bedenken ist, so wäre es wohl nicht überflüßig gewesen, die Hauptbedingungen mit ein Paar Worten anzuzeigen, unter welchen sie nur allein Statt finden kann. — Bey der Entzündung des Magens und der Gedärme, S. 81—85 hätten Hennings Versuche mit dem Campher, und dessen Cautelen wegen der Leibesöffnung und Klystiere angeführt zu werden verdient. H. S. erlaubt S. 83 den Campher mit Opium nur äusserlich auf den Magen. — Auch die Bedingungen des Gebrauchs des Eisens und der erweichenden Mittel ꝛc. bey eingeklemmten Brüchen hätten S. 84 wohl kürzlich bestimmt werden mögen, anstatt daß hier bloß gesagt wird, daß Jenes oft die Einklemmung schnell hebe, diese hingegen sie leicht hindern und selten Etwas ausrichten. — Verdiente auch nicht S. 89. der Gebrauch des kalten Wassers bey der Rose wenigstens mit einem Worte erwähnt zu werden? — Von den Pocken heißt es S. 92, daß ihre nächste Ursache ein Contagium sey, das sich wenigstens bey uns nicht in dem Körper selbst erzeugt, und die Krankheit könne bloß durch die Luft an Oerter gebracht werden, wo sie vorher nicht war. Worauf mag Hr. S. diese Aussprüche gründen? Wir sind von keinem von beyden überzeugt. Bey überhandnehmender Fäulniß in der Pockenkrankheit wird Campher und Wein gerathen. S. 98. Des so hülfreichen sehr häufigen innerlichen und äußerlichen Gebrauchs des Kamphers wird gar nicht gedacht, wäre es auch nur durch Nachweisung auf des Münsterschen Hoffmanns Versuche geschehen. Aber Hr. S. nennt selten Jemanden, so zweckmäßig es doch scheint, den Zuhörern anzuzeigen, wo sie sich über das Gehörte näher unterrichten können. Innerliche Pocken hält Hr. S. S. 99 für wahrscheinlich. Er meynt auch, S. 101 die Einimpfung mache vielleicht nur darum eine gelindere Krankheit, weil das Contagium bey mangelnder Disposition nicht gehörig verarbeitet werde; daher er auch, S. 103 das Lob der Einimpfung eben nicht übertreibt. Hätten wir nur erst recht deutliche Begriffe von dieser Verarbeitung des Contagium! Die unächten Pocken scheinen ihm S. 106 eben so wie die an der Impfwunde, mit den ächten von einerley Natur, und nur darum verschieden zu seyn, daß jene ohne Fieber entstanden sind — S. 107. Bey den Masern soll das Verhalten wärmer seyn, als bey den Pocken. — Bey den Röthseln und dem Scharlachfieber, S. 108. 109 ist der so sehr nützlichen Brechmittel im Anfange nicht gedacht. — S. 112 sind beträchtliche Gründe für die saure Natur der Schärfe des

Friesels.

Frieſels. — S. 114 hält Hr. S. mit Recht die Flecken für ein bloßes Symptom der Faulfieber — Die Erklärung des Gliederreiſſens (Rhevmatismus) S. 115, daß es ein Schmerz ſey, der nicht von einem Krampfe, ſondern aus einer Art der Entzündung, die aber ſelten in Vereiterung geht, entſtehe, und wo zugleich die Kennzeichen der wahren Gicht fehlen, iſt faſt ganz negativ: aber freilich möchte es nicht leicht ſeyn, eine beſſere zu geben. Hr. S. ſetzt S. 116 den Unterſchied des hitzigen und chroniſchen Rhevmatismus blos ins Fieber. Dies ſcheint uns, wegen der Curart nicht genau genug zu ſeyn: denn auch bey Rhevmatismen ohne, oder nach dem Fieber, findet die für hitzige Rhevmatismen ſtatt, ſo lange nur noch eine beträchtliche Entzündung der Gelenke zugegen iſt. Cullen hat auf dieſen Umſtand geachtet. — Den Katarrh behandelt Hr. S. S. 127, 391 mit erweichenden Mitteln und Dämpfen, welcher bekannten Curart erſt kürzlich Mudge ein neues Anſehen gegeben hat. Wir hätten nichts dagegen; aber die Curart des de Monera durch Kälte und kaltes Waſſer iſt nicht allein wirkſamer, ſondern hat noch den beſondern Vorzug, daß ſie nicht wie Jene die Diſpoſition zu Katarrhen unterhält. In ſo fern hätte ſie doch wenigſtens auch erwähnt zu werden verdient. — Beym Naſenbluten und andern beſondern Blutflüßen, S. 144. u. f. hätten leicht die vorzüglichſten Mittel, die bey jeder Art anzuwenden wären, genannt werden können, beſonders beym Bluthuſten (S. 147) die großen Blaſenpflaſter zwiſchen den Schultern nach v. Mertens, deren wunderbare Wirkſamkeit Rec. in der Erfahrung beſtätigt gefunden hat, imgleichen verſchiedene bey Mutterblutſtürzungen und zu ſtarken Hämorrhoiden. — Den Gebrauch der feſten Luft zur Beförderung der Blutflüſſe, ſowol innerlich nach Hulmens Vorſchrift, als in Klyſtieren und Bähungen, empfiehlt Hr. S. S. 155, 161, 266, 472, mit den nöthigen Einſchränkungen. — Wider die Meynung, daß die Eyer der Darmwürmer von außen in den Körper gebracht würden, werden S. 164 verſchiedene Gründe beygebracht, denen wir unſern Beyfall geben; auch dem, daß zur Erzeugung eines jeden thieriſchen Körpers vorhergebildete organiſche Keime, nachdem man den Ausdruck nimmt, nicht nothwendig erfordert werden. Allein die Schwierigkeit S. 165 zu begreifen, wie die von außen in den Körper gebrachten Eyer ohne Nachtheil verdaut und dem Blute aſſimilirt werden könnten, ſcheint uns nicht erheblich, weil es nicht folgt, daß das, was den Weg der Verdauung mit durchgeht, auch mit verdaut werde, noch

weniger

weniger, daß die Wurmeyer dem Blute aſſimilirt werden müßten. Nichts, worinn Lebenskraft iſt, ſagt Hunter, wird verdaut, mithin ſo wenig die Wurmeyer, als die Würmer und der Magen ſelbſt; allein daß die unverdauten Eyer auf dem gewöhnlichen Wege ins Blut gehen, den Umlauf mitmachen und durch eine Art von Abſonderung irgendwo abgeſetzt werden ſollten, das iſt die Unwahrſcheinlichkeit, die dieſer Hypotheſe entgegen ſteht, und da man ſogar im Abortus zuweilen Würmer gefunden hat; ſo bleibt immer Kleins Meynung die wahrſcheinlichſte, daß alle Thiere einen ihnen eignen Wurmſtoff bey ſich führen, der ſich unter günſtigen Umſtänden entwickeln kann. S. 166. In der Kur der Würmer hätte, nach Hulmens Empfehlung, die feſte Luft, und beſonders wider die Maden die Kliſtiere davon, oder, nach Phelſum, die vom kälteſten Waſſer, mit angerathen werden können. Wider die Bandwürmer räth Hr. S. S. 171 bloß das Summi Gutt, und Abends vorher Oehl, allenfalls das Ricinusöl. Vom Farnkraut und ſo viel andern berühmten Mitteln kein Wort, „weil alle übrige Mittel unnütz ſind, wenn „der Wurm nicht von ſtarken Purganzen weggeht“. Aber können nicht die Gifte, die den Wurm ſchwächen, das Abtreiben deſſelben durch die Purganzen erleichtern? — Das veneriſche Gift ſteckt durch Schweiß, Speichel, Ammenmilch, vorzüglich aber durch veneriſchen Eiter an, und ſcheint überhaupt durch die Eiterung erſt ſubtiliſirt und anſteckender gemacht zu werden: denn wo es keine Eiterung macht, kann es lange im Körper verborgen bleiben, ohne Zufälle zu erregen. S. 179. Das Queckſilber ſcheint blos das Gift auszutreiben, ohne es zu verbeſſern oder zu entkräften: denn in warmen Ländern werden veneriſche Krankheiten häufig durch Schwitzmittel geheilt, und der Speichel bey der Salivation iſt noch anſteckend. S. 180. Der Tripper iſt ſelten ein Sympton der Luſtſeuche S. 185. H. S. unterſcheidet viererley Arten deſſelben. Mit einigen Schwierigkeiten, die er S. 190 ꝛc. wider die nicht veneriſche Natur des Trippergifts anführt, möchte Herr Tode noch wohl fertig werden. Er ſelbſt hält es für ein ausgeartetes veneriſches. S. 191, wie ohngefähr Fabre. — Eben dieſe Abkunft vermuthet er, zum Theil wenigſtens, auch von der ſcorbutiſchen und ſcrophuloſen Schärfe. S. 203. — Obgleich der Scorbut eine Fäulung der Säfte iſt, ſo unterſcheidet er doch mit Recht die Urſache deſſelben gar ſehr von der, welche Faulfieber hervorbringt. S. 202. — Das Scrophelgift hält er für eine Abart der gichtiſchen und veneriſchen Schärfe, und überhaupt hat er Spuren der Verwandtſchaft dieſer Schärfe mit der krätzigen,

und mit der Materie der Flechten, des Tripers und des weissen Flusses bemerkt. S. 205, 217. Es läßt sich hier viel philosophiren, und wenig entscheiden: denn die ganze Lehre von den Schärfen liegt noch in dicker Finsterniß versteckt, und fast von allen Arten derselben gesteht Hr. S. selbst, daß ihre Natur unbekannt sey. — Beym Milchgrinde nichts von der lactea. Hr. S. widerräth hier alle Specifica wider die scrophulöse Schärfe, wofür er diesen Ausschlag hält, „weil die Krankheit an und „für sich nicht nachtheilig sey". S. 212. Es kommt darauf an, was für Specifica man meynt. Freylich, die schädlich seyn können, und die Schärfe nicht ausrotten, kann man in keiner Krankheit empfehlen: sonst wären alle Arten des Grindes wohl Uebels genug, um Specifica dagegen anzuwenden. — Die Weichselzopfe sollen von einer unbekannten Schärffe herrühren. Das Abschneiden hält H. S. für sehr gefährlich, und die Krankheit für unheilbar, erblich und ansteckend. S. 215. — Wegen der mit dem Aussatze (lepra) verbundenen Geilheit, und weil die Alten sie zuweilen durch die Castration geheilt haben, fragt Hr. S. S. 222, ob nicht eine zu häufige Absonderung des Saamens die Quelle des Uebels seyn könne? — Die schmerzhaften Knoten und Geschwüre der Waden bey Leberverstopfungen, deren schon Hollerius gedenkt, hält er sehr wahrscheinlich für Eiterversetzungen. S. 231, 290. — Warum Krebse an den Brüsten nach der Operation so oft wiederkommen, das erklärt er S. 237 von der bereits geschehenen Ansteckung der Drüsen unter der Pleura, wie Camper. — S. 252. Bey Anasarca ist der Mercurialabführungen nicht gedacht, die Simson, Percivall, und auch Rec. zuweilen wunderbar hülfreich befunden haben. — Bey der Brustwassersucht hätten S. 254 die Blasenpflaster an den Beinen, die Senffußbäder ꝛc. als die etwa noch zuverläßigsten Hulfsmittel erwahnt werden können. Lind rühmt besonders die ersten als solche, und es ist eine Beobachtung der ältesten Zeiten, daß die an dieser Stelle erregten Reize vorzüglich die Brust befreyen. — S. 256. Bey der Wassersucht des Hodensacks fehlt Janins beständiges Vesicatorium, und bey Hydrocele Elsens Curart durch ein Septicum. — S. 259 ꝛc. sind die Hydrocephali, die Gehirnwassersucht und spina bifida sehr gut characterisirt; nur Schade, daß es hier so ganz an Hülfe fehlt. — Bey der Kniewassersucht ist doch der Sitz des Wassers nicht immer in der Gelenkcapsel S. 261. Die von Brandis angegebenen Unterschiede dieser Geschwülste verdienen in der That Aufmerksamkeit. — S. 266. Bey Tympanitis giebt es zuweilen sehr hartnäckige Verstopfungen des Leibes, zumal wenn Ehrechen

chen dabey ist. Hier haben Hr. S. Clystiere von fester Luft die vortrefflichsten Wirkungen gethan, indem sie nicht nur den Leib geöffnet, sondern auch oft Hämorrhoidalflüsse hervorgebracht haben, worauf unmittelbar der Bauch zusammenfiel und alle Zufälle verschwanden. — S. 277. Von den phthisischen Fiebern und der Schwindsucht ungemein lehrreich! Wo die Vereiterung noch zu verhüten ist, müssen die balsamischen Mittel und die Fieberrinde äußerst vorsichtig gebraucht werden. Letztere findet gar nicht eher statt, als bis gar keine Suppuration mehr zu befürchten ist. S. 283. Bey der Phthisi pituitosa thun feste Luft und Fieberrinde oft Wunder. S. 290. — Jedoch wir müssen vieles überschlagen, um nicht allzuweitläuftig zu werden, so reich ist diese Schrift an guten Bemerkungen und Cautelen. — Unter den Ursachen der Lähmungen ist S. 327 eine bemerkt, wenn eine Vomica das Ganglium thoracicum drückt, woraus die nervi brachiales kommen, und dadurch eine Lähmung der Hand verursacht. Es können hieher alle Drücke oder Klemmungen der Nervenstämme, von Geschwulsten, Gewächsen, Verhärtungen, ausgetretenen Säften ꝛc. gerechnet werden. — Die nächste Ursache des Schlagflusses sucht Hr. S. S. 330 in Krämpfen, die Congestionen machen, welche das Nervenmark zusammendrücken. Die Curmittel sind den verschiedenen Ursachen der Congestionen wohl angemessen. Auf die kalten Umschläge um den Kopf setzt er nach dem Blutlassen und Leibesöffnung Hoffnung: doch soll man das Fieber bey Schlagflüßigen nicht durch temperantia bestreiten, sondern besonders bey verstopften Eingeweiden des Unterleibes kräftige Resolventia daneben gebrauchen. S. 335. Von den berühmten äußerlichen Nervinis, Nichts. — Die Hydrophobie wird S. 340 sehr richtig als eine specifische Wirkung des Gifts auf das Nervensystem characterisirt, und zur Vorbeugung die Schmuckersche Curart mit Recht empfohlen: doch, wenn die Wunde schon geheilt ist, hilft es nicht, daß man sie wieder öffne. S. 344. — Die Schmuckerschen kalten Umschläge werden S. 359 bey Gehirnerschütterungen und zur Vorbeugung der Entzündungen angepriesen; hingegen fürchtet Hr. S. bey einem hohen Grade der Entzündung Schaden davon. Man soll die Tücher mit Salmiak bestreut um den Kopf binden, und sie erst dann mit kaltem Wasser begießen, weil jenes das Wasser nur während der Auflösung kältet. — Beym schwarzen Staare, wo es so vielerley wirksame Mittel giebt, deren Anwendung ihre besondern Regeln hat, welche freilich nur dem mündlichen Vortrage vorbehalten bleiben müssen, wäre es doch wohl zur Erinnerung der Zuhörer

nöthig

nöthig gewesen, die vorzüglichsten wenigstens zu nennen. - Daß das verdickte Ohrenschmalz nicht durch öligte Applicationen, sondern am besten durch warmes Wasser erweicht werde, S. 278, haben Haygarth, Lentin u. a. erinnert. — Eine wichtige Anmerkung wegen des Aufschueidens des Zahnfleisches bey der Zahnarbeit, S. 380 ist die, daß man dieß nicht zu früh unternehme, damit die Wunde nicht vor dem Durchbruche der Zähne wieder zuheile, weil alsdann die Narbe den Durchbruch schwerer machen würde. — S. 403. Wenn bey einer Colica pituitosa nach Stillung der Krämpfe das Abgehen des zähen Schleims Erleichterung schafft, so dient eine Zeitlang die Rhabarber. Erleichtert aber der Abgang nicht mehr, so thun Alaun und Catechu Erde vortrefliche Dienste. Des von Grashuis, Percivall ꝛc. so sehr gerühmten Gebrauchs des Alauns in mehrern Arten der Colik wird hier nicht gedacht, ob er gleich dem V. gewiß bekannt war. (S. 475.) Auch bey der Gallencolik S. 403 sind die oft ungemein hülfreichen Wirkungen des kalten Wassers übergangen. — S. 442. Wenn Unterdrückung der Kräfte von wahrer Vollblütigkeit die Geburtsarbeit erschwert; so erleichtert und befördert das Blutlassen die Geburt; ist galligte Schärfe die Ursache, so thun es Laxanzen, Klystiere und Brechmittel; bey wahrer Schwäche, Sydenhams Laudanum mit gewürzhaften Wassern; bey Mangel der Contractilität der Gebärmutter, Umschläge von kaltem Wasser. Treibende Mittel sind wegen der darauf folgenden Blutstürzungen zu fürchten. Lauter trefliche Regeln; aber übrigens ist dieser Artikel, so wie der ganze Abschnitt der Zufälle, die zum negotio generationis gehören, freylich sehr unvollständig, welches in einem allgemeinen Compendium der Arzneykunst fast unmöglich zu ändern ist. Desto ausführlicher und befriedigender ist S. 451 ꝛc. die Abhandlung vom Kindbetterinnenfieber, die Hr. S. größtentheils nach eignen Bemerkungen entworffen hat, und die unstreitig einer der wichtigsten Artikel dieses Werks ist. Die Kindbetterinnen sind vielerley Arten von Fiebern unterworfen, und da diese von sehr verschiedenen Ursachen herrühren können, so sind die Schriftsteller oft uneins, wenn sie vom Kindbettfieber überhaupt, als von einer den Wöchnerinnen besonders eignen Krankheit, sprechen. Hiervon rühren die bekannten Streitigkeiten der Aerzte, besonders der englischen, über die Natur dieser Fieber her. Wenn irgend eine Art derselben den Namen des Kindbettfiebers schlechthin und mit Ausschließung aller übrigen, die Wöchnerinnen nicht so ganz eigenthümlich sind, verdient, so

wäre es gewiß das, was Hr. S. hier als ein solches charakterisiret: allein der unbestimmte Gebrauch dieser Benennung ist in allen Ländern und Sprachen schon so eingerissen, daß man wol schwerlich hoffen kann, den ächten Begriff nun noch zu fixiren. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist die Krankheit, die Hr. S. hier unter diesem Namen beschreibt, an sich wichtig und in ein Licht gesetzt, das ihr bisher mangelte. Das wesentliche Unterscheidungszeichen dieses Fiebers sind herumziehende und anhaltende Schmerzen im Unterleibe, welcher gemeiniglich zugleich aufgetrieben und beym Anfühlen schmerzhaft ist. Hr. S. hat häufige Gelegenheit gehabt, an Leichen zu bemerken, daß in der Bauchhöle eine grüngelbe eiterartige Feuchtigkeit vorhanden gewesen sey, die sich auch fast immer aus den Fallopischen Röhren herausdrücken läßt; daß die Gebärmutter äußerst selten innerlich, wohl aber zuweilen die äußere Fläche derselben, immer aber die Eyerstöcke und Fallopischen Röhren entzündet, oder sphacelirt, auch wohl die äußern Häute der Gedärme und das Netz angefressen sind, und daß sich mehrentheils auch in den Brüsten dieselbe eiterartige Feuchtigkeit, wie in der Bauchhöle aufhalte. Hieraus schließt er, daß die Schmerzen im Unterleibe von einer Absetzung der Milch besonders auf diejenigen Theile herrühren, die mit den Brüsten in Mitleidenschaft stehen, z. E. die Eyerstöcke und die Fallopischen Röhren. Und auf diese Theorie ist nun die Cur gegründet, die man mit Beifall und Unterricht im Werke selbst lesen wird. — Noch eine gar besondre Bemerkung des V. finden wir S. 463 bey der Eclampsie der Wöchnerinnen, daß nämlich nach einem Schrecken Milch aus den Brüsten stürzte, und die darin zurückbleibende einen unangenehmen verdorbenen Geruch und ein gelbgrünes Ansehn bekam. Diesen Fehler behielt die Milch noch lange nachher, da die Krämpfe schon einige Tage lang aufgehört hatten.

Das Verzeichniß der Arzneymittel, S. 467 ꝛc. ist musterhaft und durch und durch lehrreich. Hr. S. wählt am liebsten die simpelsten und kraftvollsten Hülfsmittel; die Zusammensetzungen sind Kunst- und zweckmäßig; die Beurtheilung ihrer Wirkungen gründet sich nicht auf mißliche Theorien, sondern auf Wahrnehmungen, und die Anleitung zum Gebrauche verräth überall den Arzt von tiefer Einsicht und eigner Erfahrung. Die feste Luft hat hier S. 470 ihren besondern Artikel, wo sowohl ihr äußerlicher als innerlicher Gebrauch auf die Hulmische Art in verschiedenen Krankheiten hinlänglich gelehrt wird. — Den

Arsenick

Arsenick will Hr. S. S. 480 nicht ganz verworfen wissen. — S. 481. wird, nach Janin der Gebrauch der Spießglasbutter beym Staphylom empfohlen. — Den Campher erlaubt Hr. S. S. 482 Maniacis in steigender Dose, bis auf ein Loth täglich zu geben. — Die Schwefelleber räth er, wie Navier, wider arsenicalische Gifte und den Sublimat. — Das Schirlingsextrakt hat er bis zu hundert Gran täglich, ohne Nachtheil, und zuweilen mit Nutzen gegeben. — Der Magnesia salis communis giebt er S. 508 den Vorzug vor allen absorbirendern Mitteln, weil sie mit allen Säuren ein sehr auflösliches Salz giebt. — Aus eigner Beobachtung pflichtet Rec. der Warnung S. 512 bey, daß das Hallerische Acidum sehr vielen ein Erbrechen und Magenweh verursache. — Die Artikel vom Mercurius, S. 517. 523 sind ungemein lehrreich. Er zieht die Auflösung des Queckſilbers in Salpeterſäure S. 522 dem Sublimate vor. — Beym Gebrauche des Salpeters ist er S. 527 ꝛc. zu furchtsam, und will ihn wegen seiner kältenden Eigenschaft nicht anders, als zuvor aufgelößt erlauben. Empfindlichen Magen soll man in zwölf Stunden nur ein Quentl. bis höchstens ein Loth, und dieß im entzündlichen Zustande, und zuvor aufgelößt geben, wo er doch seine kühlende Kraft verliert! Von Brocklesby's Wellgen, die alle diese ohnehin übertriebenen Besorgnisse überflüßig machen, welches auch ein kleiner Zusatz von Campher oder Salmiak thun könnte, wird nichts gesagt. Es ist indessen eine wahre und einsichtsvolle Bemerkung, daß der Salpeter nicht blos durch seine physisch kältende Kraft, sondern auch durch Hinwegräumung der reizenden Ursachen auf eine organische Weise als ein Temperans wirke. S. 528. — Das Dippelsche Oel kann man, nach S. 529 bis 40 Tropfen geben. Der jüngere Cadet gab es wider Epilepsien von 50 bis 70. — Die höchste Dose vom wahren Ricinusöl ist S. 530 auf zwey Loth gesetzt. Man wiederholt, wie bekannt, eine Dose von einem Loth alle halbe Stunden bis auf sechs Loth. — S. 532 hat Hr. S. ein Beyspiel von einer mit Krämpfen behafteten Frauensperson, die täglich vier Loth Laudanum haben muß. — Von Janins hydragogischen Pillen, die Hr. S. selbst ein seltsames Gemisch nennt, S. 534, rühmt er gleichwol aus Erfahrung vortreffliche Dienste in Brustwassersuchten. So wenig ist es wahr, daß schlecht zusammengesetzte Mittel darum allezeit ganz untauglicher Wust sind, womit ihnen aber doch auf keine Weise das Wort geredet seyn soll. — Das Doversche Pulver will Hr. S. S. 542 aus eigner Erfahrung nicht sonderlich rühmen. Es ist doch ein

herrliches Mittel. — Den Spießglasschwefel erlaubt er in aufsteigender Dosis bis zu einem Quentlein täglich. Er schlägt S. 556 eine Verbesserung der Zubereitung vor. — Rulands Brechwein wird S. 559 in aller Absicht dem Brechweinsteine vorgezogen, und wir glauben mit Recht. — Der Tinctura antimonii Iacobi, oder dem Sulph. antimonii liquido giebt er S. 561 ein sehr verdientes Lob. — Bey der Tinct. cantharidum, S. 561 hätte der äußerliche Gebrauch als ein rubefaciens nach Alexanders Anleitung, wohl erwähnt werden mögen. — Doch es ist endlich Zeit, diese lange Anzeige zu beschließen. Ungern haben wir eine Menge wichtiger Anmerkungen überschlagen. Man trift selten auf ein so reichhaltiges Werk, und es ist schwer, sich davon loszureißen.

Eine Frage sey uns noch erlaubt. Warum schreibt Hr. S. durchgängig: Catharrhus, Therebinth &c. und doch Phtisis, Ophtalmia, Naphta? Warum: Scyrrhus, Phtysis, Phtyriasis, hyspanicus, Menynges &c., und doch Haemoptisis, Paroxismus, Oximel, Anodinum, Polipus? Auch ist es nicht richtig: Sich an einer Sache gewöhnen; Etwas im Gange, oder jemanden in freier, heiterer Luft, oder an wärmern Oertern bringen; locker an das Queckſilber hangen; Spiritus vor der Nase halten; in Sopore fallen, wenn es so viel heißen soll, als in Betäubung gerathen ꝛc.

W.

Anton de Haen, Heilungsmethode. Aus dem Lateinischen übersetzt. Zweyter Band, enthält den vierten und fünften Theil. Mit einigen Aufsätzen von Ernst Platner, Prof. zu Leipzig, verlegts Weygand. Leipz. 1780. 1 Alph. 2 Bog. 8.

Was die Uebersetzung betrift: so wiederholen wir ohngefähr davon, was wir über den ersten Theil gesagt haben, S. den 43 Band 2s Stück unsrer Bibl. Also zu Hrn. Platners Zugaben. Die I. Abhandlung über den Ursprung der Galle und die galligten Auswürfe durch die Leber, will beweisen, die Galle sey mehr eine Excretion des Bluts durch die Leber, als eine Secretion, und etwa zu betrachten, wie der Urin und der Stuhlgang, von denen sich die Natur nur los mache; doch räumt der V. der Galle einen Nutzen bey der Verdauung

dauung ein. Die ganze Frage sagt eigentlich nichts mehr als dieses: ob sich die Säfte bey Absonderung der Galle nicht zugleich von Theilen entledige, die ihnen nicht nützen. Nun ja, das ist wol möglich; aber die Hauptabsicht möchte es doch wohl nicht seyn. Der Darmkanal scheint nicht blos ein Excretionsweg für die gesammte Masse der Säfte und des ganzen Körpers zu seyn, sondern ist es ganz unläugbar. Daß die Galle im Blute schon fertig stecke, davon haben die Sinne noch Niemanden überzeugt. Diese Abhandlung ist wohl eben nicht für solche Leser, denen man de Haens Schriften verdeutschen muß. II. Von Ansteckungen. Wenn Hr. P. meynt, die Wirkung des Arsenic müsse eben so wol Ansteckung heißen, als die Wirkung der Pestluft, so fühlt ja ein jeder, daß dies völlig gegen den Sprachgebrauch ist, man bedient sich des Ausdrucks ja niemals in diesem Sinne, als wenn man sagen will: ein thierischer Körper habe den andern in eine seinen kränklichen Zustand ähnliche Verfassung gebracht, vermittelst gewisser in denselben vermuthlich übergegangener Partikelchen. Daher kann man nicht sagen, eine Viper hat jemanden angesteckt, weil sie nicht ihren Zustand mittheilt; vom tollen Hunde, der die Wasserscheu einem Menschen giebt, könnte man dies eher sagen, aber auch das ist nicht einmal Sprachgebrauch, weil man die Art der Ansteckung zu nennen gewohnt ist, nemlich den Biß. Der Ausdruck ist ja vom Feuer hergenommen, nun steckt ein Licht wol ein Haus an, wenn es brennt wie das Licht, aber das Wasser steckt es nicht an, denn das kocht nur von dem Feuer. Es ist unbegreiflich, wie das Licht der Welt, die Philosophie, dem armen Menschenverstande das Leben so schwer machen kann *); die Ansteckungen geschehen wohl durch die Nerven: das dachten wir auch immer von einigen Ansteckungen, zumal von den schnellen. Warum, fragt der V., macht die Ansteckung eines Faulfiebers, gerade dieselbige Gattung von Krankheit und nicht eine andre bösartige? — Ey sonst wäre es ja nicht Ansteckung. Aber er meynt den modum fiendi, glaubt, daß die Sympathie, nämlich eine physische Sympathie, die kein leeres Wort sey, hier eine wichtige Rolle spiele; das mag wohl seyn, und wir getrauen uns nicht darüber zu entscheiden. III. Von Blasenpflaster und Synapismen. Hr. P. ist ein wenig gegen die revulsorische Wirkung dieser Mittel; doch läugnet er sie nicht

*) Doch über diesen Punkt haben wir schon ein Paar Worte in der Anzeige des vorigen Bandes gesagt.

ganz ab, aber hauptsächlich hält er dafür, würken sie doch durch Belebung der Nerven. Wir sind auch hierbey völlig eines Sinnes mit dem V., nämlich so zu verstehn, wir dachten, zuweilen würken die Blasenpflaster auf die Natur, wie die Sporen auf das Pferd, oder aber alteriren, zuweilen aber leiten sie ab. Es däucht uns doch häufig zu finden, Hr. P. halte Gedanken, die er vorbringt, für neu, die es doch nicht sind, und fühle Verlangen, etwas indictum ore alio zu sagen; etwas zu hypothesiren ist er wohl, jedoch dies seinen übrigen Verdiensten unbeschadet.

Vermischte medicinische Schriften von M. A. Weikard, fürstl. Fuldischen Leibarzt. Drittes Stück, mit des Hrn. Verfassers Portrait. Frankfurt, bey Andreä. 1780. 311 S. in 8.

Dieser Band besteht wieder wie die vorigen aus unterschiedenen Aufsätzen über verschiedene Gegenstände. Der erste handelt auf 68 S. von der Unreinlichkeit; und der V. glaubt es dadurch dahin zu bringen, daß sein Buch auf den Toiletten liege. Neues enthält der Aufsatz nicht, aber es sind Dinge, die nicht oft genug wiederholt werden können, und die Hr. W. ganz amüsant vorzutragen weiß; er hat viele Belesenheit in den alten sowol, als auch in neuern Schriften, zumal aus Reisebeschreibungen. Er stellt die ungesittetsten Völker von den Hottentotten an, bis zu den cultivirtesten, in Absicht auf die Reinlichkeit zusammen, und von den Lappländern, deren Weiber, um sich zu putzen, den Kopf bis über die Ohren in Urinfässer stecken, des Wohlgeruchs wegen. Aber der V. irrt, indem er die Franzosen für die reinlichste Nation angiebt; sie mangeln auch des Leinwands zu sehr, und die Engländer gehen ihnen gewiß an körperlicher Reinlichkeit vor; die Holländer die reinlichsten in den Häusern, Fußboden und Straßen, aber nicht so sehr am Leibe. Wider das Begraben in den Städten, zumal in den Kirchen; wohl frevlich, ein faulender Ritter, eine Excellenz und eine adeliche Dame stinken eben so abscheulich, wie ein gemeiner Mensch, wenn er fault. Ueber die Schminke, über die Lebensart der Damen, ganz gut gesagte Dinge. Die beständig ohne Abwechselung am Leibe getragenen wollenen Unterröckchen verbittet der V. Die Reinlichkeit der Wundärzte ist zwar in gewissem Betrachte sehr nützlich, indessen hätte der

V.

V. hier auch bemerken sollen, daß diejenigen Wundärzte, die die Wunden gar zu sauber ausputzen, sie schlecht heilen; die Natur wenn sie heilt, geht einen andern Weg, und setzt eine dicke Borke über das was sie heilen will, um die Luft abzuhalten. — Von einer hysterischen Person, nebst der Ueberschrift: „Man „sieht es der Krankengeschichte leicht an, daß sie der Verfasser „herseßte, um einige Brocken Theorie vom Herzen zu bringen.“ In der Leiche einer jungen Person, die an Krämpfen fürchterlich gelitten hatte, fand sich um die Ovaria eine stein- oder knochenartige Schurfe (vermuthlich Rinde oder Incrustation), die inwendig dem Sande ähnlich war. Nun sagt der Verf. „Soll wohl nicht der Sitz des hysterischen Uebels in dem Uterus, „wie Astruc der Meynung ist, oder wenigstens in den angrän„zenden Theilen, wie in den Eyerstöcken zu suchen seyn?“ O ja! quid vetat? Nur nicht immer! Indessen möchten wir nun den V. wieder fragen; sollte denn wohl eine so große unnatürliche Leber, wie die in dieser Leiche, nicht auch im Stande seyn, große Unordnungen, selbst Krämpfe und Convulsionen in männlichen Körpern, hervorzubringen? Der V. kennt eine hysterische Dame, die auch in der rechten Seite eine Härte hat, von der man nicht sagen kann, was es ist, bey welcher es in den äußern Geburtstheilen, sagt der V., die wunderlichste Wirthschaft setzt; dieses kann man S. 73 und 74 selbst lesen. Instructif ist die Geschichte des Hypochondristen, der einen Schlagfluß in den Hosen fürchtete, wie Hr. W. sagt; nemlich zerrissene Gefäße an den Hoden. Hier fällt der V. wieder auf die Vertheidigung seiner lieben Gichtmaterie, und zeigt, daß dennoch eine solche reizende Schärfe die Ursache aller Krämpfe, Verstopfungen, aller hysterischen und hypochondrischen Uebel sey. Scharfsinn beweißt der V. allenthalben, und wenn man ihm auch nicht immer beypflichtet, so läßt er den Leser doch nicht in üble Laune fallen, wegen seines muntern oft schnurrigen Vortrags. Wir wollen nicht mehr mit dem V. über seine einzige Ursache aller Nervenkrankheiten streiten, so bald er nur zugiebt, daß alle diese aus einer Ursache herkommenden Uebel auf sehr unterschiedene Weise behandelt werden müssen. James Scott bewies im vorigen Jahre, daß alle Nervenkrankheiten und Gicht nichts anders sey als in Unordnung gerathene electrische Materie, (eine Idee, die schon vor ihm de la Roche in Genf umständlich vorgetragen hatte,) und bewies dies ganz plausibel, behandelt aber die Krankheit, so wie seine Landesleute; solche Hypotheseen lassen sich wohl ertragen. Es folgt eine lange Abhandlung

von der Vollblütigkeit, hier hat der V. ein schönes Feld sich darin mit allerley populären Vorurtheilen, zuweilen auch mit Meynungen der Aerzte, herum zu tummeln. Ob er nicht hin und wieder Paradoxien sucht, hie und da Irrthümer zu finden meynt, wo doch die aufgeklärten Aerzte längst aufgeräumt haben, das mag ein jeder Leser von Einsicht selbst entscheiden; den Weg dem V. zu zeigen, was etwa schon andre vor ihm gesagt hätten, hat er uns ganz abgeschnitten, indem er sich ausdrücklich ausbedingt, bey dieser ganzen Abhandlung kein einziges Buch nachschlagen zu dürfen. Hr. W. hat seine eigenen Meynungen über die Rechte der Autoren und der Critik, die wohl nicht allgemein werden angenommen werden. Es giebt keine Vollblütigkeit im gesunden Körper, wo sich zu viel Blut oder re Säfte sammlen, da ist eine Kraftlosigkeit in den festen Theilen; kein kräftiger Hausvater leidet unnütze Fremdlinge in seinem Hause, die ihm Weib und Kinder necken; es ist ihm gleich, ob er sie ganz oder in Stücken zum Dachfenster oder zur Thüre heraus fortschafft, aber ein schwacher feiger Mensch läßt sich wohl in seinem eigenen Hause foppen. Ganz paßt das Gleichniß freylich nicht, aber etwas Wahres ist darin. Positive Vollblütigkeit giebt es nicht, sondern man kann sie sich nur denken, in Rücksicht auf die Kräfte. Leiden will Hr. W. auch nicht, daß man die Vollblütigkeit einen Ueberfluß von Gesundheit nenne. Freylich ist dieser Ausdruck unrichtig, denn er bezeichnet eine von der Natur und dem gesunden Zustande abweichende Beschaffenheit: indessen, wenn sich in einem jungen Körper, der wohl genährt ist, einmal ein wenig zu viel Blut machte, und ein Nasenbluten oder eine Aderlaß ihn schnell von der kleinen Schwere befreyet, die ihm in den Gliedern lag; so kann man denn doch auch den kränklichen Zustand nicht eben beträchtlich halten, noch die Kräfte der festen Theile so gar herunter setzen, zumal wenn man nachher durch mehr Leibesübung diesen Uebel vorbeugt. Allerdings wird von den Kranken sehr oft etwas für Vollblütigkeit angesehn, was ganz etwas anders ist; aber hierüber wissen dann die guten Aerzte doch auch schon ziemlich Bescheid, und lassen schon nicht jedesmal zur Ader, wenn es die Kranken fodern; aber es ist doch auch hinwiederum gewiß, daß man bey den schwächlichen und Nervenkranken mit dem Blute zu sparsam seyn kann, und es giebt auffallende Beyspiele, wo man die schwachen Nerven nicht heilen wird, ohne Aderlassen; dieses wissen und lehren die beyden großen Aerzte unsrer Zeit, Tissot und Zimmermann. Hr. W. kommt

hier

hier wiederum auf den Schlagfluß, der nun und nimmermehr nach seiner Meynung von zerrissenen Blutgefäßen im Hirn entstehen soll. Wir lassen ihm seine Meynung ganz gern, und antworten nur auf eins. Hr. W. fragt: „Wer hat jemals „einen Schlagfluß bekommen, weil er sich am Halse zu „fest gebunden hatte?“ — Wer? nicht etwa blos Einer, sondern Viele! und hier lasse ich die sonst nicht unbekannte und nicht neue Anecdote antworten, die von einem schwedischen Capitain aufbehalten ist, der mit seiner Compagnie damit prunken wollte, daß seine Purschen alle ein frisches rothes Ansehen hatten, und ließ ihnen deswegen die Halsbinden unmäßig fest zuschnüren; die Folge davon war, sagt die Geschichte, daß die Hälfte der Compagnie in wenig Jahren an Schlagflussen hinfiel. — Warum soll aber der Krampf im Unterleibe, der zuweilen das Blut dem Hr. W. in die Ohrläppchen treibt, nicht auch bey andern einmal es in die Hirngefäße treiben, und sie zersprengen, wie die Gefäße in der Nase wiederum bey andern? das wäre ja denn eine Apoplexia sanguinea ex praecordiorum vitiis orta, wovon wir Hrn. W. eine nicht neue, aber recht gute Disputation des sel. Schröder in Göttingen empfehlen könnten, wenn wir mit einander von Büchern sprechen dürften. Die Lancette, die Mutternatur uns mit auf die Welt gegeben hat, wie sich des Hrn W. Freund ausdrückt, ist ja das Nasenbluten, das fast alle Menschen, zumal männlichen Geschlechts, in ihren jüngern Jahren leiden. Hr. W. spottet denn noch über die scholastischen Distinctionen, die sind aber ja veraltet. Sonst sind wir in vielen Stücken, die in dieser Abhandlung vorkommen, immer so ziemlich von des Hrn W. Meynung gewesen. — Von Eidexen; Ein Mann im hessischen Amte Schwarzenfels habe doch würklich den Bauch ganz voll, und habe noch neulich wieder 40 Stück, theils lebendig, theils verfault, ausgespieen — Von Ueberbleibseln nach Trippern; eine observation comme il faut. Falks gerühmtes Mittel habe ihn verlassen, die Methode, wobey es ihm glückte; für diese Bekanntmachung mag wohl mancher den Hrn Weikard danken, denn oft hält es sehr schwer; die Bäder können aber doch viel zu dem glücklichen Erfolge beygetragen haben. Sonst ist dies gewiß nicht der einzige Weg, die Ueberreste von venerischen Ausflüssen zu heben, aber es ist gut, einen vor sich zu haben, wenn er auch gleich nicht der einfachste wäre. — Eine vorläufige Nachricht von den Microscopischen Beobachtungen der Blutheilchen, vom Herrn von Gleichen, die doch nicht

allen Stücken, mit Hewsons übereinstimmen; dieses wird noch sonst bekannt gemacht werden. — Von den häufigen Wassersichten im J. 1779. — Von den Nerven, mit der Ueberschrift: wenig Befriedigung für den Forscher der Wahrheit. Ach! freilich wohl. Der Aufsatz ist ganz gegen die Nervengeister. Es ist kein Wunder, daß in einer so subtilen Sache sich so vieles pro und contra sagen läßt; was dafür zu sagen ist, hat Tissot wohl ohngefähr erschöpft. Hr. Hoffmann (vermuthlich der in Münster) zählt die Lehre von dem Nervensafte mit den Hexengeschichten in eine Klasse, sagt Hr. W. (gewisse Theorien von Blattern gehören ja auch wohl dahin?) die so oft wiederholten Einwürfe von abgeschnittenen Nerven, beweisen gar das nicht, was man meynt, die Kraft den Muskel zu bewegen, erschöpft sich sehr bald. Wenn das ganze Gehirn und alle Nerven nichts als Schleim ist, so wundert uns, daß nicht mancher schnupfige Mensch allen seinen Verstand mit ausschnaubt; bisweilen läßt es wirklich so. Weil Kirkland fand, daß ein macerirtes bischen Hirn in Schleim zergieng, deswegen soll das Gehirn und Nervenmark niemals etwas anders gewesen seyn als Schleim? Ist denn der Knochen auch blos immer ein Brey, weil er aus des Papinus Topfe in dieser Gestalt kommt? Der Nervenschleim soll also künftig die Wirkung in dem Muskel hervorbringen, die sonst von den Geistern vermuthet wurde. Wir haben gar nicht auf die Nervengeister geschworen, aber durch Machtsprüche müssen sie nicht verbannet werden; entweder gebe man eine bessere Erklärung aller Phänomenen, oder man zeige wenigstens durch unwiderlegte Gründe, daß diese Erklärung nichts tauge. Es scheint uns doch wohl, daß man nach allerley Auswegen zuletzt immer wieder zu dem Nervensafte zurück kommen werde. — Vom Leben des Bluts, Hr. W. ist für diesen Gedanken. — Was wir in diesem Bande mit dem meisten Vergnügen gelesen haben, das ist die Krankengeschichte des Fürst Bischofs zu Fulda, des Herrn vom Verfasser, unstreitig ist dieses der wichtigste und interessanteste Aufsatz in diesem Bande, und macht Hrn W. so viel Ehre, daß er ihn schrieb, als dem Fürsten, daß er ihn schreiben durfte, mit so vieler Freymüthigkeit ist er abgefaßt. Recht sehr müssen wir die Hindernisse bedauren, die Hr. W. allenthalben und bey jedem Schritte fand, die ihm Alles erschwerten, und zwar durch die mediciniſchen Weiber beyderley Geschlechts, die dem Fürsten bey seiner langwierigen Krankheit immer in den Ohren lagen, und die freylich am ersten wider einen rechtschaffenen Arzt sich auf-

auflehnen, der ihre Vorurtheile und ihren Aberglauben mit Füßen tritt. Hr. W. sagt dem hier unausstehlichen physiognomischen Reisenden nach, es sey in ganz Europa auch hierin tout comme chez nous, und allenthalben wie bey uns; aber dem Himmel sey Dank, daß dies so unzählige mal gebrauchte und von dem faden Herrn Physiognomischen Reiser, nebst allen übrigen gäng und gebe bon mots und Modeausdrücken, wiederholte Floskelchen dismal nicht wahr ist. Der Rec., ob er gleich kein großer Anbeter von dem Orte ist, wo er lebt, freut sich, daß doch wirklich da ein rechtlicher Medicus mehr gelte als ein altes Weib, und daß man ihn ruhig seinen Weg gehen lasse. Die Krankheit des damals beynahe 70jährigen Fürsten bestand in einer Neigung zu wäßrigen Geschwulsten, einem sehr bösen und hartnäckigen Beingeschwür, einer Entkräftung, der ganze Zustand war sehr cachectisch und mit Fieber begleitet. Die Geschichte ist umständlich und lang, und wir können uns nicht einlassen sie zu zergliedern; Hr. W. hatte das Glück den Herrn herzustellen. — wenn man das Ganze übersieht und von hintenzu, so fällt einem freylich wol ein Richtweg ein, der einem auf dem Wege entwischen konnte. Das Geschwür vertrug nur den allermildesten Verband, vielleicht hat man doch die reizenden Dinge zu oft wieder versucht; vielleicht reinigte man das Geschwür zu viel, dies wirkt auch wie ein Reiz, und die Natur, wenn sie heilt, kennt dieses Reinigen der Wunden nicht. Sehr lehrreich und lesenswerth ist immer diese Geschichte. Daß der geheime Rath Hoffmann in Münster behauptet habe, die bloßen ziehenden und rothmachenden Mittel, die Fontanelle und Haarseile haben keine ableitende Kraft, und wirken blos durch ihren ersten Reiz, ist uns wohl bekannt, daß er es aber erwiesen habe, davon wissen wir nichts; warum soll denn nur der erste Reiz gelten? die Mittel wirken ja von Anfang bis zu Ende durch Reiz. Dennoch war es recht, dem Fürsten das Fontanell zu heilen: denn es wirkte ja nichts, und die Krankheit war gehoben. Die Beschreibung der Gegend und Anstalten bey dem Bade zu Brückenau im Fuldischen ist recht angenehm zu lesen; es sind auch einige Fälle gesammlet, wo das Wasser mit Nutzen gebraucht wurde; nur müssen wir anmerken, daß doch solche kurze Nachrichten von geheilten Personen gar wenig instructiv sind, und sehr unsicher sind, um sich darnach zu richten Es ist zwar so der Gebrauch bey Brunnenärzten, eine Menge Geschichten hinter einander herzustellen, so sind von Seip in seiner Pyrmonter Beschreibung, ein Herr am Blutspeien, ein Herr

an

an der Epilepsie, eine Frau an Melancholie und so fort, sind 1717 geheilt worden. Sollte dem Recensenten einmal einfallen, auch über einen Brunnen zu schreiben, wie es vielleicht bald seyn kann, so wird er hierin, wie in manchen andern Dingen, einen ganz andern Weg gehen. — Immer zwischendurch unterhält den Leser der launige Vortrag des Verf. wovon oftmals zwischen den trockensten Sachen sich Spuren zeigen.

Nf.

Pharmacia rationalis. Eruditorum examini subjecta a Societate quadam medica. Fasciculus quartus, Litteras *F. G. H. I. K. L.* et *M.* complexus. Cassellis apud Cramerum. 1780. in 8. 3¼ Bogen.

Bey der Anzeige der erstern drey Hefte haben wir unsere Meynung von dieser Pharmacie freymüthig gesagt, es ist daher löblich und billig, in dem einmal angegebenen Ton, auch bey der Anzeige der übrigen, wie es Wahrheit und Gewissen von uns fordert, fortzufingen. Gleich anfangs: die Bereitung der Schwefelblumen, und wozu dieses? welcher Apotheker wird dergleichen beschwerliche und gefährliche Arbeit unternehmen, da er solche im Ganzen auf den vornehmsten Handelsplätzen, (z. B. Bremen, Hamburg ꝛc.) das ganze Pfund um achtzehn Pfennige kaufen kann. Bey der Bereitung der Zinkblumen (S. 134) hat der Arbeiter nicht nöthig, den Tiegel zuzudecken, sondern nur mäßiges Feuer zu halten, und nicht zu warten, bis sich die Blumen an die Wände des Tiegels anhängen, sondern solche sobald sie auf der Oberfläche des brennenden Zinks entstanden sind, mit einem krummgebogenen kleinen eisernen Löffel abzuschöpfen. Warum nicht bey der fomentatione antiphlogistica an statt der Trochisc. alb. Rhazis die eben vorher beschriebenen Flores Zinci? denn in einer wohl bestellten, und nach gesunden Grundsätzen reformirten Apotheke sind die Troch. alb. Rhaz. längst ausgemerzt. Nach der eigentlichen Vorschrift zu der Bereitung des Kermes mineral. gehört der feuerbeständige Salpeter, und keinesweges die kaustische Lauge, denn diese löset schon mehr reguliniſche Theile des Spiesglases auf, als jenes mildere Salz, folglich erhält man mehr einen Spießglasschwefel durch die angegebene Bereitung, als den

mine-

mineralischen Kermes. Vernünftigen Grundsätzen der Scheidekunst angepaßt ist denn doch die Bereitung der Schwefelmilch (S. 140.) Wenn die V. Sydenhams flüßiges Laudanum vorschreiben wollen, so gezieme ihnen keinesweges die Vorschrift dieses berühmten Arztes, wie hier S. 144. geschehen ist, zu castriren, und dafür eine einfache Tinctura thebaica zu geben. Kein vernünftiger Arzt wird hierzu das Extractum opii wählen, sondern das rohe Opium nehmen, denn bey der Bereitung des Extracts gehet viel von den eigenthümlichen Bestandtheilen desselben verloren. Der Aufsatz von der Bereitung des Hofmannischen schmerzstillenden Geistes und des Vitriolathers verräth einen erfahrnen Scheidekünstler. Die Lobsprüche, welche dem aufgelößten Brechweinstein S. 155 gegeben werden, sind unsers Bedünkens zu übertrieben, denn derselbe ist keinesweges das sicherste und unschädlichste Brechmittel; sicherer ist doch wol der weinichte Aufguß der Ipekakuanha, oder der Brechwein des Huxham, in kleinen nach einander folgenden Gaben. Die Magnesia alba den Kindern leichter einzubringen, rathen die V. zwey Unzen Magnesia mit einer halben Unze irgend eines Syrups zu vermischen — eine große Sünde wider die Regeln des Formulars! — Alles was von den verschiedenen Merkurialbereitungen als Mercurius dulcis, mercurius praecipitatus albus und dgl. gesagt wird, hat vollkommen seine Richtigkeit, nur vermissen wir dabey die Bereitung des Calomels, welches doch eines der wichtigsten Merkurialmittel ist. Auch die Extramorsellen (S. 176) haben ihren Werth. Bey diesen drey und ein Viertelbogen sind wieder zwey Octavseiten Additamente und Druckfehler, so wie bey den vorigen Heften.

Pharmacia rationalis etc. Fasciculus quintus Litteras *N. O. P. Q.* et *R.* complexus. Cassellis 1780. $3\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Die Beschreibung der Bereitung der Eßignaphta nach Westendorfs Manier. Sehr unrichtig ist die Quantität der Feuchtigkeiten zur Hervorbringung der Salpeter Naphte angegeben, (wenn man etwa glauben möchte, es sey ein Druckfehler, so versichert Recens., daß er unter den Erratis nichts gefunden) — zu einer Unze Weingeist, vier Unzen rauchenden Salpetergeist? wenn vom erstern sechs bis acht Unzen gesetzt waren! oder lesen die V. sogar wenig von neuen Schrif-

t u,

ten, daß sie in dem schon 1778 herausgekommenen chymischen Journale des Herrn Crell (S. 44) nicht sollten die beste Bereitungsart hiervon gelesen haben? Zu zwey Pfund höchst rectificirten Weingeist gehören ein Pfund fünf Unzen rauchender Salpetergeist. Auch in Febribus putridis wird der Gebrauch des gereinigten Salpeters (S. 186) angerühmt? Der oft widersinnige Gebrauch des ausgepreßten Mandelöls bey Kindbetterinnen, auch bey kleinen Kindern wird mit Recht gerügt. Bey der Bereitung von Dippels thierischen Oele vernimmt der Leser kein Wort von irgend einem Zusatze einer absorbirenden Erde, oder des Colcothars, wodurch doch in allem Betracht das Oel geschwinder weiß an Farbe, und auch ungleich durchdringender und kräftiger wird, als durch den gewöhnlichen Weg. Recens. hat dieses Oel, so durch die Zeit eine braune Farbe angenommen hatte, über Colcothar rectificirt, und dadurch das Oel nicht allein weiß von Farbe, sondern auch von einem angenehmen aromatischen Geruche und süßem Geschmacke erhalten. Mit allem Fleiße lehren die V. S. 196 den Betrug, wenn sie Semen amomi zu den Gewürznelken, bey der Bereitung dieses Oels mit anzuwenden, vorschreiben. Derley Oele kauft man in guten Handelsplätzen immer wohlfeiler, dazu auch ächt, als man sie selbst destillirt, obgleich die V. versichern, daß die feinen Oele, so man aus Holland kommen ließe, verfälscht wären. Diesen folgen noch verschiedene vergebliche Vorschriften von Bereitungen destillirter Oele. Nicht minder eine sehr vergebliche Vorschrift oleum corticum aurantiorum expressum — wo sollen deutsche Apotheker Pomeranzen genug hernehmen? eine gleiche Bewandniß hat es mit dem ausgepreßten Citronenöle. Lorbeeröl wird in Italien aus den Beeren gepreßt, und man kann es häufig nicht haben, indessen geben doch die V. nach ihrer angebohrnen Weisheit hierzu eine Vorschrift, als: Recipe fol. Laur. Vnc. X. Baccar. Lauri Vnc. VIII. coque in Aqua fontan. u. s. w. wem wandelt hierbey nicht ein Ekel über das widersinnige Geschwätze an? und nun kommen noch Schweinfett, Baumöl, Schöpstalch, auch, daß es fein grün werde, Indigo und Curcumä dazu Alles dasjenige, was von den übrigen destillirten und ausgepreßten Oelen noch ferner gesagt wird, müssen wir übergehen, weil es wahrscheinlich wenigen unserer Leser behaglich seyn wird. Unter den verschiedenen Pulvern findet man auch Rosensteins Ammen-Pulver aus Magnesie, Pomeranzenschalenpulver und Fenchelsaamen. Auch ein Phosphorus Urinä aus Salmiak, Mennige und Urin. Die Zusammensetzung

setzung der Polvchrestpillen ist S. 220. gut in die Enge gebracht, und vieles unnutzes, zeither gebräuchliches, weggelassen worden. Wir müssen dem V. dieses ganzen Aufsatzes hierüber unsern Beyfall gestehen. Ingleichen ist die Zusammenziehung der Compositien der pilul. scillitic. lobenswerth. Dann Pulpa casliae, Tamarindorum etc. Das beste Zahnpulver soll aus Chinarinde und Salmiak zusammengesetzt werden, doch wohl nicht für alle Zähne? bey manchen möchte der Zusatz von Myrrha, Gummi Lac., und dergl. nöthig seyn. Aus der Zusammensetzung des pulveris Tunchinensis haben die V. den Zinnober weggelassen, und dafür Baldrian und Campher hinzugethan — allerdings sind diese beyden Dinge würksamer als der unkräftige Zinnober in Gesellschaft des Bisams. Bey dieser Gelegenheit werden einige artige Bemerkungen von berühmten Schriftstellern von diesem Pulver gegeben.

Pharmacia rationalis etc. Fasciculus sextus, Literas *S. T. V. X. Y. Z.* et catalogum medicamentorum simplicium complexus. 1780. 6½ Bogen.

Gleich anfangs stoßen wir auf einen Irrthum, denn die V. verordnen bey der Bereitung des Milchzuckers, um die Milch zu laben, Weinsteinrahm zu nehmen — aus diesen also bereiteten Molken würden wir keinesweges den angenehm süß schmeckenden Milchzucker, wie solchen Helvetien liefert, erhalten. In dieser glückseligen Landschaft wird, so viel wir wissen, die Milch zu der Bereitung der Schweitzerkäse; und zu dem aus dem Molken zubereitenden Milchzucker, die Milch entweder mit Kälberlaab, dem Laabkraute (Gallium album vel luteum) oder mit dem zu Schaum geschlagenen Eyweise gelaabet, von allen diesen kommen keinesweges fremde Salze in die Mischung des Milchzuckers, wie nach der obigen Vorschrift der Verfasser gegenwärtiger Pharmacie. Alles was über den Salmiak und dessen innere und äußere Heilkräfte gesagt werden kann, findet man hier auf einigen Seiten in einer angenehmen Kürze beysammen; vorzüglich aber sind die verschiedenen Bereitungsarten, und wie derselbe in unterschiedenen chirurgischen Krankheiten zu vermischen sey, hier am rechten Orte. Der Eisentriol kann auch aus dem Ueberbleibsel des Hoffmannischen schmerzstillenden Geistes und Eisenfeile gemacht werden. Es wird

nicht

nicht allein mehr Eisenvitriol erhalten, sondern die Mischung ist auch weniger kostbar. Die Bereitung der übrigen Salze ist auch gut angegeben, und eben diese Artikel scheinen von einem Verfasser herzurühren, welcher seiner Kunst vollkommen mächtig ist. Dann, die verschiedenen Zusammensetzungen aus Kräutern und Wurzeln, Species pro gargarismate u. s. w. nach gewöhnlichen Schrot und Korn. Unter den Geistern, als Spiritus meliſſae und dgl. stoßen wir doch auf einige unkräftige. Bey dem Spiritu Mindereri ist zu erinnern, daß der Spiritus Salis ammoniaci *vinoſus*, wie es hier vorgeschrieben ist, keinesweges brauset, wenn er in den Eßig getröpfelt wird, wohl aber brauset der wäßerigte Salmiak-Geist, ohne Kalck gemacht, mit dem Eßig, daher denn das *donec ceſſat effervescentia* leicht zu Irrthümern zwischen Aerzten und Apothekern Gelegenheit geben kunte. Zu einem guten Vitriolgeist gehören auf ein Pfund Nordhäuser Vitriolöl nicht mehr als vier Pfund Wasser, und keinesweges sechs Pfund, wie S. 283 vorgeschlagen wird. Marggraf will nur drey Pfund Wasser auf ein Pfund Vitriolöl nehmen. Auch den flüßigen Spießglasschwefel, wie solchen der sel. D. Jacobi in den act. acad. Mogunt. Tom. I. vorgeschrieben, findet man hier, doch wird desjenigen wäßrigten Spießglasschwefels, welchen der D. Buchholz im eilften Bande des neuen Hamburgischen Magazins bekannt gemacht hat, mit keinem Worte erwähnt. Auch S. 291 eine gute Vorschrift zum Syr. emulſivo. Bey der Bereitung des Brechweinsteins gehört etwas mehr Wasser und längeres Kochen, wenn etwas ersprießliches aus der Arbeit werden soll; auch erwähnen die B. Saunders Büchlein vom Spiesglase, worinnen die beste Vorschrift befindlich, mit keinem Worte. Allzukostbar ist die Vorschrift zum Tartaro vitriolato, geübte Apotheker machen denselben ungleich wohlfeiler. William Alexanders Spanische Fliegen-Tinctur ist hier auch weggelaſſen, und ist doch eines der wichtigsten äußerlichen Arzneymittel. Wir wünschen übrigens, daß die Verfasser bey einer künftigen Auflage dieser Pharmacie, diese, und die schon gesagten wohlgemeinten Erinnerungen nützen mögen!

D. W.

Aus-

Auszüge aus den beſten franzöſiſchen periodiſchen, mediciniſchen, chirurgiſchen, pharmaceutiſchen Schriften. Erſter Band. Leipzig, verlegts Böhme. 1780. in 8. 434 Seiten.

Der Sammler dieſer Auszüge iſt, ſo viel wir wiſſen, der geſchickte und fleißige Herr Doktor Held in Gera, welcher ſchon durch Ueberſetzungen verſchiedener zur Hebammenkunſt gehöriger Schriften ſich rühmlich bekannt gemacht hat. Er verdient durch gegenwärtige Arbeit den Dank aller Aerzte, vorzüglich derjenigen, welche entweder ſich dergleichen Schriften anzuſchaffen, oder ſolche in der Originalſprache zu leſen nicht im Stande ſind. Da die Sammlungen auserleſener Wahrnehmungen aus der Arzneywiſſenſchaft, Wundarzney- und Apothekerkunſt ſo zu Straßburg herauskamen, theils aufgehört haben, theils außerordentlich ſpät ausgegeben, auch zuletzt der Inhalt derſelben ſeicht wurde; ſo entſchloß ſich der V., gegenwärtige Sammlung von Auszügen anzufangen, und durch den Druck bekannt zu machen. Alles intereſſante, was in den Memoires de la societé royale de medecine, der Gazette de Sante, Gazette Salutaire, Journal de medecine und dgl. befindlich iſt, wird in gegenwärtigen und künftigen Bänden nach und nach den deutſchen Leſern vorgelegt werden, doch ſind hiervon alle gelehrte Streitigkeiten und grobe Zänkereyen ausgeſchloſſen, nur das belehrende, und den Beobachtungsgeiſt nährende, wird der V. auftiſchen. Den Anfang macht derſelbe mit dem ein und funfzigſten Theile des Journal de medecine vom J. 1779. und bey den übrigen wird er dahin ſehen, daß die Nachrichten ſo viel als möglich neu ſind. Er verſpricht alle Jahr einen, auch zwey Bände, wie gegenwärtiger iſt, an Größe und Stärke herauszugeben, damit nichts zurück bleibe, was die Aufmerkſamkeit des Leſers in dieſer Rückſicht erregen könne. Einige Proben von dem Inhalte wollen wir doch kürzlich unſern Leſern vorlegen. S. 154. N. IX. Von der Art, Brod aus Erdäpfeln ohne Vermiſchung mit Mehl zu backen, durch Hrn. Parmentier, Mitglied des Apothekercollegiums zu Paris, u. ſ. w. Der V. befiehlt erſt das Kraftmehl, hernach das Mark aus den Erdäpfeln zu ziehen, und nach ſeiner Angabe erhalte man ein ſo wohlſchmeckendes und nahrhaftes Brod, als das Waizenbrod iſt. Bey einem ſo genannten Catharrhe der Blaſe verordnete Hr. Gilbert Aderläſſe, halbe Kly-

stiere aus Wasser und Oel, Hühnerbrühe, erweichende Bähungen, und Mandelmilch, zuletzt nach der Vorschrift des Linné, Zwiebeln, und der Kranke wurde wieder hergestellt, obschon sich verschiedene Zeichen der Auszehrung zeigten. In allem Betracht wichtig ist die eilfte Beobachtung über eine Versetzung der Milch, mit einer damit verbundenen Schwangerschaft. Die zwölfte Abhandlung: Beobachtung von dem Herrn Berthollet, Arzte der Fakultät zu Paris über die Thiersäure. In diesem Aufsatze findet man oft fressendes Queckſilber, dieses wird besser durch ätzender Sublimat übersetzt. Vierzehende Beobachtung: über die kräftige Wirkung des Salmiakgeistes in der Wuth Unbedeutend ist doch das Hülfsmittel der Familie des Herrn Laulhe von Gan, bekannt gemacht durch die Regierung zu Bearn, wider den Biß der Hunde und anderer wütenden Thiere, und wider den Schlangen- und Vipernstich. Man bedeckt den Ritz oder die Wunde mit geschabter Leinewand, welche in ungarisches Wasser getaucht worden, zündet dieses an, und läßt das Feuer über der Wunde ausbrennen; dies wiederholt man drey- oder viermal: hierauf macht man ein Pflaster von gutem Theriak, gebrannten und gepulverten Austerschalen, und Vipernpulver. Nach aufgelegtem Pflaster nimmt die gebissene Person Mithridat mit Vipernpulver vermischt u. s. w. drey Tage hinter einander — Wenn die Regierung in Bearn dergleichen Mittel bekannt machen läßt, so muß es um das medicinische Collegium kläglich stehen.

Dk.

Herrn Bajon's Nachrichten zur Geschichte von Cayenne und dem französischen Gujane. Zweyten Theils erster Abschnitt.

Oder: Bajon's Abhandlungen von Krankheiten auf der Insel Cayenne und dem französischen Gujane. Aus dem Französischen. Erfurt. 1781. 8. bey Kaiser. 10 Bogen.

Zuerst vom Klima, seiner Wirkung auf Fremde, und der Vorsicht, welche diese nöthig haben. Die Neuankommende werden sehr bald blaß und matt. Sich in der schwülsten Hitze nicht an die Sonne wagen, luftig wohnen, täglich gegen Abend

ba-

baden, sich reinlich halten, und wenig auf einmal essen, hält der V. für nöthige Vorsichten; auch müssen sich Fremde nur nach und nach an den Taffia gewöhnen; Limonade seye wegen Schwäche und Erschlaffung des Magens schädlich, aber Punsch sehr gesund. Zweytens von den Krankheiten der Fremdlinge und der Eingebohrenen; bey jenen sind doppelt dreytägige Fieber mit Verlust von Bewußtseyn, Bewegung und Empfindung sehr gewöhnlich; Leute, die lange gesund bleiben, sind in der gefährlichsten Lage, und solche, die am gesundesten scheinen, haben gemeiniglich Ausflüsse, durch welche die Natur den Fieberstoff hinwegschafft; bey den Einwohnern sind eben diese Fieber fast ohne gefährliche Zufälle: die Fehler, die nach des V. Urtheil von den cayennischen Aerzten in seiner Heilung begangen werden; nach der kritischen Ausleerung hält der V. stärkende Mittel für durchaus nothwendig, und die kleine schleichende Fieber, welche diesen öfters nachfolgen, zu bekämpfen, die Quaßie am kräftigsten, ob er ihr gleich sonst keine so sehr große Fieberkraft zutraut, bey sehr großer Entkräftung in den heftigsten Krankheiten räth er einige Löffel voll alten Weins. Drittens von umgehenden Krankheiten, und solchen, die zu gewissen Jahrszeiten kommen. Sie sind in Cayenne nicht so gefährlich, als auf den Inseln des Windes und unter dem Winde. Der Aufenthalt in einer ganz morastigen Gegend, verdorbene Nahrungsmittel und vereitelte Hoffnungen erregte 1763, und 1764 eine Seuche, welche den größten Theil der Colonisten aufrieb: von 300 Deutschen am Posten Aprouague blieben nur drey übrig; in den Leichen fand man die Gedärme oder ein anderes Eingeweide voll Brandflecken: die Seuchen, die auf S. Domingo umgehen, sind in Cayenne nicht; selbst die Pocken kamen erst 1766. durch Mohrensklaven dahin, hatten aber keine schlimme Folgen, und breiteten sich nicht weiter aus. Der Schnupfen artet, insbesondere bey den Schwarzen, sehr leicht in anhaltende Flüsse auf der Brust, oder gar in Lungensucht aus, und ist überhaupt unter ihnen gemeiner, als unter den Weissen. Die Gliederschmerzen haben gemeiniglich eine venerische Ursache, und werden durch Dämpfe von Wundtränken oder durch Einreiben von Fettigkeiten gemildert. Viertens von den Weiberkrankheiten. Sie sind weit gesünder und leben länger als die Männer; aber unfruchtbarer als in Europa. Schwere Geburten sind selten. In den Fiebern der Wöchnerinnen, auch in der Starrsucht der Kinder hat V. Brechweinstein in so vielem Wasser aufgelößt, daß er nur auf den Stuhlgang treibt, sehr heilsam erfahren. Der

weiſſe Fluß iſt ſehr gemein; das kräftigſte Mittel dagegen ſowohl als gegen den Saamenfluß und innerliche Geſchwüre, fand der V. in dem Abſud der Stängel und Blätter des wilden Basilienkrautes, wenn die Kranken durch allgemeine Mittel vorbereitet waren. Fünftens von den Krankheiten kleiner Kinder, die ſehr allgemein und gefährlich ſind. Die gewöhnlichſte, beſonders bey neugebohrnen, iſt Starrſucht. (Wir errathen nicht, warum der V. dieſes Uebel Convulſionen nennt, überhaupt ſcheint er auch, aus einer andern Stelle zu ſchlieſſen, die atoniſchen Krämpfe nicht genug von den toniſchen zu unterſcheiden. Der V glaubt, man könnte ihr durch eben das Mittel zuvorkommen, das Levret anrieth, um der Gelbſucht zuvorzukommen; ſeine Erfahrungen beweiſen aber dies freylich noch genug. Eifrig wider das Stillen der Kinder mit fremder Milch und wider den Mehlbrey. Die beſten Wurmmittel hat er in der Milch des Feigenbaums (des gemeinen! Wie ſehr hätte der Ueberſetzer um ſeine Leſer verdient gemacht, wann er anblet oder auch einem andern die Arzneypflanzen, deren Meldung geſchieht, näher beſtimmt hätte!) und in dem Abſud der friſchen Simarubarinde gefunden; auch giebt er genaue Art an, wie die erſtere gebraucht werden muß. Sechſtens von der hier ſehr gemeinen und meiſtens tödtlichen Starrſucht (warum ſagt der Ueberſ. immer, dem Starrſucht?) bey Erwachſenen; er theilt ſie in die convulſiviſche (die wir nicht mehr Starrſucht nennen würden) und in die eigentliche; nach einigen von ihm beygebrachten Erfahrungen ſcheint wirklich die Seeluft viel dazu beyzutragen; auch unter Pferden kommt ſie vor; ſelbſt bey Papagaien. Laue Bäder, Befeuchtung mit Oel, ſchmerzſtillende Mittel erleichtern die Zufälle, Tropfbäder durchaus nicht; auch die erſtere helfen nicht, auch das Einreiben der Queckſilberſalben nicht; gelinde auf die Ausdünſtung treibende (dunſttreibende möchten wir nicht mit dem Ueb. ſagen,) Mittel noch beſten. Alle, die gerettet werden, bekommen gegen das Ende ein ſtarkes Fieber mit überflüßigen Schweißen. Die Ueberſetzung iſt flieſſend und ſcheint uns getreu.

Mb.

Mediciniſche Litteratur für praktiſche Aerzte. Zweyter Theil, von J. Chr. Le. Schlegel. S. 255.

Der

Der V. hat in dieſem Theile ſein Verſprechen, das er in der Vorrede zum erſten Bande gegeben hatte, treulich gehalten, und wir finden ſeine Auszüge nicht nur getreu und kernhaft, das Urtheil, das er hier, unſern Wünſchen gemäß, häufiger eingeſtreut hat, als im erſtern Theile, unſern Einſichten nach richtig, und ſelbſt den Tadel, wo er ihn für nöthig hielt, glimpflich und anſtändig geſagt; ſondern auch hin und wieder eigene leſenswerthe Bemerkungen eingeſtreut. So z. B. S. 88. ein Fall von den nachtheiligen Folgen einer dem Temperament widerſtrebenden Enthaltſamkeit. S. 96. von dem barbariſchen Verfahren der Hebammen, welche manche Kreiſende abhalten, ſie zu rechter Zeit rufen zu laſſen S. 152. in dringenden Fällen, wo doch die erſten Wege noch nicht gereinigt ſind, hat er Chinalatwerge mit Salmiak und Rhabarber ſehr heilſam gefunden. S. 220. wider Hrn. Richters Aeuſſerung hat er das von Hrn. Baldinger empfohlene Augenpulver beſonders bey Kindern nach den Blattern ſehr gut gefunden. In die Loderſche Bemerkung von der ſchwimmenden Lunge eines Kindes, welches bereits Odem geſchöpft hatte, ſcheint er einiges Mistrauen zu ſetzen. Wenn Hr. Beireis Hrn. Müllers Abhandlung vom Bandwurm kennte, ſo würde ihm ſein Bandwurm mit einem Kopfe keine ſo auſſerordentliche Erſcheinung mehr ſeyn. Auch dies müſſen wir noch zum Lobe dieſes Theils ſagen, daß die Wahl der angezeigten Schriften gut iſt; doch müſſen wir zweifeln, ob der V. wenn er auch, was vornämlich die kleineren Schriften betrifft, beſſer, als bisher unterſtützt wird, bey der Fruchtbarkeit unſerer Zeiten alles Gute und Mittelmäßige erſchöpfen wird. Zu wünſchen wäre es, daß für correkteren Druck geſorgt würde.

Ht.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Gedichte der Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg; herausgegeben von Heinrich Chriſtian Boie. Mit Kupfern. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung. 1779. 21 Bogen in 8.

Schon seit mehrern Jahren kennt, ehrt und liebt das deutsche Publikum die glückliche und fruchtbare Dichtergabe dieser beyden jungen Grafen, die hier gemeinschaftlich ihre Gedichte liefern,

Ceu duo nubigenae, quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri,

nach der Unterschrift der Titelvignette von Hrn. J. W. Meil, welche diese Virgilische Idee sehr glücklich darstellt. Beyden wird sie, diese Dichtergabe; aber dem jüngern Grafen, Friedrich Leopold, im reichern und vollern Maasse, wie man schon aus den nicht nur zahlreichern, sondern auch noch vorzüglichern Stücken weiß, die von ihm die Musenalmanache und das Museum einzeln geliefert haben; seiner Uebersetzung der Ilias nicht zu gedenken. Desto rühmlicher ists, daß beyde Brüder ihre Dichterblumen hier gleichsam in Einen Kranz verflochten haben, daß die Gedichte eines jeden nicht abgesondert noch ausgezeichnet, sondern bloß im Inhaltsverzeichniß mit den Anfangsbuchstaben eines jeden Namens bemerkt sind. Zwar wird dem Gefühle des Lesers der Unterschied nicht leicht entgehen; er wird gar bald an dem stärkern Feuer der Phantasie, der reichern Gedankenfülle, dem geschmeidigern Ausdruck, der lebendigern Darstellung, die Arbeiten des jüngern Grafen von den Gedichten des ältern unterscheiden. Nicht, als ob diese nicht auch ihren Werth hätten; es sind einige treffliche Stücke darunter; besonders: Elise von Mannsfeld, S. 71. der wahre Traum, S. 244, und der siebente November, an seinen Bruder, S. 291. Auch die Uebersetzungen aus dem Anakreon und Theokrit sind sehr gut, und im Geiste dieser Dichter gerathen. Unter den Gedichten des jüngern Grafen scheinen sich folgende vorzüglich auszuzeichnen: der Harz; die Natur; mein Vaterland; die Träume; Freyheitsgesang; Homer; an die Grazien; die Schönheit; Hellebeck; die Büssende; Hymne an die Sonne; und die Feyer der Erde. Minder beträchtlich sind: der Wegweiser; an den Mond; an die Weende bey Göttingen; das Lied eines Freygeistes, dessen Schluß vornämlich unnatürlich ist; und, vor dem Schlummer. Wäre das Publikum mit diesen Gedichten minder bekannt, und wäre ihr bleibender Werth minder entschieden, so würden wir uns bey ihrer Anzeige länger verweilen.

Taschen-

Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde. Zwölfte und letzte Abtheilung. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung, 1781. 9 Bogen in 8.

Einer vorangesetzten Nachricht unterzeichnet sich der Verleger, Herr Dyk, als Herausgeber dieses Taschenbuchs, und glaubt durch den Schluß desselben, die sprüchwörtliche Regel zu befolgen, dann aufzuhören, wenns am besten schmeckt. Zwar gesteht er selbst, daß erst die letztern Abtheilungen dieser poetischen Sammlung von ihm auf den Punkt der Vollkommenheit gebracht seyn, die ihm dem Endzwecke desselben gemäß scheine; und rechtfertigt sich zugleich wider die Foderung, hier lauter ausgesuchte Poesieen zu finden, weil ein Taschenbuch keine Blumenlese sey. Auch versichert er, daß beynahe alle unsre guten Dichter Beyträge dazu geliefert, ihre Namen aber nicht immer genannt haben. Fast fürchten wir, sie hatten dazu ihre guten Ursachen, weil sie ihre gelieferten Beyträge ihres Namens und Ruhms für unwürdig erkannten, und, um den Wünschen und Bitten des Herausgebers zu willfahren, jugendliche, unvollendete, selbst mißlungene Arbeiten hergaben, die sonst nie ans Licht gekommen wären. Denn ungeachtet jener Versicherung können wir doch von diesem Taschenbuche keine günstigere Meynung fassen, als bisher bey den Anzeigen der bisherigen Abtheilungen in dieser Bibliothek davon geäussert ist. Doch von den ersten, wirklich schlechtesten, Abtheilungen verspricht Hr. D. eine neue und veränderte Auflage, worinn er alle Stücke, die ihre Verfasser nun selbst haben drucken lassen, und solche, die ihm itzt unwichtig scheinen, mit andern vertauschen will. — In dieser zwölften Abtheilung giebt es wieder manche Probestücke angehender Dichter, Brumley, Jünger, Stieglitz, u. a. m. die eben nicht für den Geschmack des Kenners seyn werden; mit unter aber doch auch manche Stücke besserer Dichter, die allerdings Aufmerksamkeit verdienen. Dahin gehören zwey von Hrn. Dusch aus dem Englischen übersetzte Balladen: Margarethens Geist, und Margarethens Auferweckung; drey Gedichte von Gotter, und besondere verschiedene epigrammatische und literarische Kleinigkeiten von Kästner. Von dem letztern steht S. 47. eine Erläuterung einer Stelle im Shakespeare, die kein Ausleger scheint verstanden zu haben. Sie betrifft eine Stelle im Wintermährchen, wo Autolykus sagt: Let me pocket up my

Pedlar's *excrement*, und durch das letzte Wort seinen falschen Bart andeutet, den er itzt in die Tasche stecken will. „Johnson, sagt Hr. K. setzt darunter, er verstehe nicht, was das Wort bedeute.„ Aber das sagt Johnson nur in seiner ersten Ausgabe, und Hr. K. hätte doch billig, wenn er gleich diese Anmerkung früher niederschrieb, itzt, da er sie drucken ließ, die zweyte und dritte Ausgabe des Sh. von Johnson und Steevens zu Rathe ziehen sollen. Johnson selbst, von Kenrick belehrt, giebt die nämliche Erklärung, die Hr. K. von diesem Ausdrucke giebt, und Steevens bestätigt sie mit Parallelstellen. Auch in der Eschenburgischen Uebersetzung B. III. S. 274. ist es durch meinen Bart gegeben, und eine Note beygefügt.

Fr.

Musen-Almanach für 1781; herausgegeben von *Voß* und *Goekingk*. Hamburg, bey Bohn. 200 S. in Duodez.

Hätte dieser Almanach nicht seine bestimmte Bogenzahl, deren Völligkeit wohl den Herausgebern eben so wichtig, als dem Verleger seyn mag; so würden jene vielleicht strenger verfahren, und nicht unter manche wirklich treffliche Stücke noch mehrere wirklich seichte und unbedeutende mit unterlaufen lassen. Campe, Gökingk, Klopstock, der Graf zu Stollberg, Voß, und vorzüglich Pfeffel, haben diesmal die besten Beyträge geliefert. Auch die mit dem Buchstaben *X.* bezeichneten Sinngedichte verdienen größtentheils Auszeichnung. Die vier beygefügten Musikstücke sind von Bach und Schulz.

Poetische Blumenlese auf das Jahr 1781. Göttingen, bey Dietrich. 195 S. in Duodez. Mit dem Bildnisse der Demois. Gatterer.

Merklich ärmer an vorzüglichen Gedichten, als in den vorigen Jahren. Fast scheint es, Hr. Bürger besorge diese Blumenlese nicht mehr, die eine Menge von Mittelmäßigkeiten, und, ausser den kleinen Beyträgen von Käſtner und Pfeffel, wenig sonderliches enthält. Die drey componirten Stücke sind vom Baron von Höckel, Rust, und Schönfeld.

Alma-

Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1781. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 17½ Bogen in 8. Mit C. L. v. Hagedorn's Bildnisse.

Ueber die beybehaltne alte Einrichtung dieses Almanachs, und über den sich immer noch gleichen, eher fallenden als steigenden Werth der darinn gesammelten Gedichte, bedarf es keines neuen noch umständlichen Urtheils. Von den letztern sind die meisten Uebungsstücke junger Poeten, denen man rathen möchte, sich nicht weiter, oder wenigstens für kein gröβres Publikum, als die Leser dieses Almanachs, zu bemühen. Die Herren Moritz und Weppen gehören vornämlich in diese Klasse.

Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1781. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 18½ Bogen in 8. Mit Hrn. J. J. Ebert's Bildnisse.

Wer Lust hat, die poetischen Talente oder Untalente der, so Gott will, künftig berühmten Herren Gallisch, Hagenbruch, Jung, Klinguth, Langbein, Menzel, Moritz, Müchler, Thessel, Vollbeding, u. a. m. kennen zu lernen, der kaufe und lese!

Preußische Blumenlese für das Jahr 1781. Königsberg, bey Hartung. 318 S. in Sedez.

Das über den vorigen Jahrgang dieser Blumenlese im drey und vierzigsten Bande dieser Bibliothek, S. 142 ff. gefällte Urtheil trifft auch auf den gegenwärtigen Jahrgang völlig zu. Eben die Ungleichheit am Werth; eben der Hauptcharakter der meisten gelieferten Poesieen. Einige darunter empfehlen sich wirklich durch Empfindung und Vortrag, z. E. die Ballade, späte Reue, S. 37; das Lied, S. 114, u. a. m. Unter den Sinngedichten giebt es fast keins von treffender Spitze; folgendes etwa ausgenommen:

Das Geständniß.

Nur vor acht Tagen kam Lisette
In Nachbar Flinkens Ehebette;
Und heut' erzählt zum Zeitvertreib
Der junge Ehmann seinem Weib,

Daß er manch Jungferchen um ihren Kranz gebracht,
Auch manchem braven Mann Geweihe angemacht.
Ja, rief er, hunderte die werden mich beweinen.
Nein, sprach Liſettchen, lieber Mann!
So vieles hab' ich nicht gethan;
Zum Hahnrey machte ich nur Einen.

Alexander Pope's freundſchaftlicher und literariſcher Briefwechſel Erſte Abtheilung. Aus dem Engliſchen überſetzt. Nürnberg, in der Bauerſchen Buchhandlung. 1781. 9½ Bogen in 8.

Darinn hat der ungenannte Ueberſetzer völlig Recht, daß Pope's proſaiſche Briefe eine Menge intereſſanter Nachrichten für den Liebhaber der engliſchen Literatur enthalten, und eine deutſche Ueberſetzung verdienen. Allein, da dieſe Briefe, beſonders die von Pope ſelbſt, — denn auch die Antworten ſeiner Freunde enthält dieſer Briefwechſel; — zugleich Muſter der Schreibart ſind, und auch von dieſer Seiten unter den bisher bekannt gemachten wirklichen Briefen der Engländer eine der erſten Stellen einnehmen; ſo müßte ſich ihr Ueberſetzer die möglichſt ſorgfältige Beybehaltung und Uebertragung ihrer ſchönen Schreibart zur erſten Pflicht machen. Gegenwärtige Ueberſetzung aber können wir in dieſem Betracht nicht ſonderlich empfehlen; nicht einmal von Seiten der Richtigkeit und Treue, die doch das erſte, wenn gleich nicht das einzige, Erforderniß einer guten Ueberſetzung ſind. So finden wir gleich im erſten Briefe, S. 7: „Ich war nur ſo glücklich ihn zu ſehen;„ wo im Engliſchen ſteht: I was *not* ſo happy as to *know* him; und gleich darauf: „ich würde ihn gekannt und gelobt haben: I muſt have known and *loved* him. S. 26. wird his *neighbour*, ſein Nächſter, ſehr widerſinnig durch ſein Nachbar überſetzt. Gemeiniglich beſtrebt ſich der Ueberſetzer, aber meiſtens am unrechten Orte, den Ausdruck des Originals ins Kurze zu ziehen; ſehr oft ſagt er indeß über dies Beſtreben, das ihm nicht ſelten auch zur Verkleidung ſeines Mißverſtandes dienen muß, ganz etwas anders, als im Originale ſteht. Was kann man ſich z. B bey folgender Periode, S. 33, für einen Sinn denken: „Es iſt nichts gewöhnlichers, als Leute zu ſehen, die wider ihre Neigung und Fähigkeit, die Hälfte ihrer Tage damit zubringen, daß ſie nach Nebenbin-

bendingen herumschweifen, die bloß zur Aussenseite des Lebens gehören.„ Pope sagt ganz was anders: We see nothing more commonly, than mean, who *for the sake of the circumstantial par and mere outside of life*, have been half their days rambling *out of their nature*; d. i. „Wir sehen nichts so häufig, als Leute, die der zufälligen Umstände und bloßen Aussenseite des Umgangs wegen, ihr halbes Leben hindurch, ausser dem Bezirk ihrer Natur umher streifen,„ Und so entsteht erst Zusammenhang mit dem Folgenden. Gleich darauf wird: what they were meant for, wozu sie bestimmt waren, durch: „was zu ihrer Absicht dient„ gegeben. Oft geht über die gedachte Verkürzung alles verloren, worauf sich eine nachherige Anspielung bezieht, die dann ganz unbegreiflich und unverständlich wird. So schreibt Wycherley, S. 36: I will not despair of seeing you, and in return to your inviting me to your forest, invite you *to my forest*, the town; d. i. „Ich will nicht die Hoffnung aufgeben, Sie zu sehen; und um Ihre Einladung nach Ihrer Forst (Windsorforest) zu erwiedern, lade ich Sie in meine Forst, die Stadt, ein.„ Der Uebers. sagt dafür bloß: „ich will nicht verzweifeln, Sie zu sehen; und zwar, in Erwiederung Ihrer Einladung, hier in der Stadt.„ Wie unerwartet kommt nun das, was gleich darauf von den Thieren, die sie bewohnen, zahmen oder wilden, u. s. f. gesagt wird, und die fast durch den ganzen Rest des Briefes fortgeführte Allegorie, durch jene einzige Metapher veranlaßt! — S. 38. werden the Dutch, die Holländer, zu Deutschen gemacht. S. 39. „Obgleich ein Freund oder eine Geliebte nicht um des Lohns willen treu seyn soll.„ Im Englischen: a friend, *like* a mistress, though he is not to be mercenary, *to be true*; d. i. „wenn gleich ein Freund eben so wie eine Geliebte, freylich nicht jedem feil seyn darf.„ — S. 44, haberdashers of small wit, kleine Witzkrämer, nicht: Witzlinge und Krämer. — S. 60. „Ihre Nachricht von meiner Unpäßlichkeit„ ist nicht: As to your hearing of my being ill; sondern: daß Sie von meiner Unpäßlichkeit gehört haben. — Nachläßigkeiten ähnlicher Art ließen sich aus den übrigen Briefen noch mehrere auszeichnen. Hiezu kommt eine oft sehr beleidigende Herabwürdigung des feinern Ausdrucks; z. B. S. 26, wo stocked with vanity „in Eitelkeit ersoffen„ gegeben wird; S. 65, „mein alter abgenutzter Nickel von verlornem Ruf;„ my old worn-out jade of a lost reputation. Eingemischte Verse werden in eins fort wie

Pro-

Prose übersetzt; z. B. S. 72, am Schluß des neunzehnten Briefes. S. 123. sind die hier nöthigen Beyspiele des englischen Versbaues ganz ausgelassen, und gleich darauf ein ganzer Absatz des Originals. Es giebt auch keine zehnsylbige Alexandriner, wie S. 124. gesagt wird; Pope redet von der unschicklichen Einmischung zwölfsylbiger alexandrinischer Verse in zehnsylbige Jamben. — Auch der beygefügten kurzen Anmerkungen hätten billig mehrere seyn sollen; selbst in den englischen Ausgaben ohne Warburton's ganzen Kommentar finden sich mehrere. — Uebrigens sollen diese wenigen Bogen eine Probe abgeben, ob der Uebersetzer zu übersetzen fortfahren soll, oder nicht. Daß er so fortfahre, möchte wenigstens das Publikum wohl mit Recht verbitten.

Taschenbuch für die Schaubühne, auf das Jahr 1781. Mit Kupfern. Gotha, bey Ettinger. 23 Bogen in Duodez.

Hrn. Döbbelin's sehr unähnliches und entstelltes Bildniß macht diesmal das Titelkupfer dieses Taschenbuchs aus; die übrigen, ziemlich unsaubern Kupferstiche stellen englische Schauspieler und Schauspielerinnen in verschiednen Rollen vor. Die Originalstiche davon sind weit besser; und für einen deutschen Theaterkalender war doch auch ihre Wahl nicht gar schicklich. Der Herausgeber, Herr Bibliothekar Reichard, hat übrigens diesen Jahrgang dem Könige von Schweden zugeschrieben, und rühmt in der Vorrede die ihm gewordnen mannigfaltigen Beyträge und Berichtigungen. Unter jenen ist nun freylich viel unbedeutendes, vornämlich unter den Gedichten. Das gleich Anfangs darunter abgedruckte Vorspiel, Sieg der Vaterlandsliebe von Hrn. Weisse, erregt gewiß mehr Aufmerksamkeit durch seines Verfassers Namen, als durch seinen innern Werth, der vollends von Seiten der Erfindung, nicht gar groß ist. Wirklichkeit und allegorische Dichtung mit einander vermischt, können unmöglich dramatische Täuschung bewirken. Von den übrigen Prologen, Epilogen, und andern Gedichten wüßten wir auch kaum Ein Stück auszuzeichnen; einzelne gute Stellen giebt es hie und da in einigen. — Unter den Abhandlungen und vermischten Aufsätzen sind die historischen am erheblichsten, die den Prunk der Zwischenspiele, die Einrichtung der berühmtesten Schauspielhäuser in Italien, das

schwe-

schwedische Nationaltheater, u. s. f. betreffen. Die Geschichte der deutschen Bühne ist aufs neue umgearbeitet, und in manchen Stellen vollständiger und richtiger geworden. So sind auch die Verzeichnisse der itztlebenden deutschen Schriftsteller, und der deutschen sowohl als auswärtigen Tonkünstler, die fürs Theater gearbeitet haben, vermehrt und ergänzt. Eben das gilt von dem darauf folgenden Schauspielerverzeichniß, in tabellarischer Form. In dem Verzeichnisse der itztlebenden deutschen Schauspieler fehlen immer noch viele, ob es gleich manche Vermehrungen erhalten hat. Zuletzt wird, wie gewöhnlich, ein Verzeichniß einiger in- und ausländischen Schauspielergesellschaften geliefert. Die beygefügte Musik ist eine Arie aus der Alpenhirtinn, von Ehrenberg, voll wahren und guten Ausdrucks.

Gr.

Sinngedichte der Deutschen. Leipzig, bey Breitkopf. 1780. 1 Alph. 5½ Bogen in 8.

Unser Vorrath an guten Sinngedichten wäre freylich schon ansehnlich genug, um eine Anthologie daraus zu sammeln, die nicht so gar klein ausfallen würde, wenn sie auch der griechischen an Größe nicht gleich käme. Vor einiger Zeit machte auch Hr. Prof. Ramler wirklich den Anfang einer solchen Auswahl mit dem ersten Theil der Sinngedichte der besten deutschen Poeten, wovon aber die Fortsetzung unterblieb. Auf gegenwärtige Sammlung erregte der saubre Druck, das gute Papier, und selbst der Name des Verlegers, eine ganz vortheilhafte Erwartung bey dem Recensenten, die aber durch Lesung des Introitus des Herausgebers, der sich unter der Zuschrift Brumbey unterzeichnet, gar sehr herabgestimmt, und durch genauere Ansicht der Sammlung selbst vollends betrogen wurde. Gar fein sagt dieser Hr. B. im gedachten Introitus vom Epigramm:

Das ist weit edler, als Basquill! —!
Imgleichen braucht's, wer lachen will;
Und mag man weinen, oder lachen,
Mag in sich gehn, und sonst was machen,
Das Ding bleibt doch recht gut und fein,
Und kann zu vielem nützlich seyn.

Die

Die ganze Anordnung, die bey dieser Sammlung sichtbar ist, oder vielmehr der einzige Schein von Anordnung darinn, ist die Eintheilung in acht Bücher, worinn nun aber alles durch einander geworfen ist, vortreffliche, gute, mittelmäßige, schlechte, alte und neue Sinngedichte, wie sie dem Herausgeber in Wurf kamen. — Will man auch seinen eignen epigrammatischen Witz kennen lernen? Denn vermuthlich sind die mit B** bezeichneten Sinngedichte doch wohl von ihm? Hier sind zwey davon zur Probe:

Wortspiel
mit einer gewissen Fominalperson.

Du gute Gans,
In menschlicher Substanz;
Du menschliche Substanz,
Klug, wie eine Gans.

Pendant zu jenem.

Ruhe nur — ruht friedlich, ihr guten Gänse!
Watschelt hin, wackelt mit Steiß und Schwanz;
Freut euch des lieben Daseyns doch,
Fühlt kein schweres Komplimentenjoch.
Giebts zudem ja viel alberne Hänse,
Die wohl klügern mehr als eine Gans.

Man schliesse nun auf den Geschmack und Scharfsinn des Herausgebers, der so was für Sinngedichte nehmen, und dann sichs anmaassen kann, die Sinngedichte der Deutschen zu sammeln. Seine Brüder im Gerntwitz werdens ihm Dank wissen, daß er ihre Aftergeburten unter die schönsten Produkte unsrer witzigsten Epigrammatisten gemacht hat.

Erotische Gedichte. — — Berlin. 1780. Bey Stahlbaum. 12 Bogen 8.

Gern glauben wirs dem Verf. dieser wirklich nicht gemeinen Gedichte, daß sie alle aus vollem Herzen geschrieben sind, und keine Zeile erdichtet ist. Ihre Beziehung ist zu sichtbar, und ihre Sprache, größtentheils, zu wahr und zu innig, als daß die dabey zum Grunde liegenden Empfindungen und Situationen angenommen und erdichtet seyn könnten. Aber auch darinn müssen wir dem V. völlig beystimmen, daß viele seiner Verse nicht gerathen sind; und wir wissen ihre oft auffallende

Un-

Ungleichheit selbst nicht besser zu erklären und zu rechtfertigen als mit seinen eignen Worten: „Der größte Drang des Genies „fällt nicht immer in den glücklichsten Moment der Versifikation; und die Respiration der Empfindung, wenn ich's so „nennen darf, macht oft den Ausdruck stolpernd, unkorrekt, „mithin dem Leser anstößig; und wer kann, wer mag das alles „glatt und blank feilen? „ — Verzeihen kann man freylich diese Ungleichheiten sehr leicht; aber unangenehm bleiben sie immer, vollends in solchen Stücken, wo ohne sie ein schönes Ganze da gewesen, und der sanfte oder feurige Ton durch rauhe und matte Verse, oder — schlimmer noch — durch zu verbrauchte Gedanken und Wendungen unterbrochen wird. Denn an solchen Gedichten, die im Ganzen von geringerm Werth sind, ist das alles nicht Ungleichheit mehr; und auch deren giebts hier einige, die besser weggeblieben wären. Ueberhaupt, dächten wir, kann der Dichter, wenn er abschreibt und zum Druck vorbereitet, von Seiten der Korrektheit noch vieles leisten, was ihm in dem Moment des ersten Hinschreibens, und des ursprünglichen Ergusses seiner Empfindungen nicht zuzumuthen war. Bey dem allen gehört dieser Dichter gewiß zu den besten deutschen Petrarchisten; und seine Gedichte gewinnen dadurch noch mehr an Werth, Wahrheit und Interesse, daß darinn nicht bloß romanhafte, geistige Liebe schwärmt, daß er mehr als einmal seiner Minna Erklärungen von der Art thut, wie folgende, S. 43:

So schuf der, der uns glücklich werden heißt,
Uns einst aus Geist und Leib für Leib und Geist.
Er, der dein Aug' nach Veilchen bildete,
Mit warmen Blute dir die Adern füllte,
Und voll Gefühl der Liebe dich erschuf,
Der Gott gebot nie der Natur, den Ruf
Der Sinne zu verschmähn, und heißt, auf Erden,
Uns Menschen seyn, und nicht vorzeitig Engel werden.

Johann Benjamin Michaelis poetische Werke. *I. Band.* Giesen, bey Krieger. 1780. 21½ Bogen in Octav.

Die Erwartung so vieler deutschen Dichterfreunde, des sel. Michaelis Werke vollständig gesammelt zu sehen, benutzte der Verleger dieser Ausgabe, der dadurch, laut seines Vor-

be-

Berichts, dem Publikum einen angenehmen Dienst zu erweisen hofft. Ob er ihm nicht einen angenehmern Dienst erwiesen, wenn er selbst sich unter die Erwartenden gemischt hätte, als dadurch, daß er diese Erwartung so voreilig und so unvollkommen befriedigt, ist eine andre Frage. Denn in der hier wieder abgedruckten Biographie des Dichters, von Hrn. Prof. Schmid in Giessen, die vor sechs Jahren schon einzeln erschien, steht ausdrücklich, S. XLI. „Herr Gleim, welcher sowohl die Verbesserungen zu den bereits gedruckten Gedichten, als „die Kinderfabeln in Händen hat, hat verschiedentlich Hoffnung gemacht, entweder die sämmtlichen Werke, oder doch „die Fabeln, nach seiner edeln Denkungsart, durch eine Subscription zum Besten der Eltern des seligen Dichters „herauszugeben, so, wie er bereits seine eignen Gedichte nach „den Minnesingern zum Besten der Schwestern von Michaelis drucken lassen.„ — Wird nun diese Ausgabe, die nichts als unveränderte Wiederhohlung der ehemaligen Abdrücke ist, und sich wahrlich durch keine typographische Schönheit empfiehlt, sondern mit nicht gar scharfen lateinischen Lettern auf nicht gar saubern Druckpapier gedruckt ist, jenen edeln Vorsatz des würdigen Gleim„ und die darauf gegründete Hoffnung des Publikums vereiteln? Und darf der Herr Sammler, nach diesem Verfahren, wohl erwarten, was er, beym Schluß seines Vorberichts zu erwarten scheint, daß Hr. Gleim die ungedruckten Kinderfabeln durch ihn der Welt mittheilen werde? — Uebrigens enthält dieser erste Band, ausser den poetischen Briefen, deren Folge der Tod dieses so schätzbaren Dichters unterbrach, seine hier und da, in Musenalmanachen, Anthologieen, und andern poetischen Sammlungen, zerstreuten Gedichte. Ihr Werth ist freylich ungleich; aber die meisten verdienten doch Aufbewahrung. Doch von den Verdiensten und dem poetischen Charakter des sel. Michaelis, auch von seinen Fehlern, ist schon mehrmals in dieser Bibliothek geredet worden.

Zwey Lustspiele von Anton Wall. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung. 1780. 16 Bogen in Octav.

Das erste von diesen beyden Stücken ist: der Arrestant, ein Lustspiel in drey Akten, nach einer spätern Umarbeitung

tung des Verfassers, da es vorher nur Einen Aufzug hatte. In dieser ursprünglichen Form erhielt es den Preis von der Hamburgischen Direktion. Recensent hat damals dies Schauspiel zwar weder gelesen, noch der Vorstellung desselben beygewohnt; und doch getraut er sich fast gewiß zu glauben, daß es durch die itzige Umarbeitung, oder Ausdehnung vielmehr, nichts gewonnen habe. Denn, auch ohne von dieser Aendrung etwas zu wissen, wird man manche müßige, leere Scenen darinn wahrnehmen, die wahrscheinlich erst als Füllscenen hinzugekommen sind. Die ganze Verwickelung beruht auf einem nicht gar zu wahrscheinlichen Mißverständniß, das vielleicht so, wie es hier gedichtet wird, entstehen, aber schwerlich so lange unterhalten werden konnte. Das größte Verdienst des Verfassers besteht in einem sehr glücklichen Dialog, der vornämlich im ersten Aufzuge gefällt, in den beyden folgenden aber, zugleich mit der Lebhaftigkeit und dem Interesse der Handlung, merklich zu verlieren scheint. — Das zweyte Stück heißt: Caroline, oder: So wahr ich bin ein freyer Mann, ein Lustspiel in fünf Akten, dessen Veranlassung, wie der V. sagt, der Gedanke gab, daß sich durch Zufälle ein sehr guter Mensch in sehr schlechter Gesellschaft befinden könne. Ein Gedanke, oder vielmehr eine Erfahrung, die schon mehrmals, und oft weit glücklicher, für die Bühne benutzt ist. Das gegenwärtige Schauspiel scheint uns dem erstern, in allem Betracht, an Werth nachzustehen, wenn es gleich der Herausgeber, in Absicht des Plans, für das vorzüglichere hält. Denn eben dieser Plan hat in der That noch mehr Mangel an Wahrheit und Zusammenhang; und die Charakterzeichnung, die hier, nach Beschaffenheit der Scene und der handelnden Personen, noch treffender und stärker hätte seyn müssen, fällt größtentheils sehr flach und bedeutungslos aus. Auch scheint der Verf. auf Bearbeitung und Abänderung der Sprache weniger Sorgfalt verwandt zu haben. Uebrigens scheint sein auf dem Titel angegebener Name ein erdichteter zu seyn.

Bk.

Skizzen und kleine Geschichten von dem Verfasser der Adolphs gesammleten Briefe. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1780. 217 S. 8.

Der Aufsätze, die der V. hier gesammelt und bekannt macht, sind mancherley und von verschiedenem Gehalt. Die kleinen Geschichte sind ganz unterhaltend, das übrige besteht aus einzeln hingeworfenen Gedanken, bald mehr bald weniger ausgeführt, Fragmenten aus unvollendeten Romanen, ausser der Verbindung mit dem Ganzen gar geringfügig, einigen übersetzten Briefen aus dem Seneca u. s. w. Der funfzehnte Aufsatz führt die Aufschrift: über die Gewalt der Eltern, hier setzt der V. seine Theorie über dieses Kapitel, die er in jene Deklamationen gegen die Eltern in seinen Adolphs Briefen eingewebt hatte, mehr auseinander, und erklärt sich darüber nun etwas vernünftiger als dort. Von seinem Richter in der Allgem. D. Biblioth. wie er den Recensenten der Adolphs Briefe zu nennen beliebt, sagt er bey dieser Gelegenheit öffentlich, daß er ihn verachte, weil er die Sprache eines gereizten Herzens, das übrigens überall Wohlwollen an den (gegen die) Menschen und an der (gegen die) Welt verkündet, altklug zurücke weisen und kalt darüber lachen kann. Wenn aber eben das gereizte Herz eines Skribenten, den gesunden Menschenverstand übertäubt, und aus seiner Fülle so rohe und unverdaute Propositionen hervorquellen läßt, wodurch Verirrungen und Thorheiten der Jugend eher begünstiget als bezähmet werden, und nun irgend ein kaltblütiger Recensent einen solchen Feuerländer, dessen Herz von lauter Gefühl kocht, und sprudelt, wohlmeinend beym Ohr zupft und ihm zuruft: Freund, hier führt dich dein Schnellgefühl irre; wenn du Wohlwollen gegen die Menschen hegst, so gebiete deinem Herzen, daß es nicht deine Worte davon trage, sondern überlege erst, ob das auch nutzen und frommen möge, was dir deine erhitzte Einbildungskraft eingiebt; verdient denn da ein solcher Wegweiser, der dem irrenden Wandrer die Straße zeigt, die da heisset die richtige, statt des Dankes, Verachtung?

No.

5. Schöne

5. Schöne Künſte, Malerey.

Die Kunſt, mit dem Pinſel in Kupfer zu ſtechen. — Neue Methode, die viel geſchwinder als alle übrige übliche, geht, und leicht ausgeführt werden kann, wenn man auch gleich mit dem Grabſtichel oder der Radirnadel nicht umzugehen wüßte. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn Stapart überſetzt von M. J. C. Harrepeter. Nürnberg, in der Weigeliſchen Kunſthandlung, 1780. 7½ Bogen in 8.

Ehe der Verf. ſeine eigentliche Erfindung und die dabey erforderlichen Handgriffe, nebſt den dadurch zu erhaltenden Vortheilen, bekannt macht, ſchickt er einige allgemeine Erinnerungen über die Kupferſtecherkunſt voraus. Dieſe betreffen zuerſt die Wahl des Kupfers, wobey er einen Zuſatz von Meſſing, zum dritten Theile, vorſchlägt, um die Ungleichheiten der Maſſe in Anſehung der Weichheit und Sprödigkeit, dadurch zu heben. Zugleich wird eine hieher gehörige Stelle aus dem Artikel *Gravure* in der Encyklopädie eingerückt, und eine zweyte, welche den Firniß und deſſen Zubereitung betrifft. Hierauf lehrt der Verf. das Verfahren bey der Zeichnung des Umriſſes und dem Aufgießen des Aetzwaſſers. Sodann geht er zu der erſten Operation fort, um die ſchwächſten Farben oder Halbſchatten zu machen. Dieß führt ihn auf die Vortheile und die Bereitungsart des durchſichtigen Firniſſes, und auf die Mittel, das mit dem Firniß einverleibte Salz wegzunehmen, und die andern Dinten (Tinten vielmehr,) ſtufenweiſe zu machen. Hernach beſchreibt er die zweyte Operation, vermittelſt welcher man verändern, die Tinten rund machen, oder die einen mit den andern verſetzen kann, ohne daß man es merkt, wobey es vornehmlich auf eine Miſchung ankommt, die der Verfaſſer, ihrer Wirkung wegen Mordant nennt, und deren Verfertigung er beſchreibt. Auch zeigt er die Art und Weiſe, ſeinen Gegenſtand loszumachen, ohne mit dem Umriß anzufangen; nämlich durch Halbſchatten. Hierzu kommen noch einige allgemeine Anmerkungen, und eine Anleitung zum Verfahren beym Abdruck aus der Encyklopädie, um ſeine Platte zu ſchonen, und deſto mehr

Abdrücke davon zu erhalten. Den Beschluß machen verschiedene praktische Vorschriften zur Verfertigung des Scheidewassers, der Firnisse und der Mordante. Herr Strapart macht in der Vorrede zu einem weitläuftigern Werk über die bildenden Künste Hoffnung, wovon Herr M. Harrepeter im Voraus eine Uebersetzung verspricht.

Historische Lobschrift auf den Ritter Anton Raphael Mengs, nebst einem Verzeichnisse seiner Werke. Aus dem Italiänischen; von J. E. W. Müller. Zürich, bey Füeßly. 1781. 10 Bogen, 8.

Biographie des Ritters Anton Raphael Mengs. Mit einem Verzeichnisse seiner von ihm verfertigten Gemälde. Aus dem Italiänischen. Wien, bey Gräffer, 1781. 10½ Bogen, 8.

Der Verfasser dieser zwiefach übersetzten Lobschrift ist der unlängst verstorbene Hr. Bianconi, churfächsischer Chargé d' Affaires zu Rom, des großen Künstlers Jugendfreund, und Augenzeuge seines nachmaligen größern Glücks in Italien. Ursprünglich stand diese Lebensbeschreibung in der Antologia Romana stückweise: von dem Kanonikus Paruta zu Mayland wurde sie hernach aufs neue zum Druck befördert, und von ihrem Verfasser verbessert, ergänzt und vermehrt. Das Gemäldeverzeichniß erhielt man von Mengs's Söhnen, obgleich der Herausgeber für dessen Vollständigkeit nicht Bürge ist. Die Lebensbeschreibung selbst ist sehr gut und unterhaltend geschrieben; nicht mit der italiänischen Biographen sonst gewöhnlichen Weitschweifigkeit, und panegyrischen Lobsucht, auch größtentheils in einer schmucklosen, natürlichen Schreibart, und mit sichtbarer, freundschaftlicher Theilnehmung an den Schicksalen des Künstlers, der des Biographen vertrauter Freund war. Auch findet man hier öftre Beweise der schon sonst bekannten reifen Kunstkenntniß des Verf. — Von den oben angezeigten beyden Uebersetzungen verdient doch wohl die Zürchische den Vorzug, ob sie gleich nicht ganz ohne Fehler, und die Wienerische nicht ganz ohne Verdienst ist. Jene hat doch mehr natürliche Geschmeidigkeit des Ausdrucks, mehr periodische Ründung. Zuweilen haben beyde Uebersetzungen einerley Fehler gemein

gemein. In beyden wird (Züricher, S. 73, Wiener, S. 118) von den in verschiedenen römischen Palläſten befindlichen Kunstwerken so geredet, als ob die Namen dieser Palläſte, Pighini, Altemps, Barberini u. s. f. die Namen ihrer Meister wären. So in beyden, gleich in der zweyten Nummer des Gemählde-verzeichnisses, wo von einem Altarstück die Rede ist, das den heil. Joseph schlafend vorstellt, nach der Zürcher Uebersetzung: „dem ein Engel erscheint, durch welchen seine Muthmaßungen „bestätigt werden;“ nach der Wiener: „der ihn wegen des „gefaßten Argwohns versichert.“ Vermuthlich steht *raſſicuro* im Original, welches aber, wie *raſſurer* im Französischen, aufrichten, beruhigen bedeutet. Uebrigens hat die erstere dieser Uebersetzungen, außer dem Vorzuge des weit sauberern Abdrucks und Papiers, auch noch ein saubres Titelkupfer mit Mengs's Brustbilde, und eine Vignette voraus, worauf die bekannte auf ihn geprägte Denkmünze abgebildet ist. Auch ist ihr eine schöne Ode auf den Tod des Künstlers, von dem Abt Bertola beygefügt, die in einer besondern kleinen Ode dem Verfasser dieser Lobschrift gewidmet ist.

Don Antonio Palomino Velasco Leben aller spanischen und fremden Maler, Bildhauer und Baumeister, welche sich in Spanien durch ihre Werke berühmt gemacht haben; ins Deutsche übersetzt, und mit dem Leben des berühmten Raphael Mengs vermehrt. Dresden, in der Hilscherschen Buchhandlung, 1781. 1 Alph. in 8.

Kunstkennern ist diese Arbeit des Velasco nicht fremd, und wenigstens durch die französische Uebersetzung bekannt, die schon im J. 1749 erschien, und deren sich auch Hr. Füeßlin bey den Artikeln von spanischen Künstlern, in seinem allgemeinen Künstlerlexicon, vorzüglich bedient hat. Durch diese Benutzung des Wesentlichsten daraus wurde nun freylich eine deutsche Uebersetzung des ganzen Buchs entbehrlicher; indeß könnte man sich dies Unternehmen eher gefallen lassen, wenn der ungenannte Uebersetzer nur etwas mehr dabey geleistet, und vornehmlich die Nachrichten von den neuesten Künstlern in Spanien, die sich während der letzten vierzig Jahre berühmt gemacht haben, hinzugethan hätte. Schon die neuern Reisebe-

schreibungen, von de la Puente, und andern, hätten ihm dazu manche Materialien geben können; und dann wäre allerdings ein besondres biographisches Verzeichniß der spanischen Mahler desto brauchbarer, da sie im d'Argensville, und in manchen andern allgemeinern Biographien fast ganz übergangen sind. So aber ist hier bloß eine, nicht allzu vollständige Nachricht von dem berühmten Mengs beygefügt, der freylich mit hinein gehörte, weil Velasco auch ausländische Künstler, die sich in Spanien aufgehalten haben, mit in seinen Plan zog.

Ludwig von Winkelmanns Handbuch zur nähern Kenntniß alter und guter Gemälde, zur geschwinden Einsicht für Kunstliebhaber, zur Bequemlichkeit für Reisende, als ein Sackbuch dienend. Augsburg, bey Stage, 1781. 14 Bogen, in gr. 8.

Zu dem auf dem Titelblatt angegebenen Nutzen kann dieß Handbuch freylich von einiger Brauchbarkeit seyn, wenn gleich die darin ertheilten Nachrichten ziemlich unvollständig, und für den wahren Kunstkenner nicht sehr befriedigend sind. Der V. scheint diese Unzulänglichkeit seines Wörterbuchs selbst einzusehen; aber sie liegt nicht sowohl, wie er zu glauben scheint, in der Auslassung vieler Artikel, die man in größern Werken allerdings vermissen würde; sondern in der verhältnißmäßigen Unvollständigkeit der hier gelieferten Künstlernachrichten. Der Fall, in welchem der Beobachter großer Gemäldesammlungen, dem dies Lexicon als Sackbuch vornehmlich bestimmt ist, dasselbe zu Rathe ziehen könnte, würde doch nur bloß die Neugier nach den ihm nicht genug bekannten Lebensumständen und charakteristischen Eigenschaften derer Maler seyn, die man ihm als Urheber gewisser ihm vorgezeigten Gemälde nennte; und diese Neugier wird er doch wohl lieber in seinem Zimmer, als auf der Stelle befriedigen wollen, wo ihm auch allenfalls das vor Augen gestellte Gemälde bessere, richtigere und bestimmtere Auskunft geben würde, als dieses Handbuch, das offenbar nur eine Verkürzung bekannter größerer Werke ist. Ganz gut war übrigens die Idee des angehängten Verzeichnisses, in welchem Fache der Malerey die Künstler und Maler gearbeitet haben, ob es gleich nicht viel weiter, als zur bloßen Nomenklatur führt. Uebrigens beruft sich der Verf. in der Vorrede mehrmals auf sein ehedem herausgegebnes kurzes Ma-

ler-

lexicon, das aber dem Recensenten nie zu Gesichte gekommen ist. Vermuthlich besteht es aus theoretischen, wie dieß hier aus biographischen Artikeln.

Josua Reynolds — Akademische Reden über das Studium der Malerey, zur Bildung junger Künstler und zur richtigen Beurtheilung der besten Werke der Kunst. Nach der letzten Originalausgabe aus dem Englischen übersetzt. Dreßden, in der Hilscherschen Buchhandlung, 1781. 21 Bogen in 8.

Auch unter uns sind die schätzbaren, lehrreichen Vorträge, welche der als Künstler und Kunstkenner so berühmte und verdienstvolle Präsident der königlichen Malerakademie zu London, bey der jährlichen Preisaustheilung seit dem Jahre 1769, an die Lehrlinge jener Akademie gehalten hat, durch die Uebersetzungen bekannt, die von diesen Reden, bald nach ihrer ersten einzelnen Bekanntmachung, in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften erschienen sind. Ihr Verfasser hat sie unlängst in eine gemeinschaftliche Sammlung gebracht, und bey dieser Gelegenheit manches darin näher bestimmt und verbessert. Von jenen Uebersetzungen eine ähnliche Sammlung, mit Einschaltung dieser Verbesserungen, zu veranstalten, war allerdings ein wünschenswürdiges Unternehmen, und ein rathsames Mittel zur größern und allgemeinern Verbreitung des in diesen Reden enthaltenen vielfältigen und geschmackvollen Unterrichts für junge Künstler und Kunstliebhaber. Freylich aber erwartete man diese Veranstaltung am ersten von dem Herausgeber und Verleger der gedachten Bibliothek. Hier kömmt ihnen indeß ein andrer Ungenannter zuvor, der sich in der Vorrede das Verdienst zueignet, dem gegenwärtigen Abdrucke nicht nur durch die neuen Verbesserungen des Originals, sondern auch durch die Abänderungen vieler Fehler und Nachläßigkeiten vor ihrer ersten deutschen Einkleidung wesentliche Vorzüge ertheilt zu haben. So gar groß, als diese Aeußerung es vermuthen ließe, scheint indeß doch dieß Verdienst nicht zu seyn, wie die Vergleichung einiger Reden den Recensenten belehrt hat. Denn, erstlich, sind die im Original gemachten Abänderungen von keiner sonderlichen Erheblichkeit; und dann ist offenbar die frühere Uebersetzung bey dieser neuen Ausgabe nicht bloß zum

Grunde gelegt, sondern größtentheils, in Wendungen und Ausdrücken, wörtlich beybehalten, und nur hie und da, oft in außerwesentlichen Kleinigkeiten, in Beyfügung ausgelassener Hülfswörter und dergl. verändert, obgleich nicht allemal verbessert. Beyspiele davon zu geben, findet bey einem übersetzten Werke, und dessen Anzeige in unserer Bibliothek nicht Statt. Wir zeigen also nur noch von diesen sieben Reden den Inhalt an. Sie betreffen: den Nutzen einer wohl eingerichteten Akademie; die verschiednen Methoden bey dem Studium der Malerey; die zu genaue Nachahmung der Natur; den großen Styl; den verschiednen Styl in der Malerey; die malerische Nachahmung; und den Geschmack in der Malerey.

Fk.

6. Romanen.

Rosaliens Briefe an ihre Freundinn Mariane von St**; von der Verfasserinn des Fräuleins von Sternheim. Zweyter Theil. Altenburg, 1780. in der Richterischen Buchhandlung. 502 S. 8.

Unsrer Empfindung nach übertrifft dieser Theil den ersten, der zu seiner Zeit in dieser Bibliothek bereits angezeigt ist, um vieles, sowohl wegen der unterhaltendern Scenen, die mit den lebhaftesten Farben gezeichnet sind, als auch in Beziehung auf Grundsätze und Moral. Im ersten Theil scheint die Verfasserinn in der Manier empfindsamer Schilderungen, der itzigen Gewohnheit alles aufs höchste zu treiben, etwas zu viel nachgegeben zu haben, ob sie gleich ihre Charakter nicht bis zum Verrücktseyn hinaufschraubt. Hier aber hat die empfindsame Saite einen gemäßigtern und mit den natürlichen Empfindungen der Menschen mehr harmonirenden Ton, den unsere modischen Schriftsteller ganz verkennen. Der größte Theil dieser Briefe enthält die fortgesetzte Geschichte der Madame Suden, ein Artikel, auf den die V. im ersten Theile vielleicht nur zufälliger Weise stieß, oder den sie als eine ihrer Lieblingsideen hier nur gelegentlich einzuweben gedachte, aus dem aber, da ihre Phantasie sich desselben einmal bemächtiget hatte, alles

worden

worden ist, was er werden konnte. Der Gedanke, daß die Liebe, insonderheit die unbegünstigte, der Seele zuweilen einen gewissen Schwung und eine Richtung giebt, wodurch sie aus ihrer natürlichen Sphäre herausgehoben wird, und nun ganz anders wirkt und handelt, als es ohne diesen Antrieb geschehen seyn würde, ist so wahr und richtig, daß hier die Madam Guyon als die liebenswürdigste Schwärmerinn erscheinet, die durch diese Leidenschaft zu allen den schönen Handlungen angetrieben wird, die sie mit einem gewissen romantischen Heroismus unternimmt, ohne daß ihr Charakter dadurch unnatürlich wird. Wir sind versichert, daß die Leser des Buchs mit uns den nämlichen Wunsch in ihren Herzen empfinden werden, daß doch ein so herrlicher Charakter in der Welt wirklich möchte anzutreffen seyn, oder wenn es deren in der That giebt, wie es wohl möglich ist, daß sie wenigstens vor den Augen biedrer Menschen nicht so verborgen lebten, wie die Glieder der unsichtbaren Kirche. Zuweilen scheint die V. in den Detail der Erzählung zu weit sich eingelassen zu haben, z. B. wenn sie ihre Beschreibungen bis zu den Kleinigkeiten der Kleidung und des Ameublement eines Hauses ausdehnt. Doch da diese Briefe hauptsächlich einem jungen Frauenzimmer attribuirt sind, und die Damen gewöhnlich auf solche Aeußerlichkeiten ihre Aufmerksamkeit heften, und daraus auf den Geschmack und selbst auf den Charakter der Personen zu schließen pflegen: so sind diese gar zu sorgfältigen Zeichnungen vielleicht eher für schickliche Beyzierden, als für Ueberladung in der Verzierung des Ganzen zu achten; wenigstens ist dieser esprit de Bagatelle bey einem Frauenzimmer verzeihbarer als bey männlichen Korrespondenten.

Der Roman meines Lebens, in Briefen herausgegeben. Erster Theil. Riga, 1781. 272 S. 8.

Der V. tritt in der Vorrede auf und spricht: er wolle wahre Begebenheiten, welche er theils selbst erlebt, theils in der Nähe und von Weitem beobachtet habe, Charakterzüge von verschiedenen Gattungen Menschen, auch eigne Gedanken über allerley wichtige und unwichtige Dinge hier in eine Art von Verbindung bringen, das Ganze könne man hernach etwan einen Roman nennen, oder wie man wolle. Dieser Plan scheint unter der Bearbeitung etwas verunglückt zu seyn. Wenn es

wahr ist, daß hier wirkliche Begebenheiten zum Grunde liegen, woran wir doch gar sehr zweifeln; denn im ganzen Buche trägt nichts das Gepräge einer wahren Begebenheit: so wäre es doch billig gewesen, diese so zu ordnen, daß daraus auch ein Ganzes worden wäre, das auf irgend eine Weise sein Interesse gehabt hätte. Aber so wie hier die Korrespondenten ihre unwichtigen Lebensläufe und magere Reisebeschreibungen einander mittheilen, bekommt das Buch das Ansehen einer dürftigen Episodenkrämerey. Das fade Geschwätz von deutschen Höfen, das ein gewisser Hauptmann von Weckel auskramt, der auf der 27 S. als ein Mann von Laune angemeldet wird, die ihm doch nirgendswo abzumerken ist, dient zum Beweise, daß der V. mit dem Hofton wenig bekannt ist. Aus diesem Theile kann man nicht einmal errathen, wer der eigentliche Held ist, der hier den Roman seines Lebens zum Besten giebt; ob der V. selbst diese Rolle im Verborgenen zu spielen gedenkt, und unter dem erdichteten Briefwechsel seinen Schatz von Weltkenntniß zu Tage fördern will; oder ob sich der junge Herr von Hohenau. zur Zeit ein göttingischer Student, in den noch zu erwartenden Theilen zu dieser Qualität legitimiren wird. Vor dem Buche steht eine scherzhaft seyn sollende Zueignung an den türkischen Großvezier, die sich gar übel zu dem moralisch ernsthaften Tone des Buches schickt.

Hinterlassene Briefe des Herrn von Hoffnungsreich; herausgegeben von J. E. F. v. T. Frankfurt und Halle in Commission bey Hendel. 1780. 225 S. 8.

Eigentlich soll diese Schrift kein Roman seyn, sondern eine Sammlung von Gedanken und Räsonnements, die durch den Faden einer Erzählung an einander gereihet sind. Die Geschichte, die diesem Vorhaben zum Vehikel dienen soll, ist eine satyrische Erzählung, worinnen ein junger Mensch aufgeführt wird, der mit den größten Hoffnungen seinen Eintritt in die Welt macht, alles um sich her im rosenfarbenem Lichte erblickt, von sich selbst keine geringern Erwartungen hegt, als sich in der Welt zu den höchsten Ehrenstellen empor zu heben; seine jugendliche Imagination bald mit dem Gedanken, dereinst den päbstlichen Stuhl zu besteigen, oder doch wenigstens den rothen Hut und ein Erzbißthum davon zu tragen, ingeheim kützelt. Da es ihm aber im geistlichen Stande nicht glücken will, meynt er,

er, daß es ihm nicht fehlen werde, entweder als Staatsmann oder Kriegsheld zu glänzen. Allein auch hier wird er vom Glück so wenig begünstiget, daß er endlich in sein ursprüngliches Nichts zurücke kehrt. Diese Geschichte wird von Zeit zu Zeit durch allerley Aufsätze und Abhandlungen unterbrochen; zum Beispiel durch ein Gespräch vom Vorzug des Soldatenstandes; hierauf folgen Gedanken von moralischer und physikalischer Liebe, desgleichen über den Kanzleystyl; ferner ein satyrischer Aufsatz, die gelehrte Gesellschaft in Putziack betittelt und a. m. Der Herausgeber erinnert in der Vorrede, daß der bereits verstorbene Verfasser ein Wiener gewesen, und daher vieles in Buche auf Wiener Anekdoten anspiele. Diese Anspielungen gehen aber für Leser außer Wien gänzlich verloren. Außerdem ist die Art des Witzes und der Vortrag überhaupt nicht von der Beschaffenheit, daß dadurch der Leser eben sollte angelockt werden. Noch ein Uebelstand mehr ist es, daß die Eintheilung dieser Schrift nach Briefen gemacht ist, die aber außer der Ueberschrift nichts haben, das Briefen ähnlich sieht. Das Gemengsel, woraus jetzt ein guter Theil unsrer kurrenten Schriften bestehet, und wobey man weder Grund noch Absicht errathen kann, wo dieses oder jenes im Buche herkommt, und warum es da stehet, verdrückt und verdämmt jeden guten Einfall, der verloren ist, wenn er nicht an seinem Platze stehet.

Prinz Formoso's Fiedelbogen und der Prinzessinn Sanaclara Geige, oder Geschichte des großen Königs, vom Verfasser des Orpheus. Genf, bey H. Lagrand. 1780. Erster Theil. 200 S. Zweyter Theil. 172 S. 8.

Das Buch ist, wie der Anblick ergiebt, schon an der Stirn gebranntmarkt, und daraus läßt sich eben nicht viel günstiges vom Innhalte vermuthen. Zwar verbittet der V. hier und da alle Nebengedanken; aber gleichwohl schielt auf jeder Seite ein gewisser Faunenblick nach solchen Zweydeutigkeiten hin, die recht auf den Geschmack der Handwerkspursche kalkulirt zu seyn scheinen, welche denn nicht ermangeln werden, dem V. ihren Beyfall aus vollem Halse zuzulachen, auch das Buch, wenn es nur erst unter den Zünftlergilden recht bekannt wird, als die poßigste Schnurre, die bey Menschengedenken ans

Licht

Licht getreten, hochzupreiſen. Schicklicher und beſſer hätte der V. dieſen das Buch zuſchreiben können als den Damen; auch würde er die abſchreckenden Apoſtrophen, mit mehrerm Rechte an jene addreſſirt haben. Denn mündlich würde er doch das nur einer ſehr übel renommirten Klaſſe von Damen zu ſagen waghalſen, was er dem ganzen Geſchlechte gedruckt vor Augen zu legen ſich ſo unverſchämt erdreuſtet. Auſſer der ſchimpflichen Allegorie hat das Feenmährchen faſt gar keinen Körper. Wenn daher die Leſer, nach dem ſcheinbaren Verlangen des V. von allem Vergleichen, Dafürhalten, aller Meynung, Nebenerklärung und wo möglich aller Aſſociation abſtünden: ſo blieb ihnen nichts über als ein höchſtnonſenſikaliſches Gewäſch, dergleichen nicht leicht jemanden in einem Buche vorgekommen ſeyn mag. Das Ganze beſtehet aus einer Menge fieberhaften Rhapſodien, die in buntem Gemengſel auf einander folgen, und von ihrem allegoriſchen Gewand entkleidet, das wie ein ſchmutziger Theatermantel um ſie hängt, der durch die Beleuchtung eines blendenden Wortſchimmers nur einige Farbe gewinnt, nichts weiter ſind, als mouſtröſe Auswüchſe einer kranken Phantaſie, welche Horaz aegri ſomnia nennt.

Of.

Briefe eines Frauenzimmers zur Probe. Augsburg, bey Kletts Wittwe und Frank. 1780. 3 B. 8.

Weinerlich empfindſamen Inhalts, von einer Dulderinn, der es aber noch zur Zeit an Leiden gebricht. Der Herausgeber verlangt die Urtheile des Publikums zu hören, ob er die ganze Sammlung ſoll drucken laſſen oder nicht? Schwerlich wird das Publikum entſcheiden: denn von ſolchen Kleinigkeiten nimmt es ſelten Notiz.

O.

Verſuch eines populären Lehrbuchs des guten Geſchmacks für Mädchen und Jünglinge von M. Joh. Chriſtoph König. Nürnberg, in der Felßeckeriſchen Buchhandlung. 1780. 160 S. 8.

Wenn man den deutſchen Nationalgeſchmack, wofern wir anders einen Nationalgeſchmack haben, aus der ſogenann-

nannten Modelektüre beurtheilen will, so muß man allerdings dem V. recht geben, daß wahrer, gesunder, vernünftiger Geschmack, leider nicht das Eigenthum des größten Theils der Nation sey, und daß jeder, der mit unverblendetem Blick den Zustand der gegenwärtigen (seynsollenden) schönen Litteratur betrachtet, unsern Modeschriftstellern die harte Wahrheit ins Gesicht sagen müsse, daß sie mehr zum Verderben des deutschen Geschmacks als zu seiner Verfeinerung schreiben. Alles das ist sehr wahr und gegründet; allein ob Theorieen des Geschmacks demselben unter uns aufhelfen werden, daran zweifeln wir. So populär der V. seinen Vortrag in diesem Versuch eingerichtet hat, so wenig möchte doch dadurch an Deutschlands Söhnen und Töchtern gebaut und gebessert werden: denn das Gefühl des Guten und Schönen wird nicht durch Regeln und Axiomen, sondern durch gute Muster und Beyspiele erweckt und in dem Herzen aufgeschlossen. So lange die elende Skriblergilde in der schönen Litteratur das große Wort führt, hellen Unsinn gegen die vier Winde des Himmels auszuposaunen fortfährt, und mit diesem Auswurf größtentheils der Geist unsrer Jugend genährt wird, möchte es wohl mit der Verbesserung des Geschmacks überhaupt noch im weiten Felde seyn. Indessen ist das, was der V. hier sagt, obgleich nicht neu und unbekannt, dennoch gut genug eingekleidet. Am mehrsten hat uns das, was von der 103 S. an über die Empfindsamkeit und ihren Affen die Empfindeley vorkommt, als eine praktische Lehre, Gnüge geleistet. Bey dieser Gelegenheit werden die Millerischen Romane gemustert, und das Empfindsamkeitsgebäude dieses Schriftstellers gar glimpflich, aber doch aus dem richtigen Gesichtspunkte beurtheilt. Liebenswürdiger Miller, heißt es in einer Apostrophe, Ihr Empfindsamkeitsgebäude ist nicht für diese Welt bewohnbar. Der Riß, nach dem es gebaut ist, ist allerliebst — aber ein unbefangener sublunarischer Architekt muß davon urtheilen, er ist unnatürlich u. s. w.

No.

Geschichte von Eduard Bomstons Liebe aus dem Französischen des Herrn J. J. Rousseau übersetzt, als ein Anhang zu dessen neuer Heloise. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1780. 2 B. 8.

Die-

Diese kleine Scene ist erfunden, um einige Stellen in Julens Geschichte zu erläutern und hauptsächlich den zwölften Brief des fünften Theils und den dritten des sechsten in gehöriges Licht zu setzen. In einer Note wird versichert, daß dieser Aufsatz von Rousseaus eigenhändigem Manuskript kopirt sey, das sich in den Händen der Frau Marschallin von Luxemburg befinden soll. Die sonderbare Stellung verschiedener Leidenschaften, die durch den Grundtrieb der Liebe hier wirken, giebt dieser Erzählung schon ein gewisses Interesse, auch ohne Rücksicht auf die Geschichte, zu deren Aufklärung sie erfunden ist.

Matthias Lukretius, sonst Votius genannt, oder Geschichte eines verunglückten und metamorphosirten Kandidaten. Halle, bey Hendel. Zwey Theile, zusammen 383 S. 8.

Dem offenherzigen Geständniß des V. zu Folge, hat dieses Buch seine Existenz dem Einfalle und der Aufforderung des Herrn Verlegers zu danken, so wie der itzige Romanenschwall wohl größtentheils durch die Einfälle der Herren Verleger und die Brodbedürfnisse der Herren Verfasser veranlaßt werden mag, und daß nicht jeder Autor ein freymüthiges Bekenntniß hiervon öffentlich abzulegen so bereitwillig ist als dieser. Indessen ist diese Schnurre, ob man es ihr gleich anmerkt, daß der V. nach den Materialien dazu mit beyden Händen um sich gegriffen hat, sein versprochenes Alphabet auszufüllen, noch allenfalls erträglich, einige Unbesonnenheiten ausgenommen, z. B. gleich Anfangs auf der 34 S. wo von den Jugendsünden des Lukretius die Rede ist. Wie stimmt das zu der Verheissung des V. in der Vorerinnerung, daß er dafür zu sorgen pflege, daß seine Kinder mit dem erforderlichen Anstande vor den Augen der urtheilenden Welt erscheinen mögten? Saloppereien, wenn sie auch gleich mit einem frommen Seufzer bedeckt werden, sollten in solchen Schriften, die der Jugend doch am ersten in die Hände fallen, gar nicht vorkommen. Uebrigens möchten wir wohl die Ursache wissen, warum die Skribenten zu den Helden der itzt kursirenden Romane immer Dummköpfe und Narren wählen? Zum Behuf des vollen Alphabets, wozu sich der Verfasser kontraktmäßig verbunden hatte, findet sich am Ende noch eine Zugabe, welches eine Alle-

Alltagsgeschichte eines Fräulein von Wangenheim enthält, die sich in ihren Informator verliebt und solchen heurathet.

Einer jüngern Sophie Reise aber nicht von Memel nach Sachsen. Des ersten Bandes andrer Theil. Frankfurt und Leipzig 1780. in der Felßeckerischen Buchhandlung. 172 S. 8.

Die Gewissenslehre von der Ehescheidung in Sophiens Reise erregte dem V. so viele Zweifel, daß er den Entschluß faßte sie näher zu prüfen, welches er im ersten Theile des ersten Bandes gethan hat, und da fand er das Resultat seiner Betrachtungen ganz anders als Herr Hermes, welcher meynt, daß die in den Gerichtshöfen angenommenen Statuten in Ansehung der Ehescheidung, die Quelle des Stroms wären, der so viel häusliche Freuden tief und stille untergräbt. Der V. aber findet allerdings viel natürlicher und besser die Quelle jenes Stroms bald in elterlichen Grausamkeiten, bald in kindlichen Unbesonnenheiten, bald in den frühzeitigen unvernünftigen Ehverlöbnissen u. s. w. Dieses alles an redenden Beyspielen zu zeigen, ist hier des V. Absicht. In wiefern er dieselbe erreichen werde oder nicht, läßt sich aus vorliegendem Theil nicht genau beurtheilen; es ist noch keine der angesponnenen Geschichte vollendet. So viel haben wir indessen bemerkt, daß der V. nicht die schicklichste Art zu seinem Zweck zu gelangen gewählt hat: die ganze Anlage ist zu weitschichtig und der Briefstyl, der zur Nachahmung der ältern Sophiens Reise gebraucht worden, scheint hierzu bey weitem nicht so bequem als eine gedrungene lebhafte Erzählung. Die Briefe sind über dieses alle nach der Elle abgefaßt, und die eingemischten Dialogen zu langweilig und ausser beständiger Rücksicht auf ihren Endzweck uninteressant. Wir befürchten daher, daß wenige Leser den eigentlichen Kern aus dieser Geschichte herausklauben, sondern sich vielmehr nur mit der Schaale amüsiren werden.

Die Kutsche, eine satyrische Geschichte. Leipzig, bey Haug. 1781. 108 S. 8.

Eine Kutsche, wenn sie doch personificirt werden soll, mag allenfalls den Kutschern und Reitknechten ihre Schicksale

als

als Fuhrwerk vorerzählen, wie sie zum Beyspiel als eine seufzende Kreatur von einem Graf Reitbahn ist gemißhandelt, über Stock und Stein gejagt, an den Ecken der Straßen zerschellet worden; wie vielmal sie sich überschlagen, wie viel große Leute und Kinder sie überfahren hat u. s. w. das haben nach Maaßgabe ihrer Natur und Beschaffenheit eine Bankonote, ein Dreybätzner, und andere unbelebte Dinge mehr gethan. Aber daß sich eine Kutsche gar in litterarische Angelegenheiten mischt, eine Vollmetscherin der letzten Thaten und Empfindungen des leidenden Werthers wird, und hier dem Publikum verschiedene ihm attribuirte Gedichte bekannt macht, die er doch nicht in der Kutsche, sondern in seinem Zimmer oder im Garten gedichtet hat, an welchen Orten das litterarische Fuhrwerk seinem Besitzer doch keine Gesellschaft geleistet hat, da es lange Zeit einsam in einem Stalle verwahret wurde: das ist ein so bisarrer Einfall, den der gesunde Menschenverstand dem Autor nicht verzeihen kann.

Oz.

7. Weltweisheit.

Psychologische Bemerkungen in Briefen. Nördlingen, bey Becken. 1781. in 8. 171 Seiten.

Sollte der Titel dem geehrten Leser nicht gefallen, so können wir das gleich ändern.

Also: Erinnerungen aus der Pastoraltheologie;

Oder: Pathologische Bemerkung bey Schwermüthigen;

Oder: Gewirre über Religionsverfall;

Oder: Widerlegung aller bisherigen Systeme von der Uebereinstimmung der Seele und des Leibes.

Doch, der Leser mache sich den Titel selbst, es wird alles gleichen Grund in der Abhandlung haben, nur nenne man es nicht: Psychologische Bemerkung.

So

So haben wir denn wieder den Fall, daß ein Freund, mit seinem Zureden, die Herausgabe eines elenden Gewäsches auf seinem Gewissen hat. Der Verfasser hat sich nicht genannt, will im Dunkeln wandeln. Er thut wohl daran. In den Briefen giebt er sich als einen Prediger auf dem Lande ziemlich zu erkennen, und sagt, er wolle das Publikum künftig vorsichtiger unterhalten. So viel an uns ist, verbitten wir diese Unterhaltung ganz. In seinem Amte kann und wird er gewiß ein nützlicher Mann seyn, nur psychologische Bemerkung ist seine Sache nicht. Er sagt selbst, er habe verschiedene Mängel entdeckt; wir sagen ihm das auch, und beweisen es gleich.

Im ersten Briefe werden bekannte Sachen im schleppenden Style deklamirt. Jedermann weiß, daß der Selbstmord oft durch Krankheiten bewirkt wird. Die Obrigkeiten haben auch an den meisten Orten, in der Beerdigung solcher Unglücklichen, darauf Rücksicht genommen.

Probe von der Schreibart:

„Ich ließ ihn auf den Stuhl setzen,
„den Arm entblössen, befel dem Chirurgus
„zu schlagen, und laufen zu lassen ꝛc.

Im 2ten Briefe werden hysterische Zufälle einer Frau beschrieben. Alles alltäglich. Sie hat immer Einen und denselben mörderischen Gedanken, ob sie ihn gleich verabscheuet. Der Philosoph soll ihr das erklären, er weicht aber einstweilen aus, ob das gleich alles sehr natürlich zugeht. Die zerrüttete Einbildungskraft hat diesen Gedanken, bey dem wiedernatürlichen Umlaufe der Säfte, einige mal hervorgebracht, gewöhnt sich an ihn, ohne daß es die Kranke merkt, und so kommt er, bey jeder ähnlichen Empfindung des Körpers, wieder. Oft erhalten daher solche Gedanken viel Lebhaftigkeit und Gewalt.

S. 32. tritt nun der Systematiker auf. Er schreibt dem Körper Handlungen zu, die andere dem Geiste des Menschen zueignen. Welche Art zu reden: der Körper handelt, wenn in ihm Zerrüttungen vorgehen! Da leidet er ja. Der V. will untersuchen, wie weit die Gränzen des Gehirns und der Nerven gehen, und wo das Geschäfte des Geistes seinen Anfang nehme. Grade, als wenn hier ein Faden geknüpft werden könnte, und das ein prius und posterius wäre!

S. 34. nimmt er einen gedoppelten Willen an. Der eine hängt von den Leidenschaften des Körpers ab, der andere von der richtigen Beurtheilung des Geistes. Der Verf. muß in der

Metaphyſik ganz unerfahren ſeyn, und von facultatibus animae inferioribus ac ſuperioribus gar nichts wiſſen.

S. 35. „Erſchrick nicht, Lorenzo, wenn ich dein „Gedächtniß, deinen Witz (nun wird er böſe!) bloß „in deinen Körper ſetze. Das nenne ich pſychologiſche Bemerkung! Wenn der Verf. doch nur den Materialismus ohne Umſtände annähme, ſo wäre ſein Syſtem zuſammenhängender.

S. 38. belehret uns der Verf., daß 1 Theſſ. 5. 23. die Seele nichts anders, als die Kraft des Bluts, und der Nerven ſey. Das dabey ſtehende Wort Leib wird alſo wohl die untern Seelenkräfte bedeuten, ſo iſt alles vollkommen umgekehrt.

S. 39. iſt die Vernunft des Geiſtes zwar Königin, wenn aber die Sinne rebelliſch werden, dann hört die Freyheit und Zurechnung auf. Wie unverdaut, und allgemein! Iſt es denn der Vernunft nicht möglich, daß ſie beſſere Mannszucht halten kann?

S. 40. ſoll der Schinder den nicht in ſeine Hände haben, der ſich nothwendig hat umbringen müſſen. Die Sache, worüber der V. eifert, hat Grund. Aber, wenn wir als Philoſophen reden wollen, ſo iſt gewiß, daß die angeführte Nothwendigkeit zum Selbſtmorde, die er aus der Krankheit des Körpers, auch nicht mit Unrecht, ableitet, gemeiniglich mit vielen vorhergegangenen und mitfolgenden freywilligen Verſchuldungen des Leidenden verknüpft geweſen. Ohne daß wir hiedurch jener häßlichen Gewohnheit das Wort reden wollen. Bey einer ganz unzuläßigen Imputation, der der V. anhängt, müßte die größte, möglichſte Zerrüttung aller zur Freyheit gehörigen Seelenkräfte, ohne die geringſte Verſchuldung des Kranken entſtanden ſeyn, und jede vernünftige Betrachtung hypothetiſch unmöglich gemacht haben. Ein äuſſerſt ſeltener Fall!

S. 48. ſagt der V. die Zerrüttung der Seelenkräfte ſey eine natürliche Folge der Sünde Adams. Nach dieſem Syſteme müßte nun aber auch die Zurechnung nicht ſtatt finden. Das fühlt der V. und ſagt: Chriſtus hat den Schaden wieder gut gemacht. Sollte Lorenzo das Gewirre nicht ſchon in den Schulen gehört haben!

S. 50. „der Menſch iſt ſeiner Freyheit beraubt, „(actu) wenn ſeine Maſchine zerrüttet iſt. Antw. Die Beraubung ſteht im Verhältniſſe mit der Zerrüttung, und beyde ſind ſelten total. „Der Geiſt kann nicht zerrüttet wer-

„den.„

„den.„ Antw. Als Geist, so lange er im Gebrauche der obern Kräfte sich befindet, nicht. So lange jemand wacht, schläft er nicht. „Er kann sein Denken fortsetzen, aber nicht sein „Bewußtseyn.„ (Soll heissen: er kann zuweilen nur confuse, nicht aber deutliche Vorstellungen haben.) „Er kann „wollen, aber die Maladie kann ihm widerstehen.„ (Soll heissen: die Krankheit hindert ihn an deutlichen Begriffen.) Wenn aber alles dies die Imputation aufheben soll, so muß die Krankheit, welche die Freyheit hypothetisch unmöglich macht, ohne alle Schuld entstanden seyn. Man sieht aber leicht, wie unbestimmt der V. alles durch einander wirft, und von den mathematischen Erkenntnissen über den Grad der Verschuldung, und der daraus fliessenden Imputation, keine Idee hat.

S. 51. „die sinnlichen Begierden herrschen nicht im „Geiste, sondern im Leibe. (Soll heissen: die Krankheiten des Leibes geben oft Anlaß zu sinnlichen Begierden der Seele.)

S. 52. soll die Wiedergeburth die sinnlichen Begierden aus dem Leibe hinaus schaffen. Wo bleiben sie aber denn? Fahren sie in den Geist, oder hat der Wiedergeborne keine sinnlichen Begierden mehr? Verwirrung und kein Ende! Die vernünftige Beschränkung und Richtung der sinnlichen Begierden ist ja ein Stück der Besserung, oder Wiedergeburth selbst.

S. 62. ist unser Körper eine Maschine, die ihr Leben für sich hat, und von unserm unsterblichen Geiste so wenig belebt wird, als er von ihm. Da haben wirs. Körperliche Handlungen haben also keine Freyheit, und keine Imputation, beydes setzt die Wirkung der Seelenkräfte voraus. Wer sollte doch aber nun vermuthen, daß der V. bey alle dem S. 65. von den Systemen, über den Zusammenhang der menschlichen Seele und des Leibes, schwatzen würde! Der influxus physicus findet, nach seiner Meynung, nur alsdenn statt, wenn die Seele frey befehlen kann. Der Veränderungen wären also, auf diese Art, viel.

S. 66. stellen die Nerven der Seele die Bilder vor. Es müßte doch also wohl ein Zusammenhang seyn. Endlich erhält Leibnitz mit seiner Harmonia præstabilita seine Abfertigung auch. Der V. bürdet ihm auf, er lehre, daß Gott, nach ewigen Gesetzen, der Maschine sowohl, als dem Geiste seine Handlungen vorgeschrieben. Recensent weiß davon kein Wort.

Leibnitz sagt: Gott verband denjenigen Leib mit derjenigen Seele, bey welcher die gröſste Uebereinstimmung möglich war. Zwischen beyden ist nun ein influxus idealis, den Baumgarten so deutlich macht. Dergestalt haben die Veränderungen der Seele, in der Seele und dem Körper zusammen ihren Grund; und die Veränderungen des Körpers haben im Körper, und der Seele auch ihren Grund.

S. 67. kehrt der V. Leibnitzens Ungereimtheiten aus. Alle Freyheit, sagt er, geht verlohren, denn die Handlungen sind zu bestimmt. (Was heiſt bestimmt? Nichts weniger als erzwungen. Gott hat sie gewuſt, weil alles nach Gründen erfolgt. Macht das Vorherwissen Gottes eine Nothwendigkeit der Handlungen selbst aus?) Der V. frägt: Hat Gott die Maschine nach dem Geist, oder den Geist nach der Maschine eingerichtet? Antw. Eins nach dem andern. Bey der unendlichen Verschiedenheit der Seelen, und der unendlichen Mannichfaltigkeit der Körper verband Gott, was zusammen gehört. Der V. „In der Maschine liegt keine Freyheit, sie wirkt nach den Gesetzen der Natur. (ist auch so recht) „Wie kommt es denn, daſ ihre Wirkungen aufgehalten, geändert werden? (weil sie mit der Seele in arctissimo commercio steht.) „Hält Gott die Maschine auf, oder die Seele? (Verstehe den Herrn nicht. Die Maschine hält sich zuweilen, nach körperlichen Gesetzen, fest auf; zuweilen hält die Seele per influx. idealem sie auf. Gott — indem er beydes so geordnet hat.) Der Labyrinth, worinn der V. zu versinken glaubt, besteht in seiner Einbildung. Ein confusionarius, wenn er unreife psychologische Bemerkungen macht, fällt bald in einen Labyrinth. Das System der Unwissenheit, sagt der V., ist das allervernünftigste, denn brauchen wir aber seine psychologische Bemerkung auch nicht. Im folgenden behauptet er wieder, daſ es körperliche Handlungen, mit gänzlicher Ausschlieſsung der Seele, und geistige Handlungen gebe, die keinen Grund im Körper haben. Da hörte dann das commercium auf.

Siebenter Brief. Ueber Mangel des Glaubens an Jesum. Misbrauch des Witzes, besonders bey jungen Mädchen. Narren sollen gegeiſselt werden mit der Satyre, und wer sich über seine Sphäre schwingt, sey ein Narr.

Achter

Achter Brief. Der V. habe sich selten in der Beurtheilung eines Menschen, aus seiner Bildung, betrogen, wenn er sich aber betrogen, so habe er sich recht betrogen. Ein dicker, mit Phlegma umschanzter Kopf habe Gedächtniß, dummen Eigensinn, und Stolz. Und das allgemein?

S. 80. liegen Vorstellungen und Leidenschaften im Temperament. Das Temperament sey aber die Mischung der Säfte, mithin liegen Vorstellungen und Leidenschaften in der Mischung der Säfte. Materialismus. Ein Prediger müsse das Temperament beurtheilen, aber es wären selten die Männer darnach, und das rühre daher, weil das geistliche Amt verachtet, das Brodt zu dürftig, als daß sich Leute von Gaben entschliessen sollten, diesen Stand zu wählen. Ist alles in mißmüthiger Laune und Eigendünkel gesagt. Kein vernünftiger verachtet das geistliche Amt, wenn manche Lehrer mit persönlichen Mängeln sich nur nicht herabwürdigten. Ihr Brodt ist, im Verhältniß mit andern Ständen, billig und hinlänglich ausgetheilt. Der Dorfprediger kann mit seinem wenigen so gut ausreichen, wie der Minister mit vielem: denn der erste braucht wenig, der andere viel. Daß auch noch immer, Männer von großen Geistesgaben diesen Stand wählen, lehrt die Erfahrung genug.

Neunter Brief. Pastoralklugheit empfohlen. Der Verf. will den Lorenzo, wenn er nicht bald antwortet, mit einem Paquet psychologischer Grillen, und einem Pack Familienpredigten strafen. Wir dächten, mit psychologischen Grillen wäre Lorenzo schon gezüchtigt bis aufs Blut

Im zehnten Briefe nimmt hierauf Lorenzo eine ernsthafte Miene an, welches ihm auch zu rathen steht. Der Verf. will aber doch noch nicht glauben, daß er über keine Philosophie zu urtheilen vermag. Lorenzo spricht: Wie kommt der Mann, bey unsern systemlosen Zeiten auf drey Systeme? Lorenzo aber irret, der V. hat ihrer weit mehr, indem er schreibt, fällt ihm wieder eins ein, und zwar das systema mutui imperii. Hätte das Wort *influxus* ihn nicht beleidigt, so sollte sein System mit dem *influxu physico* einerley seyn. Als wenn das Wort imperium nicht auch uneigentlich wäre! Die Freude mit dem influxu physico dauret aber auch wieder nicht lange, denn S. 107. taugen wieder alle drey Systeme gar nichts. Der V. widerlegt hierauf jedes insbesondere. Denn Recensenten eckelt aber der größte Theil dieser Widerlegungen

an, indem der Verf. keines genau kennet. Die vorherbestimmte Harmonie kommt am schlechtesten davon. Wenn die Handlungen der Menschen im vorhergehenden ihren Grund haben, so, glaubt er, müßten die Menschen lebendige Uhrwerke seyn. (Die Lehre de ratione sufficiente auf einer andern Manier.) Das Gespenst von Nothwendigkeit, welches er sich einbildet, zum Schaden der menschlichen Freyheit, rührt daher, weil er die physische und moralische Nothwendigkeit nicht kennet, und doch sollte man denken, diese unverdauten Begriffe von fataler Nothwendigkeit wären ihm lieb, weil er vorher davon so viel geschwatzt, und deshalb die Freyheit und Zurechnung körperlicher Handlungen geleugnet hatte. S. 128. Ein Ausfall auf den Hamburgischen Magistrat. S. 136. sind Leidenschaften, heftige Bewegungen im Körper, die nach der verschiedenen Beschaffenheit der Lebensgeister, bey gewissen Reitzungen entstehen. O weh, nun sind gewiß die facultates occultae nicht weit! Ihre Moralität erhalten sie erst, wenn der Geist des Menschen entweder widersteht, oder sich besiegen läßt. Also hängt die Moralität der Leidenschaften vom Belieben ab, weil es einen statum medium giebt, in welchem der Geist nicht widersteht, sich aber auch nicht besiegen läßt. Wie kann der Verf. S. 138. den sel. Baumgarten in sein Gewirre ziehen? Der sagt: appetitiones aversationesque fortiores, ex confusa cognitione, sunt affectus. Ist dann confusa cognitio die Mischung des Bluts? Man muß sich wundern, daß dennoch der Verf. die Herrschaft über die Affekten gebieten kann. S. 158. behauptet der V., bey Davids Vergehungen habe seine Seele nicht frey gedacht, weil er keinen vernünftigen Gedanken hatte, (actu dachte er nicht frey, eben darum, weil er seine Vernunft nicht brauchte. War es ihm aber absolut und hypothetisch unmöglich, der Leidenschaft, in ihrem Entstehen, zu gebiethen?) „Irrig könne die Seele wohl denken, aber ob lasterhaft, das sey eine andere Frage. (Irrthümer betreffen den Verstand, Laster betreffen den Willen. Läugnet der V. aber die ganze facultatem appetitivam animae: so wirft er alle Moralität und alle Imputation über den Haufen, und der Mensch wird wirklich eine Maschine seyn, die Gott nicht belohnen, nicht bestrafen kann.) Der V. muß den Ausbrüchen der Leidenschaften in seinem Leben nicht deutlich nachgedacht haben. Konfuse Vorstellungen können Wallungen des Bluts befördern und unterhalten, so wie unordentliche Mischung der Säfte wie-

der-

derum die Einbildungskraft verderben kann. Das Commercium hört nie auf. Eins hat immer Einfluß auf das andere.

Wie er selbst sagt, empfängt ja die Seele ihre Bilder durch den Körper. Eigentlich empfängt sie das Gehirn, darum sie materielle Bilder heissen, und aus ihnen entsteht die Vorstellung der Seele, je nachdem sie ihr deutlich oder undeutlich erscheinen. Ueber diese materiellen Bilder findet, in Absicht ihrer Beförderung, oder Ausrottung viel Herrschaft, viel Freyheit, als möglich, statt. S. 167. soll die Verschiedenheit der menschlichen Denkungsarten lediglich vom Körper herrühren. Ein schöner Philosoph, dem alle Menschenseelen gleich sind! Leibnitz erwies, daß nicht einmal zwey ganz gleiche Blätter existireten. Der Schöpfer hätte also die Seelen der Menschen umhergeworfen, unbekümmert, in welchem Körper sie wohnen sollten! Nähme doch der V. nur grade hin den Materialismum an, denn rührte alle Verschiedenheit von der Nervenspannung und dem Umlaufe der Säfte her, dann wäre aber auch keine einfache Seele da. Wir sind froh, daß die elende Schrift geendiget ist.

Hr.

Johann George Sulzers vermischte Schriften. Eine Fortsetzung der vermischten philosophischen Schriften desselben nebst einigen Nachrichten von seinem Leben und seinen sämmtlichen Werken. Zweyter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1781. groß 8. 237 Seiten, die Nachrichten 144 Seiten.

Vom sel. Sulzer selbst haben wir hier fünf Abhandlungen: über die Seelenunsterblichkeit physisch betrachtet; nebst einem kurzen Zusatze; Gedanken über den Ursprung und die verschiedenen Bestimmungen der Wissenschaften und schönen Künste; Ehrengedächtniß von Catharine Wilhelmine Sulzer, geborne Keusenhof; Entwurf des Mitauischen Gymnasiums; und Gedanken über die beste Art, klaßische Schriftsteller der Alten mit der Jugend zu lesen. Vom Herausgeber, der sich am Ende des Vorberichts Blankenburg unterschreibt, die Nachrichten von Sulzers Leben und Zusatz zu den Abhandlungen über die Seelenunsterblichkeit. Wir wollen von jeder der Ord-

nung nach reden. Bey der Lebensbeschreibung beklagt der V. mit Recht Mangel an persönlicher Bekanntschaft mit dem sel. Sulzer, und an zulänglichen individuellen Nachrichten von der Geschichte seines Geistes und Herzens. Er hat daher sich mit Zusammentragung, von Nachrichten aus Hr. Hirzels Schrift an Gleim über Sulzer, aus Hr. Formeys Eloge, aus dem deutschen Museum, aus der Sammlung freundschaftlicher und gelehrter Briefe; und dem Sulzerischen Briefwechsel mit Hn. Reich, begnügen müssen. Der Fall der meisten Biographen, dessen nachtheiliges aber die wenigsten, wie es hier geschildert wird, empfinden. Doch auch so ist diese Lebensbeschreibung mehr als Compilation geworden. Der Verf. bemüht sich aus dem gegebenen tiefere Blicke in die geheimern Triebfedern zu thun, und so alles zu einem pragmatischen Ganzen zu vereinen. Wir zeichnen einiges aus, den Leser auf diese wohlgerathene Arbeit aufmerksam zu machen. Sulzers Vater liebte den Gartenbau, und ließ ihn oft mit sich daran arbeiten; vielleicht entstand daraus Sulzers beständige Neigung zum Landleben und Liebe zur Naturgeschichte. Mit seinem Studieren wollte es anfangs nicht fort, bis er durch Johann Gesner mit der Experimentalphysik bekannt wurde. Eben von ihm lernte er auch systematisch denken, weil er alles gelesene in systematische Register zu tragen gewohnt war. Daher er schon im achtzehnten Jahre an Wolfens deutscher Metaphysik groß Vergnügen fand. Seine ursprüngliche Bestimmung zum Theologen, und Aufenthalt bey einem Theologen während seines Vikariats zu Maschwanden, gaben wohl seinem Geiste die Wendung, der Naturgeschichte sich zur moralischen Vervollkommung des Menschen zu bedienen, welches er hernach auch auf die schönen Künste, und spekulativen Wissenschaften übertrug. Seine ersten litterarischen Arbeiten verschafften ihm mehrere, und darüber vergaß er seine Theologie ganz, legte sein Vikariat nieder, und ward Hofmeister zu Wyden an der Thur, unbekannt aus welchen Beweggründen. Von da sehnte er sich bald weiter in die Welt, und nahm eine Hofmeisterstelle zu Magdeburg an. Hier konnte er seiner Neigung zur Naturgeschichte folgen; wurde aber auch bald mit den meisten damals lebenden schönen Geistern bekannt, und in die schöne Litteratur gezogen. Auszeichnenden Fortgang machte er darinn nicht, welches auch angezogene Stücke aus damaligen Briefen beweisen. Vielleicht weil er zu spät mit den Musen bekannt wurde, wie der V. muthmaßt; vielleicht aber auch noch mehr, weil es ihm an Biegsamkeit und Stärke der Einbil-

bildungskraft fehlte. Hier errichtete er auch mit Bodmer eine Zeitlebens gedauerte, und für Allgemeinmachung seines Geschmackes nicht sehr vortheilhafte, Verbindung. Auch wurde hier die Bekanntschaft mit dem Herrn O. C. R. Sack gestiftet, welche ihm den Weg zu einer Stelle am Joachimsthalischen Gymnasium in Berlin, und dadurch zu seinem beständigen Aufenthalte daselbst bahnte. Besonders interessant, und sehr charakterisirend sind die Nachrichten von seiner letzten Krankheit, und den Vorbereitungen des Philosophen zum Tode.

In den Abhandlungen über die Unsterblichkeit sucht Sulzer einen neuen Weg, für Materialisten und Spiritualisten gleich brauchbar; vornämlich aber für die erstern. Er will nämlich aus der Analogie darthun, daß die Seele nicht vergeht, sondern in einem neuen Körper zu einem neuen Leben bestimmt ist. Natürlich beruht diese Analogie auf die Bedingungen, daß die Seele für sich Substanz, und keine Substanz vernichtbar durch Naturwege ist. Letzteres zeigt er sehr einleuchtend durch die Fortdauer der Gattungen, als welche ohne Erhaltung gewisser beständiger Keime sich nicht gut denken läßt. Aber ersteres, und zwar gegen die Materialisten das wesentlichste, ist dadurch, daß die Nerven nicht empfinden, und bey körperlichen Krankheiten die Seele oft gesund bleibt, nicht hinlänglich erwiesen. Und dies müßte es doch in möglicher Strenge werden, weil ohne dies aller analogischer Schluß unstatthaft wird. In seinem Zusatze bemerkt der Uebersetzer dies mit Recht, und Anführung dessen, was sich vorzüglich entgegensetzen läßt. Er versucht dafür andere Beweise, vornämlich aus Hemsterhuis Lettre sur l'homme &c., zu geben. Diese sind in so fern strenger, als sie sich auf die Verschiedenheit der Bewegungsgesetze beseelter und unbeseelter Wesen stützen. Allein noch immer bleibt dem Materialisten die Ausflucht, daß wir nicht alle Bewegungsgesetze und dringende Kraft ihrem Wesen nach genug kennen; um aus ihrer Verschiedenheit auf Verschiedenheit der Subjekte zu schliessen. Apodiktisch also ist dieser Beweis freylich nicht: aber doch immer von großem Gewichte; weil wir aus unsern Datis nicht anders als so schliessen können. Wer daher nicht aus andern Gründen dem Materialismus gewogen ist, der die Seele zu einer Kraft der Organisation macht, kann seiner Kraft schwerlich ausweichen. Kommt nun noch dazu, daß alle Erklärungen der Seelenerscheinungen aus blossem Mechanismus nicht nur unzulänglich, sondern auch gegen manche Fakta sind: so gewinnt

dieser Beweis neue Festigkeit: von diesen letztern sagt der Uebersetzer nichts. Hat man einmal die Sache so weit gebracht: so schadet man sich durch Annehmung einer ausgedehnten Seele selbst wieder; denn nun kann der Materialist erwiedern, dieselbe Kraft, welche ihr nicht in der Organisation zu wohnen dargethan habt, soll doch im ausgedehnten und soliden wohnen, also kann ja doch ein körperliches Wesen denken: warum denn nicht auch noch mehr ein dazu organisirtes körperliches? Man sieht also, daß Sulzers Gemeinstraße für Materialisten und Nichtmaterialisten nicht die vortheilhafteste ist. Ganz richtig urtheilt daher der Uebersetzer, daß weder Immaterialisten, noch Materialisten durch diesen Beweis viel geholfen ist. Etwas mehr würde man vielleicht gewinnen, wenn man den analogischen Schluß blos auf der Seele Substantialität anwendete; und nun mit Sulzer so fortschlösse: die Seele ist eine Substanz; Substanzen werden natürlich nicht vernichtet, müssen mit gewissen specifischen Eigenschaften im Universum fortdauern; müssen, nach ähnlichen Erfahrungen wieder anderswo gebraucht werden, und unterandern Umständen mehrmals handelnd erscheinen. Allein auch so würde man nur die Fortdauer der Seele während des Daseyns des Universum glaublich gemacht haben, wie wenn nun alles einmal vernichtet würde? Hier hört aller analogischer Schluß auf, und man muß nur entweder zu den moralischen Eigenschaften der Gottheit Zuflucht nehmen, oder auch die Ewigkeit aller Substanzen darzuthun suchen. Auch so folglich wird der Gewinn aus diesem Schlusse nicht groß. Unsers Erachtens wird sein ganzes Verdienst darauf zurückkommen, daß er eine gewisse Art sinnlicher und anschauender Ueberzeugung dem verschafft, der entweder abstrakte Schlüsse nicht fassen, oder auch sich nicht gegenwärtig genug erhalten kann.

Die übrigen Abhandlungen sind längst bekannt, und bey Kennern gerichtet; wir haben uns bey dieser, weil sie die neueste ist, und auch vom Uebersetzer beurtheilt wird, etwas länger aufgehalten. Der Leser wird daraus von selbst den Schluß gezogen haben, daß er in der Philosophie gründliche Einsichten besitzt, und selbst denkt. Die Uebersetzung ist durchgehends fliessend, und unsrer Sprache angemessen.

Widersprechende Fragmente neuerer Philosophen aus ihren Schriften. Aus dem Französisch. Vierter Theil.

Theil. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann. 1781. in 8. 200 Seiten.

Noch sehen wir kein Land, in vier Wochen bedroht man uns mit dieses vierten Theils anderm Stücke, und dem Inhaltsverzeichnisse. Welche herrliche Magen müssen nicht Leser haben, die so zusammengeraffte, unzusammenhängende, nichts recht ergründende Gedanken, nun schon vier Bände hindurch ertragen können! Doch man kann aus diesem Buche von mancherley Dingen ein Wort mit sprechen lernen, und viel mehr wird ja meistentheils nicht erfordert, um gelehrt zu seyn. Hier also findet man Schilderung einiger alten Weltweisen, des Epikur, Cicero, Cato von Utika; besondere Nachrichten vom Mahomed; Untersuchung einiger Anecdoten neuerer Zeit; Geschichte des Marschall d'Ancre; Geschichte der Künste bey den alten Völkern; über den Krieg; von den Künsten und Wissenschaften, die den Verstand beschäftigen, und von den berühmten Männern, welche sie bey den Alten bearbeitet haben; von den höhern Wissenschaften; vom Zustand der Künste in America zur Zeit seiner Entdeckung; endlich Vergleichung der Alten und Neuern.

Wr.

Ueber die Denkart der Taubstummen und die Mishandlungen, welchen sie durch unsinnige Kuren und Lehrarten ausgesetzt sind. Ein Fragment von Samuel Heinike, Director des churfürstl. Sächsischen Instituts für Stumme in Leipzig. Leipzig, bey Hilscher. 1780. 8. 52 Seiten.

Dieser Aufsatz bezieht sich auf die Beobachtungen über Stumme, und über die menschliche Sprache, die der Verf. vor einigen Jahren herausgab, und hat eben denselben Zweck, taub- und stummgebohrne Personen vor Mishandlungen zu verwahren. Es giebt, wie der V. behauptet, und aus häufigen Erfahrungen bemerkt hat, selbst unter Gelehrten noch immer Männer, die sich von der Taubstummheit entweder gar keinen, oder nicht den rechten Begriff machen, und sich nicht vorstellen, daß ein von zartester Kindheit an fehlendes Gehör auch zugleich den Mangel der Sprache bey sich führe, und daß ein taubgebohrnes,

bohrnes, oder ein solches Kind, das sein Gehör in den Jahren, ehe es sprechen lernet, verliert, stumm werden und seyn müsse. So unglaublich dies scheint, so führt doch der V. einen Fall an, da ein Vater ihm seinen taubstummen Sohn gebracht, der aber, wie der Vater gestehet und klaget, durch Schnitte und öftere Lösungen des Zungenbandes, die auf die Verordnung und unter der Aufsicht des Physici des Orts vorgenommen worden, elend zerstümmelt, und zum Sprechen ganz untüchtig gemacht worden, und er klagt, daß wenige Taubstumme zu ihm gebracht worden, die nicht durch dergleichen unsinnige Kuren gelitten haben.

In dem übrigen Theil dieses Aufsatzes bemühet sich der V. zu zeigen, wie unhinlänglich und zweckwidrig die üblichen Lehrarten für die Taubstummen sind, daß weder durch die Pantomimensprache des de L' Epee, noch durch Schriftsprache und die darauf gegründete und daraus hergeleitete Tonsprache des Pereire und des Champs etwas weiter als mechanische Töne, keinesweges aber vernünftige Begriffe bey Taubstummen entwickelt, und richtige Kenntnisse denselben beygebracht werden können. Durch Pantomimen können, wie er richtig bemerkt, nur sinnliche Begriffe ausgedruckt und bezeichnet werden, weil abgezogene Begriffe aller Arten in dazu bestimmten Zeichen eine kultivirte Sprache voraussetzen; und wenn es auch zur Bezeichnung abgezogner Begriffe eine Pantomimensprache geben sollte, so würde sie nur dem Lehrer und Schüler, und sonst keinem, verständlich seyn. Die Schriftsprache ist ein unzureichendes Mittel, Begriffe zu entwickeln, weil die Bezeichnung der Dinge durch Buchstaben kein dauerhaftes, der Seele vorschwebendes Erinnerungsmittel giebt, das ihr zur Darstellung des abwesenden dadurch bezeichneten Gegenstandes dienlich wäre. Die vier Buchstaben, woraus das Wort Brod bestehet, bleiben nicht in der Seele, machen in derselben kein Bild, das den abwesenden Gegenstand angeben oder in dieselbe zurückrufen, und einigermaaßen die Stelle des Tons oder Namens vertreten, und die nämlichen Dienste leisten könne. Folglich lernt der Taubstumme durch diese Buchstabenschrift nicht denken. Wie schwer oder vielmehr unmöglich dies sey, erhellet nicht nur daraus, daß, wie der V. auch bemerkt, diese Buchstaben mit dem bezeichneten Gegenstande nicht die geringste Aehnlichkeit haben, sondern auch aus diesem Umstand, daß eben diese vier Buchstaben, nur in einer etwas veränderten Ordnung, einen ganz andern Gegenstand andeuten; z. B. Bord, welches zu unendlichen Verwechselungen

selungen und Verwirrungen Anlaß geben, und schon allein diese Buchstabenschrift ganz untauglich machen muß, ein der Seele brauchbares Bild zur Erinnerung abzugeben. Aber daß auch die Tonsprache, insofern sie sich auf die Schriftsprache gründet, und daraus hergeleitet wird, kein zureichendes Mittel zur Entwickelung der Begriffe bey Taubstummen sey, darüber belehrt uns der V. folgendermaßen: „So wenig wie nun dergleichen „Lehrer etwas zur Begriffentwicklung bey Taubstummen mit „Schriftsprache auszurichten im Stande sind, eben so wenig und „noch viel weniger können sie es mit Tonsprache: denn sie kennen weder ihre eigne, noch der Taubstummen Denkart. Sie „haben weder vom Inhalt noch Werth des Tons Begriffe, und „noch weniger von den Verrichtungen der Sprachwerkzeuge bey „der Tonsprache. Sie nehmen die Tonsprache alsdenn erst mit „ihren Lehrlingen vor, wenn diese etwas schreiben können; „und martern sie dadurch auf eine unbeschreibliche Art, mit „Kehlendrücken, Zungenlegen, Spiegelvorhalten, Luftpressungen, Fingeralphabeten, ohne zu wissen, warum? Kennten sie „die bey Erlernung der Tonsprache, auf einanderfolgende Actus „oder Stufen der Empfindungen bey Hörenden, so würden sie „dergleichen Thorheiten mit Taubstummen unmöglich vornehmen. „Denn die Tonsprache muß auch bey Taubstummen zur Entwickelung der Begriffe, am ersten zu Zeichen der Gedanken „gebraucht, und die Schriftsprache nur auf die Tonsprache gegründet werden, eben so wie bey uns Hörenden. Und auf „welche Art sollen nun einem Taubstummen durch Tonsprache, „wie sie diese Männer lehren, Begriffe aller Arten entwickelt „und befestiget werden? etwa durch Schriftsprache, die zwar „für Taubstumme auf dem Papier gegenwärtig, nicht aber ab„wesend, und mit Gegenständen zugleich, zum Denken verbunden und gebraucht werden kann, wie wir schon gesehen haben. „Das wäre ja der unsinnigste Unsinn, der sich nur denken ließe! „oder soll der Taubstumme die Tonsprache nur auf die in die „Sinne fallenden Gegenstände setzen, und sie damit bezeichnen? „Woher nimmt er denn ohne Schriftsprache hernach Zeichen „zu abgezogenen Begriffen? da steckts und muß es stecken bleiben. „Mit einem Wort, der Taubstumme kann nur, nach der Lehrart dieser Männer, einige in die Sinne fallende Gegenstände, „mit Tonsprache, in kauderwälschen Tönen bezeichnen lernen; „die er aber bald wieder zu sprechen unterläßt, weil er überhaupt ohne grammatikalische Kenntnisse nicht weit damit kommen kann; und darum geht er lieber wieder zu seiner Gebehr-

„den

„denſprache zurück, wovon er doch noch etwas ſieht. Abſtrakte „oder tranſcendente Begriffe bleiben alſo nach der Lehrart die„ſer Männer ihren Lehrlingen verborgen. Denn kurz: da man„cherley Vorſtellungen von Sachen in uns aus Empfindungen „entſtehen, ohne daß äußere Gegenſtände ihnen entſprechen, „und auf die nämliche Art nach ihnen beurtheilt werden können, „den Taubſtummen aber nach der Lehrart dieſer Männer die „Hülfsmittel der Zeichen zum Uebergange von einem Begriffe „zum andern mangeln: ſo iſt es auch unmöglich, daß er die „überzeugende Kraft abgezogener Schlüſſe faſſen könne; ſondern „er wird, wenn er ſich daran wagt, ſtatt der Juno eine Wolke „erhaſchen, und von alle dem nichts verſtehen.“

Was ſeine eigne von allen dieſen verſchiedne Lehrart für die Taubſtummen anbetrifft, ſo giebt der V. hier nur einige entfernte und dunkle Winke, verſichert aber, daß er durch dieſelbige bey dieſen Unglücklichen vernünftige Begriffe entwickelt, und ſie fähig gemacht habe, Künſte und Wiſſenſchaften zu erlernen. Er ſagt nur ſo viel, daß er in denſelben der natürlichen Stuffenfolge, wie bey Hörenden Begriffe erweckt und entwickelt werden, nachgehe, und daß er nicht abgeneigt ſey, dieſe ſeine Methode in einer ausführlichen Anweiſung bekannt zu machen, und da das Werk Koſten erfordere und der Abſatz ungewiß ſey, es gegen Pränumeration herauszugeben.

Sittenlehre der Vernunft. Zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen von Johann Auguſt Eberhard. Mit königl. Preußl. Freyheit. Berlin, bey Nicolai. 1781. 8. S. 217.

„Es iſt billig,“ ſagt der Verf. in der Vorrede, um ſich gegen den Vorwurf, als ob er die ohnehin ſchon zahlreiche Menge akademiſcher Lehrbücher unnöthig vermehrt habe, zu rechtfertigen, „daß man dem Lehrer einer Wiſſenſchaft überlaſſe, auf welchen „Faden er eine gewiſſe Anzahl elementariſcher Begriffe und Sätze „aufreihen wolle, weil man vorausſetzen kann, daß er das „Bedürfniß ſeiner Zuhörer beſſer als jeder andrer kenne, und „daß ihn ſeine Erfahrung, ſo kurz ſie auch ſeyn mag, am beſten „belehrt habe, welche Elementarbegriffe er aus der jedesmaligen „Maſſe der Wiſſenſchaft herausheben, und in welcher Ordnung er ſie zuſammenſtellen müſſe, damit der Anfänger in den „Stand

„Stand geſetzt werde, durch fortgeſetzten Fleiß und Aufmerk„ſamkeit, vermittelſt ſeiner künftigen Erfahrung, ſeines Nach„denkens und Bücherleſens, die gegebnen Faden am leichteſten „fortzuſpinnen, oder die wohlgeordneteſten Fächer erhalte, wo „ſein künftiger eigner Fleiß, ſeine künftigen Reichthümer am „bequemſten eintragen kann.“ Wenn wir aus dieſem ſehr richtig angegebnem Geſichtspunkte von dem gegenwärtigen Lehrbuch der Sittenlehre urtheilen, ſo halten wir es ſeiner Kürze, Abſonderheit in dem praktiſchen Theile ungeachtet, für ſehr brauchbar. Es ſollten nur Elementar-Begriffe darin aufgenommen werden, und unter dieſen möchten wenige fehlen, worauf moraliſche Begriffe und Urtheile aufgeführt werden müſſen. Die Ordnung, wie ſie aufgeſtellt worden, ſcheint uns auch faſt durchgängig die natürlichſte und deutlichſte und überzeugendſte zu ſeyn. Den wichtigen Vorzug eines Lehrbuchs, daß es das eigne Fortſtudieren der Lehrlinge, die Erwerbung neuer Begriffe und die weitere Entwickelung der ſchon gefaßten erleichtert, hat der V. dem ſeinigen theils durch die Verbindung der ſynthetiſchen mit der analytiſchen Methode, theils durch die Zugabe mancher ſchätzbaren Bemerkungen, zu verſchaffen geſucht. Was das erſte anbetrifft, ſo äußert er ſich darüber folgendermaaßen: „Worin ich von der Methode der gewöhnlichſten akademiſchen „abgewichen bin, iſt vorzüglich folgendes: ich habe die analytiſche „Lehrart mit der ſynthetiſchen zu verbinden geſucht. Dieſes iſt „bey moraliſchen Unterſuchungen noch nöthiger, als bey an„dern; denn ob wir gleich bey der Empfindung in der Beur„theilung der Sittlichkeit nicht dürfen ſtehen bleiben; ſo fangen „wir doch allezeit dabey an, und fühlen nicht eher das Be„dürfniß die höhern Gründe der Sittlichkeit aufzuſuchen, als „bis wir die Unzulänglichkeit der Empfindung in Beurtheilung „derſelben erkannt haben. Da wir hiernächſt doch die erkannten „Grundſätze, wenn wir darnach handeln ſollen, in die Empfin„dung müſſen zurückbringen: ſo wird der analytiſche Weg, auf „dem wir zu ihnen hinanſteigen, das Intereſſe, das Licht und „das Praktiſche ihrer Unterſuchung unfehlbar befördern.“ Außer dieſem Nutzen, den die Verbindung beyder Lehrarten ohne Zweifel mit ſich führt, wird auch dieſelbe zur Erreichung jenes angegebnen Endzwecks eines Lehrbuchs nicht wenig beytragen. Wenn alſo das gegenwärtige gleich größtentheils Baumgartenſche Grundſätze und Definitionen enthält; ſo unterſcheidet ſich doch ſchon durch dieſe veränderte Methode der V. von ſeinem Vorgänger, und macht es daher denen, die von ihm die erſten

Grund-

Grundsätze der Sittenlehre lernen, desto leichter, sich auch bey einer abweichenden Lehrart zu unterrichten, sich heterogenscheinende Begriffe verständlich und brauchbar zu machen, und bewahret sie desto besser vor der ausschließenden Verwöhnung als einseitige Vorstellungen.

Eben so sehr dient auch dazu die obengedachte Einrichtung dieses Buchs, vermöge welcher der Verf. die allgemeinen Begriffe und Sätze in einigen Anmerkungen, die er den Paragraphen beygefügt hat, durch Anwendung derselben auf die bekanntesten Schwierigkeiten wichtig und brauchbar zu machen gesucht hat. Er bemerkt mit Recht, daß der Anfänger in einer Wissenschaft dieser Fingerzeige bedürfe, wenn seine allgemeine Theorie in seinem Verstande nicht in einer so großen Entfernung von demjenigen bleiben soll, was er außer derselben gehört oder gelesen hat. Er setzt hinzu: „da die Sittenlehrer andrer Nationen in ihren Untersuchungen gewöhnlich den Weg betreten, „der demjenigen gerade entgegengesetzt ist, welchen die Deutschen „größtentheils betreten haben, seitdem Wolf sie durch seinen „ganz synthetischen Vortrag hinter sich hergezogen hat; so ist „es nöthig geworden, wofern man alle das Gute nutzen will, „was sich in beyden Arten vom Vortrag findet, den Uebergang „von dem einen zu dem andern zu erleichtern. Auf diese Weise „kann der angehende Sittenlehrer die tiefsinnige Gründlichkeit „des Einen mit dem Erfahrungsschatz, dem Populären und „Praktischen der andern verbinden.“ Endlich hat der V. auch einige der vornehmsten Schriften bey jeder Materie angeführt, und bey der Wahl derselben mehrentheils darauf gesehen, daß sie dasjenige, was er in den Paragraphen abstrakt vorgetragen, in einem populären Vortrage enthalten, und da sein Zweck keine litterarische Vollständigkeiten foderte, so kann es ihm nicht zum Vorwurf gereichen, daß er sich nur auf eine geringe Anzahl eingeschränkt hat.

Diese Sittenlehre bestehet übrigens aus zwey Theilen. Der erste macht die Einleitung oder den theoretischen Theil, und der zweyte den praktischen aus. In dem ersten kommen folgende Hauptstücke vor. Entwickelung der allgemeinsten Gründe der Sittlichkeit freyer Handlungen; von der Sittlichkeit der freyen Handlungen selbst; von der Verbindlichkeit; von dem Verhältniß der Religion zu der natürlichen Verbindlichkeit; vom moralischen Sinn; von den moralischen Gesetzen; von der Zurechnung und dem Gewissen; von der Pflicht; von der Tugend;

von

von der Sünde; von den moralischen Zuständen; Geschichte der moralischen Wissenschaften. Der zweyte Theil enthält die Sittenlehre selbst, und diese wird nach dem dreyfachen Gegenstande der menschlichen Pflicht abgehandelt und in die Pflichten gegen Gott, uns selbst, und andre Menschen eingetheilet.

Um doch etwas für unsre Leser aus dieser Sittenlehre auszuziehen, wollen wir über den Vortrag des V. von dem Unterschiede der sogenannten vollkommnen und unvollkommnen Pflichten etwas anmerken, theils weil diese Unterscheidung an sich sehr wichtig ist, theils weil es uns scheint, daß obgleich der V. manches Richtige hierüber anführt, es nicht nur in eine Lichtvollere Ordnung gestellt werden konnte, sondern daß noch ein Hauptumstand hierbey mit in Betrachtung hätte gezogen werden müssen, damit man die Richtigkeit und Verbindlichkeit des Gesetzes der Unterordnung der vollkommnen und unvollkommnen Pflichten, desto deutlicher und überzeugender einsehen möge. Zuerst beschreibt der V. die vollkommnen oder Zwangspflichten als solche, von denen man natürlicherweise wissen könne, daß sie unbedingt, physisch und moralisch können erzwungen werden. Als eine vorläufige Beschaffenheit und als ein negatives Merkmal der vollkommnen Pflichten kann man dies gelten lassen, allein man erkennt noch nicht daraus, was es nun für Pflichten sind, bey denen sich diese Merkmale finden. Man möchte auch fragen, wer kann es natürlicherweise wissen, daß eine Pflicht unbedingt physisch und moralisch könne erzwungen werden? Der Mensch außer der Gesellschaft oder in der Gesellschaft betrachtet? Nehmen wir den erstern an, so möchte er dies wohl, nach seinen jedesmaligen Bedürfnissen, von mancher Pflicht glauben, oder nicht glauben, von der die Gesellschaft ganz anders denkt. Gesetzt, es lebten zween Menschen auf einer Insel abgesondert, und jeder bauete sein Feld, es beträfe aber den einen Mißwachs, und der andre hätte mehr gebauet, als er bedürfte, so würde unstreitig der erste es für eine vollkommne Pflicht des andern halten, ihm von seinem Ueberfluß abzutheilen, und der andre möchte dies vermuthlich eben so wenig für eine Zwangspflicht halten, als man es in der Gesellschaft dafür zu halten pflegt. Von der Erkenntniß und Einsicht solcher Menschen dürfen wir also die richtige Unterscheidung der vollkommnen und unvollkommnen Pflichten nicht erwarten, und wir müssen, wie schon Sulzer in der vom V. über diese Materie angezognen Abhandlung gezeigt hat, um

hierin etwas gewisses festzusetzen, auf den Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft zurückgehen, und diejenigen Einrichtungen, die diese entweder in ausdrücklichen Gesetzen, oder stillschweigend festgesetzt hat und festsetzen müßte, als den Maaßstab desjenigen annehmen, was in den Pflichten der Menschen gegen einander zu erzwingen ist. Da fällt es nun gleich auf, daß dies keine solche Pflichten seyn können, die sich ihrer Natur nach, nicht erzwingen lassen, z. B. keine innern Handlungen der Seele. Es können nur äußere Handlungen seyn, und zwar müssen es solche seyn, die zur Erhaltung und zum Bestehen der Gesellschaft solchergestalt nothwendig sind, daß ihr höchster Zweck, nämlich Sicherheit und Ruhe, bey Aufhebung dieser Pflichten wegfallen, und bey unterlassener äußerlicher Verstärkung der innern Verbindlichkeit zu diesen Pflichten, in Gefahr gesetzt werden würde. Alles nun, was dahin gerechnet werden muß, und äußerlich erzwungen werden kann, ist in der Gesellschaft vollkommne Pflicht, muß durch Strafgesetze eingeschärft werden, und die Erfüllung desselben muß der Erfüllung der unvollkommnen Pflichten, wenn beyde mit einander in Streit gerathen, vorgezogen werden. Durch diese Rücksicht, auf die Gesellschaft, ihren Zweck und ihre Bedürfnisse, bekommt nun auch das große Hauptgesetz der vollkommnen Pflichten: Lasse einem jedem das Seinige, seine Erklärung und Bestimmung. Dies führt der V. als das bejahende Merkmal der Zwangspflichten an; allein das ist eben schwer, wo nicht unmöglich, auszumachen, was das Seine ist. Der V. will nur das Seinige in engerer Bedeutung verstanden wissen, und dies soll „der Inbegriff der Güter seyn, von denen wir im äußerlichen Gericht, vor Menschen beweisen können, daß sie uns zukommen". Aber aus welchen Gründen und nach welchen Regeln soll dies erwiesen werden? Setzen wir dabey die Gesellschaft und ihre Bedürfnisse aus dem Gesicht, so wird sich das Eigenthum eines Menschen nicht viel weiter erstrecken, als auf seine Seele, Leib und Leben. Alle andre Arten des Eigenthums führt erst die Gesellschaft ein; und da uns das Gesetz der vollkommnen Pflichten, nicht allein das erste, sondern auch die andern Arten des Eigenthums scheuen heißt, so erhellet daraus, wie nöthig der Begriff der Gesellschaft ist, wenn wir die vollkommnen Pflichten nach ihrem gehörigen Umfang angeben und erweisen wollen; so ist z. B. ein Hauptzweig der vollkommnen Pflichten, die Pflicht, Contracte zu erfüllen, und diese läßt sich nicht anders als aus der Natur und dem Zweck der Gesellschaft erklären und herleiten.

herleiten. — Man würde sich also die Sache eben so vorzustellen haben. Vorausgesetzt, daß der Mensch zur Gesellschaft erschaffen und bestimmt ist, und daß der gesellschaftliche Zustand nur derjenige ist, worin und wodurch er dasjenige seyn und werden kann, was er seyn und werden soll; würde man untersuchen, was für Arten des Eigenthums aus der Gesellschaft und mit derselben solchergestalt entstehen, daß ohne die erstere die letztere nicht seyn, nicht bestehen, und ihre Endzwecke nicht erreichen könne. Die äußerste Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der Festsetzung und Sicherung dieses Eigenthums, müßte die Glieder der Gesellschaft nothwendig auf die Entdeckung bringen, daß sie es dem eignen Gutbefinden und dem Gewissen nicht überlassen dürfen, ob sie das Eigenthum scheuen wollten oder nicht; sondern daß sie noch äußerliche Verbindlichkeit durch Gesetze und Strafen hinzusetzen mußten. Obgleich alle Gesellschaften einen gemeinschaftlichen Zweck haben, so können sie doch in manchen Nebenumständen verschieden seyn, und hieraus ließe sich erklären, warum einige derselben mehr, andre weniger Zwangspflichten angenommen, einige dies, andre jenes zur vollkommnen Pflicht gerechnet haben, wiewohl auch die verschiedne Einsicht, in wiefern sich Handlungen und Pflichten erzwingen lassen oder nicht, zu dieser Verschiedenheit kann beygetragen haben. Wenn wir nun diesem zufolge die Gründe angeben sollen, warum die Pflichten der Gerechtigkeit den Pflichten der Gutthätigkeit vorgehen müssen, warum ich eher meine Schuld an einen reichen und lasterhaften Menschen bezahlen muß, bevor ich daran gedenken darf, einen armen verdienstvollen Mann durch Freygebigkeit zu unterstützen, so würde man nicht blos mit dem V. sagen müssen; in dem ersten Falle habe ich mehr Verbindlichkeit als in dem andern; nämlich außer der innern auch eine äußerliche Verbindlichkeit, denn ob diese von Erheblichkeit sey, dies ist eben die Frage, indem zu manchen Handlungen eine äußere Verbindlichkeit seyn kann, ohne daß sie dadurch zu einer höhern Pflicht gemacht wird; auch macht der Umstand nicht alles aus, daß die Pflicht der Gerechtigkeit eine genauer bestimmte Handlung ist, als die Pflicht der Menschlichkeit, (wiewohl dieser vom V. angeführte Umstand allerdings wichtig ist) sondern der eigentliche und hauptsächliche Grund ist dieser, daß falls ich und alle übrigen Glieder der Gesellschaft uns auch nicht zur eigentlichen Gutthätigkeit und Freygebigkeit verbunden achteten, die Gesellschaft dennoch bestehen könnte, aber nicht, wenn wir uns nicht zur Haltung unsrer Contracte oder zur Erfüllung

der Pflichten der Gerechtigkeit verbunden achteten. Urtheilt man aus diesem Gesichtspunct, so zeiget sich außer den vom V. richtig angegebnen Gründen, noch ein wichtiger und weiter umfassender Grund, warum die Pflichten gegen Gott keine Zwangspflichten sind. Nämlich nicht blos darum sind sie keine Zwangspflichten, weil sie in innern Handlungen der Seele, in Gesinnungen des Gemüths bestehen, die ihrer Natur nach, nicht zu erzwingen sind — dieser Grund würde auf den äußern Gottesdienst nicht passen, und es konnte eine Gesellschaft das äußerliche Bekenntniß und das Mitmachen der äußern Religionshandlungen zur vollkommnen Pflicht ihrer Glieder machen — fordern weil eine solche Einschränkung und Conformität zur Erhaltung und zum Bestehen der Gesellschaft nicht nothwendig und unentbehrlich ist; und keine andre als so nothwendige und unentbehrliche Handlungen eine äußere Verpflichtung haben dürfe. Diesen gemäß können wir auch bemerken, daß die vernünftigsten Vertheidiger einer solchen Conformität in der Religion sich immer auf die Zerrüttungen und Verwirrungen berufen, die das Gegentheil in der bürgerlichen Gesellschaft hervorbringen. Eben dieser Grund schließt endlich auch die Pflichten gegen uns selbst von den Zwangspflichten aus. Freylich würde es widersinnig seyn, und, wie der V. richtig bemerkt, manche Beeinträchtigungen verursachen, wenn ein Mensch durch Strafen sollte angehalten werden, sich selbst zu lieben, und für seine Wohlfahrt zu sorgen, aber es ist auch ordentlicher Weise nicht nöthig, und für die Gesellschaft kein dringenderes Bedürfniß einer hinzukommenden äußern Verbindlichkeit in diesem Falle vorhanden. Sollte aber durch besondere Umstände ein solches Bedürfniß entstehen, z. B. wenn etwa der Selbstmord auf eine ungewöhnliche Weise einreissen sollte, so würden allerdings, insofern derselbe durch äußere Verbindlichkeiten verhütet werden könnte, dergleichen zu der innern Verbindlichkeit, sein Leben zu erhalten, hinzugefügt, und dadurch, was sonst nur eine innere Gewissenspflicht gewesen, zu einer äußern vollkommnen Pflicht erhoben werden können.

Sg.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften Abhandlungen aus der Naturlehre, Haushaltungskunst und Mechanik, auf das J. 1773. aus dem Schwedischen übersetzt, von Abr. G. Kästner. 35ster Band. Leipzig, bey Heinsius 1780. 8. Ohne Anzeige des Inhalts und Registers 336 S.

Alle Liebhaber dieser Wissenschaften werden dem Verleger, und noch mehr dem verdienstvollen Uebersetzer, aus dessen Feder wir auch die vorhergehenden Bände in unserer Muttersprache erhalten haben, Dank wissen, daß sie diese eine Zeitlang unterbrochene Arbeit wieder vorgenommen, und eine der reichhaltigsten ausländischen Sammlungen für unser Vaterland gemeinnütziger machen. Das erste Vierteljahr enthält von S. 1-92 folgende zwölf Abhandlungen: 1) J. C. Wilke Versuch einer neuen Vorrichtung von Papins Digestor zu ökonomischem Gebrauche. Der Deckel ist hier so angebracht, daß die Dämpfe, indem sie von innen herausdrücken, sich selbst den Ausgang verschließen. Diese neue Einrichtung ist nach Hr. V. Versicherung nicht so kostbar, aber dauerhafter, und ihr Gebrauch leichter, bequemer und nicht so gefährlich. Zugleich ist eine kurze Geschichte dieser Erfindung und ihrer Verbesserungen vorausgeschickt, wo wir uns doch wundern müssen, daß Hr. D. Ziegler in Winterthur Dr. Zeidler in Basel heißt. Auf diese folgt die durch Zeichnung anschaulich gemachte Beschreibung der veränderten Maschine und ihres Gebrauchs. 2) A. M. von Strussenfelt Beschreibung und Abbildung zweener Fische; nämlich des Schnurrbarts (Gadus cimbrius), und der Meerquappe (Gadus Mustela); die letztere hatte in ihren Eingeweiden einen zehen Zoll langen Bandwurm. 3) P. J. Bergius Anmerkungen über das Brodbacken, nebst einer Untersuchung, wie das Getraide in theurer Zeit am besten von den Armen darzu kann genutzt werden. Voraus eine Liste der in den meisten Ländern der bekannten Welt gewöhnlichsten Nahrungsmittel, welche sich inzwischen doch vermehren ließe; dann ein auf Versuche gestützter Beweis, daß die Gährung bey dem Brodbacken

eine Art geistiger Gährung sey. Dann der Rath an den armen Landmann, in theuren Zeiten sein Mehl nicht zu Brod zu backen, sondern lieber zu kochen, um alles Nahrhafte zu erhalten, von welchem doch immer ein Theil durch die Brodgährung verloren gehe, oder zum Brodbacken mancherley Wurzeln, die auch in Deutschland schon oft genug empfohlen worden sind, vornemlich Queckenwurzeln anzuwenden. 4) C. P. Thunberg, von einem Vorfalle, da Bleyweis ohnversehens in Speise gebraucht worden. Durch Unvorsichtigkeit mit der Hefte Mehl zu Pfannkuchen gebacken, erregte unter zwanzig Personen bey den meisten gewaltsames Erbrechen, durch welches einige unter ihnen von den übrigen Zufällen befreyt blieben. Hr. Th. selbst hat davon häufiges Erbrechen, äußerst schmerzhaftes Bauchgrimmen, Aufschwellen des Zahnfleisches und der Drüsen im Mund und unter dem Kinn; er hatte einen sehr zähen Speichel, der übrigens sehr häufig floß, übrigens eine ungemeine Trockenheit im Munde, und am dritten Tage an den Fingern erhöhte rothe Flecken, auch in den folgenden Tagen Schmerzen und Steifigkeit in den Gliedern; diese Zufälle dauerten beynahe drey Wochen; erweichende Gurgelwasser und abführende Mittel hoben sie; andre Kranke hatten noch Sydenhams Tropfen nöthig. 5) A. J. Lexell Berechnung der geographischen Länge einiger schwedischen Oerter, aus Beobachtungen der Sonnenfinsternisse 1764 und 1769. Einige Einwendungen gegen Hrn. Pingré. 6) P. Wargentin über Uranienburgs und Lunds westlichen Abstand vom Stockholmer Meridiane. 7) Cl. Bjirkander Bemerkungen über die Ausdünstung der Pflanzen, und die Ordnung, wie sie an derselben Blättern sitzt. Die früh Morgens an den Blättern der Pflanzen sitzende Tropfen sind, auch nach den hier erzählten Versuchen, verdickte Ausdünstungen der Pflanzen selbst. Bey Pflanzen mit parallelischen, kreisrunden, herz- keil- oder nierenförmigen Blättern, von welchen hier eine Liste aufgezeichnet steht, sitzen diese Tropfen an den Kanten, bey gefiederten, doppelten, sägenartig gezeichneten in den Theilungs- und Einschnittswinkeln, bey harigen oder filzigen an den Haren, bey gegliederten an den Gelenken, bey dem Hünerdarm unten an der Spitze, bey den Gräsern an dem Ende ihrer Adern, bey andern, die hier verzeichnet sind, ohne angemerkte Ordnung. 8) Cl. Lagus Auszug aus einer Beschreibung über das Kirchspiel Kusamo in der Lapmark Kemi, 1ses und 2tes Stück. Zuweilen Befriedigungen von Steinen, die man aus dem Acker gegraben hat, aufgeführt. Im Herbst

1771

1771 gab ein schwaches, aber wohl abgewartetes Ackerfeld achtfältig aus. Von Viehseuchen weiß man da nichts. Ueberhaupt ist hier die ganze Haushaltung, Nahrung, Handel und Gewerbe der Einwohner dieses Kirchspiels, auch seine politische und kirchliche Verfassung sehr artig beschrieben. 9) Dan. Halkencreuz Beobachtung an Gewitterwolken, welche Blitze gegen einander gaben zu Pello innerhalb des Polarkreises angestellt. Sehr sichtbarlich beförderte ihre Entladung die Fruchtbarkeit der Erde. 10) C. Saur Bericht von der Wirkung der Blutegel in einem epileptischen Anfalle. Nach langem fruchtlosen Gebrauche anderer, auch äußerlicher Mittel, hatten sie den glücklichsten Erfolg. 11) G. H Skoge Kitt, den weder Feuer noch Wasser verzehrt noch auflößt. Man bringt ein halb Stop süße Milch mit Weinessig oder gutem Biereſſig zum Gerinnen, vermischt, wenn alles erkaltet ist, mit den Molken das Weisse von vier bis fünf Eyer das zuvor wohl geschlagen ist, und mache nun alles mit feingesiebtem ungelöschtem Kalche zu einem ziemlich dicken nicht rinnenden Teige. 12) Auszug aus einer Nachricht des Hrn. C. J. Krempf, von einem aus dem Leibe der Mutter geschnittenen Hasen, den er glücklich aufzog.

Das zweyte Vierteljahr liefert von S. 95-178 eilf Abhandlungen. 1) S. Rinmann vom Cäment. Alaunschiefer, wie man ihn zum Auslaugen brennt, noch besser bleichroth gebrannt, und durch ein Haarsieb gesiebt, kann die Stelle der Pozzolanerde einigermaaßen vertreten; auch die Klumpen, welche bey dem Rösten des Alaunschiefers herabstürzen, und hin und wieder wie eine dunkelbraune Schlacke aussehen, fein gemacht. Schlacken aus hohen Oefen thun bey dem Cäment nicht mehr als guter und reiner Sand; Fettigkeiten tragen nichts zu seiner Güte bey, nur mineralische könnten von einigen Nutzen seyn. 2) A. J. Lexell einiger schwedischen Oerter geographische Länge aus den Sonnenfinsternissen 1764 und 1769. Letztes Stück. Eine Vertheidigung für diese Art, die Längen zu messen. 3) Er. Laxmann Beschreibung des Thiers: Mus Myospalax, palmis maximis, cauda brevi, oculis admodum parvis. Es ist die Maulwurfsmaus, die wir inzwischen durch Pallas genauer kennen gelernt haben. 4) Chrn. Bagge Beschreibung von Trona, oder einer Art Natron, so im Königreiche Tripoli in der Barbarey gefunden wird. In der Provinz Suckma, am Fuße eines Berges, auf der Oberfläche, höchstens einen Zoll dick, immer in Krystallen; es sey leicht und in großer Menge zu

haben; und mache das Fleisch nicht roth. 5) A. J. Retzius Verbena Oblaetia, ein seltenes Gewächs, das nun auch mit dem Beynamen Aubletia in das System eingerückt ist. 6) G. H. Sköge von Pflanzung und Nutzung der Erdnüsse (Lathyrus tuberosus). die ganze Bauart ausführlich beschrieben. 7) C. B. Skytte fernere Anmerkungen von Erdnüssen, nebst einigen Erinnerungen vom Gebrauche der Erdbirnen beym Speisen. Die Erdnüsse seyn nahrhafter als Kartoffeln, und vertragen den Landstrich besser; die erstern geben mehr Mehl, und seyen überhaupt nach allem Betracht für Schweden vorzüglicher. Das Mehl von Kartoffeln lasse sich übrigens, wie anderes, gebrauchen. 8) G. Sheldon Beschreibung eines schwebenden Krans; durch Zeichnungen deutlicher gemacht. 9) N. Lindbom Versuch die hydrostatischen Prüfer zu Untersuchung des Salpetergehalts in Pulver zu gebrauchen. 10) T. Bergmann über die Luftsäure; ist nicht, wie viele der Alten geglaubt haben, von der Natur der Vitriolsäure, sondern von einer ganz eigenen, eben das, was andere fixe Luft nennen. Sie ist der Grund von dem säuerlichen Geschmack und dem Sprudeln vieler Gesundbrunnen. Sehr schön erweißt Hr. B. daß sie eine wahre Säure, und zwar eine eigene Säure sey, und beschreibt die Veränderungen, welche ihr Beytritt bey Laugensalzen und Erden hervorbringt. Sie ist in ansehnlicher Menge in unserm Luftkreise, und anderthalb mal schwerer, als gemeine Luft. Die Luft, welche wir ausathmen, ist wenigstens größtentheils Luftsäure; die eigene Schwere eines damit gesättigten Wassers verhält sich zur eigenen Schwere eines gänzlich reinen Wassers wie 1,0022 : 1. Ein solches Wasser greift Eisen, Kalk- und Bittersalzerde (und wie Achard gezeigt hat, auch Alaunerde und andere Metalle) an. 11) Dan. Melander Auflösung einer Aufgabe.

Das dritte Vierteljahr begreift von S. 181 - 252 neun Abhandlungen. 1) Björklund geographische und physische Bemerkungen bey einer Reise von St. Petersburg bis Poltawa. Viele Brückenwege zwischen Woldai und Moßkwa, viele Versteinerungen, vornämlich von Schalenthieren. 2) Ol. Genberg Bericht von einem Järf oder Vielfraß, der jung gefangen, und bis ins andre Jahr gefüttert ward. Er gewöhnte sich an Speisen fast aller Art, liebte aber vornemlich Fettigkeiten; er wurde leicht, mehr durch gelinde Begegnung zahm, und hatte viel von den Sitten des Hundes, nur war er nicht so gefräßig, auch

auch konnte er Hunde am Futter nicht neben sich leiden, und verscheuchte seine Feinde, wenn sie ihm zu mächtig wurden; im Zorn mit seinem ungemein stinkenden Stuhlgang, den er dann wie einen Stral von sich schoß. 3) J. Liedwall Beschreibung des Thieres Järf oder Vielfraß. Der größte Theil seines Fells ist braun, mit mancherley Schattirungen; mitten auf dem Rücken und etwas an seinen Seiten hat er einen schwarzen Spiegel; der Schwanz ist gerade ausgestreckt, und an der Spitze schwarz, die Füße sehr kurz; das Thier hat in seinem Gange vieles vom Bär. Seine ausnehmende Gefräßigkeit ist ein bloßes Mährchen. 4) J. Holsten Anmerkungen über den Järf. Seine Jungen legt er meistens einzeln oder zwey auf einmal tief in Berghölen, er erreicht in einem Jahre sein völliges Wachsthum, verliert mit dem Alter seine Zähne, und nährt sich dann mit rothen Ameisen; er stellt Rennthieren und Vögeln nach, und vergräbt den Theil seines Raubes, den er nicht aufzehrt. Man fängt ihn am sichersten mit einer Art Fuchseisen. Seine Naturgeschichte hat neuerlich Hr. Prof. Pallas sehr erläutert, ohne doch Hr. Lindwalls Beschreibung zu nützen. 5) S. G. Hermelin Anmerkungen über die Steinkohlengrube zu Boserup und die übrigen Steinkohlenversuche in Schonen. Sie liegen unter Dammerde und lichtgrauem Sandstein. Zwischen dem obern und untern Flöze schwarzer, derber, eisenhaltiger Thon, feiner lichtgelber Sandstein, und schwarzer sehr sandigter Thonschiefer; unter dem untern Flöze lichtgrauer, harter, schieferichter Thon, mit feinem Sande und Glimmer vermischt, der in der Tiefe fester wird, nach einigen Jahren an der Luft zerfällt, und dann durch Schlämmen so gut wird, daß er, wie heßischer, gebraucht werden kann; man findet da außer gewöhnlichen Steinkohlen auch Gagat, zuweilen noch mit Holzrinde umgeben, auch unverwandeltes Holz und Taubkohlen, Brandschiefer oder Schwärzen, zuweilen ziemlich locker und etwas Kolen; Kalkstein nur in losen Stücken und Schichten, und als Tropfstein. Die Steinkohlen selbst zerfallen leicht, brennen schnell und mit starker Flamme, zerfallen zu Asche, und geben keine so lange anhaltende Hitze, als die gute englische; die kleinere werden angefeuchtet, in Ballen gemacht und getrocknet, gebraucht man in der Nachbarschaft bey dem Salpetersieden, die große in Ziegel- und Kalköfen. Von 1747 bis 1751 hat man jährlich 3000, von 1751 bis 1762 ungefähr jährlich 5000 Tonnen Steinkohlen; nachher wegen Mangel an Absatz weniger gebrochen. Sie sind niedriger im Preise als die

englische in Schweden, und kostbare Anstalten und Versuche erlaubt die ganze Verfassung nicht. Verschiedene Versuche in der Gegend von Helsingfors, die aber, weil die Flöze gegen die See fallen und gegen das Land steigen, nicht so viel versprechen, als die boserugische. 6) C. J. v. Quenten Beschreibung eines leichten Wagens, der mit einem Pferde geführt wird; mit einer Zeichnung. 7) C. M. Blom medicinische Versuche mit der Wurzel des Aconitum Napellus. Schmerzhaftes Reissen in den Gliedern, vornemlich in den obern, wurde durch das Extract, das anfangs durch Schweis, nachher durch häufig Abgang von Harn, zuletzt durch einen topischen Schweis in der Hand wirkte, nach vergeblichem Gebrauch jeder anderer Mittel, in Zeit von anderthalb Monaten glücklich geheilt; anfangs bekam er täglich nur $\frac{1}{4}$ Gran, zuletzt über zwey Gran. Noch eher erfolgte die Hülfe auch durch einen, aber stärkern Extracts, in einem hartnäckigen Hüftweh, das selbst dem spanischen Fliegenpflaster auf Ort und Stelle aufgelegt, nicht weichen wollte; beinahe eben so bald by einer alten Frau, welche über heftiges Reissen in den Hüften klagte, und dabey einen starken Blutfluß hatte. 8) P. E. Prinzenstierna Proben des Vorzugs der Bienenkörbe vor den Bienenstocken. Ein einziger Bienenkorb gab in zwey Jahren zehn Schwärme, welche gefaßt wurden, und sich erhielten; ein Bienenstock schwärmte in einem dieser Jahre nicht einmal, und wurde zuletzt im Frühlinge todt gefunden. 9) A. N. Martin thermometrische Versuche bey Blattern. Die Brust war im ersten Zeitlauf am wärmsten: der Unterleib ist immer bey dem Gebrauche abführender Mittel von der Ausleerung um einen oder zween Grade wärmer.

Im letzten Vierteljahre S. 253 bis zu Ende stehen folgende vierzehn Abhandlungen: 1) Dan. Melander Erklärung einiger Luftbegebenheiten, vornehmlich der Erscheinung, daß es bey hohem Barometer, wann es im Steigen begriffen ist, oft regnet, und bey niedrigem, wann es im Fallen begriffen ist, oft das schönste Wetter ist; hier insbesondere hat der Uebersetzer lesenswerthe Bemerkungen beygefügt. 2) P. A. Gadd Versuche von Einführung des Seidenbaues in Finnland. Viele Warnungen und Lehren, die bey ähnlichen Versuchen in solchen mitternächtlichen Ländern sehr zu statten kommen können. Weisse Maulbeerbäume kommen noch am besten fort, und müssen als Heken gezogen werden. Verschiedene vergebliche Versuche, die

Würmer

Würmer im ersten und zweyten Alter mit andern Blättern zu füttern; erst im dritten ertragen sie unter dem Maulbeerlaub ½ Lattich- Mangold- oder zarte Birken- oder Kirschenblätter, im vierten die Hälfte, ohne daß die Seide schwächer oder schlechter wird; oft legt auch der Seidenvogel vor der Begattung Eier, die aber unfruchtbar bleiben. 3) L. Monzin Thunbergia, ein neues Pflanzengeschlecht vom Cap.; nebst der Abbildung. Ein schöner hoher Baum, mit neun Staubbeuteln ohne Staubfäden und mit einem Staubwege in jeder Blume. Er trägt runzlichte grünlichte Aepfel, so groß, als ein Hüneren, mit vielen Saamen. Er hat seinen Namen von dem nunmahligen Adjunkt der Botanik zu Upsala, der ihn zuerst gefunden, und sich inzwischen noch mehrere Verdienste um die Botanik erworben hat. 4) Fr. Mallet Bericht von Ulfström Cäment zum Wasserbau. Es wird aus zween Theilen Tras oder Schiefermehl von Garphytte, einem Theile Lenakalch, und einem Theile eines andern guten feinen Bergkalchs gemacht; man arbeitet sie vermittelst hölzerner Stangen mit Wasser, in welchem frischgebrannter Kalch gelöscht worden, ungefähr zwey Stunden lang zu einer dicken kaum fließenden Speise durch. Er trocknet in wenigen Stunden, fällt nie ab, bindet, auch unter dem Wasser, besonders wenn es ganz frisch gebraucht wird, alle Steine, auch den Granit; nur, wo es zu naß ist, und zu bald starker Sonnenschein darauf fällt, oder wenn es auf den Stein selbst verbreitet, und der freyen Luft blosgestellt wird, bekommt es auf der äußern Fläche Risse. 5) Sw. Rinmann Zusatz zu vorhergehendem Berichte. Die Risse vom schnellen Trocknen werden verhütet, wenn man die Fugen mit dienlichem Eisenschliche überstreicht. 6) J. O. Hagström vom Gebrauche der Nucis vomicae gegen die rothe Ruhr. Hr. H. und viele der benachbarten Landgeistliche gaben sie fast immer in Gesellschaft der Rhabarber, oft schickte er noch überdies Brechwurzel voraus. Daß epidemische Ruhr ein Blutfluß aus den Gedärmen von Milben sey, möchten wir so wenig unterschreiben, als die Folgerung: weil ein Körper verschiedene vierfüßige Thiere tödtet, so muß er auch die kleinen Milben tödten, die in den Gedärmen nisteln. Am besten diente das Mittel Leuten, die in ihrem besten Alter waren, grobe Speisen genossen, und harte Arbeit verrichteten; besser in warmen Bier oder Wasser, als in kaltem. 7) P. Wästström Beschreibung damascirten Schießgewehrs von Eisen und Stahl. Erfahrungen, welche zeigen, daß man durch Versetzung des besten und weichsten Eisens mit gutem

Stahl

englische in Schweden, und kostbare Anstalten und Versuche erlaubt die ganze Verfassung nicht. Verschiedene Versuche in der Gegend von Helsingsbura, die aber, weil die Flöze gegen die See fallen und gegen das Land steigen, nicht so viel versprechen, als die boserugische. 6) C. J. v. Quenten Beschreibung eines leichten Wagens, der mit einem Pferde geführt wird; mit einer Zeichnung. 7) C. M. Blom medicinische Versuche mit der Wurzel des Aconitum Napellus. Schmerzhaftes Reissen in den Gliedern, vornemlich in den obern, wurde durch das Extract, das anfangs durch Schweis, nachher durch häufig Abgang von Harn, zuletzt durch einen topischen Schweis in der Hand wirkte, nach vergeblichem Gebrauch jeder anderer Mittel, in Zeit von anderthalb Monaten glücklich geheilt; anfangs bekam er täglich nur $\frac{1}{4}$ Gran, zuletzt über zwey Gran. Noch eher erfolgte die Hülfe auch durch einen, aber stärkern Schweis, in einem hartnäckigen Hüftweh, das selbst dem spanischen Fliegenpflaster auf Ort und Stelle aufgelegt, nicht weichen wollte; beinahe eben so bald bey einer alten Frau, welche über heftiges Reissen in den Hüften klagte, und dabey einen starken Blutfluß hatte. 8) P. E. Prinzenstierna Proben des Vorzugs der Bienenkörbe vor den Bienenstöcken. Ein einziger Bienenkorb gab in zwey Jahren zehn Schwärme, welche gefaßt wurden, und sich erhielten; ein Bienenstock schwärmte in einem dieser Jahre nicht einmal, und wurde zuletzt im Frühlinge todt gefunden. 9) A. N. Martin thermometrische Versuche bey Blattern. Die Brust war im ersten Zeitlauf am warmsten; der Unterleib ist immer bey dem Gebrauche abführender Mittel von der Ausleerung um einen oder zween Grade wärmer.

Im letzten Vierteljahre S. 253 bis zu Ende stehen folgende vierzehn Abhandlungen: 1) Dan. Melander Erklärung einiger Luftbegebenheiten, vornemlich der Erscheinung, daß es bey hohem Barometer, wann es im Steigen begriffen ist, oft regnet, und bey niedrigem, wann es im Fallen begriffen ist, oft das schönste Wetter ist; hier insbesondere hat der Uebersetzer lesenswerthe Bemerkungen beygefügt. 2) P. A. Gadd Versuche von Einführung des Seidenbaues in Finnland. Viele Warnungen und Lehren, die bey ähnlichen Versuchen in solchen nachtärchtlichen Ländern sehr zu statten kommen können. Weisse Maulbeerbäume kommen noch am besten fort, und müssen als Hecken gezogen werden. Verschiedene vergebliche Versuche, die

Würmer

Würmer im ersten und zweyten Alter mit andern Blättern zu füttern; erst im dritten ertragen sie unter dem Maulbeerlaub ½ Lattich- Mangold- oder zarte Birken- oder Kirschenblätter, im vierten die Hälfte, ohne daß die Seide schwächer oder schlechter wird; oft legt auch der Seidenvogel vor der Begattung Eier, die aber unfruchtbar bleiben. 3) L. Montin Thunbergia, ein neues Pflanzengeschlecht vom Cap.; nebst der Abbildung. Ein schöner hoher Baum, mit neun Staubbeuteln ohne Staubfäden und mit einem Staubwege in jeder Blume. Er trägt runzlichte grünlichte Aepfel, so groß, als ein Hühnerey, mit vielen Samen. Er hat seinen Namen von dem nunmehrigen Adjunkt der Botanik zu Upsala, der ihn zuerst gefunden, und sich inzwischen noch mehrere Verdienste um die Botanik erworben hat. 4) Fr. Mallet Bericht von Ulfström Cäment zum Wasserbau. Es wird aus zween Theilen Trass oder Schiefermehl von Garphytte, einem Theile Lenakalch, und einem Theile eines andern guten feinen Bergkalchs gemacht; man arbeitet sie vermittelst hölzerner Stangen mit Wasser, in welchem fischgebrannter Kalch gelöscht worden, ungefähr zwey Stunden lang zu einer dicken kaum fließenden Speise durch. Er trocknet in wenigen Stunden, fällt nie ab, bindet, auch unter dem Wasser, besonders wenn es ganz frisch gebraucht wird, alle Steine, auch den Granit; nur, wo es zu naß ist, und zu bald starker Sonnenschein darauf fällt, oder wenn es auf den Stein selbst verbreitet, und der freyen Luft blosgestellt wird, bekommt es auf der äußern Fläche Risse. 5) Sw. Rinmann Zusatz zu vorhergehendem Berichte. Die Risse vom schnellen Trocknen werden verhütet, wenn man die Fugen mit dienlichem Eisenschliche überstreicht. 6) J. O. Hagström vom Gebrauche der Nucis vomicae gegen die rothe Ruhr. Hr. H. und viele der benachbarten Landgeistliche gaben sie fast immer in Gesellschaft der Rhabarber, oft schickte er noch überdies Brechwurzel voraus. Daß epidemische Ruhr ein Blutfluß aus den Gedärmen von Milben sey, möchten wir so wenig unterschreiben, als die Folgerung: weil ein Körper verschiedene vierfüßige Thiere tödtet, so muß er auch die kleinen Milben tödten, die in den Gedärmen nisteln. Am besten diente das Mittel Leuten, die in ihrem besten Alter waren, grobe Speisen genossen, und harte Arbeit verrichteten; besser in warmen Bier oder Wasser, als in kaltem. 7) P. Wästström Beschreibung damascirten Schießgewehrs von Eisen und Stahl. Erfahrungen, welche zeigen, daß man durch Versetzung des besten und weichsten Eisens mit gutem

Stahl

Stahl die türkische Damascirung vollkommen nachahmen kann; dann eine genaue Beschreibung, wie man in Schweden dabey zu verfahren habe. 8) Sw. Rinmann Zusatz zu dieser Abhandlung. Er empfiehlt guten und reinen Sand mit Kochsalz gerieben, zu diesem Schmieden, und glaubt, auch andere Vermengungen als Hr W. angeführt hat, würden eben so gute Damascirungen, nur ein anderes Ansehen geben. 9) J. Meldercreuz elementarische Abhandlung von den Kegelschnitten, überhaupt in einer Ebene vorgestellt 10) J. Norberg Beschreibung des Hebezeugs, das Ol. Birgerson erfunden hat, große Steine leicht auszubrechen, und von Aeckern und Wiesen leicht wegzuführen, mit nöthigen Verbesserungen. Er ist hier abgebildet, und besteht aus drey Stücken, einem Wagen, Hebestangen und einer Winde. Der Erfinder soll vermittelst desselbigen und einiger weniger Leute, auch 1 : 3 Joch Zugvieh, Steine von 9 : 15 Cubikellen Inhalt hinweggeschaft haben. 11) P. Kalm Gebrauch des amerikanischen sogenannten Hahnsporn-Hagedorns zu lebendigen Hecken; eigentlich derjenigen Art des Hagedorns, welche bey Linné von der Farbe ihrer Beeren die scharlachrothe heißt. Hr. K. beweißt dies theils aus der Natur des Baums, theils aus Erfahrungen. 12) A. Hülphers Abramsson über die Aenderungen der Volksmenge in der Domkirchegemeine zu Vesteräs, 148 Jahr über. Hier in Tabellen gebracht, mit Zusätzen von dem Verf. Von 1749-1769 war die mittlere Zahl der Volksmenge 2875; auf 93 Kinder, die jährlich ungefähr gebohren wurden, starben 99; auch von 1771-1773 ist die mittlere Zahl der Volksmenge zwischen 2800 und 2900, aber das Verhältniß der Gebohrnen zu den Gestorbenen geringer, besonders im letztern Jahre = 78 : 275. 13) Monnet von einem Schiefer, der Bittersalz enthält. Er umgiebt die Steinkohlen bey Littrey in der Niedernormandie, und giebt außer vielem Bittersalze auch Alaun. 14) C. L. Stålhammer Versuch, aus Saft von Ahorn und Birken Syrup zu kochen. Hier werden einige glückliche Erfahrungen erzählt.

Hf.

J. J. M. Wolfgang Mucha Anleitung zur mineralogischen Kenntniß des Queckſilberbergwerks zu Hydria, im Herzogthume Krain. Wien bey Gräffer. 1780. S. 76 in 8.

Der

Der Mangel eines vollſtändigen Verzeichniſſes der hydriſchen Mineralien hat den Verf. zur Abfaſſung dieſer Anleitung vermocht. — Der Erzberg iſt nicht prallig, noch gähe; ſondern ganz ſeichte ſteigt er zu einer mittelmäßigen Höhe empor. Sein Rücken iſt eine eiſenhaltige rothe Bolarerde: hierunter liegt eine dicke Maſſe von über einandergeſetzten kalkigten Lagen, in denen nicht die geringſte Spur von Verſteinerungen iſt. Zwiſchen dieſen ſtreichen Gänge und Klüfte von Mittag gegen Mitternacht, zwiſchen der 9—10 Stunde, ſie liegen alſo nicht in Flötzen. Die Gänge ſitzen im Grunde in ſpitzigen Winkeln auf dem Kalkſteine; ſie ſetzen gern aus, und ſind von einem eiſenhaltigen, meiſt ſchwarzen Thone angefüllt. Ihr Hangendes und Liegendes iſt kalkartig, und hält allezeit etwas Zinnober in ſich. Einige reiche Gänge ſind erſoffen. Des Metalls Gangeſtein iſt ein grauer, oder ſchwarzer, meiſt eiſenhaltiger erhärteter Thon: kömmt man auf den ſteifigen und mürben, doch mehr ſchwärzlichten Thon; ſo kömmt man faſt immer auf reiche Erze: das Gegentheil beweiſet der mit Zinnober eingeſprengte unreine Kalkſtein: Namen der Oerter der Grube und deren Teuffe. — Verzeichniß der verſchiedenen Arten von Erzen vom Bergrath Scopoli — eine andere Beſchreibung, wornach die aus Hydrien verſchickten Sammlungen eingerichtet werden — Hrn. Ferbers und Hacquets Eintheilung; welche letztere dem V. die beſte unter den bisherigen zu ſeyn ſcheint: dann folgt ſeine eigene Beſchreibung der daſigen Mineralien, die er ſelbſt geſehen, und damit Verſuche vorgenommen hat. Der reine Kalkſtein, der an der Luft zerfällt und bräunlich wird, (welches das verborgene Eiſen verräth,) macht des Ganges mittelbar Hangende und Liegende aus: der unreine iſt das unmittelbar Hangende und Liegende, und iſt mit Spathe, Kieſe, Zinnober, zuweilen auch mit Queckſilber eingeſprengt: er wird bey der Lebendigmachung zugeſetzt, weil er allezeit mit Zinnober mehr oder weniger vermiſcht iſt: derſelbe iſt entweder dicht, von unfühlbaren Theilen; oder ſchimmernd; oder mit eiſenhaltigem Thone zuſammengeleimt: oder er iſt verwandelt in Kreide, Tropfſtein, Spath, (welcher halbdurchſcheinend, blätterig, oder undurchſichtig körnig iſt: auch findet man ihn prismatiſch, cubiſch, zwölfſeitig, und zuſammengeſetzt prismatiſch:) Gyps (als Frauenglas; mannigfaltige Gypskryſtalle, Gypsſpath) — Die Queckſilbergangart iſt der Thon, der in der freyen Luft verwittert, und eiſenroſtfärbig wird: zuweilen iſt er erdpechig. Der Mergel iſt ſchiefrig, mehr oder weniger eiſenhaltig, oft einer

Poli-

dolitur fähig. — Aus den Asbestarten macht der V. ein besonderes Geschlecht, und hat davon den Papier- und den glasartigen Asbest, und die aneinander gekrümten Asbestkörner. Von den Kieselarten findet man den Quarz selten, auch Krystallen mit 2 Pyramiden, in einzelnen Prismen, und an einander gehäuften Krystallen: überdem den schwarzen Hornstein, und schwarzen Sandstein. An Salzen trifft man den Eisenvitriol; und das Haarsalz, prismatisch und drusigt, an. Das Erzharz ist mit Thonerde, und mit Mergel vermischt. Der Schwefelkieß ist dicht, derbe, körnigt, kugligt, würfligt, rhomboidalisch, prismatisch — Das Quecksilber: wird aus ⅛ von diesem, mit ⅛ Schwefel, der mineralische Mohr zubereitet, und nach Zusetzung von ⅛ Salmiak aufgetrieben, so bekömmt man eine schöne Ultramarin-blaue Masse — Gediegenes Quecksilber, in tauben sowohl als haltigen Gangarten eingesprengt: und bekömmt jährlich 400—500 Pf. davon. Der reine Zinnober ist selten: er ist entweder staubig, oder angeflogen, körnigt, blättrig, schuppig, höckerig, schaumigt; oder in Prismen, und Pyramiden, oder Polyedren crystallisirt: oder ungestaltet. Ist der Zinnober mit fremden Erdarten vermischt; so nennt man ihn unrein: er heißt geringhaltig, wenn man ihn erst pochen und waschen muß, ehe man seinen Gehalt durch die Sublimation bekömmt: gemeiniglich blüht auf ihn ein Vitriol aus. Durch die Wascharbeit kommen Erze von 1—8 Pf. zu 20—28 im Hundert. Man findet Zinnober 1) im eisenhaltigen schwarzen und grauem Thone, als haltiger Gangschiefer: geflammter Wildzeugschiefer: schwarzer Wildzeug: Wascherz: 2) im eisenhaltigem, merglichtem Thon. — Aus den reichen Gangarten kann man das Quecksilber durch einen kalkigten Zusatz, in einem gemauerten länglichten Ofen, vermittelst einer Retorte sogleich gewinnen. Dieser Zinnober ist 1) mit eisenhaltigem Thon vermengt (rother Wildzeug, — leberfärbiger Wildzeug) oder 2) mit dergleichen Mergel; er heißt ziegelrother, oder leberfarbiger Zinnober: den letzten theilt man ein in Lebererz (80 von 100) Stahlerz (75 — 80) Schwarzerz (50 — 70): lassen sich die Arten polieren; so heissen sie Spiegelerz: oder es ist 3) ein knospigtschaaligter merglichter Eisenthon, mit Zinnober gemengt. (Korallenerz.) 4) Zinnober in schuppicht entzündlichem Erdharze: Schwarzgraues Branderz (1 — 18 Pf. im Centn.) rothes Branderz (30 — 40 im Centn.). — Diese Einleitungstabelle in die hydrische Mineralogie zeigt von den guten bergmännischen und chemischen

Kennt-

Kenntnissen; obgleich Recens. gesteht, daß er in der Ordnung dieser Mineralien, welche jener Hauptverdienst ist, das eine und das andere, auf eine verschiedene Weise geordnet haben würde.

Dw.

Abhandlungen zur Naturgeschichte, Physik und Oekonomie aus den philosophischen Transaktionen und Sammlungen, von dem ersten Bande angefangen, gesammlet und mit einigen Anmerkungen übersetzt. Ersten Bandes zweyter Theil. Mit Kupfern. Leipzig, bey Weygand. gr. 4. 1780. S. 284.

Mit eben der Treue in der Uebersetzung, mit eben demselben Scharfsinn, Einsicht und Belesenheit in den Bemerkungen zur Berichtigung seines Grundtextes, mit eben der glücklichen Wahl und guten Ordnung in Zusammenstellung der Abhandlungen liefert uns Hr. L. nun auch den zweyten Theil dieses brauchbaren Werks, in welchem er nun den vierzehnten Theil der philosophischen Transaktionen erreicht hat: bey der Naturgeschichte behält Hr. L. gänzlich die gleiche Ordnung bey; die Abhandlungen, welche dahin gehören, gehen bis 228: bey der Physik hingegen macht er folgende Abschnitte: 1) Mechanik und Hydrostatik. 2) von der Luft, den Werkzeugen zu Abmessung ihrer Eigenschaften und dem Schalle. 3) Vom Lichte und den optischen Werkzeugen. 4) Von Wärme und Kälte. Die Rechtschreibung wird, vornämlich in der ersten Abtheilung, dann in der zweyten läßt sie ziemlich nach, manchem Leser etwas geziert scheinen. Die Abhandlungen selbst sind der Reihe nach folgende. I. Joh. Scheffers Beantwortung einiger vermischten Fragen, die wahrscheinlich Hr. Barrington übersehen hat. II. Mariotte, über das Sehen, und Pecquet's Antwort darauf. III. Tim. Clark von einigen anatomischen Erfindungen; schon 1652. hat Jolivius lymphatische Gefässe an den männlichen Zeugungsgliedern entdeckt, und Paulus aus Venedig die Nachricht von dem Kreislaufe von Harvey. IV. 1) Bemerkungen auf einer Reise von England nach den karibeischen Inseln. 2) Fortsetzung und Erweiterung obiger Bemerkungen von Dr. Stubbers. 3) Norwood des jüngern Bemerkungen über einige der vorhergehenden Nachrichten. V. Joh. Ray,

über

über die Entstehung der Thiere von sich selbst, und von einigen nach Bisam riechenden Insekten, unter den letztern die bekannte Art des Bocktäfers und eine kleine Art Bienen. VI. Vermischte Bemerkungen durch Ph. Vernatti über die Perlenfischerey, einige Arzneypflanzen und eine Art Schlangen. VII. Bemerkungen über die Eyer, die sich in allen Thieren weiblichen Geschlechts finden, durch Dr. Kerkringius. VIII. Ueber die Bewegung der Herzen zweener Igel, nachdem sie aus ihnen geschnitten waren, durch Templer. Spuren der Hallerischen Reizbarkeit. IX. Vermischte mikroskopische Beobachtungen von Leeuwenhök. 1) 2) 3) über thierische Theile. 4) über die Textur des Blutes, des Saftes einiger Pflanzen, der Figur des Zuckers und Salzes, und der wahrscheinlichen Ursache der Verschiedenheit ihres Geschmacks. 5) über die Muskelfasern, die Borke und das Mark des Gehirns, die Moxa und Baumwolle. 6) über die Struktur der Zähne, anderer Knochen und der Hare. 7) über die Krystallinse der Augen. X. 1) Versuche, die durch den Mangel der Luft in dem Wachsthum der Pflanzen und Saamen erfolgte Veränderung zu sehen, durch D. Boyle. Eigentlich war dies freylich nicht Mangel der Luft. 2) Versuche mit Thieren unter der Luftpumpe, durch Hrn Hugens und Papin. XI. Nachricht über einige die natürliche Geschichte von Island betreffende Dinge, durch Paul Biornonius. XII. Von der Art die Klapperschlangen zu tödten. XIII. Von besondern Insekten und dem durch sie bewirkten Schaden. XIV. Von Unterschied der Schlangen und Ottern, daß die letztere lebendige Junge gebähren. XV. Steno von dem Leben der Salamander im Feuer. XVI. Nath. Fairfax von einigen Insekten und ihrer Unschädlichkeit. XVII. Versuch mit dem Odemholen an einem Hunde, durch Rich. Lower. XVIII. 1) Ueber die besondere Windung einiger Schnecken und über die Spinneweben von M. Lister an J. Ray. 2) Bestätigung der vorhergehenden Beobachtungen über die Art, wie die Spinnen ihre Fäden von sich werfen, durch J. Ray. XIX. Bemerkungen an Insekten, die in alten Weiden wohnen, durch Edm King. XX. Von einer lebendig gebährenden Fliege, durch M. Lister. XXI. Von der Bilsenkrautwanze, durch Ebend. XXII. Listers Verbesserungen und Erweiterungen seiner Beobachtungen über die Kermesinsekten, und seine Vermuthung, daß die Cochenille eine Art derselben sey. XXIII. Einige Versuche das Gift der Ottern (vielmehr Nattern, denn Otter ist sonst der deutsche Name für Lutra) betreffend, durch Th. Platt.

Platt. XXIV. Swammerdam (unrichtige Bemerkung) über einige mit Lungen versehene Thiere, denen doch die Lungenschlagader fehlt. XXV. Chrph. Sandius über den Ursprung der Perlen. Aus erhärteten Eyern. XXVI. Ueber die Wasserthiergen, von Ant. Leeuwenhök. XXVII. Bemerkungen an Wasser, worinn ganzer Pfeffer einige Tage geweicht gelegen hatte. XXVIII. Leeuwenhöks Nachricht von seiner Art, so viele kleine Thierchen in verschiedenen Gewässern zu beobachten. XXIX. 1) Ant. Leeuwenhöks Bemerkungen über die Saamenthierchen. 2) Antwort auf vorige Bemerkungen. 3) Leeuwenhöks Antwort auf vorstehende Anmerkungen. 4) Neue Einwürfe wider die vermeinte Gefässe im männlichen Saamen. 5) Ueber die Erzeugung durch die Saamenthierchen, von den Saamenthierchen des Frosches, einige andere Merkwürdigkeiten in den Theilen des Frosches. Ueber die Verdauung und Bewegung des Bluts im Fieber. 6) Mikroskopische Beobachtungen über die Thierchen, die in dem Schleim der Zähne enthalten sind, über den sogenannten Wurm in der Nase, und die Schuppen, woraus die Oberhaut besteht. 7) Ueber die Schuppen im Munde, über das schuppige Kind; Untersuchung des Darmschleims und von dessen Nutzen. XXX. Fernere Beobachtung über das Fadenwerfen der Spinnen, und über die Bienen, die in Zellen, welche aus Weidenblättern gemacht sind, leben, durch M. Lister. XXXI. Zergliederung einer Hündin, in deren Gebährmutter Knochen und Fleisch von einer vorhergehenden Empfängniß enthalten waren, und wo die Früchte einer zwoten Empfängniß an verschiedenen Theilen des Unterleibes hiengen. XXXI. Chrph. Merret über die Vereinigung abgeschnittener Baumrinden mit dem Baume selbst. XXXIII. Ein Versuch, die Kirschbäume so zu warten, daß ihre fast verdorrte Früchte saftvoll und reif werden, von Ebend. XXXIV. Ueber die verschiedene Schwere der amerikanischen Aloe mit gezackten Blättern, welche den Kreislauf des Pflanzensaftes anzuzeigen scheint, durch Ebend. XXXV. Von der besondern Einpfropfung der Pomeranzen und Citronen auf andere Bäume, und von einer besondern Frucht, die halb Pomeranze, halb Citrone ist, und auf solchen Bäumen wächst. XXXVI. Bemerkungen über die Vegetation, durch J. Beale und Ez. Tonge. XXXVII. Beyspiele, die Gemeinschaft des Marks mit dem Saamen der Pflanze und der Rinde, oder des Safts in der Rinde mit dem Safte der Frucht oder der Saamendecken zu zeigen, durch J. Beale. XXXVIII. de la Quintiny

von der Art, die Melonen zu bauen. XXXIX. Verſuche über die Bewegung des Safts in den Bäumen von Willoughby und Ray. XL. 1) Ueber die Bewegung des Saftes in den Bäumen, fortgeſetzte Beobachtungen von Ez. Tonge und Franz Willoughby. 2) Weitere Bemerkungen von Ez. Tonge. 3) Beobachtungen an einigen Lenen, ſchwarzen Pappelbäumen und Wallnuſſen, durch Fr. Willoughby. 4) M. Liſter von dem Saftausflieſſen des Lenenbaums. 5) Ueber das Flieſſen des Saftes aus der Lene und andern Bäumen, durch Ray. 6) Einige Bemerkungen über die Verſchiedenheit der Bewegung des Safts in den Bäumen, mit einem Wetterglas verglichen, von Ez. Tonge im Apr. 1670. angeſtellt. 7) Ueber die Verſpätung des Saftaufſteigens, durch Ebend. 8) Verſuche über die Bewegung des Safts in den Bäumen, in Abſicht auf die Frage von Kreislauf deſſelben, durch M. Liſter. 9) Fr. Willoughby Anmerkungen zu einigen der Liſteriſchen Bemerkungen. 10) M. Liſter's fernere Entdeckungen in Abſicht der Bewegung der Pflanzenſäfte, und Antwort auf Willoughby's Anmerkung. XLI. 1) Rich. Reed über das Niederſteigen der Säfte. 2) Einige Betrachtungen darüber, durch Dr. Beal. XLII. 1) Von den Adern in den Pflanzen, die mit den Adern des Menſchen eine Aehnlichkeit haben, durch M. Liſter. 2) Fernere Beobachtungen über dieſe Adern, von einigen der Empfindung ähnlichen Bewegungen in den Pflanzen, und der Uebereinſtimmung des Pflanzenſafts mit dem Blute der Thiere, durch M. Liſter. 3) Anmerkungen darzu von Dr. Wallis. XLIII. Beſchreibung eines beſondern Pilzes, des Pfefferſchwamms, durch M. Liſter. XLIV. Beſchreibung des Kakaobaums, Art ihn zu ſammeln, und deſſen Wachsthum ꝛc. XLV. Daß der Ambra ein Körper des Pflanzenreichs ſeye, von R. Boyle. XLVI. Von einem Orangenbaum, der Pomeranzen und Citronen, ſowohl abgeſondert, als auch in einem Stücke trug, durch Pet. Natus. XLVII. Ueber das Gewebe der Bäume, und eine merkwürdige Erſcheinung im Weine, durch Leeuwenhök. XLVIII. Von einem Bleyerze aus Deutſchland und deſſen Gebrauch. XLIX. Von einem Bol aus Ungarn, der mit dem armeniſchen Bolus einerley Wirkung hat. L. Von den Queckſilbergruben zu Friuli (Idria) und der Art Wind hervor zu bringen durch einen Waſſerfall, von W. Pope. Hier ſchon Nachricht von Lebererze. LI. Von dem Erz zu Lüttich, welches Schwefel und Vitriol giebt, und der daſelbſt gewöhnlichen Art, es zu gewinnen. LII. Wie man zu Lüttich die Gruben bearbeite

beite ohne Luftſchächte, durch Rob. Moray. LIII. Von einer beſondern Quelle in Weſtphalen, nebſt einem Bericht von Salzquellen und dem Durchſeigen des Salzwaſſers. LIV. Von einigen merkwürdigen Quellen um Paderborn. LV. Von einigen ſeltenen Quellen zu Baſel und im Elſaß. LVI. Von den Salzquellen in Deutſchland. LVII. Bemerkungen über die Verſteinerungen. LVIII. Von einigen Geſundbrunnen in Herfordſhire, durch Dr. B. LIX. Nachricht von einem vitrioliſchen Waſſer, durch D. Beale. LX. Gilb. Talbot von einem Erze in Schweden, welches Schwefel, Vitriol, Alaun und Mennige liefert. LXI. Von einem Aſchenregen in dem griechiſchen Meere nach einem Ausbruch des Veſuvs, durch Wilh. Badily, mitg. von H. Robinſon. LXII. Von einer feuerfangenden Quelle und Erde in Lancaſhire durch Th. Shirley. LXIII. Vom Queckſilber, ſo an den Wurzeln der Pflanzen gefunden wird, und von Schalthieren, die in Gebirgen gefunden werden, durch Manfr. Septalius. LXIV. Von den Bergwerken zu Mendip in Sommerſetſhire, durch. Joſ. Glanvil. LXV. Von einer Sündfluth, welche vorzeiten einen großen Strich Landes in der Herrſchaft Suffolk überſchwemmt hatte, durch Th. Wright. LXVI Von dem Theinbruchſtein um Frankfurt an der Oder, durch J. Chr. Beckmann. LXVII. Von den Mineralien des Königreichs Mexico. LXVIII. 1) Ueber die Dämpfe in den ungariſchen Bergwerken und ihre Wirkungen durch Edw. Browne. 2) Jeſſop über die Dämpfe in den Bergwerken zu Wingerſworth bey York. 3) Luc. Hodgſon Bemerkungen über ein unterirrdiſches Feuer in einer Steinkohlengrube nahe bey Newcaſtle. 4) Von den ſich entzündenden Kohlendämpfen in den Kohlengruben zu Moslyn in Flintſhire, durch Rog. Moslyn. LXIX. 1) Chronologiſche Anzeige einiger Feuerausbrüche des Bergs Aetna. 2) Ueber die Ausbrüche des Aetna 1669. LXX. 1) Bemerkungen über die Badquellen zu Bath, durch Joſ. Glanvil. 2) von den albaniſchen Bädern nahe bey Padua, durch Dodington. LXXI. 1) Von den Eis- und Kriſtallbergen der Schweitz, die Glatſcher genannt werden, durch Muraltus. 2) weitere Beſchreibung der Eisberge im Canton Bern, durch M. Juſtel. LXXII. Ueber die Verſchiedenheit des Dachſchlefers; die Zeichen ſeiner Güte. LXXIII. 1) Ueber die Salzquellen und von der Art, zu Nantwich in Cheſhire Salz zu bereiten, durch W. Jakſon. 2) Zuſätze darzu. 3) von der Entdeckung eines Steinſalzes in Cheſhire, durch Ad. Martindale. 4) von den Salzwaſſern zu

Dreytwich in Worcesterſhire, durch Th. Raſtell. 5) Bemerkungen über die Salzquellen in Worceſterſhire, Staffordſhire und Cheſhire, von dem rohen Salze, das ſich aus derjenigen Erde erzeugt, die ſich während des Siedens gedachter Soden ſetzt; von dem ſpecifiſchen Unterſcheid zwiſchen Seeſalze und gemeinem Salze; eine Art ſüſſes Waſſer von dem Seewaſſer abzuziehen, durch die Ausdünſtung der Seepflanzen, die darinn wachſen; daß dieſe Ausdünſtung wahrſcheinlich die materielle Urſache der Winde, die um die Wendekreiſe wehen, ſey, durch M. Liſter. Schon dieſer Naturforſcher kannte den Schlaf der Pflanzen. 6) von einer Salzquelle und andern Geſundbrunnen an den Ufern des Ware im Biſthum Durham, durch Hugh Tald. LXXIV. 1) Ueber die Queckſilbergruben zu Friuli, durch Edw. Brown. 2) über die Bergwerke und Mineralien in Ungarn, Siebenbürgen und Oeſterreich, durch Ebend. 3) von den Kupfergruben zu Herrengrund in Ungarn, den Bädern in Oeſterreich und Ungarn, auch von Quader- und Talkſteinen, von Ebend. 4) von zwey Mineralien, die in einigen Kohlen- und Eiſengruben in England gefunden worden ſind, durch D. Jeſſop, mitgetheilt durch M. Liſter. 5) von den Eiſenwerken in dem Forſte von Dran, durch Heinr. Powle. 6) von den Zinnwerken und der Bearbeitung des Zinns in Cornwall, durch Chrph. Merret. LXXV. 1) Von dem Zirchützer See in Crain, durch Dr. Brown. 2) Zuſätze, auch von ihm. 3) von einem See nahe bey Danzig, der zu gewiſſer Jahrszeit eine grüne Subſtanz giebt, die tödtlich iſt, nebſt einer Bemerkung von weiſſem Bernſtein, durch Kirkley. 4) Beſchreibung des Genfer Sees, welche freylich aus de Luc und Sauſſure ſehr vermehrt werden könnte. LXXVI. 1) Ueber die mineraliſchen Quellen, durch D. Highmore. 2) über die Urſache der mineraliſchen Quellen, durch D. Beale. 3) von dem Nutzen, welchen Gewölbe, tiefe Brunnen und kalte Behältniſſe leiſten können, in Rückſicht auf die Beförderung der Erzeugung der Salze, Erze, Steine und Kriſtalle von verſchiedenen Arten, und in wie fern ſie gewiſſe Körper erhalten oder verändern, durch Ebend. LXXVII. Von den Steinſalzgruben in Polen. LXXVIII. Verſuch über einen kriſtallähnlichen Körper aus Island, durch Er. Bartholin. Ueber den Doppelſpat, den Bartholin ſchon in dieſem Aufſatz von 1670. für eine reine Kalkart erklärte. LXXIX. Von der großen Menge Holz, das in Lincolnſhire unter der Erde gefunden worden. LXXX. Von einem Steinbruche nahe bey Maſtricht. LXXXI. 1) Liſter über

die

die versteinte Schalthiere. Er läugnet, daß diejenigen, die man mitten im vesten Lande antrifft, nach einer thierischen Form gebildet worden, deren Art oder Race noch jetzt gefunden würde; aber wie weit sind wir auch noch jetzt in der Kenntniß der lebendigen Meersgeschöpfe zurück! Kennen wir doch kaum die Küsten und die Oberfläche! 2) von gewissen Steinen die wie Pflanzen gestaltet sind, und für versteinerte Pflanzen gehalten werden, durch M. Lister. 3) Beschreibung eines dreyeckigen ungezähnelten versteinten Zahns von dem Hundshay, durch Ebend. 4) von den wahren Judensteinen, die auch in England gefunden werden, durch Ebend. 5) von den Astroiten, durch Ebend. 6) Anmerkungen über Listers vorstehende Beobachtungen, durch Joh. Beaumont. LXXXII. 1) Von sehr großen Diamanten; einer wog 112 $\frac{3}{16}$ Karath, und war schön violet. 2) Beschreibung der Diamantgruben durch den Erzmarschall von England. LXXXIII. 1) 2) Versuche über den Vitriol von 1674. Die Aehnlichkeit der Schwefel- und Vitriolsäure. Schwefel aus einem mineralischen brennbaren Wesen und dieser Säure. 3) von den englischen Alaun- und Vitriolwerken, durch Dan. Colwal. LXXXIV. Von dem Verwittern gewisser Mineralien, durch M. Lister. LXXXV. Beschreibung der Penparkhöhe in Glocestershire, mitgetheilt durch Rob. Southwel. LXXXVI. Ueber den Long-Neaghsee in Irrland und seine Kraft zu versteinern. LXXXVII. Von dem ägyptischen Laugensalze durch Karl Leigh. LXXXVIII. Von einer Art Asbestleinwand, durch Edw. Luyd. LXXXIX. 1) von der sogenannten Riesenstrasse, durch R. Buckley. 2) durch Sam. Foley. 3) 4) durch T. Molyneux. XC. 1) von den versteinerten Zungen der Rochen mit dem Pfeilschwanz, durch H. Sloane. 2) von seltsamen Knochen, die nahe bey Canterbury sind ausgegraben worden, und von der Erdenge zwischen Dover und Calais, durch W. Sommer. 3) Nachricht von großen Zähnen, die in Irrland sind ausgegraben worden, durch F. Neville, mit Molyneux Anmerkungen. 4) von einem versteinten Skelete eines großen Thiers, durch W. Stuckeley. XCI. Von einem niedergesunkenen Theile eines Hügels in Irrland, mitgetheilt durch den Bischoff von Clogher. In der zweyten Abtheilung folgen: I. Hook von Fliegen. II. Einige Erfindungen die Uhren betreffend. 1) Huygens neue und sehr genaue Taschenuhr. 2) Leibnitz über die von ihm erfundene regulirende Kraft in den Taschenuhren. 3) de Germes von einer Uhr, die an einer schiefen Fläche hinaufsteigt. 4) Mor.

Wheeler von einer Bewegung, welche ein Maaß der Zeit abgiebt. III. Beschreibung einer Feuerspritze. IV. Beschreibung einer wohlfeilen Pumpe von Conyers. V. Beschreibung einiger Hygroskope. 2) von Conyers. 3) 4) von W. Gould. VI. Beschreibung eines Anemometers. VII. Abriß einer Einleitung in die Lehre von Schall, von Narcissus, Bischoff von Feres und Leighlin. VIII. Historische Nachrichten von Verbesserung der optischen Gläser: 1) von Campani und Divinis. 2) von Hevel. 3) von du Sens. 4) von Burattini. 5) von Franz Smethwick. 6) aus Paris. 7) von Borelli. 8) Eine Linse aus Bergkristall von Divinis. IX. Chrph. Wrenn von hyperbolischen Gläsern. 1) Erzeugung eines hyperbolischen Astercylinders. 2) Anwendung auf das Schleifen hyperbolischer Gläser. X. Mittel, die Brennweite eines optischen Glases zu vergrößern, von Hook. XI. 1) Newton von dem vortheilhaften Gebrauch der Reflexion bey optischen Werkzeugen. 2) Nachricht von Newtons neuerfundenem katadioptrischem Teleskop. 3) aus einem Schreiben des Hrn. Newton. 4) von den Aperturen und Augengläsern dieser Teleskope, aus einem Briefe von Newton. 5) Beantwortung der Einwürfe eines französischen Gelehrten, aus einem Briefe von Newton. 6) Beantwortung einiger Bemerkungen über die Newtonische Theorie des Lichts von Newton. 7) Einwurf eines Ungenannten, mit Newtons Beantwortung. 8) Replik des Hrn. N. XI. Katadioptrisches Teleskop von Cassegrain mit Bemerkungen von Newton. XII. Katadioptrisches Teleskop von Salvetti. XIII. Hook, wie man das Bild eines Gegenstandes in einem hellen Zimmer darstellen könne. XIV. Nachricht von einigen Mikroskopen. 1) von Divinis. 2) von Salvetti. 3) von Leeuwenhök. 4) von Butterfield. 5) reflektirendes Mikroskop von Newton. XV. Von einigen Brennspiegeln. Von einem sehr großen Brennspiegel zu Lion. XVII. Beobachtete Wirkungen der Wärme und Kälte. 1) 2) von Fehre. 3) ausserordentliche Hitze von Ebend. 4) Wirkungen der großen Kälte 1683. auf Bäume und Pflanzen von J. Bobart. XVII. Versuche über die künstliche Kälte. Neuer Versuch, einen beträchtlichen Grad künstlicher Kälte zu jeder Jahrszeit hervorzubringen von Rob. Boyle. Vermittelst Salmiaks. XVIII. Ueber die Veränderung der Temperatur der Luft in Amerika und Irrland.

It.

Der

Der praktiſchen Geſchichte europäiſcher Naturprodukte VI. Heft mit zwo Kupferplatten, welche den Widder und das Schaf mit dem Lamm vorſtellen. Nürnberg, auf Koſten der Stiebneriſchen Buchdruckerey, 1781. 4. Bogen Dd—Hh.

In dieſen Bogen beſchäftigen ſich die V. immer noch mit den Krankheiten des Hornviehs; auch hier finden wir die beſten Schriften in dieſem Fache genützt; doch ſcheinen die V. die Preisſchrift des Hr. von Berg nicht zu kennen. Glaſers Maul- und Fußkrankheit erklären ſie für die febris bulloſa der neueren Aerzte. Zuletzt noch etwas von dem mancherley Nutzen und Gebrauch des Hornviehs, und ſeiner Theile, wovon die V. in dem folgenden Hefte noch mehr zu ſagen gedenken; wir hoffen, daß ſie ſich in der Folge kürzer faſſen werden.

Ib.

De mentha piperitide commentatio botanico-medica, auctore *Thom. Knigge*, accedit tabula aenea. Erlang. apud Palm. 1780. 4. 5 Bogen ſtark.

Der V. hat ſowohl aus den Akten die Arten der Münze, welche ihnen bekannt geweſen zu ſeyn ſcheinen, etwas aus einander geſetzt, und Nachrichten von den Heilskräften der übrigen geſammlet, als insbeſondere die Synonymie der Pfeffermunze erörtert, ſie genau nach ihren äuſſerlichen Merkmalen beſchrieben, und eine Zeichnung (die Zeichnung in den Abbildungen der Arzneypflanzen Pl 56. ſcheint er nicht gekannt zu haben) davon geliefert, und die chemiſche Verſuche, die er damit angeſtellt, und die Erfahrungen, die er damit und mit denen daraus zubereiteten Mitteln gemacht hat, erzählt. Das Oehl, das er daraus erhielt, war citronengelb, und das Extrakt, es mochte mit Waſſer oder mit Weingeiſt zubereitet ſeyn, ohne den eigenen Geſchmack der Pflanze, welchen der V. richtiger mit dem Kampfer- als mit dem Pfeffergeſchmack vergleicht. Bey den Fällen, welche der V. zu Beſtätigung der Arzneykräfte ſeiner Pflanze erzählt, dürfte man freylich zuweilen noch anſtehen,

ſtehen, ob ſie wirklich ſo viel dabey gethan hat, als er zu glauben ſcheint.

Rz.

Galanterie-Mineralogie und Vorſchläge zur Naturwiſſenſchaft für die Damen, in ſieben Unterhaltungen abgefaßt von C. F. von Arenswald. Halle, bey Gebauer. 1786. 8. 152 Seiten.

Der Einfall, den Damen einige Begriffe von den feinern Steinen, Perlen und dgl., womit ſie ſich putzen, beyzubringen und dadurch ihnen einige Kenntniſſe der Natur mitzutheilen, iſt nicht übel. Der V. hätte auch noch ihnen von den Marmorarten, woraus Tiſchplatten und dgl. zur Zierde der Häuſer verfertiget werden, von den Thonarten, woraus Fayanz und Porzellan gemacht wird, u. ſ. w. vorreden, und ſich überhaupt etwas mehr über dergleichen Gegenſtände ausbreiten können. Aber vielleicht thut er es künftig in einigen neuen Unterhaltungen. Er will ohne Zweifel nach ſeiner Abſicht beurtheilt werden. Er ſchreibt für Damen, und zwar eine Galanterie-Mineralogie. Wir müſſen alſo ſchon auch galant ſeyn und zu den kleinen Süßigkeiten nicht ſchel ſehen, die er den lieben Damen vorſchwatzt; denn der Recenſent mögte es auch nicht mit ihnen verderben.

Gm.

Joh. Chriſt. Fabricius Betrachtungen über die allgemeinen Einrichtungen in der Natur. Hamburg, bey Bohn. 1781. S. 360. 8.

Der V. hat einige allgemeine Betrachtungen über die Oekonomie der Natur liefern wollen, aber Mutter Natur hat ihn nicht für dies Fach beſtimmt. Am wenigſten ſchickt ſich ſeine Schreibart dazu. Gleich S. 13. fiel es uns auf, daß der Regenwurm den Sand und die Gewächserde, der Fadenwurm den Letten ꝛc. verzehren ſollte. In Abſicht auf die Schönheit der Welt unterſcheidet der V. ſehr richtig die Materie und die Form. Unter den alten Menſchen in der erſten Welt will er nicht einzelne Perſonen, ſondern ganze Stämme verſtehen, S. 34. will uns der Witz des V., „es ſeyen Wel-

„len

„ten möglich, wo Nachteulen singen, und Flöhe Aber „lassen„ nicht recht gefallen. Der Einfluß des Monds auf unsre Erde, meynt der V., sey noch äusserst unbestimmt. Der V. bestreitet eben so, wie Hr. Prof. Sander, den Fluch der Erde, und sieht die Stellen der Bibel mehr für eine Weissagung, als für eine Drohung an. Daß aber alle Thiere mit eben so heftigen Schmerzen und eben so vieler Gefahr gebähren als der Mensch, kann Rec. nicht glauben. Hr. Fabricius muß die neuen Erklärungen der Geschichte des Falls nicht wissen, da er auch das, was Moses von der Schlange erzählt, wörtlich versteht. Wir verweisen ihn auf Eichhorn und Rosenmüller im Oriental. Repertorium. Die gelehrte Beurtheilung der Burnetischen, Leibnitzischen, Woodwardischen, Whistonschen und Büffonschen Hypothesen haben wir hier nicht erwartet. Noah und seine Gesellschaft lebten in einem Schiff, und nicht in einer Arche, oder Kasten. Der V. meynt, die Entstehung neuer Arten sey dem Lauf der Natur gar nicht zuwider, S. 85—87. ohne einen überzeugenden Beweis anzuführen. Wir wünschten die Bemerkung, die wir auch hier S. 96. wiederholt finden, daß die brütenden Vögel die Ausdünstung selbst für die Spürhunde verlieren, einmal durch einen sichern Beweis ausser Zweifel gesetzt zu seyn. Unter der Aufschrift Erhaltung trägt der V. die Lehre von der Ernährung, aber sehr unvollständig vor. Wir möchten nicht sagen, wie der V. S. 114 „daß der Mensch dadurch, daß er aus allen Reichen der Natur Speisen nimmt, das Naturgesetz übertrete. Das Salz war doch unstreitig dem Menschen zum natürlichen Gewürz bestimmt. Der V. meynt, die Erhaltung der nämlichen Stärke, und nicht die Vermehrung der Volksmenge, sey die eigentliche (wir würden sagen: auch eine) Ursache der verbotenen Vielweiberey, und meynt, daß auch die Mosaischen Ehegesetze keine andre Absicht gehabt hätten, als die körperliche Stärke des Volks zu erhalten. S. 141. erzählt der V. ein auffallendes Beyspiel von den Anstalten der Natur zur Erhaltung der Proportion aus der Entomologie. Von der Erhaltung der Erde geht der V. zum Untergang der Erde fort, und gesteht S. 177. daß man in der Natur keinen deutlichen Beweis davon finde. Er geht indessen die verschiedenen Meinungen von Zerstörung der Erde durch Feuer oder Wasser durch. Seite 191. sagt er: Bey der Veränderung wird jedes Geschöpf gewinnen. Auch die übrigen Geschöpfe ausser dem Menschen würden nicht völlig vernichtet werden. Der V. sagt S. 197: Alles in der Mi-

neralogie sey entweder aus der See, oder aus dem Pflanzen- oder Thierreich. Von wie vielen Lesern wird der V. da, wo er die Prolepsin Plantarum beschreibt, verstanden werden? Er zweifelt S. 218. ob das thierische Leben der Infusionsthierchen schon völlig erwiesen sey. Von S. 233 an erzählt der V. die verschiedenen Hypothesen von der Zeugung, und trägt seine eigene Meynung vor. Uns dünkt aber, er habe bey den Thieren zu viel auf die Aehnlichkeit mit den Pflanzen gebaut. Beym Aal hat man allerdings äusserliche Geburtsglieder zu gewissen Zeiten gesehen. Das möchten wir nicht sagen, daß die Mohren auch am Verstand den Menschen in Europa nicht gleich seyen. Fabricius meynt, sie seyen durch eine Vermischung der Menschen mit den großen Affen in Afrika entstanden. Eben so gewagt und schwankend ist alles, was der V. im entscheidenden Tone über Adams Farbe sagt. Der V. ist hier zum Theil mit H. Prof. Sander einerley Weg gegangen, aber man wird schon nach dieser kurzen Anzeige die beyden Männer vergleichen können, und diesen lieber als jenen lesen wollen.

Tf.

Chemisches Journal für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrheit, Haushaltungskunst und Manufakturen. Entworfen von D. Lorenz Crell — Vierter Theil. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1780. in 8. 252 Seiten.

Wir wiederholen hier gern dasjenige günstige Urtheil, welches wir von diesem Journale im ersten Stück des 45. B. d. A. D. B. S. 117. und ff. gegeben haben, und zeigen nur kürzlich den Inhalt desselben an. Der originellen Aufsätze sind 7. an der Zahl, als: 1) Herr Prof. Gmelin in Göttingen, über die Versüssung der Salzsäure. Die Bereitung dieses Arzneymittels ist von verschiedenen Aerzten auch auf verschiedene Arten vorgeschrieben worden, je nachdem dieselben glaubten, daß solche ihrer Erwartung entsprechen würden. Einige cohobirten die Mischung durch neuen Zusatz von Weinstein so lange bis nichts mehr und nichts weniger als der blosse subtile Weingeist übergieng. Hr. Prof. Gmelin schüttete den Weingeist auf das trockne Kochsalz, und hernach Vitriolöhl dazu, und glaubt, daß diese Weise den versüßten Salzgeist zu ma-

chen die beste sey, und wir glauben solches mit ihm. 2) Beschreibung einer verbesserten Bereitungsart der Weinsteinsäure von Hrn. Wiegleb. — Nach Retzius Manier wird hierzu Kreide genommen, Hr. W hat aber gefunden, daß ausgekochte und pulverisirte Austerschaalen hierzu besser wären. 3) Untersuchung der von Baume' in dessen erläuterten Experimentalchemie Th. 2. S. 156. nach der deutschen Uebersetzung beschriebenen künstlichen Verfertigung des Borax und des Sedativsalzes — Beaume' will aus einer Mischung von Thon und Fett, welche eine Zeitlang im Keller gestanden, Borax erhalten haben, wovon Hr. Wiegleb das Gegentheil in diesem Aufsatze zur Gnüge zeigt. Zwey Pfund feuchter grauer Thon mit einem halben Pfunde ausgeschmolzenen Schweinefett innig vermischt, haben vom 18. May 1776. bis in den December des 1779. Jahres an einem feuchten Orte gestanden, alsdann wurde solches nach Beaume' Vorschrift behandelt, aber Hr. Wiegleb erhielt weder Borax noch Sedativsalz — abermals ein Beweis, wie windig die französisch chemischen Versuche bisweilen beschaffen sind! 4) Fortsetzung der Versuche mit der aus dem Rindertalge entwickelten Säure, von dem Hrn. Herausgeber selbst. In den vorigen Versuchen hat derselbe gewiesen, daß diese Säure am stärksten und reinsten aus dem Segnerischen Mitrelsalze erhalten werde, welches in gegenwärtigen durch neue Versuche bestätigt wird. Gold und Platina wird doch nicht, oder sehr schwer von dieser Säure angegriffen, ob gleich solches sechs Wochen lang in einem verschlossenen Gefässe war digerirt worden. Dagegen schlägt diese Säure das Gold, so in Königswasser aufgelößt worden, fertig nieder, auch so die Platina. Noch: Verhalten der Fettsäure zu einigen Mittelsalzen. 5) Einige beyläufige Bemerkungen über die Verwandtschaft der Körper von Herrn. Carl Wilhelm Scheele. — Diese Bemerkungen über Hrn. Wenzels Lehre von der Verwandtschaft der Körper sind keinesweges deshalb aufgesetzt, um die Verdienste des würdigen Hrn. Wenzel zu verringern, sondern nur zu zeigen, mit wie vieler Aufmerksamkeit derselbe die Lehre von der Verwandtschaft der Körper gelesen und durchdacht habe. Die Einwürfe sind übrigens mit aller Bescheidenheit abgefaßt und gereichen im Grunde dem Herrn Wenzel zur Ehre. Nur etwas zur Probe: (S. 14. in Hr. W. Buche) „der Satz, daß die Salze nicht anders würken, „als wenn sie aufgelößt sind, schlägt sehr oft fehl. Z. E. wenn „geriebene Kreide mit gleichfalls geriebenem Berlinerblau zusam-

„men

„men gekocht wird, ziehet erstere die färbende Materie des letz„tern aus: und die Kreide ist doch unauflöslich im Wasser.„ 6) Ein neuer Versuch, einen festen Körper aus zwey flüßigen zu bilden; von Hrn. D. Ottleben. — Recens. war es keine neue Erscheinung, wenn die Auflösung des Catechu mit Bleyextrakt ein Coagulum machen. 7) Fortsetzung der Versuche mit dem Phosphorussalze, von dem Hrn. Herausgeber, wobey verschiedene artige Erscheinungen bekannt gemacht werden, z. B. Auflösung einiger metallischen Körper in Phosphorsalze auf dem nassen Wege; dann: einige metallische Niederschlagungen aus verschiedenen Säuren durch das aufgelößte Phosphorsalz. In einem Anhange zu diesem Aufsatze giebt derselbe die Vermuthung, daß durch einen leichtern Weg das Phosphorsalz in größerer Menge erhalten werden könne. Diesem folgen Auszüge aus den chemischen Abhandlungen der Schriften von Gesellschaften der Wissenschaften, vorzüglich aus denen von der Königl. Akademie der Wissensch. zu Paris, von Lassone, Macquer, Cadet, Lavoisier u. s. w. Cadet's Verfahren den Vitriolæther leichter und wohlfeiler zu machen als bisher, hat Rec. sehr gefallen. Hernach: einige Abhandlungen aus den actis nov. acad. N. C. Tom. V. z. B. W. H. S. Bucholz Versuche über die Auflösung gummigter, gummigtharziger und harziger, in der Medicin gebräuchlicher Körper. Von der Zubereitung des Brechweinsteins von Jak. Franz Demachy, wobey der Herr Herausgeber eine belehrende Anmerkung gegeben, und gewiesen, daß der französische Chymist sich geirret habe. Unter der Anzeige kleinerer chemischer Schriften haben wir mit Vergnügen diejenige lehrreiche Inauguralschrift des Herrn Behrens unter dem Vorsitze des berühmten Murray, dulcium naturam et vires expendens, Goetting. 1779. angetroffen. Die drey ersten Fascikel der pharmac. rational. von einer gelehrten medicinischen Gesellschaft in Cassel, sind richtig, aber zu nachsichtig beurtheilt, denn diese Büchlein verdienen eine schärfere Critik, zumal sich die V. das Ansehen der Reformatoren geben wollen. Almanach; oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1780. Weimar, bey Hoffmann, wird mit Beyfall angezeigt. Unter den Vorschlägen: die Guajactinktur als ein Probierstein eines guten versüßten Salpetergeistes, und: über die grüne Farbe des Cayeputöhls.

Chemi-

Chemisches Journal für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrheit, Haushaltungskunst und Manufakturen. Entworfen von D Lorenz Crell, — Fünfter Theil. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1780. in 8. 236 Seiten.

In dem ersten Aufsatze giebt Hr. Mose: Etwas über die Doppelfarbe (changeant) einiger Holztinkturen. Von dem Aufgusse des Grießholzes (Lign. nephritic. offic.) ist es bekannt, daß verschiedene Farben sichtbar werden, je nachdem das Glas mit dem Aufgusse zwischen das Licht und das Auge gehalten wird. Der Aufguß von der Rinde des Roßkastanienbaums (aesculus Hippocast.) hat gleiche Eigenschaften, wie der Apotheker Frischmann in Erlangen dem Hr. V. erzählt hat. (Recens. hat dieses schon lange wahrgenommen. Die Farbe des Aufgusses ist sehr angenehm himmelblau, wenn man solches bey recht hellem Wetter ansieht, dahingegen ist solche braun, wenn man das Dekokt im Schatten betrachtet.) 2) Herrn Prof. Gmelins Abhandlung von der blauen Farbe der glasähnlichen Materien, die in alten Denkmälern vorkommen. Die mehresten alten und neuern Schriftsteller haben den Kobold, auch die Soda für die Ursache der blauen Farbe der Gläser sowohl, als der Würfel in dem Mosaischen Pflaster angegeben, unser Verf. hat aber durch verschiedene eigenthümliche und fremde Versuche gewiesen, daß die blaue Farbe der Gläser auch mit Stahl oder auch mit Eisen hervorgebracht werden könne, und daß die Alten vornämlich die Egyptier, sich natürlicher Eisenkalche, oder eisenschüßiger Steine und Erden zu Verfertigung ihrer blauen Gläser bedient haben. 3) Chymische Untersuchung des Stinkholzes (olax Zeylanica Linn.) von Hrn. Apotheker Thorey. Der V. fand, daß sechs Unzen von diesem Holze 36 Gran wesentliches Oehl durch die Destillation gaben. Noch einige andere Versuche wiesen, daß die stinkende Eigenschaft dieses Holzes vorzüglich in seinen flüchtigen Theilen, und dem wesentlichen Oehle bestehe. 4) Bemerkung über die weisse Farbe der Vitriolnaphte vom Hrn. Apotheker Leipoldt in Augsburg. Ohne sich über die Meynungen des Hrn. Leipoldt von den verschiedenen Farben der Vitriolnaphte zu erklären, versichert Rec. daß man, wenn man behutsam und mit gelindem Feuersgrade destillirt, und die übergangene Feuchtigkeit von Zeit zu Zeit (d. i. wenn einige Unzen übergegangen) abnimmt, auch

zu-

zuletzt, wenn weisse Dämpfe im Helme entstehen, aufhört abzunehmen, jederzeit eine Naphte erhalte, welche weiß von Farbe, und ohne schwefelichten Geruch sey; dahingegen ohne diese Vorsicht, am Ende der Destillation gelbe und schwefelichtriechende Naphte mit übergeht, und der im Anfange übergegangenen eine gelblichte Farbe beybringt. Zuletzt gesteht der V. daß er nie diejenige schwere Naphte erhalten habe, welche in der Vorlage zu Boden sinke. Diese wird er erhalten, wenn er die Destillation so lange fortsetzt, bis die Masse im Kolben anfängt zu steigen.

Die Auszüge aus den chemischen Abhandlungen der Schriften von Gesellschaften der Wissenschaften sind wiederum größtentheils aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris. Nur einiges zur Probe mag genug seyn. De Lassone, neue Bemerkungen über die salzige Natur und Eigenschaften des Zinkkalchs ꝛc. Bey dem Essig Salmiak (S. 71.) wundert sich Rec. warum sich die französischen Chymisten bemühen dem Mindererischen Geiste eine kristallinische Gestalt zu geben — ist das nicht schönes Schattenspiel, schön Spielwerk? Nach S. 87. beschreibt Mr. *le Sage* die Art, einen Theil des Galmey's im Wasser auflöslich zu machen, wie die Zinkbutter. Artige Bemerkungen findet man in Brisson's und Cadet's Abhandlung über die Würkung der elektrischen Flüßigkeit auf die metallischen Kalche. Angenehme und kühne Bemerkungen über die Zergliederung des Knallgoldes sind von Mr. *le Sage* (S. 119.) Auf Gold und Silber leidet das Knallgold beym Zerplatzen keine Veränderung, aber auf Zinn, Kartenblättern, Papier leidet solches gar beträchtliche, auch auf dem Porcellan, denn derselbe schmelzte auf einem Porcellanscherben einen Theil des Knallgoldes mit sechszehen Theilen weissen Glases, und erhielt ein Purpurglas, so wie derselbe es bekam, als er Cassischen Goldkalch in dergleichen Verhältniß mit weissem Glase schmelzte. Nun folgen Auszüge aus den Denkschriften der medicinischen Gesellschaft zu Paris für das Jahr 1776. Der erste Aufsatz ist über die verschiedenen neuen Arten den Eisenmohr zu machen. Die heilsamen Eigenschaften der vesten Luft (S. 136.) hätte Rec. gern denen Herren Targioni und Maret geschenkt. In der siebenten Abhandlung fand Recens. mit Vergnügen etwas über die geistige Gährung der Milch. Der berühmte Spielmann in Strasburg hat die Methode der Tataren wiederholt, und sich versichert, daß die Milch durch die Gährung brennbaren Geist liefere. Die Molken ohne den

käsig-

käsigten Theil sind hierzu keinesweges geschickt. Herr de la Peyre tränkt die Fässer, welche Wasser auf langen Reisen halten sollen, acht Tage lang mit Kalchwasser an, und thut hernach zu dem Wasser Kalk und Vitriolgeist, und behauptet, auf diese Manier das Wasser lange Zeit unverdorben zu erhalten. Wichtig ist Hrn. Macquer's Abhandlung über die saure Seife (S. 172.) und über die Vortheile, die man in der Ausübung der Heilkunde davon ziehen kann. Anzeige neuer chemischer Schriften. Vorschläge: 1) über die Untersuchung der sauren und laugenhaften Luftarten vom Hrn. Prof. Gmelin. 2) über die eigentlichen Bestandtheile des Phosphorus — Letzteres ist von einem gelehrten Menschenfreunde und verräth vielen Scharfsinn.

DW.

Historia et Commentationes Academiae Electoralis Scientiarum Theodoro - Palatinae. *Volumen Quartum* Physicum. Mannhemii. 1780. 4. 412 Seiten.

Dieser Band enthält ausser der Geschichte der Akademie vom Jahr 1772—1776. 10, mehrentheils interessante Abhandlungen, deren Gegenstände wir hier nur kurz anzeigen wollen, um Gelehrte auf dieselben aufmerksam zu machen.

1) Herr Hemmer giebt Nachricht von den in der Pfalz angelegten Wetterableitern.

Diese Abhandlung, die allein gegen 86 Seiten einnimmt, und von der Erregung der Elektricität durchs Reiben einer Glaskugel, Glasscheibe, oder Glasröhre anfängt, und sich so durch alle Sätze der Elektricität, wie man sie in jedem Compendium findet, durcharbeitet; dann Fränklins Erfindung der Ableiter erklärt und einige bekannte Einwürfe dagegen anführet und beantwortet; dann die verschiedenen würklich aufgerichteten Wetterableiter in der Pfalz erzählt; ist zwar an sich mit guter Einsicht geschrieben und könnte vielleicht einzeln abgedruckt für manche Personen der dortigen Gegenden ganz nützlich gewesen seyn: aber, um es aufrichtig zu gestehen, sie gehörte, die Erzählung der würklichen aufgerichteten Ableiter abgerechnet, nicht in eine Sammlung von Aufsätzen, die ei-

eigentlich nur für Gelehrte bestimmt ist, und die nur neue Gedanken, neue Aussichten, neue Entdeckungen der Welt darlegen soll. Auch ohne auf das vortreffliche und vollständige Werk des Herrn Reimarus, welches doch wohl in jedermanns Händen ist, Rücksicht zu nehmen, wüßten wir nicht, was ein Mann von mittelmäßigen Einsichten in der Elektricität, hier neues oder wichtiges finden sollte. Uebrigens wollen wir durch dieses unser Urtheil, welches wir indessen laut zu sagen, für Pflicht hielten, diese Arbeit des sonst geschickten und fleißigen Herrn Hemmers auf keine Weise herabwürdigen.

2) Der nämliche Gelehrte beschreibt einige merkwürdige Wetterschläge.

Ein Mädchen ward unter einem Birnbaum erschlagen. Gesichtsbildung und Farbe war wie bey einem gesunden Schlafenden und schönes Blut floß aus der Nase: die Umstände erlaubten es nicht, Versuche anzustellen, ob sie nicht noch wieder zum Leben zu bringen sey. Der 2te Fall ist die Zerschmetterung eines Baums zwischen andern ihn umgebenden gleich grossen und höhern Bäumen.

3) Zergliederung des beständigen Elektricitätträgers, auch von Herrn Hemmer.

Er erklärt mancherley Versuche mit demselben aus der Theorie der elektrischen Dunstkreise. Es ist bekannt, daß Herr Oberhofrath Socin zu Hanau schon einige Zeit vorher das nämliche gethan habe.

4) Glückliche Würkung des elektrischen Feuers bey einer vieljährigen Lähmung; gleichfalls von dem nämlichen Gelehrten.

Der Lahme war ein geschickter Schreiner aus Mannheim, und hatte dieses Uebel schon seit mehreren Jahren. Hr. Hemmer brachte ihn nach einigen Monaten durch Hülfe der Elektricität wieder so weit, daß er eine Stundewegs gehen konnte. (Auch bey dieser an sich schätzbaren Nachricht hätten wir die weitläuftige Einleitung weggewünscht, die vielleicht beym Vorlesen dieser Abhandlung in der Akademie nicht am unrechten Orte seyn mochte. In den akademischen Verhandlungen war sie überflüßig.

5) Erörterung der Frage: verwandelt sich der gemeine Horn- Feuer- oder Flintstein in Kreide, oder verwandelt sich diese in jenen? von Johann Daniel Flad.

Die-

Diese gründliche Abhandlung beweißt die Entstehung des Hornsteins aus Kreide und ist ausserdem mit vielen wichtigen und angenehmen Bemerkungen durchwebt.

6) Botanische Beobachtungen von Friedrich Kasimir Medicus.

Zuerst eine kurze Geschichte dessen, was für die Botanik in der Pfalz seit einiger Zeit schon gethan ist; dann eine Beschreibung der filsigten, gelben, bereiften, kegelartigen Phalsis; des stinkenden Cestrum, des Ocymum überhaupt und des zeylanischen und sammtartigen Ocymum, des ausgehöhlten Vitex. Die Beschreibungen sind deutlich und die Kupferstiche genau und fein.

7) Histoire naturelle du Tussillage et du Pétasite &c. par M. de *Necker*.

8) Beschreibung der Lagerstroemia indica von Medicus.

9) De novis in coelo siderio Phaenomenis in specula Elect. Palat. Manh. observatis. Auctor Christianus *Mayer*.

In dieser mit mühsamen Fleisse verfertigten Abhandlung erzählt Herr Mayer seine vielen Beobachtungen und seine Vermuthungen über die sogenannten Fixsternentrabanten. Man weiß den Streit, den dieser würdige Gelehrte deswegen mit dem Abbe' Hell in Wien bekam. So viel wir indessen urtheilen können, so ist das Recht auf Herr Mayers Seite.

10) Dissertatio Mathematica de peculiari speculorum causticorum genere, quo virgines quondam vestales sunt usae, Auct. Fr. Adam *Widder*.

Die Gelegenheit zu dieser Abhandlung gab dem Herrn Widder die bekannte Stelle des Plutarchs im Numa, wo die Gefässe beschrieben werden, deren sich die vestalischen Jungfern bedienten, durch Hülfe der Sonnenstrahlen das heilige Feuer wieder zu entzünden. Er beweißt aus optischen Gründen mathematisch, daß die dort angegebenen aus rechtwinklichten, gleichschenklichten Triangeln erzeugten *Scaphien* oder hohlen Gefässe zum Sammlen der Sonnenstrahlen die vorzüglichsten seyn.

Dg.

9. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Staat der geſammten Tatarey in den alten und neuern Zeiten aus den bewährteſten Nachrichten gezogen. Reval und Leipzig, bey Albrecht und Compagnie. 1780. 96 S. in 8.

Dieſe Nachrichten ſind aus den Schriften eines Pallas, Stählins, Rytſchkows, Müllers, Gmelins und Müllers gezogen. Für den Gelehrten, der die Tatarey und die darinn herumſchwärmenden Volker genauer kennen lernen will, iſt dieſes Büchlein nicht, denn für ihn enthält es zu wenig: eher für den Dilettanten, der einen Mund voll von dieſem großen Erdſtrich zu wiſſen verlangt, um bey Gelegenheit auch darüber etwas ſchwätzen zu können. Nur ſorgen wir, daß für den dieſer Auszug zu trocken ſeyn werde, zu viele Namen und zu wenig Ausführliches von den Sitten und Gewohnheiten der tatariſchen Völker enthalte. Wer aber dieſe kleine Schrift lieſt, und nicht ſchon vorher mit der Tatarey bekannt iſt, der muß die unzähligen Druckfehler corrigiren, von denen ſie wimmelt. Sie ſind ſchon am Ende angehängt; aber doch nicht alle; auch muß der Verf. keine morgenländiſche Sprachen verſtehen, und deshalb ſelbſt manche Namen in ſeinen Quellen falſch ausgeſprochen, und daher auch falſch geſchrieben. Wer ſollen z. B die Viguren ſeyn, die ſo oft vorkommen? Sicher die Uiguren (Jaguroie der Syrer)! Giebt der griechiſche und römiſche Antiquarier ſolche Entſtellungen griechiſcher und römiſcher Namen nicht zu: warum ſollte der morgenländiſche dazu ſchweigen?

G.

De prima expeditione Attilae regis Hungarorum in Gallias ac de rebus geſtis Waltharii Aquitanorum principis Carmen epicum ſaeculi VI. Ex Codice manuſcripto membranaceo optimae

mae notae ſumma fide deſcriptum, nunc primum in lucem productum, et omni antiquitatum genere, imprimis vero monumentis coaevis illuſtratum et adauctum a *Friderico Chriſtophoro Jonathan Fiſcher*, ICto Hallenſi. Lipſiae, ſumtibus Svikerti, 1780. 10 Bogen in 4.

Der Streit über die Bayerſche Erbfolge, welcher ſo viele Nachforſchungen in den Archiven verurſachte, hat zufälliger Weiſe auch zu dieſer Entdeckung Anlaß gegeben. Ueber den praktiſchen Werth derſelben wollen wir nicht urtheilen; doch zweifeln wir ſehr, ob Kenner Herrn Fiſcher Beyfall geben mögten, wenn er den Verfaſſer dieſer Arbeit dem Lucan an die Seite ſetzt. Nach unſerer Empfindung dürfte eine Vergleichung mit Günthers Ligurino den poetiſchen Gehalt richtiger beſtimmen. Daß der Verf. ins ſechste Jahrhundert zu ſetzen ſey, davon haben wir uns aber gar nicht überzeugen können. Schon beym erſten Durchleſen des Gedichts ſtiegen dagegen bey uns große Zweifel auf. Die ganze Manier ſchien uns eine Arbeit ſpäterer Zeiten zu verrathen. Daß aber auch Muratori, wie Herr Fiſcher ſelbſt nachher bekannt gemacht hat, dieſes Gedicht für eine romanhafte Mißgeburth des mittleren Zeitalters gehalten habe, beſtärkt uns nicht wenig in dieſem Verdacht. Der Verf. ſcheint auch ſelbſt nicht einmal für einen gleichzeitigen Dichter ſich ausgeben zu wollen, ſondern ſetzt überall die Handlung in uralte Zeiten. Wäre er dem Zeitalter, worinn der Vorfall, den er bearbeitet, gehört, ſo nahe geweſen, als Herr Fiſcher glaubt, ſo könnte er zum Beyſpiel v. 11. nicht ſagen: Attila rex quodam tulit illud tempore regnum &c. das iſt in der That das mährchenhafte: Es war einmal ein König Attila in dieſem Reich ꝛc. Auch könnte er alsdann von den damaligen Waffen der Franken nicht als bereits auſſer Mode gekommenen Heergeräthe ſprechen, wie er v. 916. thut: Iſtiusque modi Francis tunc arma fuere; denn im ſechsten Jahrhunderte waren die Waffen dieſes Volks gewiß noch von eben der Beſchaffenheit, wie im fünften. Doch wir wollen jetzt nicht mehrere ſolcher Beweiſe anführen, ſondern erwarten, wie Herr Fiſcher die verſprochene Vertheidigung des Alters di Gedichts gegen Muratori führen wird; und wie er inſonder

wird beweisen können, daß der Inhalt dieses Gedichts wirkliche Thatsache, und kein Gedicht sey. Denn so lange keines von beyden ausser Zweifel ist, halten wir den Fund des großen Aufwandes von Gelehrsamkeit, der auf dessen Erklärung verschwendet ist, ganz unwerth.

Kurzgefaßte deutsche Kaiser- und Reichshistorie aus bewährten Schriftstellern zusammengetragen, und seinen Zuhörern zu ihren Wiederholungen gewidmet von Johann Christoph Schmidt, K. K. N. Oe. Regierungsrathe — Erster Theil. Wien, bey Trattner. 1780. 664 S. in 8.

Ueber die Absicht dieses Buchs wollen wir den V. selbst reden lassen. Er sagt in der Vorrede: „Seit den drey Jahren, „als ich den von dem Herrn geheimen Justitzrathe Johann „Pütter entworfenen Grundriß der Staatsveränderungen des „deutschen Reichs öffentlich vorgelesen habe, haben verschiedene meiner Zuhörer, besonders diejenigen, für welche „das Anmerken eine zu schwere Sache ist, öfters gewünschet, ein Buch bey der Hand zu haben, dessen sie sich bey „ihren Wiederholungen gebrauchen konnten, um sich an dasjenige desto eher wieder zu erinnern, was sie über den berühmten Herrn Verfasser, aus meinem Munde weitläuftiger vernommen hätten.„ Schon aus dieser Probe der Schreibart, welche durch das ganze Buch gleichförmig ist, sieht man, daß der V. fast in jeder Zeile der Kritik Blössen giebt. Eine zweckmäßige Auswahl und Stellung der Begebenheiten ist des V. Sache noch weniger, als die Kunst unterhaltend zu erzählen. Die bewährten Schriftsteller, aus welchen, besage des Titels, diese Reichshistorie zusammen getragen ist sind die bekanntesten Handbücher und Compendien, nebst einigen gröſseren Werken, welche einzelne Perioden der deutschen Geschichte bearbeitet haben. Zur Wiederholung kann man seinen Zuhörern itzt schon ungleich bessere Werke empfehlen, als dieses ist. Der gegenwärtige erste Band schließt mit Kaiser Richard. Die Geschichte des ältesten Zeitraums, worinn Masco zum Führer dienen konnte, ist am weitschweifigsten erzählt, und so viel römische Kaiserhistorie eingemischt, daß man die deutsche fast ganz darüber aus dem Gesichte verliert. Aus alle dem erhellet

also,

also, daß unsere Leser sich hüten müssen, diesen Johann Christoph Schmidt nicht mit unsern M. J. Schmidt zu verwechseln, denn beides sind Schriftsteller von sehr ungleichem Werth.

Tg.

Johann Daniel Ritters — — älteste Meisnische Geschichte bis auf Heinrich den Erlauchten. Aus der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Johann Matthias Schröckh. — — Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1780. in 8. 480 Seiten.

Der V. handelt nach einigen kurzen Vorerinnerungen im §. 4 bis 12 von den ältesten Einwohnern des Meisner Landes, den Hermunduren. Hierauf läßt er die Ankunft der Sorben und Wenden sammt ihrer Geschichte folgen. (§. 13-30.) Sodann erzählt er §. 31. die Erbauung der Stadt Meissen und den Ursprung der daher benannten Marggrafschaft unter König Heinrich I., und untersucht bis §. 40. die älteste Landesverfassung. Nach dieser allgemeinen Einleitung folgt alsdenn die Geschichte der Marggrafen von Meissen bis auf Heinrich den Erlauchten. Das ganze Werk ist seines gelehrten Verfassers würdig, dessen großen Verdiensten um die Geschichte durch die Herausgabe dieser, wiewohl nicht ganz vollendeten Arbeit, ein neues Denkmal gesetzt ist. Es ist aber doch nur für den gelehrten Forscher der alten meisnischen und obersächsischen Geschichte brauchbar. Ueberall sind die Quellen selbst angeführt, und mit critischem Scharfsinn benutzt, dadurch denn vieles berichtiget wird, was andere vor ihm über diesen Theil der Geschichte geschrieben haben. Doch bleibt auch in diesem Felde noch vieles für den künftigen Forscher zu untersuchen übrig, weil Ritter schon manche Werke, welche es vorzüglich verdienen, nicht benützt hat, vermuthlich weil sie erst öffentlich erschienen, nachdem der V. seinem Plane schon die gegenwärtige Ausführung gegeben hatte. Einige solcher Werke hat der Herausgeber in der Vorrede selbst namhaft gemacht. Daß dieser nicht selbst noch neue Aufklärungen zum besten der Arbeit seines seligen Freundes gesammlet habe, wird von ihm mit dem Mangel an Muße, Hülfsmitteln und Aufmunterung entschuldigt.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Theodor Agrippa d'Aubigné, Stallmeisters von Heinrich dem Vierten, von ihm selbst an seine Kinder geschrieben. Aus dem Französischen übersetzt. Tübingen, bey Heerbrand. 1780. 324 Seiten in 8.

Vollkommen wahr ists, was der Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung in der Zueignungsschrift an den Herzoglich-Würtenbergischen Geheimen Rath von Gemmingen saat: daß diese Lebensbeschreibung zur Kenntniß jener Zeiten und Sitten, voll Religion und Mords, voll Tugend und Greuel, voll Muths und Brutalität, wie auch zur wahren Würdigung des Charakters Heinrich des vierten beynahe so unentbehrlich sey, als die Denkwürdigkeiten des Sülli. Der gemeinhin so sehr vergötterte Character Heinrichs IV. erscheint hier in einem Lichte, welches deutlich zeigt, daß auch dieses Ideal seiner Nation nicht etwa nur von menschlichen Schwachheiten, sondern von Lastern des Neides und der Undankbarkeit geplagt und beschimpft wurde. Aber auch um ihrer selbst willen verdient diese Lebensbeschreibung allgemeiner bekannt zu seyn. D'Aubigne ist darum sein eigner Biograph, und damit man seine Erzählungen um so weniger verdächtig halte, muß man wissen, daß er sie ganz allein für seine Kinder bestimmt hatte, ihnen seine guten und bösen Erfahrungen bekannt zu machen, sie zu warnen und zu lehren, wie sie ihre bevorstehende Laufbahn in der Welt mit Vorsicht wandeln sollen, — dazu versammlet er sie am Ende seiner Tage um sich her, und spricht mit ihnen in einem recht rührend gutherzigen Tone. Wir versprechen unsern Lesern von seiner Erzählung unendlich mehr Vergnügen und Nutzen, als von allen empfindelnden Romanen, worin das Genie rumort, und mit weitaufgeblasenen Backen Albernheiten vorbringt. Der Uebersetzer verdient für die Bekanntmachung dieses Werks den Dank des Publicums. Seine Arbeit scheint, so weit wir ohne Vergleichung des Originals urtheilen können, getreu zu seyn; doch hätten wir gern einige Provinzialausdrücke weggewünscht: z. E. derley statt dergleichen; mit einem maeckeln, statt mit einem handeln; zerschieden statt unterschieden; dem Gottesdienste anwohnen statt beywohnen u. dgl.

Sf.

Kurz-

Kurzgefaßte Reformations- und Kirchengeschichte des churſächsischen Bergstädtchens St. Catharinenberg im Buchholz, im meißnischen Obererzgebirge; entworfen von M. Friedrich Wilhelm Köhlern, Diac. zu Eybenstock. Chemnitz, bey Stößels Erben und Putschern. 1781. 8. 32 Seiten.

In dem Bergstädtchen Buchholz ist die Reformation zwanzig Jahr eher, als in dem benachbarten Annaberg angegangen. Herzog Georg mochte den Annabergern bey Strafe an Leib und Gut befehlen wie er wollte: „Es sollte sich „keiner durch die Nawen ungeschlechten Lehren und Zwyspaldig„keit, welche durch die so sich Evangelisch nennen — — ein„gefurt, vorlaiten, noch auf irrige Wege bringen lassen — „sondern ein yder bey der Verordnung und Aussetzung der christ„lichen Kirchen, wie sie von seinen Eldern vn Vorfahren, auff „yhn kohmen, bleiben — wie er darbey gedächte mit hülff Got„tes, sampt der Seinen zw bleiben und ap Gott — selik zu „werden;“ verbieten, Luthers und Carlstadts Schriften zu lesen, und nicht nach Buchholz in die Predigt zu gehen, wie er wollte — es half nichts. Die Bürger liefen doch haufenweise dahin. Der Herzog verklagte einige Mönche aus dem Annabergischen Kloster, die in Buchholz gepredigt oder geheirathet hatten, beym Churfürsten, ließ auch einen einsetzen, der den Annabergern gepredigt hatte, er mußte ihn aber auf freyen Fuß stellen, und das Volk fand Schutz bey dem Churfürsten. Im Jahr 1528 setzte der Herzog noch M. Bachmann ab, und relegirte ihn zehn Meilen weit von seinem Gebiete; aber endlich konnte es nicht mehr hindern, daß Buchholz evangelische Pfarrer bekam, welche der V. hier nach der Reihe bis auf den itzt lebenden Hrn. Past. Grötzsch anführt. Aus M. Krautstengels Leben, der im Jahr 1616 von Geyer, wo er Pfarrer war, nach Buchholz berufen wurde, und dort M. Meznern zum Nachfolger hatte, will ich doch eine merkwürdige Anecdote auszeichnen, die den Geist mancher damaligen Theologen und Gelehrten überhaupt nicht von der besten Seite charakterisirt. „Krautstengel und Mezner waren seine „Leute, gute Poeten und subtile Disputatores, sonst gute Freun„de, und kamen oft zusammen, fiengen Discurse an, die oft „Lust, oft Last, brachten.“ Im Jahr 1623 ist Mezner bey Krautstengeln zu Gast, wird über dem Disputiren mit die-

sem uneins, und denkt sich an Krautstengeln, der ihm überlegen war, zu rächen. Er schüttet also Abends Hüttenrauch oder Giftpulver in ein Gläsel Wein, und setzt es ihm vor. Krautstengel nimmt den Wein, trinkt das Glas halb aus, läßt es wieder einschenken und reicht es Meznern. Dieser hat in der Hitze und Trunkenheit des Gifts vergessen, und trinkt es mit dem Bodensatz rein aus. Krautstengel wird sechs Wochen aussätzig davon, Meznern aber kostet es das Leben.

Geschichte von der Kirchenreformation in der Grafschaft Hanau-Münzenberg vom Jahr 1523 bis auf das Jahr 1610 mit Beylagen von Lit. A bis Litt. RR. zusammengetragen von Friedrich Brammerell, Secretarius bey dem hochfürstl. evangel. reformirten Consistorio zu Hanau. Hanau, in der Waysenhaus-Buchdruckerey. 1781. 8. 96 Seiten, nebst Beylagen 99 Seiten.

Der V. hat sich begnügt, das sichere und wahre aus der Hanauischen Reformationsgeschichte, wie es sich in den beygedruckten Urkunden zu Tage legt, zu sammeln, und in chronologischer Ordnung ganz simpel zu erzählen. Von Straßburg aus, wo schon D. Kaysersberger im Jahr 1508 die Bahn zur Reformation gebrochen hatte, und wo man im Jahr 1521 viel auf Zwingels Lehre hielt, kam diese nach der Grafschaft Hanau. Sie hatte aber anfänglich einen langsamen Fortgang, man änderte und besserte bald hier bald da, so daß beinahe ein ganz Jahrhundert vergieng, ehe das Kirchen- und Schulwesen auf einen sichern Fuß gesetzt wurde. Hr. B. bringt die Hauptveränderungen unter drey Perioden. Die erste enthält den Zustand der Religion unter den ersten Reformatoren vom Jahr 1523 bis 1552. Die zwote geht vom Jahr 1553 bis auf 1577 und begreift den Zustand der Kirche unter der Inspection des Superintendenten Nicolaus Krug. Die dritte vom Jahr 1577 bis 1610 fängt von der Zeit an, da Graf Philipp Ludwig I. den Beytritt zur Concordienformel verweigerte, und geht bis auf das vom Grafen Philipp Ludwig II. mit der Lichtenbergischen Linie errichtete Pactum Successorium. Als dieser im Jahr 1593 die Lobwasserische Psalmenübersetzung zum Gebrauch beym öffentlichen

ſchen Gottesdienſt einführen wollte, „weilen, wie es Litt. EE. „heißt, dieſelbig Geſänge allein aus Gottes Wort, und den „Pſalmen Davids genommen und ganz chriſtlich und erbaulich „zu ſingen wären“, gab es etliche unruhige Köpfe, die ſich unter dem Vorwande dagegen ſperreten, „daß die Geſänge nicht „rein und Gottes Wort gemäß ſeyn ſollten.“ Bey näherer Unterſuchung fand ſichs, daß der damalige Superintendent Sauter hauptſächlich die Widerſpenſtigkeit der Leute veranlaßt hatte, die er damit entſchuldigen wollte, „daß ihm etliche Ge„ſänge im Lobwaſſer bedenklich vorkämen.“ Der Vorfall fiel Rec. auf, weil wir itzt, in Berlin ſogar, nach beinahe zweyhundert Jahren den nämlichen erlebt haben. Einige einfältige und unruhige Köpfe aus dem Volk finden das neue Geſangbuch nicht durchaus dem göttlichen Worte gemäß, und wenn es unterſucht werden ſollte, wer das gemeine Volk ſo ſprechen heiße, ſo würde ſichs zeigen, daß ſelbſt ſchwache oder eigenſinnige Prediger dahinterſtecken, und zu der alten Leyer von Hanau den Ton angeben.

Auf die Schwachheit der damaligen Zeit fiel man auch im Hanauiſchen daß man es zum Fortgange der Reformation als ſehr wichtig anſahe, Bilder, Taufſteine und Altäre aus den Kirchen wegzuſchaffen, und ſtatt der letztern, mit ſchwarzem oder grünem Tuch beſetzte Tiſche einzuführen, gerade als ob es nicht völlig einerley wäre, das Abendmahl des Herrn an einem Altar, oder an einem Tiſche zu halten, wenn es nur zweckmäßig gehalten wird. — Vielleicht geben die wenigen Materialien, die der V. hier geſammelt hat, einmal Gelegenheit zu einer vollſtändigern und noch intereſſanteren Beſchreibung der Kirchenreformation dortiger Gegend.

Ok.

Beſchreibung der kaiſerl. königl. Hauptſtadt Grätz, und aller daſelbſt befindlichen Merkwürdigkeiten, nach der Berliner und Potsdammer Beſchreibung eingerichtet. Durch Aquilinus Julius Cäſar. Drey Theile. Salzburg, bey Mayers Erben. 1781. (eigentlich 1780). Zuſammen 30½ Bogen in 8.

Der Verfaſſer dieſes Buchs hat die Geſchichte ſeines Vaterlandes, des Herzogthums Steyermark, auf mehr als eine Art bearbeitet. Erſt gab er heraus: Annales Ducatus Styriae, wovon der erſte Band zu Gräz 1768, der 2te 1773, und der 3te 1779 in groß Folio gedruckt worden iſt; der 4te und letzte liegt noch zu Wien unter der Cenſur. Dieſes weitläuftige Werk brachte er 1773 in einen deutſchen, aus zwey Octavbänden beſtehenden Auszug; und daraus hat er noch einen kürzern Auszug für die öſterreichiſchen Schulen verfertigt, der unter der Preſſe iſt. Eben auch aus dem erſten deutſchen Werk ſcheint die vor uns liegende Beſchreibung der Stadt Grätz ausgehoben und nur ad modum Nicolai umgeformt zu ſeyn: denn ſelbſt hab ich es nie geſehen; ſondern kenn' es nur aus den Beſchreibungen einiger Journale. Dieſen zu Folge enthält der ganze erſte Theil nichts anders, als die Geſchichte der Stadt Grätz. Der Recenſent im Gattererſchen Hiſt. Journal (Th. 3. S. 229) ruft dabey aus: „daß aber ja Niemand hier eine Städtebeſchreibung erwarte, in dem Geiſte und mit dem Geſchmacke, „wie wir eine von Berlin und Potsdam haben!“ Und dann beſchreibt und ſchildert er ſie ſo, daß man des Triebs, ſie ſelbſt zu leſen, nicht fähig wird. „Alteweibergeſchichten, ſagt er, intereſſiren den Verfaſſer am ſtärkſten. Kann er ein Leichengeleit und dergleichen Gegenſtände erzählen, die die Geſchichte „ganz ausſchließt und unter ihrer Würde hält, alsdenn verliehrt er ſich in Weitläuftigkeit, und kann das Ende nicht wieder finden.“ Ich weiß nicht, ob der Hr. Chorherr Cäſar dieſe Beurtheilung geleſen hat: aber ſo viel ſeh' ich doch, daß dieſer Tadel ſein neues Buch nicht trifft: denn wenn er gleich ſein Muſter nicht erreicht; ſo ſtößt man doch auf keine Mährchen, noch auf langweilige Beſchreibungen gewiſſer Feyerlichkeiten.

Man hat ſchon mehrmals hier und da den Wunſch geäuſſert, nach Hrn Nicolai's Beyſpiel und Methode auch andre große Städte unſres deutſchen Vaterlandes zu beſchreiben. Seit der zweyten, ſehr vortheilhaft veränderten und vornehmſten Ausgabe des Nicolaiſchen Werks hat man angefangen, dieſen Wunſch zu erfüllen: aber leider! nicht mit dem rechten Erfolg. So hat eben unſer Hr. Cäſar ſein Vorbild nachzuahmen geſucht: aber wie? ſclaviſch und ängſtlich, ſo daß er ſogar Hrn. Nicolai's Worte, wo er nur immer konnte, beybehielt. Man ſehe nur zur Probe den Anfang beyderſeitiger Topographien!

Hr.

Hr. Nicolai.

Von der ersten Anbauung Berlins und von der Geschichte dieser Stadt im ersten Jahrhunderte ihres Daseyns, sind eigentlich gar keine Nachrichten vorhanden. Es sind keine Urkunden von der Zeit der Stiftung und der nächstfolgenden übrig; und gleichzeitige Schriftsteller berichten nichts davon. Hierdurch haben aber neuere Schriftsteller sich nicht abhalten lassen, von der Entstehung Berlins, was ihnen beliebt, zu erzählen. Diejenigen, die es für billig halten, daß eine Stadt, wie Berlin, sehr alt seyn müsse, leiten sie mit Leutingern, lieber gar von Arminius her ꝛc.

Hr. Cäsar.

Von der ersten Anbauung der Stadt Grätz, und von der Geschichte dieser Stadt in den ersten Jahrhunderten ihres Daseyns, kann ich keine eigentliche Nachrichten, nur einige Muthmaßungen anführen. Es sind keine Urkunden von der Zeit der Stiftung, und der nächstfolgenden übrig; und gleichzeitige Geschichtschreiber berichten nichts davon. Hierdurch aber haben neuere Schriftsteller sich nicht abhalten lassen, von der Entstehung der Stadt Grätz was ihnen beliebte, zu erzählen. Diejenigen, die es für billig halten, daß eine Stadt, wie Grätz, sehr alt seyn müsse, machen sie sehr alt, leiten sie mit Pirkhamer gar von dem alten Sabarien her ꝛc.

Möchte doch Hr. Cäsar statt dessen seinem Vorgänger lieber in Ansehung der guten Auswahl nachgeahmt haben! Denn ich finde bey ihm Manches, das nicht in eine Topographie gehört, z. B. S. 23 vom Herzog Leopold von Oesterreich, der den Englischen König Richard gefangen nahm. Beynah' eine Seite wird auf die Erzählung dieser ohnehin weltbekannten Begebenheit verwendet: was geht sie aber die Geschichte der Stadt Grätz an? Eben dies gilt von vielen andern Sätzen, die zwar in einer Geschichte von Steyermark, aber nicht der Stadt Grätz Platz finden können. Und wozu die Meldung des eine kurze Zeit gedauerten Aufenthalts dieses oder jenes Kaisers daselbst, wenn dadurch keine Veränderung der Stadt bewürkt wurde? — Begierig war ich, zu sehen, wie sich unser Verfasser bey der Materie von der Bevölkerung gehalten habe, fand aber weiter nichts, als daß im J. 1700 in Grätz 460, jetzt aber 800 Bürger wären: dagegen giebt er pünktlich genau an, wie viel Ochsen, Kälber, Schaafe und Lämmer die Grätzer im J. 1700 und 1778 verzehrt haben. Der Artikel von der Universität zu

Grätz

Grätz iſt auch nicht befriedigend: doch kann Hr. Erkard in ſeinem litterariſchen Handbuch Einiges daraus verbeſſern. Die Gelehrten und Künſtler, die Grätz hervorgebracht, ſind auch ſehr nachläſſig verzeichnet; nur aus dem gel. Oeſtreich des Hrn. de Luca, ohne einige Verbeſſerung und Zuſatz. Und ſo Mehreres. Die Schreibart iſt nicht ganz verwerflich: doch kommen Ausdrücke und Wendungen vor, die einem Nichtöſtreicher unverdaulich ſind, z. B. weder — weder, ſtatt weder — noch — S. 9 heißt es: „Es kam Grätz unter die Römer:“ und doch iſt von Karl dem Großen die Rede. — Kannen ſtatt Kannen findet man auch in dieſem Geſchichtbuche. Dieſem allem ohngeachtet iſt dieſe Topographie brauchbar, und Hr. E. verdient Dank dafür, nur hält er eine Vergleichung mit ſeinem Muſter nicht aus.

Mf.

Subſidia diplomatica ad ſelecta iuris eccleſiaſtici Germaniae et hiſtoriarum capita elucidanda Tomus XIII. comprehenſa, indicibus Chronologico diplomatico, topographico, perſonarum, rerum, verborum locupletiſſimis inſtructa a *Stephano Alexandro Würdtwein*. Tom. XIII. Francof. apud Goebhardt. 1780.

Mit dieſem dreyzehnten Bande, der außer 18 Urkunden von verſchiedenem Inhalte, die auf dem Titel angeführte und ſorgfältig ausgearbeitete Regiſter enthält, beſchließt der Verfaſſer dieſe ſeine mit vieler Mühe geſammleten Beyträge, wodurch er ſich um die Kirchengeſchichte und das deutſche Kirchenrecht ſo ſehr verdient, und bey jedem Verehrer und Bearbeiter dieſer Wiſſenſchaft unvergeßlich gemacht hat.

Mf.

Die neueſte Religionsverfaſſung und Religionsſtreitigkeiten der Reformirten in der Unterpfalz — aus authentiſchen Quellen. Leipzig, bey Weigand. 1780. 1 Alph. 7 Bogen. 8.

Kein

Wem ſollte es nicht angenehm ſeyn, über den gegenwärtigen Zuſtand der Churpfälziſchen Kirche, welche einen ſo beträchtlichen Rang unter den Reformirten Gemeinen behauptet, gründliche Belehrungen zu erhalten? Aber der Sammler dieſer Nachrichten iſt zum Unglück Hr. **Ulrich**, Compilator mit der ſchnellen Fauſt, welcher ſchon zufrieden iſt, eine Zahl von Bogen auf alle mögliche Weiſe zuſammenzuſchmieren, ohne daß es ihn kümmert, ob er zweckmäßige Nachrichten liefre. Das über ein Alphabet dicke Buch würde auf weit wenigere Bogen zuſammengeſchmolzen ſeyn, wenn er ſich dem Titel zufolge auf die neueſte Religionsverfaſſung und **Religionsbeſchwerden** (davon und nicht, wie es unrichtig ausgedrückt iſt, von **Religionsſtreitigkeiten** wird gehandelt) der Reformirten Pfälzer eingeſchränkt hätte. Nun muß aber der Leſer im 25. Briefe ſich mit der bekannten Geſchichte des biedern Pfarrers Trunk *), womit doch die Reformirten nichts zu thun haben, in einem weitläuftigen Auszug aus dem auch in dieſer Bibliothek angezeigten Büchlein unterhalten laſſen; im 26. Brief des Hr. Conſiſtorialraths **Liſt** Nachricht vom Urſprung, Fortgang und Verfaſſung der Evangeliſchlutheriſchen Gemeine noch einmal abgedruckt finden, und im 22ten Brief ſich von andern chriſtlichen Sekten und den Juden in der Pfalz etwas erzählen laſſen. Daher ſind auch wohl ſo manche Stücke, welche die neueſte Verfaſſung eigentlich nicht angehen, oder woraus das wichtigſte auszugsweiſe hätte geſagt werden können, ganz abgedruckt, z. B. die weitläuftige Allmoſenordnung vom J. 1600., die Ordnung der Klaſſikalkonvente, die Inſtruktionen und Beſtallungspuncte für Inſpectoren, Pfarrer, Rektoren und Schulmeiſter. — Daß die bereits im Schlözeriſchen Briefwechſel bekanntgemachte Nachricht vom Religionsweſen in der Pfalz hier, als der 27te Brief noch einmal abgedruckt iſt, tadeln wir nicht, indem darin die Bekehrungsſucht der Katholiken, die Bedrückung der Proteſtanten, die Hinderniſſe und Kunſtgriffe, welche die Vorſteher der proteſtantiſchen Religion bisher ſo unthätig gemacht haben, darinn ſo wahr, als nachdrücklich beſchrieben werden. Wären doch die übrigen Briefe dieſem von Gehalt und Güte einigermaßen ähnlich. Der unſeligen Eilfertigkeit des Sammlers iſt

*) Der würdige deutſche Mann lebt jetzt in Mannheim von einer Penſion von 200 Gülden, doch froh, von den Verfolgungen der Mönche und der Mishandlung eines Beamten nun befreyet zu ſeyn.

ist es wohl lediglich zuzuschreiben, daß er im 28ten Brief zwar die von dem aus seiner Lethargie erwachten Kirchenrath 1779. an den König von Preußen eingereichte Bittschrift, die auf das Königliche Intercessionsschreiben vom Pfälzischen Hof ertheilte Antwort, die Bekanntmachung hievon an den Kirchenrath, und die zweyte Bittschrift des letztern liefert; aber das beste ausläßt, nämlich das kräftige Königliche Vorschreiben, und die beyden Memoriale, welche der Kirchenrath seinen Bittschriften beygefügt hatte, und welche die sämmtliche Beschwerden der Reformirten ins beste Licht hätten setzen können.

Die wichtigste unter den Nachrichten, welche uns Hr. U. liefert, ist sonder Zweifel die im 7. bis 12ten Brief enthaltene Beschreibung von der Geschichte und Verfassung der geistlichen Güterverwaltung oder Administration sowohl überhaupt, als von der privativen Reformirten Administration insbesondre, und hier vorzüglich scheint sein Korrespondent aus authentischen Quellen geschöpft zu haben. Wir wollen einiges auszeichnen. Nach der Religionsdeclaration von 1705. sollen die Reformirten fünf Siebentheil, und die Katholiken (nebst den ihnen besonders zugeeigneten reichen Gefällen des Oberamts Germersheim) zwey Siebentheile genießen. Dieses ist der Grund der gemeinschaftlichen Administration, deren gemeinschaftliche Ausgaben, besonders durch die Anordnung so vieler Räthe und Subalternbedienten, und durch eigenmächtige Anweisungen theils des Hofes, theils des Collegiums selbst, zu einer solchen Höhe gestiegen, daß sie jährlich eine Summe von 87000 Gulden betragen, wozu also die Reformirten 62143 Fl. d. i. weit mehr, als die Hälfte aller zu ihrer privativen Kasse gehörigen Einkünfte zuschießen müssen. Aus dieser Fünfsiebentheilkasse müssen überdem die Besoldungen des Ehegerichtes, vom Hofe geforderte Darlehne und dergleichen entrichtet werden. Der Präsident ist katholisch, und kann durch die von seiner Willkühr abhangende Commissionen und Diäten reformirte Räthe und Subalternen auch von sich abhängig machen. Die Verschwendung bey der Verwaltung ist ungeheuer. Kurz vor der Erndte werden einer oder zwey Räthe in jedes Oberamt geschickt, die Zehenden zu versteigern. Dafür empfangen sie außer den Fuhrkosten fünf Gulden Taggelder, und bedingen sich bey einem jeglichen Zehenden noch 30, 60 oder mehrere Gulden für sich aus. Zu den Herbstschreibereyen wird gleichfalls nach jedem Weinort ein Subalternbedienter abgeschickt, und hat sich hierdurch artiger Accidentien

denzien zu erfreuen. Die Baukommissionen waren ehedem auch kostbar. Seit einigen Jahren sind eigne geschickte Baukommissarien angeordnet; jedoch wird das Diätenspiel immer fortgetrieben. Schaffner und Kassierer verstehen gleichfalls ihr Handwerk. Wir übergehen, was von den Holzverkaufen, wie auch von der Einlösung und Zersplitterung der Erbbestandsgüter gemeldet wird. Der privativen Reformirten Administration wird der Vorwurf gemacht, daß sie, ohne einigen würdigen Räthen zu nahe zu treten, großentheils mit allzuvielen ungeschickten Männern besetzt sey, (vor diesem brachte der Kirchenrath auch die Verwaltungsräthe in Vorschlag,) und daß daher die Verwaltung schlecht geführet, die Revision der Pfarrgüter zum äußersten Schaden der Kirche vernachläßigt, und nahmhafte Summen jährlich zweckwidrig verschenkt würden. Tabellen von diesen Verschenkungen vom J. 1765 bis 1777 werden ganz eingerückt. Mit Vergnügen sieht man daraus, daß man sich im letzten Jahr dabey sehr eingeschränkt hat. Noch wichtiger würden aber Tabellen von der gemeinschaftlichen Verwaltung gewesen seyn: doch vermuthlich hat man solcher nicht habhaft werden können.

Außer dieser schlechten Verwaltung, wie auch der Veräusserung und Entziehung mancher Gefälle sind die hier angezeigten Beschwerden der reformirten Pfälzer die Kränkung der Gerechtsame ihres Kirchenraths, die verächtliche Behandlung ihrer Geistlichkeit, die Ausschließung der Reformirten von Bedienungen, die Erschwerung ihrer Ehen und der elterlichen Rechte auf die Religion ihrer Kinder, die Abschaffung der Konvente, ihrer Pfarrer und der Synoden ihrer Inspectoren, (Man wollte eine solche 1776. halten, sie ward aber auf Anrathen des Directors und einiger alten Kirchenräthe vom Hof, als unnöthig abgeschlagen.) die Bedrückungen der Beamten, die Eingriffe in ihre Befugnisse, bey Almosen und Hospitälern.

In Ansehung der Kirchenverfassung selbst handelt der V. vom Kirchenrath, vom Kirchenstaat und der Einrichtung der Geistlichkeit, von dem symbolischen Buch der Pfälzischen Kirche, von dem Heidelbergischen Catechismus (Wir zeichnen hier eine litterarische Anmerkung aus — bekanntlich fehlte im ersten Druck desselben der harte Schluß der achtzigsten Frage. Auf Befehl des Churfürsten erschien sofort ein zweyter Abdruck, und hier lautete der Schluß also: und ist also die Messe im Grunde eine abgöttische Verleugnung des einigen O-

pfers und Leidens Jesu Christi. Aber es ward befohlen, auch dieses umzudrucken, und den jetzigen Schluß hinzusetzen. Ein Exemplar jenes seltenen Abdrucks besitzt der Hr. Kirchenrath J. F. Mieg in Heidelberg *),) von dem öffentlichen Gottesdienst derselben, und der herrschenden Predigtmethode, vom Gesangbuch und der Liturgie, von den Kandidaten und ihren Prüfungen, von den Schulen und dem Almosenwesen. Rec. befremdet, daß zwar von dem Kollegium der Sapienz geredet, aber der Universität zu Heidelberg kaum im Vorbeygang gedacht wird. Daß Hr. U. überall seine oft triviale nur in einem preziösen Ton gesagte Anmerkungen, und manche halbreife flache Urtheile hinzufüge, ist man schon an dem Verfasser des voluminösen Religionszustandes in den preußischen Staaten gewohnt. So viel sieht man inzwischen deutlich daraus, daß die Pfälzische Gemeinen in Ansehung der Aufklärung noch sehr zurück sind. Nichts ist auch richtiger, als was Br. 15. von dem unglaublich elenden 1748 herausgekommenen Gesangbuch dieser Kirche gesagt wird. Er führt unter andern ein scheußliches Höllengemälde daraus an **). Dem edleren Theile des Kirchenraths und der Geistlichkeit darf man es aber zutrauen, daß er, so bald noch einige Hindernisse aus dem Wege geräumet

*) Ein ähnliches Exemplar hat der Utrechter Gottesgelehrte Hieron. van Alphen in Händen gehabt. S. seine Oeconomia catech. Palatinae in prologo S. 35. oder auch Köchers Katechet. Geschichte der Reform. Kirchen. Kap. 8. §. 5.

**) Zur Schande der Herausgeber jenes Gesangbuchs, welche noch 1748. kühn genug waren, solche Todsünden gegen Geschmack und Menschenverstand zu begehen, mögen die zwey ausgezeichneten Strophen auch hier einen Platz finden:

Du wirst für Gestank vergehen,
Wenn du dein Aas must sehen:
Dein Mund wird lauter Gall
Und Höllenwermuth schmecken,
Des Teufels Speichel lecken,
Und fressen Koth im finstern Stall.

Es wird die Glut dich brennen;
Die Teufel werden trennen
Dein Adern, Fleisch und Bein.
Sie werden dich zerreissen;
Sie werden dich zerschmeissen,
Und ewig deine Henker seyn.

geräumet sind, auf die Abschaffung eines solchen Aergernisses dringen, und ein besseres Gesangbuch nach dem rühmlichen Vorgang der Lutherischen Schwesterkirche in der Pfalz veranstalten werde.

Der Anecdoten sind viele, und darunter mögen auch hier und da unzuverläßige mit unter laufen. So verhält es sich mit dem, was S. 340 von dem würdigen Staatsrath von St. erzählt wird, wie Rec. sicher weiß. Die beyden Herren Flad waren längst Glieder der Akademie, ehe Hr. D. Hebel dazu ernannt wurde. Aergerlich und traurig, aber leider nur allzu wahr sind die Nachrichten von der schamlosen Simonie, welche in einigen verflossenen Jahrzehenden von gewissenlosen Räthen getrieben worden S. 49 f. S. 56; und Segen den edlen Männern im Kirchenrath, welche dieser verderbenden Seuche nunmehr durch wirksame Mittel vorgebeuget haben. Unter die Lächerlichkeiten, welche ernsthafte Männer zuweilen mit feyerlicher Amtsmine begehen, gehört folgender Vorfall (S. 154. 155.) Manche Oberämter weigern den Pfarrern das Ehrenwort Herr, welches sie doch geringeren Bedienten bürgerlichen Standes, z. B. jedem Stadtschreiber geben. Ein Oberamt versagte es sogar dem Inspector, und es kam zur Klage. Die Entscheidung der Regierung soll dahin ausgefallen seyn, dem Inspector müsse das Prädikat Herr, aber nur abgekürzt und ohne ein großes H (also her,) gegeben werden.

Wenn ein Vielschreiber, wie Hr. U., nicht über alle bessernde Belehrung weg wäre, so würde Rec. noch etwas von der sehr ungleichen Schreibart, von gewissen Ausdrücken, als kreuzbrave Männer, verfängerisch, aktisch, Obenhindenkerey u. s. w. von pöbelhaften oder ins Niedrigpoßirliche fallende Stellen, als S. 50. S. 166. anmerken. Allein — ohe, jam satis est!

Verständige Männer unter den Reformirten Pfälzern, ob die überhaupt nicht wünschten, daß man es blos bey der Beschreibung ihrer Religionsverfassung bewenden lassen, und ihre Beschwerden nur kurz und überzeugend dargestellt hätte, ohne sich in eine mächtige Katholicken beleidigende Ausführlichkeit, welche die häufige Verbeugungen gegen den Fürsten nicht gut machen werden, einzulassen; und zwar eben zu der Zeit, da der Kirchenrath bey Hofe und anderwärts die Hebung dieser Beschwerden mit günstigen Aussichten zu bewirken sucht, und

Friedrichs weise Minister selbst die möglichste Vorsicht und Mäßigung (S. 445.) anrathen? — an diese Frage dachte der V. (auch wohl sein Korrespondent) gar nicht *).

Db

Historisch diplomatisches Magazin für das Vaterland und angränzende Gegenden, *III*tes Stück, *IV*tes Stück. Nürnberg, 1780. bey Bauer. 8.

Das dritte Stück dieses Magazins enthält 10 kleine Abhandlungen und Nachrichten, davon die zwey ersten die erheblichsten sind. No. I. von den Commerzienfreyheiten, welche die Herzoge und Churfürsten in Bayern der Reichsstadt Nürnberg ertheilt haben. Der Verf. behauptet mit Recht, daß diese Stadt in vorigen Zeiten einen sehr ausgebreiteten Handel gehabt hat, daher auch viele Fürsten selbigen begünstiget haben. Unter andern führt er eine ungedruckte Urkunde des Kayſers Ludewigs von Bayern von dem J 1323 an, nach welcher sie zu München die Zollfreyheit genießen soll S. 247. Merkwürdig ist, daß beyde Städte in einer besondern Urkunde von eben dem Jahr darinn überein gekommen sind, — daß der erste Bürger, welcher nach St. Michelstag zu Nürnberg oder München ankömmt, dem Zöllner ein Pfund Pfeffer, zwey weisse Handschuhe, und ein weisses Stäblein zur Recognition dieser Zollfreyheit geben solle. Rec. erinnert sich, daß bey dem sogenannten Pfeiffergerichte in Frankfurt am Mayn, so alle Jahr in der Messe gehalten wird, die Deputirte der Städte Nürnberg, Bamberg ꝛc. zur Recognition der Zollfreiheit ebenfalls vor versammleten Rath einen hölzernen Becher mit Pfeffer, ein Paar weise sehr altfränkische Handschuhe, einen kleinen weisen Stab, und einen Goldgülden, oder auch eine geringe alte Silbermünze übergeben, so der Stadtschulze bekömmt, und die Deputirten in einem besondern Aufzuge von vorhergehenden Musicanten mit ganz kleinen Pfeiffen, (wovon man solches das Pfeiffergericht nennet,) von ihrem Quartier bis

*) Rec. hat das Stück des deutschen Museums von diesem Jahr gelesen, worin dieses Buch so gefliſſentlich vertheidigt wird, aber keinen Grund gefunden, sein bereits niedergeschriebenes Urtheil abzuändern.

bis in den großen Saal des Römers, unter einem ansehnlichen Gefolge von Jungens ꝛc. bringen; welches oft mit diesem einige Gleichheit hat, obwol sonst das letzte auf eine solennere Art geschiehet. Diese Zollfreyheit beyder Städte, nämlich Nürnberg und München, hat bis 1748 gedauert, wo man von Seiten Bayern sie aufgehoben, aus dem Grunde, daß der Handel von Ostindien und der Levante nach Venedig, von dort über München und Nürnberg nach Norden, und so wechselsweise wieder nach Venedig aufgehöret ꝛc. Wegen Sicherheit der Straße und sonsten hat der Verf. noch mehr Privilegia angeführt, worunter auch eins von A. 1362 von dem Meinhard, Markgrafen von Brandenburg als Herzogen in Bayern, ist S. 250. Ueber die Grundruhr oder das Strandrecht hat die Stadt auch von den Herzogen ansehnliche Befreyungen erhalten. K. Ludewig schaffte schon 1316 dieses an sich barbarische Recht ab, dennoch führt der Verf. S. 254. eine merkwürdige Urkunde des Herzogs Ludewigs des Reichen von A. 1467 an, die in extenso beygebracht ist, worinn er die Nürnberger auf zehn Jahr davon befreyet. Der Verf. so sich St. v. K. unterschrieben, äußert zuletzt eine gute Hoffnung, wenigstens einen guten Wunsch für die würklich anjetzo ganz niederliegende Nürnbergische Commercien, wenn er S. 257 von ihnen sagt — Sie leben wieder auf, wenn auch ein Karl Theodor, der weiseste und beste Fürst unserer Zeiten, ihnen seine mächtige Unterstützung angedeihen läßt; doch was kann man sich nicht von einem über alles Lob erhabenen Regenten versprechen, dessen theuerste und erste Pflicht ist, die Wohlfahrt seiner Staaten zu vermehren, und andere glücklich zu machen. — Wir wünschen Glück dazu, aber . . . Die Abhandlung ist mit einem guten Geschmack geschrieben, und weil der Verf. einen Zutritt zum Archiv zu haben scheint, so wünschen wir mehr dergleichen Abhandlungen, die mehr werth sind, wie die . . . . . .

II. Abh. Diplomatischer Beweiß, daß die Herren Burggrafen niemals einen Antheil an dem Blutbanne zu Nürnberg gehabt haben. Der Verf. so sich auch nicht einmal mit einem Buchstaben genennet hat, ist eben derjenige, so im zweyten Stück des Magazins gegen den Verfasser der *Selector. Norimberg* zu erweisen gesucht hat, daß das Reichs-Schultheißenamt zu Nürnberg niemals Burggräflich gewesen ist. Der Reichs-Schultheiß hatte vormals in den ältesten Zeiten, wie in allen Reichsstädten, den Blutbann all-

hier, und die angeführten Urkunden von den J. 1219 und 1313 erweisen solches klar. Wenn aber S. 259 zum Beweis auch der Burggräfliche Lehnbrief von dem J. 1273 angeführt wird mit den Worten — Officialis eiusdem Burggrauii *una cum Sculteto noſtro* in ciuitate Nurenberg *judicio* preſidebit. Et quicquid emolumenti de ipſo judicio vel *per homicidium* vel quemcunque caſum alium prouenerit, *idem officialis duas partes* ejusdem victus *per ſe tollet* — so fällt ja klar in die Augen, daß der Burggräfliche Beamte einen großen Antheil auch an dem Blutbann schon damals gehabt, da er zwey Theile der Strafe gehoben. Und der Verf. hat sich sehr versehen, wenn er daraus S. 260 die Folgerung macht, daß die Hrn. Burggrafen außer den zwey Drittheilen an Strafgeldern und Gerichtsgefällen, sonst keinen Antheil an der Gerichtsbarkeit gehabt hätten. Es stehet ja klar — Officialis ejusdem Burgg. judicio preſidebit, und gleich hinterher — et quicquid *de ipſo judicio* vel *per homicidium &c.* mithin ist solches auch unstreitig von dem Blutbann zu verstehen. Die von ihm hernach angeführten Stellen erweisen in den folgenden Zeiten des 14ten Jahrhunderts solches deutlicher, und wenn der Verf. der *Selector. Norimb.* 1 Th. Cap. 4. §. 19. weiter keinen Beweis, als den angeführten (weil Rec. das Buch nicht zur Hand hat) vorgebracht hat, so ist solcher hier genugsam elidiret. Wobey der Unterscheid sehr gut ausgeführt ist, wenn auf auswärtige Requisition fremde Uebelthäter in den großen Reichsstädten, wo gute eingerichtete Halsgerichte waren, (die man nicht aller Orten hatte) hingerichtet wurden, daß alsdenn das Urtheil im Namen des Requirenten abgefaßt worden, und dieses ist eben der Fall, den der Verf. der *Select. Norimb.* angeführet hat. Was indessen Markgräflicher Seite in Absicht der alten Burggräflichen Gerechtsame dagegen ausgeführet werden kann, gehört nicht zu unserm Endzweck. Am Ende ist nach der Urschrift die Nürnbergische alte peinliche Halsgerichtsordnung, so noch jetzo gebraucht wird, und eine authentische Nachricht von der Hinrichtung Michel Koberers, eines Markgräflichen Unterthanen, den die Markgrafen in der Stadt Nürnberg 1525 peinlich anklagen und hinrichten lassen.

III. Nachricht von der Pfarr Leinburg und ihren Einkünften von dem J. 1524., woraus man sieht, daß der Pfarrherr über verschiedene Höfe allen Kornzehend, Heuzehend, auch den Fleischzehend gehabt hat ꝛc. Das Pfarrhaus daselbst

hat

hat der damalige Pfarrherr Georg Ebner gröſtentheils aus seinen eigenen Mitteln erbauet, und die Eingepfarrte haben nichts dazu gegeben ꝛc.

IV. Von der H. Atzin, oder Achahildis zu Wendelstein. Die Nachricht ist aus einem alten Codice Saec. XV. genommen, so eine Nonne des Klost. Pillenreüth geschrieben hat. Diese Heilige ist in den Actis SS. unbekannt. Das Instrument, so über ihre Wunderwerke ꝛc. 1447. aufgenommen ist, stehet S. 300. Wehdelstein ist ein Marktflecken, vier Stunden von Nürnberg, wo der berühmte Joh. Cochläus (so eigentlich Joh. Dobeneck hieß) 1479. geboren ist, und in der S. 307 davon gegebnen Nachricht wird die angebliche Heilige etwas verdächtig gemacht, mithin müste ihre Existenz erstlich gründlicher untersuchet werden, wenn es sonst die Mühe verlohnet.

V. Beyträge zu der *Historia Holzschuheriana*. Die Sache betrifft eigentlich einen Proceß wegen der Erbschaft eines reichen Mannes in Nürnberg, Ludwig Münzers, wo die Gebrüder Furtenbach gegen die Dorothea Holzschuherinn Anspruch auf die Erbschaft machten, den Rath zu Nürnberg mit der Klage vorbeygiengen, und bey dem päbstlichen Hofe den Proceß anhängig machten. Der Kayser Carl V. aber nahm sich der Holzschuherinn an, und der Pabst Leo X. nahm durch ein ordentliches Breve, so hier S. 310 abgedruckt ist, seinem Auditor die Sache ab, und hob mit Verweisung an den Rath in Nürnberg den Proceß auf. Ein Beyspiel, wie sehr in klaren Civilsachen, die päbstlichen Gerichte alles an sich gezogen haben. Die S. 324 gemachte Erklärung des Holzschuherischen Siegels scheint nicht den wahren Grund zu treffen, und ist zu weit hergeholt. Denn wenn man von dem Amte, so einer geführet hat, den Grund hernehmen wollte, so würde man gar leicht eine wahrscheinliche Muthmaßung finden können. Es ist allemal weit sicherer, dergleichen unbestimmt zu lassen, als sich über zufällige Sachen, die bey Wapen und Siegeln von Privatpersonen sehr häufig vorkommen, unnütz zu quälen.

VI. Von dem heiligen Deokar, dessen Gedächtniß und Reliquien zu Nürnberg. Der Verf. beweiset, daß zwey des Namens Deokar gewesen, wovon der letzte in der Mitte des 12ten Jahrhunderts ohngefähr Abt des Klosters St. Egi-

dien in Nürnberg gewesen ist. Der alte H. Deokar war lange vorher Abt in Herrenried, von dem die Reliquien, so in Nürnberg sind, herrühren, die S. 338. beschrieben sind. Der silberne Sarg mit seinen Reliquien ist noch in der St. Lorenzkirche vorhanden.

VII. Anecdoten von zwey Nürnbergischen Predigern. Sie sind von Andr. Osiander, und Joh. Kaufmann. Von dem erstern ist ein kleines und sehr seltenes Büchlein bekannt gemacht, unter dem Titel — eyne wunderliche Weyßagung von dem Babstumb, zu Nürnberg 1527. gedruckt, wozu Hans Sachse der Schuster die Reime zu den Figuren und Güldenmund die Holzschnitte gemacht hat, von dem Rath aber gänzlich unterdrückt ward, wobey dem Hans Sachsen anbefohlen ward, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warten, und sich weiter enthalten solle, einig Büchlein oder Reimen hinfüro ausgehen zu lassen. — Das übrige ist nicht von Erheblichkeit.

VIII. Einen Hochzeitbrief von Burckhard Löffelholz von Kolberg, Schultheiß und Pfleger zu Nürnberg, an den König in Schweden, Carl Gustav. Ohngeachtet der Verf. anführt, daß dieser Patricius bey Gelegenheit des Friedens Execut. Convents zu Nürnberg, wobey der König damals als Pfalzgraf und schwedischer Generalissimus zugegen war, mit dem Könige sehr bekannt geworden, als Deputirter der Reichsstädte ꝛc. und auch sonst ein geschickter Mann war, so wird es doch immer auffallend bleiben, daß ein Privatmann einem großen Könige anmuthen kann, aus Schweden eine weite Reise zur Hochzeit seiner Tochter zu machen, oder einen Abgesandten zu schicken. Der Hochzeitbrief ist in extenso beygefüget, was der König aber geantwortet, und ob er einen Gesandten geschickt hat, davon fehlt die Nachricht, so das wichtigste gewesen wäre, welches die Familie gar gerne dem Verf. mitgetheilet haben würde. Dennoch ist es ein Beweis von der Denkungsart der damaligen Zeit, indem Gevatterbriefe und dergleichen mehr an fürstliche Personen sich auch finden. Der Unterscheid des Begriffs zwischen einem großen Fürsten und einem angesehenen Privatmann, den man sich damals machte, war in der That damals nicht so groß, wie er jetzo ist, da Despotismus und Subjection von beyden Seiten weit stärker geworden ist.

No. IX. und X. ist von gar keiner Erheblichkeit.

Das

Das vierte Stück, womit der erste Band des Magazins beschlossen ist, begreift allein — die Kirchen- Religions- und Reformationsgeschichte des Nürnbergischen Städtgens Lauff. Der Verf. beweiset bey dem Anfange gegen die Brandenburgische Schriftsteller, daß Lauff ursprünglich seit dem 13ten Jahrhundert den Herzogen von Pfalzbayern gehöret S. 374, hernach kam es mit einem Theil der Oberpfalz unter Kayser Carl IV. an Böhmen S. 378. Nach der Zeit gelangte Pfalz und Bayern wieder zum Besitz dieses Orts, wie aber 1504 Pfalzgraf Philipp in die Reichsacht erklärt, und der Reichsstadt Nürnberg ꝛc. die Execution aufgetragen ward, so ließ die Stadt diesen Ort mit 4000 Mann und 31 Feldschlangen belagern, eroberte ihn, und zur Vergütung der Kriegeskosten ward ihr derselbe zugeeignet. Die Stadt erhielt im folgenden Jahr darüber von dem Könige von Böhmen Ladislav einen förmlichen Lehnbrief, und Pfalz renuncirte 1521 auf ewig wegen aller Ansprüche, so daß Nürnberg anjetzo Lauff als ein böhmisches Lehn besitzet. Was die vier in Kupfer gestochnen Siegel des Städtchens Lauff betrifft, so beweiset der Verf. S. 386, daß selbiges schon im 14ten Jahrhunderte, wie es noch im Pfälzischen Besitze war, ein eigen Siegel gehabt. In diesem Zeitraum hieng zwischen zwey Thürmen an einer herabhangenden Kette der gewöhnliche geweckte Bayerische Wapenschild, wie No. 1. und 2. zu sehen, seitdem aber die Stadt Nürnberg zum Besitz gelanget war, so erschien auf dem neuen Siegel statt des Bayerschen der Nürnbergische Wapenschild, mit der Umschrift: Sigillum nouum ciuitatis Lauff. Das übrige, was die Kirchen- und Reformationsgeschichte anlangt, kann hier nicht weiter Raum haben, zumal dieses an sich kleine Object viel zu weitläuftig nach dem Plan des Magazins abgefasset ist, wo allerley abwechselnde Materien den Leser mehr ergötzen, als ermüden sollen. Alle Kleinigkeiten der Kirche, Orgel, Altar ꝛc. alle Leichensteine und Inschriften von dunklen Leuten machen die ganze Abhandlung weitschweifig, und sind zu sehr local, so daß sie dem fremden Leser nothwendig ekelhaft seyn müssen. Wir wollten überhaupt den Herren Verfassern des Magazins wohlmeynend rathen, bey ihrem Plan in den ersten drey Stücken zu bleiben, und kurze abwechselnde Materien mitzutheilen, weil sie sonst die auswärtigen Leser völlig abschrecken werden.

Hk.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Anhang zu den Materialien zu einer neuen Erklärung des hohen Liedes. Aus dem Engliſchen. Halle, bey Gebauer. 1779. 78 S. 8.

Hievon iſt nicht Harmar der Verfaſſer, ſondern ein andrer Britte, der Verf. der new translation of Salomons Song. Zuerſt legt er ſeine Hypotheſe von 7 Hochzeittagen, nach der er das hohe Lied behandelt, mit ihren Beweiſen hin; dann theilt er das ganze Buch in 7 Eklogen für ſeine 7 Hochzeittage; hierauf folgen Anmerkungen zur Erklärung einzelner Stellen des hohen Lieds; und die Beantwortung der Einwendungen, die Michaelis dieſer Hypotheſe von 7 Hochzeittagen in den Anmerkungen zu Lowth de ſacra Hebr. poeſi entgegengeſetzt hatte, beſchließt.

Künſtlich genug iſt eine Einheit in das hohe Lied hineingeſponnen; und in dieſem Betracht iſt der Anhang merkwürdig; zur Erklärung des hohen Lieds aber ſcheint er uns von geringem Belang. Dem Verf. iſt das hohe Lied ein Dialog, in welchem 1) Salomo, 2) ſeine Braut, 3) die Jungfrauen, ihre Geſellſchafterinnen, und 4) die Freunde des Bräutigams redend eingeführt werden. Sieben Tage dauerten die Hochzeitsfeyerlichkeiten — alſo auf 7 Eklogen läßt ſich auch das Gedicht zurückführen: die Scene iſt — nicht das Haus der Braut — vielleicht war bey den alten Juden die Hochzeit nicht im Haus der Braut ausgerichtet, (hiegegen ſind deutliche Stellen) oder (welches wir eher könnten gelten laſſen) bey der Vermählung eines Monarchen ward vom gewöhnlichen Gebrauche abgegangen — kurz die Scene iſt innerhalb dem Bezirk des königlichen Palaſtes und der königlichen Gärten. Alſo die Stadt, in der im hohen Lied die Braut des Nachts herumirrt, iſt keine eigentliche Stadt, ſie iſt nichts anders, als eine Reihe von Pavillons oder kleinen Häuschen für diejenigen, welche die Aufwartung im Serail hatten: und die Wächter, die die Braut ſchlagen, ſind unbeholfene Verſchnittene, die zur Wache des Harems beſtellt ſind u. ſ. w. Man ſieht, wie künſtlich der Verfaſſer den Faden ſeiner Hypotheſe in das hohe Lied Stück für Stück hineinwebt.

Die Eklogen ſind ſo abgetheilt. Die erſte Kap. I—II. 8. die zweyte II. 8—III. 6. die dritte III. 6—IV. 1. die vier-

vierte IV. 8 — V. 1. die fünfte V. VI. 9. die sechste VI. 10 — VIII. 4. die siebente VIII. 5 bis zu Ende. Den Witz, den der Verf. aufbietet, in jeder Ekloge, die dem Hochzeittag nach in sie gehörigen Stücke zu finden, haben wir manchmal bewundert: wäre er auch auf einen andern Gegenstand gewandt worden, wo er an seiner Stelle gewesen wäre — wir würden unsre Freude und Beyfall ihm nicht versagen.

Der Wortkommentar ist nicht von großem Gehalt. Er giebt nur wieder, was andre schon gegeben haben, und sollten ja neue philologische Beweise beygebracht werden, so sind sie doch nicht so streng und genau geführt, wie wir sie jetzt von deutschen Philologen fordern, und billig auch von Ausländischen, wenn ihre Arbeiten deutsche Uebersetzungen verdienen sollen. Manches Falsche ist hier aus andern Kommentaren wiederhohlt: z. B. daß עלמה Jungfrau eigentlich eine Verhüllere bedeute, weil zur Zeit der Jungfrauschaft die hebräischen Mädchen verhüllt gegangen wären. Aber עלמה war, wie die Bibel lehrt, schon der Name einer Jungfrau, als es noch nicht Mode war, vor der Besteigung des Ehebettes immer einen Schleier zu tragen. Besser geht man zum Syrischen ﻋﻠﻤﺎ zurück u. s. w.

Kritik braucht der Verfass. auch; und einige kritische Vorschläge sind ihm vielleicht eigen. Dahin gehört, daß Kap. I. 4 aus LXX, Vulgata, und dem Chaldäer geschrieben werden soll נרוצה לריח שמניך „wir wollen laufen nach deinem Wohlgeruch. Ohne aber erst zu untersuchen, ob sich der Verf. hinter die Auktorität der alten Uebersetzer verstecken konnte; schöner ist doch der masorethische Text für das offene Herz der Liebe: „Winkst du mir — wir laufen alle„ — d. i. winkst du mir, so glauben alle Mädchen bey mir, ihnen sey gewunken; so stark schlägt die Liebe gegen dich in aller Herzen. — Kap. I 16. wird נעימה für נעים vorgeschlagen; denn es soll mit ערשנו verbunden werden „siehe du bist schön, meine Geliebte! ja reizend, ja grünend ist unser Bette.„ — V. 15. kann aber schon einen andern Wink geben. Dort steht ja in der Anrede des Jünglings an das Mädchen in zwey Zeilen:

הנך יפה רעיתי
הנך יפה

Und also auch das Mädchen zum Jüngling in zwey Zeilen:

הנך יפה דודי
אף נעים

Und die Empfindung ist diesmal gewiß auch für den masorethischen Text.

Kap. III. 6. wird מי statt מה vorgeschlagen; denn es gehe auf Salomos Bette, nicht auf eine Person: folglich fordere die Natur der Sache: was ist es, was aufsteigt? (Vielleicht ists doch eine Person, wenigstens duftet das, was aufsteigt, (nach dem Ende des V.) wie sonst das Mädchen ihm, und der Jüngling ihr duftet). Hierauf wird freylich der Verf. mit dem auch beygebrachten Grund antworten: „es klingt unnatürlich eine einzelne Person mit Säulen von Rauch zu vergleichen„ und dann müssen wir blos bedauren, was wir schon so oft beym Studio unsrer Kommentare bedauert haben, daß Kritik oft Empfindung und Geschmack wo nicht gar tödtet, doch wenigstens niederschlägt.

Endlich hat sich unser Verf. auch nicht immer vor dem Fehler gehütet, in Bildern und Vergleichungen zu viel zu suchen, sie zu weit zu verfolgen und dadurch zuweilen den Dichter entstellt. Bey Kap. I. 9, wo der Jüngling sein Mädchen mit seiner Stute an Pharao's Wagen vergleicht, war's recht, Theocrits Vergleichung der Helena mit einem Ἵππος ἀμφίλας ἀπήνας zu citiren. Aber was soll nun die unmittelbar darauf folgende Anmerkung? „doch scheint wirklich hier im hohen Liede „der Bräutigam nicht die Absicht zu haben, der Braut wegen „ihrer Schönheit ein Kompliment zu machen, sondern vielmehr „ihre eheliche Treue rühmen zu wollen. Sie ist ängstlich wegen seiner Abwesenheit bekümmert und sucht ihn innigst: indem er sie so beschäftigt sieht, wird er von ihrer Zuneigung „gegen ihn gerührt, und vergleicht sie mit einer seiner Stuten, „die vorzüglich gute Eigenschaften hatte und schön im Zuge war, „und wie die Worte paraphrasirt werden können, dann empfiehlt „er sie, daß sie im Ehejoche vorzüglich gut ziehe.„ —— Darüber urtheile, wer urtheilen mag!

Prophetae minores ex recensione textus Hebraei et versionum antiquarum latine versi, notisque philologicis et criticis illustrati a *Joanne Augusto Dathio* — edit. altera emendatior. Halae, sumtibus orphanotrophei. 1779. 232 S. in gr. 8.

Die

Die Manier, nach der die kleinen Propheten hier überſetzt, wo es nöthig war, erläutert und in der Lesart gebeſſert ſind, können wir als bekannt vorausſetzen. Dieſe neue Ausgabe unterſcheidet ſich von der vorigen blos durch Aenderungen einzelner Stellen, die wir im Hoſeas und Habakuk am zahlreichſten gefunden haben, und durch einige neue Erläuterungsnoten. Wir wollen hauptſächlich von den gebeſſerten Stellen und den neuen Zugaben eine kurze Anzeige geben; doch aber die Anmerkungen nicht ausſchließen, welche uns beym Lauf dieſer Arbeit über andere Stellen beyfallen. Vielleicht kann ſie der Kenner für wirkliche Aufklärungen der kleinen Propheten erkennen; oder doch durch ſie zu beſſern Erklärungen geleitet werden.

Hoſe. I. wird durch eine eingeſchobene Anmerkung gezeigt, daß die ילדי זנונים nicht die unehelichen Kinder ſeyn können, welche das Weib dem Propheten mitbrachte. Nämlich ſoll die ſymboliſche Handlung des Propheten ſprechend ſeyn, ſo müſſen, meynt der Verf., ילדי זנונים die von der Frau des Propheten während der Ehe mit ihm im Ehebruch erzeugten Kinder ſeyn. Der Prophet läßt ſich ein Weib antrauen: ſie wird ihm untreu: Gott traute ſich Iſrael an, und es ward ihm untreu. — Aber eben um des Bilds und Gegenbilds willen möchten wir auch nicht קח לך אשת זנונים überſetzen: Age duc *uxorem meretricem.* Denn Iſrael war ja doch, wie die Bibel es anderwärts vorſtellt, noch eine keuſche Jungfrau, da Gott ſich mit ihr verlobte. Wie kann eine uxor *meretrix* ein treffendes Bild von Iſrael in ſeinem damaligen Zuſtand ſeyn? —

Hoſ. II. 1. wird auf die Rückkunft aus dem babyloniſchen Elend gedeutet: Futurum eſt aliquando ut Israelitae numero pares ſint arenae maris immenſae et innumerabili, utque eo ipſo in loco, quo eis dictum eſt, vos non eſtis meus populus, vocentur filii Dei viventis. Judaei enim et Israelitae una congregati conſtituent ſibi unum caput atque ex terra *captivitatis ſuae* redibunt. Dies ille Israelitarum inſignis erit. Aber wie kann der Prophet damit anfangen, womit er aufhören ſollte? warum führt er die vorige Vorſtellung von dem ehemaligen Zuſtand des Volks nicht erſt aus; beſchreibt den Brautſtand nicht; nicht die Untreue in der Ehe u. ſ. w.? Uns dünkt, die ganze Anlage erfordere, dieſe Verſe von den Zeiten zu erklären, da das Volk Aegypten verließ.

V. 3. iſt die ehemalige Ueberſetzung: vocate fratres veſtros meum populum, et ſorores veſtras miſerandas, mit einer andern vertauſcht: gratulamini fratribus et ſororibus veſtris hanc felicitatem, gratiae nempe meae et miſericordiae reſtitutae — nur vielleicht zu ſtark, wenn anders, wie uns dünkt, blos der Satz vorgetragen wird: Noch habe ich euch nicht gänzlich verſtoſſen.

V. 11. wird der Text in עֲצֻמוֹת אֵת עֵרוּתָהּ nach den 70 Dollmetſchern und um den Zuſatz, quod dederam ad tegendum zu erſparen gebeſſert. „Lanam et linum meum auferam, *ne* verenda tegere poſſit.„ Sollten aber nicht die 70 anders geleſen und nicht vielmehr dem Sinne nach blos überſetzt haben? Sollte das ל in לכסות nicht ſehr bequem den dativum commodi ausdrücken können?

V. 22. Deſponſabo vero te mihi, juſte te puniendo, deinde vero inſigniter miſerando atque omnia promiſſa praeſtando: tu vero me tantum coles. Hier iſt wohl der Sinn verfehlt — nicht die verſchiedenen Grade des Verhaltens Gottes gegen ſein Volk wollte wohl der Prophet darlegen, ſondern vielmehr, Gottes neue Liebe, und wieder erneuerte Zärtlichkeit; und משפט, חסד, רחמים, צדק, ſcheinen im Ganzen Synonyma hier zu ſeyn.

Kap. IV. 11. Der Verf. ſetzt עבי zum 11ten V., (compotationes populo meo omnem intelligendi vim abſtulerunt) wodurch zwar die Auslegung der letzten Hälfte des 11ten V. leichter wird; aber dann leidet doch der volle Ausdruck des 12ten, und das Ohr vermißt im erſten Glied deſſelben offenbar ein Wort. Und da ſich auch ohne dieſe Aenderung mit dem 11. V. auskommen läßt: wäre nicht die Verſeabtheilung hier beyzubehalten?

V. 15. wird disjunctive genommen: aut Gilgalem ne abeatis, neque proficiscamini Bethaven, *aut* Jehovam omnino non profiteamini — unſern Einſichten nach hart. Auch ohne dieſes Mittel läßt ſich auskommen, wenn man das letzte Glied auf Beth El, das unmittelbar vorhergeht, zieht: Und ſchwört nicht (zu Bethel): ſo wahr Jehova lebt, d. i. ſeyd keine Abgötter. Denn bey dem Jehova, der zu Bethel unter einem Kalb verehrt ward, zu ſchwören, war doch offenbare Abgötterey.

V. 18. kommt die ſehr wahrſcheinliche Conjektur vor, daß הבו ein Schreibfehler ſey, aus der Wiederhohlung der letzten Kon-

Konſonanten des vorhergehenden Worts entſtanden. Unwahrſcheinlicher iſt uns die Aenderung des Texts Kap. V. 2. וְצֵידִים שָׂטָה הַשְׁחִיטָה vos eſtis rete expanſum in Tabore, *quale venatores profunde abdunt.* Wir erkennen und fühlen die Dunkelheit des gedruckten Textes: aber erklärbar iſt er doch: „Iſrael ſucht ſeine Sünden zu verbergen — ich aber (ſagt Gott) kenne Iſrael deſſen ohnerachtet.„ Scheinen gleich die alten Ueberſetzer die Conjektur des Verf. zu begünſtigen: ſo bleibt doch die Frage übrig, ob ſie nicht blos wegen der Dunkelheit des Textes gerathen, und ſich einen neuen Text geſchaffen haben. Wenigſtens iſt nicht begreiflich, wie die leichte Leſeart der Ueberſetzer in die ſchwere maſorethiſche hat verwandelt werden können. — Hingegen Kap. V. 6. iſt ſehr richtig מִשָּׁמִי כְּאוֹר יֵצֵא nach allen Alten, auſſer der Verſion Hieronymus geändert. — Kap. VI. 11. iſt uns immer noch die Ueberſetzung anſtößig: Tibi quoque, o Juda, meſſis malorum parata eſt, *eo ipſo tempore, quo bene tibi facere cogitabam.* Die Zeitbeſtimmung iſt hier ſo müßig, und in den ganzen Zuſammenhang ſo unſchicklich; daß es uns wundert, warum kein Ausleger die Kapitelabtheilung zu verlaſſen wagt. Fängt man das folgende 7. Kapitel mit den genannten Worten an; wie ſchön, wie harmoniſch alles! wie voll der Parallelismus

בשובי שבות עמי = כרפאי לישראל
וגלה עון אפרים = ורעות שמרון

Auf dieſe Weiſe müßte גם יהודה שת קציר לך den 9ten V. des 6ten Kap. ſchlieſſen: Auch Juda zieht dir Strafe zu. Und in dieſem Fall endigte ſich die Rede des Propheten mit dem Hauptſatz — Iſrael war Juda's Verführerin — mit dem ſie auch oben Kap. V. 1. angefangen hatte, und der ſchleppende Zuſatz: eo ipſo tempore, quo bene tibi facere cogitabam, wäre weggeſchafft.

Die ſchwere Stelle Hoſ. VII. 3—7. finden wir ſo erklärt: Sceleribus ſuis regem exhilarant et mendaciis ſuis principes. 4. Omnes adulterantur *et ardent*, ut furnus piſtoris ſuccenſus, *ad quem* vigilare ceſſat, poſtquam depſuit maſſam, donec ea fermenteſcat. Die regis noſtri vino incaleſcunt principes atque ille cum irriſoribus verſatur. Incenſus eſt uti furnus eorum animus, clam tota nocte eorum continetur ira, mane erumpit in flammam. Omnes ardent ſicuti furnus, et conſecerunt ſuos judices; reges eorum

rum perierunt nec eſt, qui me invocet. Wir können die bey dieſer Ueberſetzung beliebten Aenderungen des Texts nicht durchgehen, ohne zu weitläuftig zu werden. Aber אפתם V. 6, ſollte das in אפם oder אפם können verändert werden, ohne der Vergleichung des ſorgloſen Königs mit einem ſorgloſen Becker zu ſchaden? Offenbar ſollte מלכהם ſtehen; aber in Rückſicht auf die gewählte Vergleichung ſteht dafür אפתם ſehr treffend. — Bey dieſer Stelle hat der Verf. eine in der vorigen Ausgabe angenommene kritiſche Vermuthung ganz weggelaſſen.

Kap. VIII. 2. ſcheint unſerm Ueberſetzer ישראל am unrechten Ort zu ſtehen. Freylich, wenn man mit ihm überſetzt: Et tunc quidem Israelitae ad me clamabunt: o Deus noſter! tibi dediti ſumus, — dann müßte es ויעקב ישראל heiſſen. Aber man kann doch noch anders überſetzen: dann werden ſie rufen: Mein Gott! Wir Iſraeliten ſind deine Diener, und dann haben die Worte des maſorethiſchen Texts ihren gehörigen Platz.

V. 4. hat למען יכרת allerdings die Schwierigkeit gegen ſich, daß vorhin die verba im plurali geſetzt waren: in einem andern Schriftſteller z. E. einem Jeſaias würden wir kein Bedenken tragen, mit dem Verf. יכרתו zu emendiren. Aber Hoſeas ſcheint uns eine ganz andre kritiſche Behandlung haben zu müſſen, als andre hebräiſche Schriftſteller; er ſchreibt gar nicht grammatiſch genau, und verfällt in ſolchen Fällen, die dem vorliegenden ähnlich ſind, häufig von der mehrern Zahl in die einfache und auch umgekehrt von der einfachen in die mehrere. Wir möchten uns auch nicht hier auf die Auktorität der alten Ueberſetzer berufen, die den pluralis ausdrücken ſollen. Konnten ſie denn anders überſetzen, wenn ſie dem Zuſammenhang gemäß und nicht gegen den Genius ihrer Sprache verſtoßen wollten.

Hoſ. VIII. 5. billigt der Verfaſſ. die von Houbigant vorgeſchlagene Verſetzung, daß עגלך שמרון, womit unſre Bibelausgaben den 5ten Vers anfangen, den Anfang des 6ten V. machen ſoll: Ira mea in eos exarſit: quousque nullam admittent emendationem! 6. Abominabilis mihi eſt vitulus tuus, o Samaria! eſt Israeliticum inventum; opus artificis, non Deus. Aus der Stellung der Sätze, dünkt uns, läßt ſich erweiſen, daß dieſe Vermuthung gegen den Geiſt des Propheten ſtreite. Voraus immer die Beſchreibung der Uebelthaten

thaten des Volks, und dann die Folge derselben. V. 3. Israel haßt das Gute: darum soll der Feind sie verfolgen. V. 4. das Volk setzt Taugenichtse zu Königen: darum sollen sie ausgetilget werden. — Also auch V. 5: „Samarien ist abgöttisch: darum zürnt Gott.„ — Auch Kap. IX. 2. ist vielleicht בָּם nicht in בָּהּ zu verändern; wenn wir nur erst durch einen vollständigen kritischen Apparat die Gesetze der Specialkritik bey unserm Propheten festgesetzt haben. Die Lesart, welche der Grammatik zuwider läuft, scheint im Hoseas immer den Vorzug zu verdienen.

Noch ein paar Proben von den Aenderungen im Habakuk. Die Hymne im 3ten Kapitel ist fast ganz umgearbeitet. Die Inschrift heißt nun: Preces Habacuci prophetae ad *modos odarum canendae*, wie in der deutschen Ausgabe zu Jones de poësi Asiatica vorgeschlagen worden. — Der Gang der Hymne ist nun so angegeben: der Prophet, froh über die Verheißung, daß dereinst Gott Rache gegen den Chaldäischen Staat üben wolle, bitte Gott, es zu thun, und sieht schon in seiner Begeisterung, wie es geschieht. Er singirt, auf die den Propheten gewöhnliche Weise, Gott erscheine im Ungewitter. Aber der traurige Gedanke vom Untergang des hebräischen Reichs durch die Chaldäer, bemächtigt sich gegen das Ende seiner Seele wieder; er seufzt zwar, aber tröstet sich dabey mit besseren Zeiten. — V. 6. ist nun übersetzt: Gradum sistit — terram concubit: aspicit gentes et dissipat eas, montes sempiterni finduntur, colles antiqui subsidunt, ruinas aeternas infert. Nämlich הלוכה wird von הלך perire abgeleitet. — V. 9. ist auch geändert: Hac cataracta suspectum reddis arcum tuum testem promissionis, fluminibus terram scindis.

Die Bereitwilligkeit des Verf., da zu ändern, wo andre Aenderungen vorgeschlagen haben, macht seiner Denkungsart besonders in unsern Zeiten Ehre, wo die Schriftsteller, welche sich einmal einigen Namen erworben haben, so häufig die Miene der Unfehlbarkeit annehmen.

Fm.

Erster Schritt nach Latium. Das ist: Kurze und überaus fasliche Anweisung zur lateinischen Sprache, nebst einem kleinen Wörterbuche und vielen

Auf-

Aufgaben zur Uebung. Lüneburg, bey Lemke. 1780. 8. 216 S.

Der ehrliche Mann, welcher dies Buch herausgegeben hat, mag es in aller seiner Einfalt recht gut mit der lieben, zarten Jugend gemeynt haben. Aber erleichtert hat er ihr gar nichts. Wir waren bös auf ihn, daß er die erste Gelegenheit gegeben hat, ein solches Buch durchzusehen. Alles ist auf den gemeinen Schlag, und doch meynt er, er habe das Ding besser gemacht, als es vorhin war. Eine kurze Grammatik mit einem kurzen Syntax, mit mancherley, dem Sinn nach zum Theil albernen Formeln, macht das ganze Werkchen aus, das sich weder durch richtigere, noch durch leichtere Begriffe, auch gar nicht durch die Methode empfiehlt. Des Verf. Sprachphilosophie kann man daraus erkennen, daß er in der Vorrede behauptet, es gebe darum in der Lateinischen Sprache fünf Declinationen, weil im Alphabet fünf Vocalen sind. Was die vier Conjugationen betrifft, ist der V. eben der Meynung, daß die Stifter dieser Sprache selbige nach den Vocalibus eingerichtet, o und u aber, weil sie mit keinem sonderlichen Wohlklang verknüpft, vorbeygegangen und nur a, e und i, mit deren Aussprache eher eine gewisse Annehmlichkeit verknüpft ist, beybehalten haben. — Was sind das für unerwartete Entdeckungen!

Abhandlung über die Lateinischen Ellipsen, von M. Joh. Gottlieb Lindnern, Rector in Arnstadt. Frankfurt, bey Garbe. 1780. 8. 19 Bogen.

Der Hr. Rector Lindner, ein rühmlich bekannter Schulmann, ist zuerst durch seinen Lehrer, den sel. Schöttgen, auf die Ergänzung mangelhaft ausgedruckter Redensarten im Lateinischen, aufmerksam gemacht worden. Er bemerkte selbst, daß nur die Griechische Sprache einen Lambert Bos, Schöttgen und Leisner gehabt habe; dargegen in der Lateinischen Sprache noch von Niemand eine besondere Arbeit darüber unternommen worden sey, bis Conr. Grimm seinen Libellum de Ellipsibus latinis herausgab, der aber selbst seit 1743. beynahe in die Vergessenheit gerathen zu seyn schien. Dies zusammen bewog ihn, die Sammlung der Lateinischen Ellipsen von neuen zu unternehmen, zu vervollständigen und zweckmäßiger einzurichten.

richten. Die Frucht dieſer Arbeit gab er ſchon vor 10 Jahren in einer lateiniſchen Schrift heraus; jetzt liefert er ſie in deutſcher Sprache, mit Auslaſſung der Beweisſtellen und anderer kritiſchen Bemerkungen, in der Abſicht, damit ſie in ſolcher Geſtalt Anfängern deſto brauchbarer ſeyn möge.

Die Einrichtung des Buchs iſt ſo beſchaffen, daß es Anfängern noch nützlicher werden kann, als Lambert Bos im Griechiſchen zu ſeyn pflegt. Es beſteht gewiſſer Maaßen aus drey Theilen. I. Der erſte Theil liefert eine Theorie der Ellipſen, und iſt in der Einleitung enthalten. Indem der V. den Lambert Bos einige male mit beſonderer Aufmerkſamkeit durchlas, abſtrahirte er ſich allgemeine Bemerkungen über den Urſprung der Ellipſen und über die Mittel, ſie zu ergänzen. In Anſehung des Urſprungs, theilt er alle Ellipſen in zwey Klaſſen: 1) in ſolche, welche der Rede eine anmuthige Kürze verſchaffen, welche er grammatiſche nennt. Von dieſen wird §. 1—24. am umſtändlichſten geredet, und der V. ſammlet allgemeinere Bemerkungen nach den einzelnen Arten der Wörter, woraus die Rede beſtehet. In der Sache ſelbſt denken wir mit dem V. überein, nur finden wir in der Nebenidee des Anmuthigen, welche er mit in die Erklärung hineingezogen hat, etwas anſtößiges. 2) Wenn ſie durch Affekt oder durch eine beſondere Abſicht des Schriftſtellers erzeugt werden, ſo nennt ſie der V. rhetoriſche Ellipſen. (§. 25.) Was die Mittel anbetrifft, diejenigen Worte ausfindig zu machen, welche ausgelaſſen ſind, ſo empfiehlt der V. (§. 26—30.) 1) einen guten, geſunden Menſchenverſtand; 2) die Vergleichung des Lateiniſchen mit der Mutterſprache; 3) die Bemerkung vollſtändiger Stellen, (locorum plenorum); 4) Randgloſſen und Variantenverzeichniſſe; 5) den Contert. Wir würden Num. 2 und 5 lieber als Unterabtheilungen von Num. 1. angeſehen haben, durch welche ſich der geſunde Menſchenverſtand leichter helfen kann. Im übrigen iſt der allgemeine Blick, welchen der V. in der Einleitung dem jungen Leſer verſchafft, — letzterer mag damit anfangen, oder beſſer damit ſchlieſſen, — allemal von vielem Nutzen.

Es folgt II. Alphabetiſche Verzeichniſſe. Und zwar: 1) Von den elliptiſch ausgelaſſenen Haupt- Bey- und Fürwörtern. 2) Der elliptiſch ausgelaſſenen Zeitwörter. S. 154 ff. (Warum elliptiſch ausgelaſſen? Heißt es mehr, als wenn der Verf. ſchlechthin geſagt hätte: der ausgelaſſenen Zeitwörter?) 3) Der (elliptiſch) ausgelaſſenen Partikeln. S. 179 ff.

Noch kommt: III. eine Anzeige solcher Stellen, wo aus dem Contexte ein vorhandenes Nenn- oder Zeitwort, in einem andern Gliede der Rede, es sey vorher oder nachher, wiederholt, das ist, einmal ergänzt werden muß. Der Verf. hat einen Anhang daraus gemacht, S. 240 ff.

Endlich beschließt ein Register elliptischer Redensarten das ganze Werkgen. In demselben hat der V. diejenigen Wörter, welche ergänzt werden müssen, zugleich durch cursive Schrift angezeigt, und überhaupt die Einrichtung so gemacht, daß ein junger Mensch, der dasselbe blos zur Uebung, als einen Vorrath von Formeln und Beyspielen, durchließt, an gründlicher Kenntniß der Lateinischen Sprache, viel gewinnen muß. Er wird alsdenn manche Regel des Syntaxes, die ihm ohne Grund beygebracht war, und wider welche er eben darum immer in Gefahr stand, zu sündigen, nunmehr verstehen und erklären können, auch ohne ängstlichen Zwang des Gedächtnisses dasjenige ausüben, was ihm die gelernte Regel so schwer machte.

Es kann nun gar wohl seyn, daß mancher bey einer sehr mittelmäßigen Kenntniß der Lateinischen Sprache, sich gleichwohl im Stande findet, den Verf. über manches zu tadeln. Erstlich kann es gar nicht fehlen, daß nicht, nach der von dem Verf. vorgezeichneten Methode, Ergänzungen zu dem Büchlein gemacht werden können. Zweytens läßt sich bey vielen Beyspielen eben so leicht behaupten, daß der V. die Sache übertrieben habe. Um nur einige Beyspiele anzuführen, so würden manche Ergänzungen ganz wegfallen können, wenn der Verf. die Gewohnheit der Lateiner, Neutra substantive zu gebrauchen, überall, wo er es konnte, hätte anwenden wollen. In Extis solemnium vesci möchten wir nicht gern *dapium* ergänzen. Uebertrieben scheint es auch, wenn der V. überall, wo Adjectiva sich auf eine Person beziehen, oder Verhältnisse, Nationen, Sekten ausdrücken, das Nennwort *homo* ergänzen will, als Cicero fuit disertus sc. homo, amicus, socius, senex sc. homo, Romanus, Optimates sc. homines. Daß man bey amicus immer nach den Umständen bald parvus bald magnus verstehen müsse, wie S. 89. stehet, daran zweifeln wir sehr. Wir glauben auch, daß man in vielen Verbindungen sagen könne: ich zweifelte, ob sie kommen würden, und im Lateinischen: *dubitabam venturaene essent*, ohne daß dort, oder nicht und hier *nec ne* ergänzt werden müsse.

Aber

Aber durch alle dergleichen Kritiken, wenn sie wider den Verf. gebraucht werden sollten, müsse sich kein junger Mensch, der gründlichen Unterricht sucht, verführen lassen, dies Werkchen zu verachten. Es ist, nach unserer Ueberzeugung, eins der nützlichsten, daß jeder Lehrer seinen Schülern zum allgemeinen Handbuch empfehlen muß.

Sammlung auserlesener Briefe aus Plinius, Cicero und Seneka. (Erstes Bändchen.) Frankf. am M. bey Reiffenstein. 1780. 8. 108 Seiten. Zweytes Bändchen. 1780. 8. 272 S.

Ob es mit dem Sprachgebrauche so sehr übereinstimme, daß der V. auf dem Titel vor dem Namen Plinius, Cicero, Seneka, den Artikel wegläßt, zweifeln wir. Und wir meynen bemerkt zu haben, daß er in den Briefen selst oft von dieser Regel abweicht, ob er sie gleich auf den Aufschriften beobachtet.

Von den Briefen selbst haben wir mehrere durchgelesen, ohne auf gezwungene Wortfügungen zu stossen, die sonst gar bald errathen lassen, daß es nicht Originale, sondern Uebersetzungen aus Schriftstellern eines andern Zeitalters und einer andern Sprache sind. Auch wenn wir die Urkunde darneben legten, und Wort und Sinn genauer verglichen, fanden wir Ursachen, in den meisten Fällen mit dem uns unbekannten Uebersetzer zufrieden zu seyn. Er hat treu übersetzt und zugleich das fremde, erkünstelte und steife glücklich vermieden.

Einige Briefe sind dem V. minder gelungen, in welchen wir den Sinn des Originals entweder ganz verfehlt, oder nur halb und schief ausgedrückt gefunden haben. Damit unsere Leser aus einer Probe selbst von dem Werthe dieser Arbeit urtheilen können, wollen wir aus dem achten Buche der Briefe des Plinius, den 23ten, einen der schönsten in dieser Sammlung, abschreiben. Nicht als wenn wir dadurch zu erkennen geben wollten, daß wir den Uebersetzungen der klassischen Schriftsteller der Alten einen grossen Einfluß auf die Studien unsers Zeitalters beylegten, davon wir vielmehr das Gegentheil glauben; sondern weil es jetzt Leute giebt, die noch mit diesem Vorzug, den Rest dieses Säculums krönen wollen.

„Der heftige Schmerz, welchen mir der Tod des Junius Avitus verursachte, hat mich zu allen Studien, Sorgen und Ergötzungen gänzlich unfähig gemacht. (Der heftige Schmerz

hat mich zu Sorgen unfähig gemacht, dürfte mancher nicht verstehen. Curas und avocamenta würden wir deutlicher und richtiger zu übersetzen glauben: zu ernsthaften Geschäften wie zu Zerstreuungen. Auch ist der Nachdruck, den die gehäuften Synonyma exemit, excussit, eripuit anzeigen, durch das gänzlich unfähig gemacht wohl nicht erschöpft worden.) Er hatte in meinem Hause das Rathsherrnkleid angelegt: er bediente sich jederzeit meines Raths, wenn er um ein Amt anhalten wollte: (suffragio meo adiutus erat will unserm Bedünken nach etwas mehr, als guten Rath; würkliche Bemühung für den andern, Anwerbung der Stimmen, anzeigen.): er liebte und verehrte mich, als wenn ich ihn in Sitten und in den Wissenschaften und Künsten unterrichtet hätte. (ita me diligebat — ut me formatore morum, me quasi magistro uteretur. Schief ausgedruckt durch das als wenn ꝛc. hätte. Vielmehr: so liebte er mich, daß er sich gern von mir belehren lies, wenn ꝛc.) Was ist seltener bey Jünglingen? Denn wo finden sich diejenigen, welche andern gern nachgeben, wenn sie schon sehen, daß sie von ihnen an Alter und Ansehen weit übertroffen werden? Kaum sind sie in die Welt gekommen, so wissen sie alles, so sind sie weise: für Niemand haben sie Hochachtung, Niemand ahmen sie nach, sondern halten sich für das allerbeste Muster. (Die Uebersetzung würde gewonnen haben, wenn sich der V. den Zusatz: das allerbeste erspart hätte.) Avitus war von solchen Gesinnungen weit entfernt: man kann seine überaus große Klugheit dadurch erkennen, daß er alle andere für klüger, als sich hielt; und seine größte Gelehrsamkeit bestand in seiner Begierde zu lernen. (cujus haec praecipua prudentia, quod &c. Warum hier mehr, als da steht? Man kann — dadurch erkennen. Ohne diesen Zusatz ist der Sinn richtiger und ganz wörtlich dieser: Das war seine größte Klugheit, daß er ꝛc.) Immer berathschlagte er sich (fragt er andere) wegen (der) Einrichtung des Studirens oder den Pflichten (wegen der Pflichten) des gemeinen Lebens: niemals verließ er eine Gesellschaft, ohne gebessert worden zu seyn: und dies geschah entweder durch das, was er gelernt hatte, oder durch sein häufiges Fragen. (vel eo, quod audierat, vel quod omnino quaesierat. Das erste ist zu undeutlich ausgedrückt und die Uebersetzung des letztern sagt Theils zu viel, Theils etwas nachtheiliges, das wider Plinii Absicht ist. — Immer kam er weiser zurück, Theils überhaupt durch seine Aufmerksamkeit auf die Discurse, Theils indem er sich

aus-

ausdrücklich Belehrung ausbat.) Welchen Gehorsam bezeigte er nicht gegen den Servianus, den angesehensten Mann dieser Zeit?“ (den angesehensten Mann? Erstlich ist dies gar kein passender Gedanke: und dann, wie mag der Uebersetzer etwa in seinem Texte gelesen haben? Unter exactissimus vir denken wir uns einen sehr pünctlichen oder eigenen Mann) u. s. w. — Der Brief ist zu lang, als daß wir weiter fortfahren mögen. Die gleich folgende Periode scheint der Uebersetzer gar nicht verstanden zu haben. Das intellexit und cepit und alles zusammen ist so falsch und zugleich undeutlich ausgedruckt, daß ein Leser, der blos deutsch versteht, und das Original nicht nachsehen kann, gar nicht weiß, was der Sinn seyn soll. — Den Anfang des 5ten Briefs im fünften Buch übersetzt er so: „Die Nachricht von dem Tode des Cajus Fannius hat mir viele Betrübniß verursacht. Denn ich liebte ihn wegen seiner Höflichkeit und Beredtsamkeit ganz außerordentlich.“ (Wie wenig druckt dies das lateinische aus: amavi hominem *elegantem* et disertum.)

Ein Trost für solche Leser, die lieber Uebersetzung, als Original lesen, ist wenigstens dieses, daß uns beym Durchlesen anderer Briefe nicht so leicht anstößige Stellen vorgekommen sind.

Fg.

Editionis, in qua Psalmi ad metrum revocabuntur et recensebuntur, varietate lectionis et perpetua annotatione illustrabuntur, specimen exhibet *Conradus Gottlob Antonius*, Lingg. OO. P. P. O. in Acad. Viteb. Vitebergae, litteris Dürrii. 1780. 17 S. in gr. 8.

Da diese Probe einer projektirten neuen Psalmenausgabe deshalb von dem Verf. herausgegeben worden ist, um sich mit seinen orientalischen Zunftgenossen über die Einrichtung des Werks selbst zum voraus zu besprechen: so werden unsre Leser es verzeihen, wenn wir diesesmal ausführlicher sind, als es sonst der Umfang der allgem. d. Bibl. bey einer Schrift von 17 Seiten gestattet.

Der Titel giebt schon hinlänglich die Absicht des Verfassers an. Er will eine Handausgabe der Psalmen liefern, wie man sie bisher nur von klassischen Schriftstellern gehabt hat — vermittelst des Metrum's, das er glaubt entdeckt zu haben, und der alten Versionen will er sich seinen Text festsetzen; und ihn dann in einem kurzen, aber doch vollständigen Kommentar erklären.

Auf zwey Hauptstützen baut er die kritische Bearbeitung des hebräischen Texts: Metrum, und alte Uebersetzer. Die dritte, nemlich Handschriften übergeht er blos, weil weder Kennicott, noch Deroſſi ihre kritischen Schätze aus Handschriften zu den Psalmen bisher aufgethan haben. Doch hoffen wir, daß der Verf. die Ausgabe seiner Arbeit wohl noch auf ein paar Monate hinausschieben wird, wenn er erfährt, daß im Sommer dieses Jahrs Kennicott fertig, und bereits an seinen Prolegomenen gedruckt werde.

In wie weit die Stütze des gefundenen Metrums haltbar sey, sind wir leider nicht im Stande, unsern Lesern zu berichten, weil wir die akademische Schrift des Verf., in der er sein System vorträgt, vor Verfertigung dieser Anzeige nicht haben auftreiben können. Wir sorgen aber doch, daß — hätte auch der Verf. alles zu großer Wahrscheinlichkeit gebracht — das Metrum kein fester Grund seyn möge, auf den sich sicher bauen lasse. Uns kam es immer vor, als ob viel von der die Lieder begleitenden Musik dabei abgehangen habe: und diese ist uns ganz verloren. Selbst die in dieser Probe vorkommenden Verbesserungen nach dem Sylbenmaas leuchten uns nicht recht ein. So ist uns die Wiederherstellung der Antistrophe des ersten Psalms anstößig:

והיה בעץ שתול על פלגי מים
אשר פריו יתן בעתו
ועלהו לא יבל
וכל אשר יעשה יצליח
והיה כעץ שתול על פלגי מים

sie scheint uns nicht nur unpoetisch und matt, sondern auch dem anderweitigen Bau des Lieds entgegen zu seyn. Wir würden daher dem Verfasser rathen, keine Aenderungen der jetzigen masorethischen Leseart in den Text selbst aufzunehmen, um den allgemeinen Gebrauch seiner neuen Recension dadurch nicht selbst zu hindern — wovon wir unten bey unsern Vorschlägen der äußern Einrichtung dieser Ausgabe ausführlicher reden wollen.

Auf

Auf die alten Ueberſetzer baut der Verf. viel; nur iſt es Schade, daß in vielen Fällen ihr Gebrauch ſo unſicher iſt. Doch hoffen wir, daß ſich allgemeine Regeln werden feſtſetzen laſſen, die ihren Gebrauch erleichtern, da das Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Litteratur gerade über die Pſalmen ſchon einen ſchönen Apparat liefert und dieſe Vorarbeit den Verfaſſer ohne Zweifel in den Stand ſetzen wird, dieſe Regeln leichter zu entdecken, da ſeine Aufmerkſamkeit nicht durch zu viele Dinge zerſtreuet wird. Wir wünſchen wenigſtens, daß er einen Verſuch damit machen möge.

Wir kommen zum exegetiſchen Theil des Werks. Vor jedem Lied wird der Inhalt vorausgeſchickt, und der Gang etwas ausführlicher nachgezeichnet, den der Dichter genommen hat. Eine treffliche Methode! Nur bitten wir den Verf. ja ſeine exegetiſche Arbeit von der kritiſchen abzuſondern, und niemals die erſtere vorzunehmen, wenn er noch von der letztern voll iſt. Nichts hindert mehr, ſich dem Dichter nachzuſchwingen, als wenn man ſich eben mit jener mikrologiſchen beſchäftigt hat. Auch wünſchten wir, daß er die genauere Wörterklärung erſt dann vornehmen möge, wenn ſchon die Haupterklärung niedergeſchrieben iſt. Dieſe einzelnen Stücke laſſen ſich leicht zuſammenſetzen, wenn ſie beſonders gearbeitet ſind; aber ſie hindern den Flug des Kommentators ungemein, wenn ſie zugleich gearbeitet werden.

Im Ganzen müſſen wir die Erklärung des zur Probe mitgetheilten erſten Pſalms billigen; und doch wünſchten wir beym Verfolg dieſer Arbeit einige Aenderungen. Die Anlage des Kommentars iſt viel zu ausführlich, und müßte, wenn ſie vom Anfang bis zu Ende beybehalten würde, das Buch ſo anſchwellen, daß es blos den wenigen Kennern kaufbar würde. Es läßt ſich aber vieles abſchneiden. Anfangsgründe, die der Verfaſſer bey jedem, der die Pſalmen ſtudirt, vorausſetzen könnte, ſind viel zu ausführlich mitgenommen, z. B. S. 10 die Anmerkung über אשרי, ſeine Form u. ſ. w.; ferner bey הלך die Anmerkung vom hebräiſchen Aoriſtus und die Widerlegung Amama's konnte ganz wegbleiben. Auch ſind die philologiſchen Beweiſe für die Bedeutung einzelner ſehr bekannter Wörter viel zu ausführlich gerathen. Ein Kommentar muß kein Lexicon werden. Wer erwartete Pſ. 1, 1. bey אשרי: „אשר etiam a robore appellatur (Schult. ad Iob. 1, 1.) atque in formula

mula בני איש peculiarem vim habet, tamen hoc loco pronominis vices ſuſtinet; nam vti ſaepe quemlibet, aliquem ſignificat, ſic h. 1. idem eſt, quod lat. *ille* &c.“ — Oder, um noch ein Beiſpiel zu geben, ſteht wohl die etymologiſche Anmerkung von חפץ bey V. 2. am rechten Orte?

So gut übrigens der Ton der Auslegung iſt, ſo ſubtiliſirt der Verf doch zuweilen, das bey alten Dichtern durchaus nicht ſeyn ſollte. Wie ſubtil iſt nicht die Erklärung von רשע und לץ V. 1. Und doch ſind רשעים, חטאים, und לצים im Grunde Synonyma; und לצים iſt blos als vocabulum ſpecialius exquiſiter; und der geſuchte Unterſchied, den das Metrum beſtätigen ſoll, ſcheint uns gegen allen Dichtergeiſt zu ſeyn. — Viel zu ſubtil iſt die Anmerkung über עץ V. 3, nach welcher der Palmbaum verſtanden werden ſoll. Primo (heißt es S. 13) quia hic mos eſt poetarum, vt oratione a toto genere ad certas formas, vel, ſi fieri poſſit, ad res ſingulas revocanda omnia, quaſi ſub oculos lectoris ponat (eine treffliche Bemerkung, die viele dunkle Stellen des A. Teſtaments aufhellt; aber die zur unrechten Zeit nicht gebraucht werden muß, der Ausleger muß nie ſeinem Dichter ein ſpecielles Bild leihen. Und das iſt der Fehler, in den unſer Verf. mit andern Auslegern fällt); deinde quia ne apta quidem eſſet quaelibet arbor ad pii felicitatem exprimendam, (nach unſern Ländern, nicht aber nach der Lage des Orients, wo die Hitze und gewiſſe häufig wehende Winde, Fluren und Bäume leicht welk machen und ausdorren. Dieſen Feinden kann aber ein Baum, an einem Bach gepflanzet, trotzen.) porro quia haec deſcriptio omnium optime convenit palmae. (Andre haben dies gleichfalls vom Oleander und Granatbaum gezeigt; alſo kann das nichts beweiſen.) — Mit Recht ſtreitet der Verf. gegen die Subtilität der neuern Ausleger, daß unter פלגי מים Kanäle, künſtliche Waſſergraben zu verſtehen wären: nur würden wir uns nicht auf die Auktorität der alten Ueberſetzer, ſondern auf die Dichterſprache berufen haben, die vocabula ſpecialia den allgemeinen vorzieht. Auch der pluralis פלגי ſchreibt ſich von der Dichterſprache her. Dies iſt die ſimpelſte Löſung: die zweyte, welche der Verf. angiebt, פלגי in plurali poſitum eſt — quia arbor, ad divergia aquarum plantata, deſcribitur — kommt uns viel zu ſpitzfindig vor.

Dies

Dies mag genug von der innern Einrichtung des Buchs gesagt seyn. Wir waren etwas genau, weil der Verf. bestimmte Beurtheilungen seines angelegten Plans verlangte. Nun noch ein Paar Worte von der äußern Oekonomie desselben!

Unsers Erachtens ist sie nicht ganz bequem, falls die diesmal beobachtete Einrichtung in der Ausgabe selbst sollte beybehalten werden. Zuerst der Inhalt des Lieds; dann der Hebr. Text; Stichos weis, und unten in gespaltenen Kolumnen Varianten der Accente und Anmerkungen das Metrum betreffend. Hinter diesem, mit kleinerer Schrift die Varianten der Consonanten; und zuletzt die Annotatio perpetua mit der Schrift der Anmerkungen über das Metrum. In den Text selbst sind die angenommenen Lesearten gerade zu gerückt; doch in Parentheſen eingeschlossen. — Wir würden in dem Text nichts ändern, sondern nur mit einem in die Augen fallenden Zeichen in denselben anmerken, wo eine andre Lesart vorgezogen werden sollte. Denn jetzt ist die Kritik des hebräischen Textes noch in ihrer ersten Kindheit, wo man noch nicht mit großer Zuverläßigkeit ändern kann. — Aber die besser scheinenden Lesarten würden wir in den ersten Rand setzen, abgesondert von allen Varianten — mit etwas kleinern hebräischen Lettern. Dann würden wir die zweyte Klasse der Randanmerkungen folgen lassen — enthaltend die Varianten des hebräischen Textes in Ansehung der Konsonanten und darinn die angenommenen Besserungen rechtfertigen. Wo das Metrum weitere Erläuterungen gäbe, würden wir in einem kurzen Citatum aufs Metrum verweisen. Unmittelbar darunter in einem dritten Rand könnte der Kommentar folgen mit etwas größern Lettern. Hinter jedem Vers würden die Anmerkungen das Metrum betreffend ihren besten Platz bekommen. Kurz der Kommentar, der doch am meisten wird gebraucht werden, müßte gleich unter dem Text der Bequemlichkeit wegen stehen.

Wie viel in das versprochene Glossarium kommen muß, hängt von der Weitläuftigkeit des Kommentars ab. Uebrigens gehen unsre Wünsche auf Kürze, damit das Buch nicht zu volumiños und theuer werde, und für den Verfasser auf Gesundheit und Muße, um die angefangene Arbeit, die der biblischen Litteratur gewiß vortheilhaft seyn wird, bald beendigen zu können!

Fw.

Pſalmus CXIX. Ex ipſo fonte Hebraico latinum fecit et litterales difficilioribus locis notas adjecit *Sebaſtianus Seemiller*, S. Theol. Licent. et Prof. Noribergae in officina Felſekkeriana. 1779. 48 S. in 12.

Weil dieſer Pſalm in der R. Katholiſchen Kirche täglich abgeſungen werden muß, und derſelbe in der Vulgata viele unverſtändliche Ausdrücke enthält; ſo hat der Verf. eine neue Ueberſetzung davon verfertigen wollen, die von jener Unverſtändlichkeit frey wäre. Er findet keine Spuren eines myſtiſchen Sinnes in dieſem Pſalm (wie manche ſeiner Religionsbrüder); und daher hat er auch nur hin und wieder Noten beygefügt, welche den buchſtäblichen Sinn betreffen. — Die Ueberſetzung ſelbſt hat manchen Hebraiſmus vermieden; aber ganz frey davon iſt ſie nicht. So wird z. B. ambulare ganz hebräiſchartig geſetzt. V. 38. wird vorgeſchlagen: אשר ליראתך, als erſte Perſon des Futuri Kal von אשר recta incedere zu punktiren: imple ſervo tuo promiſſum tuum: *recta incedam* ſecundum timorem tui. — Wir ſehen zwar aus Hr. R. Michaelis Ueberſetzung, daß er auch איר mit andern Vokalen אֵשַׁר oder אֹשַׁר ließt. Aber alle Aenderung iſt unnöthig; die gedruckte Punktation iſt hier weit vorzüglicher, als die bisher vorgeſchlagenen, wenn man ליראתך fürs Concretum geſetzt annimmt. „Erfülle an deinem Knecht deine Verheiſſungen, die du deinen „Verehrern gegeben haſt.“ — סעפים wird auch rebelles überſetzt, und mit dem Arabiſchen צעף verglichen — doch wohl gegen alle Vergleichungsregeln. Lieber סְעָפִים punktirt, das nach dem Arabiſchen شَعِفَ raſend ſeyn, mit נבל in der Bedeutung übereinkommt, und für Sünder geſetzt iſt. — V. 119. bleibt die gedruckte Leſeart השבת auf alle Fälle inconcinn; wir würden lieber שַׁשְׁבֵּת (nicht שִׁשְׁבֵּת wie bey unſerm Verf. wahrſcheinlich durch einen Druckfehler ſteht,) leſen, zumal da es die alten Verſionen ſo ſtark begünſtiget. — Der Verf. iſt geneigt, noch mehrere Pſalmen zu überſetzen, wenn dieſe Probe nicht misfällt. Für ſeine Kirche wird ſeine Arbeit nicht ohne Nutzen ſeyn.

Fw.

Iudaco-

Iudaeorum codicis ſacri rite ſcribendi leges ad recte aeſtimandos Codices Manuſcriptos antiquos pervereres. E libello Thalmudico מסכת סופרים in latinum converſas et adnotationibus neceſſariis explicatas, eruditis examinandas tradit *Iacobus Georgius Chriſtianus Adler*, Th. et Ling. Or. C. Hamburgi apud Bohn. 1779.

Es war ein guter Einfall, den Theil vom Maſſechet Sopherim zu überſetzen, welcher die Jüdiſchen Geſetze enthält, nach denen bewährte Handſchriften geſchrieben werden mußten; und wir haben uns ſchon lange gewundert, daß dieſe Arbeit noch niemand in unſern Zeiten unternommen hat, wo man mehr als jemals von Handſchriften und Varianten ſpricht. Wir wollen zwar nicht gerade zu behaupten, daß man die innere Güte einer Handſchrift zu beurtheilen im Stande ſey, wenn man auch alle die Geſetze aufs pünktlichſte anzugeben weiß, welche die ältern Juden ihren Kalligraphen vorgeſchrieben haben. Aber offenbar iſts doch, daß man ohne Kenntniß dieſer kalligraphiſchen Vorſchriften manches an einer Handſchrift überſieht, was man doch bey einer Beſchreibung bemerken ſollte; manches aber nicht richtig und treffend genug zu beurtheilen im Stande iſt. Wir können daher nicht anders, als den Fleiß loben, den Hr. Adler theils auf die Ueberſetzung dieſer zur jüdiſchen Kalligraphie gehörigen Regeln, theils auf die beygefügten Anmerkungen gewandt hat.

Viel Grillenhaftes, das von gar keinem Nutzen ſeyn kann, haben wir immer in dieſen Regeln gefunden, und wir ſind in unſrer Meynung wieder beſtätigt worden, da wir ſie in der vor uns liegenden Ueberſetzung um der Anzeige willen, die wir eben geben, aufs neue durchleſen mußten. Wer nur die vielen Vorſchriften, die ſich auf das Schreiben des Namens Jehova beziehen, lieſt, wird keine Beweiſe weiter von uns verlangen. Unter die nützlichen und dem Kritikus brauchbaren Schreibgeſetze rechnen wir, um nur einige Beyſpiele anzugeben, folgende: das, von der Tinte, die zu Handſchriften genommen werden ſoll, aus welchen Hr. Tychſen im Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Litteratur, Theil II. ſchon die für die

Kritik

Kritik intereſſanten Schlüſſe gezogen hat; ferner die Vorſchriften, welche Abſchnitte der Bibel ſollen metriſch geſchrieben werden; gewiſſe Bemerkungen über einzelne Worte, aus denen man nicht blos gewiſſe Meynungen der alten Juden entdecken, ſondern auch den Urſprung mancher Grillen in unſern Bibelausgaben finden kann. Wir rechnen auch dahin die Anmerkungen über die Anzahl der Kolumnen, ihre Breite, das Pergamen oder die Haut, auf welche geſchrieben werden darf u. ſ. w. Endlich iſt auch nicht zu läugnen, daß ſelbſt die grillenhaften Schreibgeſetze der Juden ihren Nutzen durch Zufälle bekommen können.

Einige von dieſen Schreibegeſetzen mögen ein ziemlich hohes Alter haben, und durch die Tradition den Thalmudiſchen Lehrern überliefert worden ſeyn; andre ſind in ſo ferne neu, daß ſie erſt von den Thalmudiſten ſelbſt ausgeſonnen zu ſeyn ſcheinen. Wir wollen dieſe Behauptung, um ſie zu beweiſen, mit einem Beyſpiele belegen. „Nichts, heißt es S. 6., darf mit Gold in einer probaten Handſchrift geſchrieben ſeyn.“ Die Thalmudiſten erläutern dies Geſetz mit einem Beyſpiel. Ein Kodex, der Alexander dem Großen zum Geſchenk beſtimmt war, war mit goldenen Buchſtaben geſchrieben. Als dies die Aelteſten erfuhren, ward die Handſchrift gleich verſcharrt. — Dies Geſetz kann unmöglich noch kurz vor Chriſti Geburt exiſtirt haben: denn der falſche Ariſteas in der Epiſtel an ſeinen Bruder, wo er ihm von der Entſtehung der Alexandriniſchgriechiſchen Verſion Nachricht giebt, läßt vom Hohenprieſter Eleazar für Ptolemäus Philadelphus eine Handſchrift mit goldenen Buchſtaben ausfertigen. Dies muß alſo zu der Zeit, da der falſche Ariſteas ſchrieb, nicht verboten geweſen ſeyn: ſonſt würde er, wenn ſchon ein altes kalligraphiſches Geſetz den Gebrauch des Goldes in Handſchriften verboten hätte, nicht ſo geſchrieben haben, um ſich nicht ſelbſt ſogleich jedem Leſer als Lügner zu verrathen. — Und Joſephus Antiquit. lib. XII. c. 2. ſchreibt dies dem Ariſteas nach, als ob er gar nichts von einem Verbot des Golds in Handſchriften wüßte.

Die Anmerkungen des Ueberſetzers betreffen bald die Rechtfertigung der gegebenen Ueberſetzung; bald Aufklärung der Vorſchriften ſelbſt, die überſetzt ſind. Wir haben manches Gute gefunden; aber auch manche Bemerkungen, die wir für falſch halten. Zur erſten Gattung rechnen wir folgende: daß die Morgenländer, wenn ſie heilige Worte, und die Juden, wenn

ſie

ſie den Namen Jehova auf ihre Haut geſchrieben haben, die geſchriebenen Buchſtaben nicht abwaſchen, ſondern abkratzen. Dies zuerſt bey den Juden gewöhnliche Geſetz nahm, wahrſcheinlich von ihnen, Mohammed an. Koran. Sura IV. 46. Und ein Beyſpiel davon findet ſich im Ahmed Arabſiades Hiſtoria Tamerlanis p. 3. nach Golii Ausgabe. Auch hat uns das S. 23. gefällte Urtheil über die hier überſetzten Schreibgeſetze gefallen. „Generatim obſerves, ſchreibt der Verf., omnes has leges e Talmude undique compilatas, et, Iudaeorum more conſueto, negligenter et abſurde connexas eſſe. Sed mearum partium non fuit, eligere meliora, abiicere vilia. Omnia vt in Talmude inueniuntur, fideliter tradidi. Sunt certe bona mixta malis, et eruditus ea, quae in critica ſacra, vt dicunt, vtilitatem afferre poſſunt, facile a ceteris eliget, ſejungetque.“

Doch ſind wir auch auf Anmerkungen geſtoßen, denen wir unſern Beyfall nicht geben können. Von dieſen, wie von den erſtern auch nur einige! S. 4 wird, unſerm Ermeſſen nach, כתב אשורית, und כתב עבריה ganz falſch überſetzt. Das erſte, אשורית, ſoll nicht ſcriptura Aſſyriaca heißen, weil das, was die Juden von Aſſyriſchen Buchſtaben ſagen, falſch ſey, ſondern litterae ſanctae, ſcriptura ſancta, h. e. perfecta. Im Gegenſatz von אשורית ſoll daher עבריה Characterem Hebraeorum vulgarem, vel profanum bedeuten. Wir wollen einmal zugeben, ob wir gleich nicht der Meynung ſind, daß das, was die Alten vom Aſſyriſchen Alphabeth erzählen, falſch ſey; ſo kann es doch noch keinen Beweis davon abgeben, daß man nicht אשורית Aſſyriſch überſetzen dürfe. Mit eben dem Recht können wir des Verf. Ueberſetzung aus demſelben Grunde widerlegen. Die Tradition vom charactere ſacro und profano Iudaeorum iſt offenbar ein Figment der Juden, oder beruht auf einer falſchen Tradition; alſo kann man nicht אשורית durch ſacer, und עבריה profanus überſetzen. – Doch wir brauchten nicht einmal, mit des Verf. ſeinen eigenen Waffen zu ſtreiten, wenn es hier der Ort wäre, den Ungrund ſeiner Behauptung zu zeigen. Die bekannte, und hier ſelbſt wieder abgedruckte Stelle Talm. Bab. Sanhedrin fol. 21. c. 2. würde uns die beſten Beweiſe gegen den Verf. hergeben, wenn es uns nicht zu weit abführte. — S. 4 wird auch in einer Anmerkung behauptet, daß die 70 nach Alexandrien der Sage nach gerufene Gelehrte den hebräiſchen Kodex mit griechiſchen Buchſtaben hätten abſchrei-

ben müſſen, und daß ſie keine förmliche Ueberſetzung gemacht hätten; denn der Talmud ſage: כתבו תורה יונית „ſie ſchrieben das Geſetz griechiſch“, und כתב heiße nie überſetzen, ſondern immer ſchreiben, abſchreiben. — Unſre Leſer wiſſen ſchon, daß hauptſächlich Hr. Tychſen in neuern Zeiten Vertheidiger dieſer Meynung geweſen iſt, und wir haben unſre Gedanken darüber in der allg. d. Biblioth. Th. XXXIV. St. 1. S. 48. 70 ausführlich mitgetheilt. Wir wollen dieſe Gelegenheit nützen, nur mit wenigen Worten, und ſo kurz, wie möglich, das Zeugniß des Talmuds beurtheilen. — Wir geben zu, daß כתב für ſich allein genommen, blos Schreiben, Abſchreiben bedeute. Allein in Zuſammenſetzungen mit andern Wörtern kann ja doch, wie die tägliche Erfahrung lehrt, ein Wort mit Nebenbedeutungen verſehen werden. Wenn wir von griechiſch geſchriebener Bibel des A. T. reden, verſteht jemand eine Abſchrift des hebräiſchen Textes mit griechiſchen Buchſtaben darunter? denkt nicht jeder dabey an die in griechiſche Sprache aus dem hebräiſchen überſetzte Bibel? So könnten wir antworten! — Allein wir wollen, um nicht ſpitzfindig in den Augen unſrer Gegner zu ſcheinen, gar nichts hierauf bauen; wir wollen einmal zugeben, der Talmud ſpreche wirklich von einer griechiſchen Abſchrift des hebräiſchen Texts: und doch glauben wir dreiſt behaupten zu können, daß ſein Zeugniß, das wir unter andern Umſtänden zu ſchätzen wiſſen, hier gar nichts erweiſe. Wenn der Thalmud von hebräiſch-griechiſchen Abſchriften redet, die zur Zeit Ptolemäi Philadelphi zu Alexandrien gemacht worden ſeyn ſollen, ſo geht das Factum in eine Zeit lange, lange vor dem Thalmud hinaus. Hier iſt er alſo nicht Zeuge, ſondern blos Referent. Will man das Gewicht ſo eines Referenten abwiegen: ſo muß man vor allen Dingen die Quelle aufſuchen, aus der er ſeine Relation geſchöpft hat. Nun hat der Thalmud entweder Traditionen, oder ſchriftliche Nachrichten gebraucht. Die ſchriftlichen Nachrichten von der Beſchäftigung der vom Ptolemäus nach Alexandrien gerufenen Gelehrten ſind alle in griechiſcher Sprache abgefaßt, welche die Thalmudiſten nicht verſtunden — alſo konnten ſie ihre Nachrichten unmöglich daraus nehmen — ſondern aus der Tradition, die ſich aber wahrſcheinlich zuletzt aus einer der ſchriftlichen Nachrichten herſchrieb.

Ueber die Quellen, woraus unſre itzt noch übrige Nachrichten von der Beſchäftigung der berühmten 70 jüdiſchen Gelehrten

lehrten geflossen sind, haben wir vor einiger Zeit vom Hrn. Prof. Eichhorn in Jena eine Abhandlung im Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Litteratur Theil I. S. 266. f. erhalten. Hr. Eichhorn beweiſt, wie uns scheint, auffallend deutlich, daß ſich dieſe Nachrichten auf eine doppelte Quelle zurückführen laſſen; die eine iſt die Epiſtel vom Ariſteas, die andere die Alexandriniſche Sage, welche Philo zuerſt niedergeſchrieben hat — wenigſtens leichter und ungekünſtelter laſſen ſich die Verſchiedenheiten der Nachrichten nicht vereinigen, als der genannte Gelehrte gethan hat. — Nun aus welcher von beyden Quellen iſt die Nachricht von der Beſchäftigung jener 70 Gelehrten im Thalmud gefloſſen? Wir wollen dieſe Frage hier ſo kurz wie möglich zu löſen ſuchen; ſo werden wir dann am beſten über den Werth der Thalmudiſchen Nachrichten urtheilen können; nebenher werden wir den Leſern jener Abhandlung im Repertorium einen Dienſt erzeigen, weil ſich Hr. Eichhorn nicht auf die Beantwortung dieſer Frage eingelaſſen hat.

Der Thalmud ſagt im Maſſechet Sopherim nach der Ueberſetzung unſres Verfaſſers davon folgendes: Rurſus congregauit Rex Ptolemaeus alios LXXII Seniores, eisque in LXXII conclavia introductis, non declaravit, quare eos congregaſſet. Adiit autem unumquemque, eosque legem Moſis, praeceptoris eorum, ſcribere juſſit. Deus vero animo unius cujusque illud conſilium indidit, vt omnes pari ratione ſcriberent. — Hier iſt das Mährchen der Inſpiration, das Philo erzählt; aber ſo wie es Juſtin der Märtyrer mit den Nachrichten beym Ariſteas vereinigt hatte. Wir würden zur Erläuterung die Stelle des Philo hier abſchreiben, wenn wir nicht auf den 34ſten Theil unſrer Bibliothek St. 1. S. 50 verweiſen könnten. So wenig Juſtin der Märtyrer noch eine Quelle heißen kann, aus der ein vernünftiger Geſchichtserzähler ſchöpfen darf, nachdem Hr. Eichhorn am angeführten Orte gezeigt hat, wie er zu ſeinen Nachrichten gekommen iſt: eben ſo wenig kann man im Thalmud, der mit ihm übereinſtimmt, dergleichen ächte Nachrichten ſuchen. Nur ſetzt der Thalmud wieder einiges zu, und vermehrt das Mährchen mit neuen Zierrathen; er läßt die 70 Gelehrten ſchreiben, die andern, Philo, Ariſteas, Joſephus, Juſtin und Epiphanius, laſſen ſie überſetzen u. ſ. w. — Nach dieſen Erinnerungen wird man nicht erſt die Tradition des Thalmuds durch eine ſo gezwungene Erklärung wahrſcheinlich zu machen

nöth

nöthig haben, wie unſer Verf. in einer Anmerkung zu der Nachricht thut, daß alle 72 Gelehrten daſſelbe geſchrieben hätten. Haec convenientia nec inſtitui, nec effici potuiſſet, ſi verſiones feciſſent LXX viri. (Aber ſie konnten's doch auch nach dem Philo.) „Sie weiſſagten (nach Philos Erzählung) „wie inſpirirte Männer, indem nicht jeder (ob gleich jeder in „einem eigenen Zimmer eingeſchloſſen, ohne Verabredung mit „irgend einem andern überſetzte) ihm allein eigene, ſondern alle „einerley Worte und Ausdrücke brauchten, als wenn ihnen von „einem unſichtbaren Weſen wäre dictirt worden; und doch iſt „die griechiſche Sprache ſo reich!) Atque hac forte ratione hoc inſtitutum fuit. Seniores Iudaei LXXII in amplo quodam conclavi convenerunt, et quisque locum ſuum ad parietes conclavis pro more Orientalium obtinuit. Vnus, qui in editioris conclavis loco conſediſſe videtur, tenuit Codicem Hebraeum, et ex eo Hebraice praelegit: LXXII illi vero verba, vti a praelectore pronunciata fuerant, calamo exceperunt. (Aber der Thalmud ſagt ja ausdrücklich, den 72 Männern wären 72 Conclavia eingeräumt worden; er ſagt ja nicht eine Sylbe von einem Vorleſer. Welche Freiheit im Erklären!) Hac aut ſimili quadam ratione effici potuit, vt omnes LXXII Codices Hebraeo-Graeci, *ſi non in omnibus*, ſaltem in plurimis convenirent. (Wieder dem Thalmud ins Angeſicht widerſprochen! Nach ihm — omnes pari ratione ſcripſerunt.) Quae vero convenientia nec in verbis, nec in modo ſcribendi ſita fuit, cum unus litteram ς, alter ζ, alter ξ; vel unus β, alter π, tertius φ cet. ſcripſerit; ſed in *elocutione* et modo legendi, ita quidem, vt Graeci, *qui suam eandemque dialectum locuti ſint* omnes LXXII Codices legerint atque contulerint. — Doch wir müſſen abbrechen. Die Ueberſetzung haben wir in den Stellen, welche wir zur Probe mit dem Text verglichen haben, richtig und treu befunden.

Fw.

P. Virgilii Maronis Opera in tironum gratiam perpetua annotatione nouis curis illuſtrata, a *Chr. Gottl. Heyne. Tomus poſterior.* Leipzig, bey Fritſch 1780. in 8. mit fortlaufender Seitenzahl von S. 689 bis 1324. ohne das Regiſter.

Ent.

Enthält das übrige der Aeneide. Der Verf. bleibt dem im vorhergehenden Bande entworfenen Plane treu, und liefert Anfängern den Kern der Anmerkungen, mit Weglassung alles für Gelehrte, Kunstrichter, und weiter fortgerückte, nothwendigen. Der tironum giebt es viele Klassen; hier aber muß man nicht solche denken, die erst anfangen einen Dichter zu exponiren; sondern die schon Kenntniß der Sprache und des Alterthums genug haben, durch Hinweisung auf prosaischen Ausdruck ihn zu verstehen und zu fühlen. Diesen ist auch die kurze Anführung griechischer Parallelstellen nützlich, um sie, wenn sie es auch noch nicht verstehen, auf die Quellen lateinischer Dichtkunst, und höhere Kenntnisse zu leiten. Zum Lobe des Werks etwas hinzuzusetzen, halten wir für überflüßig; da es bereits bekannt genug ist, und jedem, der es sich anschafft, sich selbst loben wird.

Uz.

11. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

1. Patriotische Gedanken, nach welchen in Niederösterreich die bisher so vielerley bestandenen Landesanlagen und Steuern am füglichsten, und in Rücksicht aller Stände der Landeseinwohner, am billigsten vereinfachet werden könnten. Wien, bey Ghelen. 1781. 144 S. 8.

2. Gedanken über die Tranksteuer wider die unlängst erschienene Steuervereinfachung eines Patrioten. Wien, bey Schulz und Gastheim. 1781. 48 S. 8.

3. Gedanken zu einer Finanzoperation zur Verbesserung der Tranksteuer mit einer unpartheyischen Vorstellung der Wirkungen, die diese Anlage im Königreich Böheim, in der Hauptstadt Wien, vorzüglich aber auf dem platten Lande in Niederöster-

reich hervorbringt. Wien, bey Jahn. 1781. 67 Seiten 8.

4. Unterredung eines niederösterreichischen Weinhauers mit seinem Pfarrer über die Trankſteuer. Wien, bey Kurzbeck. 1781. 64 S. 8.

5. Ob der Soldat zu Staatsabgaben und insbesondere zur Trankſteuer könne verpflichtet werden? Wien, bey Ghelen. 1781. 24 S. 8.

6. Finanzſätze theoretisch-praktische. Wien, bey Gerold. 1781. 40 S. 8.

Leſer wissen es aus öffentlichen Nachrichten, daß noch vor dem Hintritt der hochsel. Kaiserinn die sogenannte Trankſteuer (eine Abgabe pr. 40 Kr. auf 1 Eimer oder 40 Maaß) in Niederösterreich, so wie vorhin in Mähren und Böhmen, eingeführt wurde; daß diese Steuer viel Widerspruch fand, und daß dem Kaiser beym Antritt seiner Regierung neue Klagen und Beschwerden überreicht wurden. — Rec. glaubt zu nichts weiter verbunden zu seyn, als den Leſer mit der Streitſache, die in Niederösterreich so viel Geredes und Geklages verursachte, näher bekannt zu machen, ohne an derselben Parthey zu nehmen; um so mehr, als er überzeugt iſt, daß nur die Landesobrigkeit solche ſtreitige Fälle gehörig zu unterſuchen, zu befaſſen, zu rechten, und zu beurtheln im Stande iſt. Er will daher aus den darüber verhandelten Schriften, so viel ihm derer zu Handen gekommen, einen getreuen Auszug machen, und dabey auf noch andere ſtatiſtiſche Nachrichten, nach denen man itzt so begierig haſcht, Rückſicht nehmen.

Man ſieht wohl, daß der V. der Patriotiſchen Gedanken No. 1. mit Einführung der Trankſteuer ſehr unzufrieden iſt; allein man hat Mühe, aus ſeiner ohne alle Ordnung abgefaßten Schrift die Hauptbeſchwerden auszufinden. Dieſe beſtehen wohl hauptſächlich darinne: 1) daß durch die Trankſteuer der gemeine Mann ſehr gedrückt, und 2) der Weinhandel gehemmt werde. — Die nachgelaſſene Schuldenſteuer *) des Tag-

*) Eine Art von Gewerbeſteuer, die zur Tilgung der im ſiebenjährigen Kriege gemachten Staatsſchulden errichtet, und noch immer

Taglöhners (S. 120.) war jährlich nur 15 Kr., und itzt bezahlt er an der Trankſteuer wenigſtens 2 fl.; jene des Weinhauers und geringem Bürgers 96 Kr., dieſe itzt jährlich 20 fl.; des beſſern Gewerbsmannes 5 fl. und itzt, wenn er viele Geſellen hat, 50 fl. NB. Alle dieſe Leute müſſen Wein trinken (S. 115.). (Dieſe angeführte Steuertaxe mag wohl von Landleuten oder Bewohnern kleiner Städte zu verſtehen ſeyn, denn Rec. weiß, daß noch im J. 1774. ein Handwerksmeiſter von zwey Geſellen, und dabey ein bloſſer Miethmann an 16 fl. jährl. Abgaben entrichten mußte.). — Die Weinhändler wollen den Hauern, derer viele weder Keller noch Geſchirre haben, und aus Dürftigkeit ihre Leſchung ſchon am Stock verkaufen, den Wein wegen des erhöheten Preiſes nicht mehr ſo zeitig, noch um ſo billigen Preis, wie vorhin abnehmen: weil ohnedies in Niederöſterreich dies Getränk ſich zu ſehr häufe (S. 43.). Nachdem der Verf. die als Surrogata der Trankſteuer vorgeſchlagene Wohnungsſteuer (nach Anzahl der Küchen, Stuben, Fenſter ꝛc.), wie auch die Landesproduktenſteuer (er führt keine Gegengründe an) verwirft, ſo bringt er eine für jeden Stand verhältnißmäßige Vermögensſteuer in Vorſchlag, die er als die billigſte, einfachſte und beſte (wenn nur auf unſerer ſublunariſchen Welt das Möglichbeſte allezeit et pro nunc praktikabel wäre!) anpreiſet. — Rec. will es dem Verf. nicht verargen, daß ſich an ſeinem Steuerſyſtem (wie er es benennt) nichts neues befindet: aber ausführlich und mit einleuchtenden Gründen hätte er es ſeinen Leſern darthun ſollen, daß dieſe Steuerart als das ſchicklichſte Surrogat der wieder aufzuhebenden Trankſteuer in jedem Anbetracht der niederöſterreichiſchen Landesverfaſſung beſtehen, eingeführt, und in Vollziehung gebracht werden könne; ſo aber hat er nicht einmal die Schwierigkeiten und Hinderniſſe, die bekanntermaßen mit Realiſirung der Vermögensſteuer ſtreiten, hinreichend gehoben: denn bloſſe Deklamationen wider Kapitaliſten, die der V. S. 103 als eigennützige Leute aushunzet, als Leute, die keine Menſchenliebe, keinen Patriotismus haben, die aus Geitz nicht gerne verhältnißmäßig mit den Armen zahlen wollen, ſind in Finanzoperationen von gar keinem Gewichte. Ueberhaupt ſcheint uns der Verf. gar nicht den in der Staatsklugheit tiefforſchenden, an

immer erhoben wurde. Solche Spuren hinterließ d Krieg nicht in den preußiſchen Landen! Anm. des Re.

Erfindungen fruchtbaren, in Anwendbarkeit der Vorschläge geschmeidigen Geist; noch weniger die Gabe eines überredenden Vortrags (eine auch nur erträgliche Schreibart vermißt man auf jeder Seite) zu besitzen, obschon er sonst ein gutmeynender Patriot seyn mag — Da der V. S. 8. sich auf eine vieljährige praktisch-erworbene Landeskenntniß beruft, so wollen wir noch ein Paar statistische Bemerkungen (denn auch mit diesen ist er ziemlich sparsam) ausheben: In einigen Gegenden von Niederösterreich werden bloß zum Essigsieden (wohl auch zur Vermischung mit andern Landweinen) brauchbare Gebirgweine erzielet. — Auch die guten Weinarten müssen durch mehrere Jahre zur genußbaren Zeitigung im Keller liegen, und werden daher den Eigenthümern „wegen der vieljährig hierauf zu verwenden habenden Fülle„ noch kostbarer. — In manchen Gegenden soll wegen der übeln Lage so wenig wachsen, daß der Weinhauer durch mühsame Nebenerwerbungen kaum seine Bedürfnisse sich beyschaffen kann. — In Niederösterreich sollen sieben Millionen Eimer Wein (die ein Kapital von dreyßig Millionen Gulden betragen) vorräthig liegen; und dies wegen Stockung des auswärtigen Weinhandels, wovon der V. die Ursache in den aus Staatsabsichten erhöheten Zöllen und Weinaufschlägen angränzender Länder aufsucht (dem Rec. sagten auch einige Bayern und Schwaben, daß ihnen der Franken- und besonders der Würzburger Wein besser schmeckt, und behagt, als der säuerliche, oft geschwefelte und immer sehr leichte Oesterreicherwein). Aus dieser Ursache soll seit einigen Jahren der Werth dieses Produkts so sehr gefallen seyn, daß dem Hauer kaum die Baukosten ersetzt werden, und er sich nur mit äusserster Noth nähren kann. (So schlimm fands doch Rec. auf dem Lande nicht; und dann bemerkte er, daß diese Leute nebenher beträchtlichen Butter- und Obsthandel, wovon unter andern wöchentlich einige Schiffe voll, am sogenannten Wienerschänzel landen, treiben. Auch Birnmost, Aepfelwein und Branntwein wird von vielen bereitet.) In Gebirg- und Waldgegenden sollen die Bauern mit Holzverschleiß sich kaum genug Haber- und Wickenbrod verdienen. (Aber nach S. 32. verkauft ein Bauer doch jährlich ein Paar gemästete Zugochsen?) — Viele Weinhauer wollen wegen der drückenden Trankſteuer ihre Weingärten todt schneiden, und öde liegen lassen (doch nicht!); und, wo es thunlich ist, zu Aeckern machen: allein von den Aeckern, von denen als Weingärten vorhin fünf Familien gelebt haben, wollen sich kümmerlich zwo nähren können. — Den

öste-

österreichischen Staatsbedienten werden von ihren Besoldungen und Pensionen 5 Proc., wenn sie über 2000 fl. betragen, 10 Procent abgezogen; und von diesem Arrhae Abzug, wenn Rec. sich noch recht erinnert, die Wittwenpensionen bezahlt. (Sollte eine, wie im Preußischen Staat, vom König und dem Lande garantirte Wittwenkasse für die Finanzen und die Individua nicht vortheilhafter seyn?) — In Mähren und Böhmen werde nur wenig Wein erzeugt, und der geringe Vorrath wäre nur bey Herrschaften und reichen Privaten hinterlegt: deswegen soll in diesen Landen die Tranksteuer seit vier Jahren anwendbar gewesen seyn. — Aus dieser Schrift kann man sich auch die mannichfaltigen Abgaben niederösterreichischer Unterthanen bekannt machen; als Schulden- oder Klassensteuer, *Contributionale* von Realitäten, ein Dritl (Drittheil) Zulage von den Hausgründen, die Wegrobathveluitionen, die Pferdesteuer, der inländische Körneraufschlag, der inländische junge Viehaufschlag, die Passagemäuten, die Sperrgelder, der handgräfl. Pferdaufschlag, die Wegmäuten, die Liniengelder, das Tatz und Umgeld, Dominikal- Realitäts- und Gefälls- dann Rustikal- Haus- und Grundabgaben, die auf Häuser radicirte Gewerbesteuer. Man erschrickt wirklich so viel Namen dieser Art hintereinander zu lesen. Und es ist leicht zu erachten, daß durch so mannigfaltige Abgaben, die Geschäfte erstaunend verwickelt werden.

Die Gedanken über die Tranksteuer Nr. 2. sind eine Widerlegung der eben angezeigten Schrift Nr. 1. Denen daran liegt, die Beschaffenheit der niederösterreichischen Tranksteuer näher kennen zu lernen, und den Werth derselben im hellern Lichte zu beschauen, müssen diese kleine Schrift lesen. Sie werden mit einem Mann bekannt, der überhaupt im Fache des Steuerwesens sehr bewandert ist, und den wirklichen Zustand der so sehr angefochtenen Tranksteuer vollkommen inne hat; anbey in einer reinen und fliessenden Schreibart sich ausdrückt, und seinen Gegner meistens kurz und bündig abfertigt. Auch die Nachrichten, die hier vorkommen, scheinen aus guten Quellen geschöpft zu seyn. — Zuerst zeigt der V., daß es unmöglich sey, die in Vorschlag gebrachte Vermögenssteuer wegen Menge der Schwierigkeiten, wegen der Unzuverläßigkeit der Fassionen (indem man weder den absoluten Vermögensstand, noch die relativen Umstände der Landeseinwohner erfahr

wegen der vielen Ränke, in einem Staat einzuführen; und daß solche vereinfachte ebenmäßige Steuer, wodurch die Gott gefällige Gleichheit sollte hergestellt werden, unter die frommen Wünsche gehöre. — Alsdann sucht er die zwo vornehmsten Beschwerden zu heben; daß nämlich durch die Trankſteuer der gemeine Mann sollte gedrückt, und der Weinhandel gehemmt werden. Denn die Handwerker und Taglöhner (deren Anzahl sich in Niederösterreich kaum auf 100,000 erſtreckt, und also nicht einmal den zehnten Theil der übrigen Einwohner beträgt) können, so wie im Falle eines Fehljahres, den höhern Preis des Weines durch Steigerung ihres Arbeitslohns hereinbringen; (Eine Steigerung des Arbeitslohns läßt sich von den armen Leuten nun wohl selten bewirken. Wird ihre Arbeit eben nicht stark gesucht, so müssen sie eher abschlagen, Wein und Frucht mag theuer oder wohlfeil seyn.) hernach verlieren sie entweder gar nicht (denn viele Klöster und Wirthe schenken den Wein für den vorigen Preis,) oder doch nur unmerklich an der Güte des Weins. — Was aber die Hauptsache ist, so sollen die Hauer bey der Trankſteuer so gar gewinnen. Das ganze Trankſteuergefäll kann man auf zwo Millionen Fl. (wenigstens auf 1,800,000 Fl., wovon für die Regiekosten 120,000 Fl. abgehen) sicher ansetzen; allein die Hauer tragen dazu nicht 130,000 Fl. bey. Der übrige Zufluß auf dem Lande ist von den zahlreichen Klöstern (wo jährlich die größten Fässer geleert werden), von 700 Pfarrern, Dechanten und Pröbsten, von herrschaftl. Beamten, Forstmeistern, Jägern, Müllern u. a.; besonders aber von Reisenden, und von zahlreichen Wahlfahrtern; in den Städten von den vielen Fremden, die doch vorhin ganz steuerfrey waren, von vermöglichen Bürgern (Rec. fand nirgend so gastfreye Leute als in Oberdeutschland. In Niederdeutschland giebt es zwar mehrere reiche Privatleute, aber man lebt da ziemlich sparsam), und besonders in Wien von den vielen Gästen, die an Feyertagen (ja wohl täglich des Nachmittags) in den Schenkhäusern sich einfinden. Nun aber zahlten die Hauer vorhin nur allein 150,000 Fl. Weingartskontribution: und unter den aufgehobenen Abgaben (deren in der Schrift Nr. 4. S. 31. dreyzehen gezählt werden) sind überdies viele für Bürger, Hauer und Bauern sehr wichtige Ersparungsrubriken. — Auch keine Stockung des Weinhandels sey wegen der Trankſteuer zu befürchten, denn die Ausfuhr aller Weine, die auswärts gebracht werden, wäre steuerfrey; und itzt wäre sogar die Beschwerde wegen der Abladungspalleten und Depo-

siten

ſiten abgethan. Die große Einnahme in den erſten Monaten beweiſe die noch wohlbeſtehende Konſumtion und alſo auch den guten Fortgang des inländiſchen Weinhandels. (Indeſſen wurden ſchon ſeit funfzehen Jahren bey der Landſchaft wegen Stockung des Weinhandels bittere Klagen geführt.) Daß aber in der letztern Weinleſe den Hauern ſo viele Weine geblieben, daran wäre nicht die Trankſteuer, ſondern die ungeheure Menge Weins, die ſich auf 2,700,000 Eimer belief, noch mehr aber die ſchlechte Qualität des Weines Urſache. (Im Lande werden 1,200,000 Eimer und von dieſen in Wien allein 600,000 Eimer — die Reichen trinken faſt lauter Ausländerweine — verzehrt, auſſer Landes aber nur mehr gegen 400,000 Eimer gebracht.) Die Wirthe und Weinhändler, die alſo dieſes Jahr mit Ankauf des Weines inne hielten, würden dieſe Verſpätung bald wieder erſetzen. Indeſſen hätten viele Dominien dürftigen Hauern Geld vorgeſchoſſen, oder die übrigen Weine abgekauft. Desgleichen wollen die Landesſtände (wo die meiſten Stimmen für die Beybehaltung der Trankſteuer ausfielen) denſelben aus dem beträchtlichen Trankſteuerüberſchüſſen einiges Darlehen reichen; ſo wie überdies noch andere heilſame Verbeſſerungen ſollten getroffen werden; als z. B. daß der Füll- und Lagerwein in Natura ſoll abgeſchrieben werden; daß in gewiſſen Gegenden, wo ſchlechter Wein wächßt, eine Verminderung der Trankſteuer ſoll bewilliget werden u. ſ. w. — Es wären alſo nach dem Verfaſſ. die wider die Trankſteuer geführten Beſchwerden meiſtens nur von politiſchen Kannengieſſern aufgeſtellte Schreckenbilder.

Natürlich hat es Rec. erwartet, daß unter den vielen Widerſachern der Trankſteuer auch einige auftreten würden, die zwar nicht gerade zu, das ganze Projekt verwerfen, und umſtoſſen, aber doch daran vieles auszuſetzen und abzuändern wiſſen; oder nach ihrer Sprache das Anſtößige wegräumen, die Mängel erſetzen, die Lücken ausfüllen wollen. Der Verf. der Gedanken zu einer Finanzoperation (Nr. 3.) will die Trankſteuer wegen des Unebenmaaſſes der Beſteuerten, wegen einer zu harten Bedrückung der arbeitſamen Klaſſe, wegen der Schraubung des Weinhandels und wegen einer ſehr koſtſpieligen regie (Behebungskoſten) wenigſtens auf dem platten Lande als unausüblich und ſchädlich aufgehoben wiſſen. (Wie dies ſchon der Lieblingsminiſter Heinrichs IV. von Frankreichs Staaten ſoll eingeſehen haben, und wie man denn z. B. in preußi-

schen Staaten von dem Landmann keine Abgaben von denenjenigen seiner Produkte verlangt, die er selbst verzehrt, sondern erst, wenn sie in die Städte gebracht werden, und also, physiokratisch zu reden, reiner Ertrag sind, werden sie versteuert. Welche heilsamen Folgen dies habe, wissen die, welche solche Verfassung kennen.) Hingegen findet er die auf die Gründe nach Beschaffenheit des Gewächses und dem Erträgniß der Mitteljahre angelegte Steuer für den Unterthan viel geringer, ebenmäßig, sehr vereinfacht, in der Entrichtung und Behebung viel bequemer, für den Landesfürsten vortheilhafter, den österreichischen Staaten anpassender. (Aber Rec. ersieht aus anderen Schriften, daß die Gründe in Niederösterreich schon mit andern Anlagen, als mit dem Contributionali, Zehenden u. a. beschwert sind.) — Rec. will dasjenige, was sich in dieser Schrift in Ansehung der Beschwerden gegen die Trankſteuer besonders auszeichnet, nur kurz berühren. Das Verhältniß der aufgehobenen Schuldensteuer zur jetzigen Trankſteuer setzt der Verf. bey dem Hauer wie 6 : 10; überdies verliert dieser von 100 Eimern an Zehend 10, an Bergrecht und von Bettelmönchen abgenöthigten Schenkungen 5, an jährlicher Konsumtion 15 Eimer. Rückstand oder Exekution (der Verf. schildert sie S. 52. sehr tyrannisch, welches dahin gestellt seyn mag. Wenigstens war es der Wille der milden Regentinn nicht,) zu vermeiden, muß er entweder seinen Wein mit Nachtheil verkaufen, oder Geld, wohl schon auf seine künftige Feschung, borgen, wo dann dem Gläubiger im Kaufe der Vorzug, und noch das Faß um einen Gulden wohlfeiler als andern, muß gegeben werden. Der reiche Städter, um mit dem besteuerten Hauer ins Ebenmaaß der Abgaben zu treten, müßte itzt bloß für seine Person 1500 Eimer verzehren: weil nun dies auch der dickbauchigste Trunkenbold nicht vermag, so hat der Verf. für die reichen Städter verschiedene Abgaben angesetzt, worunter: a) Interessesteuern für Kapitalisten (er meynt, durch Denuntiation und Fiskalstrafe liessen sich auch von Harpaxen offenherzige Gegenständnisse ihrer hinterlegten Schätze erzwingen. Schönes Principium!); b) erhöhete Zölle auf ausländische Weine (statt 40 Kr. von 1 Eimer 8 Fl.), die sollten sich auf 80,000 Fl. (für ein Weinland ein großes Konsumo!) belaufen; c) eine Steuer auf Kutschen und Reitpferde (für solch ein Gemächlichkeitsthier jährlich 12 Fl. thut 40,000 Fl.); d) eine Anlage auf Livreebedienten (vom Kopf 5 Fl. soll ebenfalls bey 40,000 Fl. betragen; alſo in Niederösterreich bey 8000 privat-

herr-

herrschaftlichen Livreeträger?). Durch diese und andere Steuergefälle soll der Beytrag für das Landvolk um 360,000 Fl. können herabgesetzt werden. — Welche verwickelte und zu den verhaßtesten Untersuchungen leitende Auflagen! Aber der Verfass. meynts gut. Aber solls patriotischgesinnten Projektanten und Alchymisten nicht vergönnet seyn, ein Paar Stunden süsse zu träumen.

Alle die Einwendungen und Beschwerden, die in der Schrift Nr. 2. vorgelegt und beantwortet werden, hat der Verf. der Unterredung (Nr. 4.) sammt der Rechtfertigung zur Volkslektüre in Gespräche gebracht, in denen freylich der Pfarrer für den guten Hanns, wenn er auch schon dreymal Dorfrichter war, zu viel, und bisweilen zu schulgerecht raisonnirt, finanzirt, und kalkulirt. Indessen ist doch in diesem Büchelchen der Vortrag populär und lesbar; und es mag guten Nutzen schaffen, wenns viele — Pfarrer lesen, und den guten Willen haben, nach diesem Muster mit ihren Pfarrkindern über den Werth der Trankſteuer zu sprechen. Denn ohne ächte Belehrung wird das von Vorurtheilen befaßte Landvolk wohl eher durch Zeit und Gewohnheit als durch Lektüre von dem Werth einer auch noch so nützbaren Neuerung überführt.

Die Beantwortung der Frage: Ob der Soldat ꝛc. (Nr. 5.) enthält windschiefe Raisonnements in einem undeutschen holperichten Styl. Und doch wähnt der Verf, daß seine Beweise (die sich im §. 1 anfangen: In dem Stand der Natur, und endigen: der Soldat thuet also den Mitbürgern und dem ganzen Staat Wohlthaten erzeugen) die Aufhebung der Trankſteuer bewirken werden. S. 16. meldet der Verf., daß der Baron Frieß (der berühmte Banquier in Wien), und alle die, welche in Ansehung des Getränkes vorhin besondere Freyheiten genossen haben, auch itzt von der Trankſteuer befreyet sind.

Die Finanzsätze theoretisch-praktische (Nr. 6.) sind in einem aphoristischen gedrängten Styl geschrieben, und für diese wenigen Blätter sehr reichhaltig. Mit unter kommen auch anwendbare Anmerkungen fürs niederösterreichische Steuerwesen vor. Der Verf. will, daß man seine Sätze, bevor er sie näher beleuchtet, bedisputiren soll. Diese Methode will dem Recens. nicht gefallen. Warum behandelt der Verfass. seine Sätze nicht gleich itzt ausführlich? Jedem Leser (bey Vorlesungen sind Aphorismen zweckmäßiger) wird eine systematische

Abhandlung gewiß beſſer behagen, als ein abgebrochener hingeworfener Text, wozu man ſich ſelbſt die Noten ſchreiben ſoll, und die der Verf., wenn ſie mit den ſeinigen variiren, als unächt und textwidrig erklären kann. — Des Verf. Hauptſatz iſt, daß in einem Staat die Konſumtionsſteuer nur für Städter ſchicklich und vortheilhaft ſey; hingegen das Land (wie vormals die Provinzen jenſeits des Rheins) an Kräften erſchöpfe. Der Landmann ſoll alſo beym Konſumo ſeiner eigenen Erzielung davon befreyet ſeyn, und bloß mit einer Grundſteuer belegt werden. Er hat in Theſi gewiß recht, aber in Hypotheſi wird faſt in allen Ländern anders gehandelt, als man handeln würde, wenn nicht ein gegebener Zweck erreicht werden müßte.

Kgr.

12. Vermiſchte Nachrichten.

1. Beyträge zur Schilderung Wiens. Erſtes Bändchen. Wien. 1781. bey Kurzbeck. 8. S. 138.

2. Beyträge zur Schilderung Wiens. Zwote, von den Verfaſſern umgearbeitete Auflage. Wien. 1781. bey Ebendemſ. 8. S. 141.

3. Meine Gedanken über die Schrift, Beyträge zur Schilderung Wiens. Wien. 1781. bey Gerold. 8. S. 44.

4. Meine Zweifel über die Schilderungen Wiens. Wien. 1781. bey Ghelen. 8. S. 15.

5. Katholiſcher Unterricht und Erörterung aller Zweifel, welche in den Beyträgen zur Schilderung Wiens aufgeworfen werden. Zweytes Stück. Wien, bey Härtl. 1781. 8. S. 32.

6. Ganz

6. Ganz einfache Widerlegung der Beyträge zur Schilderung Wiens. Wien, bey Härtl. 1781. 8. S. 32.

7. Eine Profeßpredigt heruntergepredigt von P. Fremisius, Gelegenheitsprediger in Marksmünster. 1781. 8. S. 45.

8. Probepredigt eines jungen Candidaten über das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner. 1780. 8. S. 46.

9. Ueber die Stubenmädchen in Wien. Vierte Auflage Wien, bey Härtl. 1781. 8. S. 24.

10. Schutzschrift der gekränkten Stubenmädchen in Wien. Zwote Auflage. Wien, bey Härtl. 1781. 8. S. 23.

11. Rede eines Stubenmädchens an ihre Mitschwestern gehalten in einer im Pratter angeordneten allgemeinen Stubenmädchenversammlung. Wien, bey Weingand. 1781. 8. S. 29.

12. Schreiben eines Stubenmädchens an H. Verfasser des Werkchens über die Stubenmädchen in W. Wien. 1781. 8. S. 31.

13. Wider den Stubenmädchenfeind von der blauäugigen Nannettel, Stubenmädchen bey der gnädigen Frau von S***. Wien. 1781. 8. 16 S.

14. Ein Stubenmädchen als Strafpredigerinn des Autors über die Stubenmädchen in Wien. Wien, bey Gerold. 1781. 8. S. 29.

15. Dem Verfasser des Büchels über die Stubenmädchen etwas auf die Nase von Theresia M. einem

Stu

Stubenmädchen in Wien. Wien, bey Ghelen. 1781. 8. S. 20.

16. Ueber die Fräulein in Wien. Wien, bey Gerold. 1781. 8. S. 29.

17. Ueber Halbfräulein, Kammerjungfern und Stadtstuzer und dgl. in Wien. Wien, bey Härtl. 1781. 8. S. 21.

18. Ueber den Misbrauch der Wörtchen Von und Euer Gnaden. Dritte Auflage. Wien, bey Jahn. 1781. 8. S. 30.

19. Ueber die Einrichtung der Pensionen aus dem Kammerbeutel. Wien, bey Gerold. 1781. 8. S. 58.

20. Ueber den Wucher bey Anticipationen der Besoldungen und Gnadengelder ꝛc. Wien. 1781. bey Kurzbeck. 8. S. 28.

21. An den Verfasser der neuen Gestalt der Narrenversorgung in St. Marx, gehorsamste Klag- und Bittschrift des Verwalters im Narrenhaus contra die ihm eingelieferte Schriftsteller und den Verfasser über die Stubenmädchen in Wien. 8. S. 32.

22. Gedanken über die Kleidertracht in Wien und mir gutscheinende Kleiderordnung von R—u—ff. Wien, bey Weingand. 1781. 8. S. 19.

23. Schreiben eines Freundes über das Schauspiel Andromeda nebst Karakteristik von Lang und Sacoos Spiel. Wien, bey Kurzbeck. 1781. 8. S. 20.

24. Dank

24. Dank auch Devotion bezeugende und respektive Ehre vindicirende Bestia in dem beliebten Melodrama Perseus und Andromeda an das Publikum und ihre Mitakters von ihr selbst verfasset. Wien, bey Ghelen. 8. S. 8.

25. Auf Müller und seine Kinder von Kratter. Wien. 1781. 8. S. 16.

26. Die Juden wie sie sind, und wie sie seyn sollen. 1781. 8 S. 53.

27. Wie soll man sich nun in Wien begraben lassen? Mit Genehmhaltung der K. K. Censur. Bey Mangoldt. 1781. 8. S. 35.

28. Beantwortung der Schrift über die Begräbnisse in Wien. Wien. 1781. 8. S. 44.

29. Betrachtungen des Bettelmönches über die Widerlegung der Brochüre über die Begräbnisse in W. Wien, bey Hoffer. 1781. 8. S. 24.

30. Anekdote an die Anekdote eines gewissen Werkchens betitelt: Ueber die Begräbnisse in W. Wien, bey Gerold. 1781. 8. S. 30.

31. Vorstellungen des Praters an die Wiener, sie zur Aufspritzung der sogenannten Jägerzeile zu überreden. Wien, bey Gerold. 1781. S. 16.

32. Der Senat auf dem Graben, oder was giebt es neues? Wien, bey Trattners Erben. 1781. 8. S. 16.

33. Patriotische Briefe eines Reisenden über das Hinableuchten in Wien. Wien, bey Krauß. 1781. 8. S. 30.

34. Mißgeburt des Müßiganges, oder allerhand durch einander. Von J. U. Hager, Kais. K. Schloßhauptmann. Wien, bey Kurzbeck. 8. S. 47.

35. Wachsthum der Mißgeburt von Ebendemſ. Wien, bey Kurzbeck. 8. S. 43.

36. Christian Piphan oder Vertheidiger der Unwissenheit. Eine Geschichte von J. F. Keppler. Wien. 1781. 8. S. 72.

37. Der Klostergeist geschildert in der Untersuchung der Hinderniſſe einer vollkommenen und standhaften Verbesserung des Kirchenwesens überhaupt, und insbesondere der Ordensstände von S. Wien, bey Schmidt. 1781. 8. S. 133.

38. Ueber den Gebrauch der Freyheit der Presse. Wien, bey Trattnern. 1781. 8. S. 33.

Unter den ruhmvollſten Anſtalten, womit S. M. der R. Kaiſer einer erwartenden Welt die Regierung eines Selbſtherrſchers und Selbſtdenkers ankündigte, verdient die Erweiterung der Preßfreyheit einen vorzüglichen Platz. Den ganzen Umfang dieſer dem menſchlichen Verſtande geleiſteten Wohlthat können nur die einſehen, denen es bekannt iſt, in welche enge Gränzen in Oeſterr. Landen die Freyheit zu leſen, zu ſchreiben und zu denken eingeſchränkt war; in wie viele Bände, nur ſeit van Switens und Stocks Tode der Catalogus librorum prohibitorum angewachſen iſt. — Nun ſtelle man ſich, wenn man kann, den Eifer und die Hitze vor, mit welcher man nach erhaltener Preßfreyheit nach der Feder griff: Qua data porta ruunt. Autorkitzel, Eigennutz und Schmähſucht, Patriotismus, Ueberzeugung und Wahrheitsliebe, und, der Himmel weiß, wie viel andere lautere und unlautere Bewegaründe, reizten die Muſenſöhne auf einmal zum Schreiben. Alle Preſſen waren beſchäftiget, und hundert Schriften kamen, wie Schwämme nach einem fruchtbaren Regen, gleichſam über Nacht hervor; freylich meiſtens Dingerchen, die nicht lange leben, Brochüren von 2–3 Bogen, doch in einer ſolchen Anzahl, daß die

Samm-

Sammlung davon schon im Monat Julius über 100 Fl. würde gekostet haben. Aber, wenn die Preßfreyheit ihren gesegneten Fortgang hat, wenn man nicht, nachdem man den ersten Schritt gethan, zurückschreitet, so wird auf die Dämmerung mit der Zeit ein heller Tag folgen, und man kann bessere Schriften, wichtigere Produkte des Geistes und die Umbildung des Geschmacks, die Aufklärung einer ganzen Nation mit Zuversicht erwarten. Hieran zweifeln, hiesse zweifeln, daß Wien und Oesterreich gelehrte Leute hege, die aus Furcht für der Censur geschwiegen haben.

Ehe Rec. zur Anzeige der vor ihm liegenden **Wiener Schriften** übergeht *), will er noch eine kleine Bemerkung vorausschicken. Jeder Leser wird den Schonungsgeist dieser Bibliothek bey Recensirung der meisten Schriften aus katholischen Landen bemerkt haben. Sollte Rec. wohl die Ursache davon angeben? Wer die Lage und Verhältnisse der meisten Schriftsteller im katholischen Deutschland genugsam kennet, wird erstaunen müssen, daß es so viele bey fast allgemeinem Mangel auch der nöthigsten Hülfsmittel noch so weit bringen konnten, als sie es wirklich brachten. Wenn also Rec. bey Beurtheilung dieser Schriften, Sachen und Wahrheiten der Anzeige des Beyfalles, der Anpreisung würdig achtet, die zwar gar nicht neu, etwa in andern Werken schon besser behandelt worden, so denke der billige Leser: ibi non sic; daß, was andern alltäglich, gemein ist, für den Wienerischen Horizont, aus welchem so gar Iselins, Mendelsohns, Zimmermanns und Abbts Schriften verbannt waren, immer noch Phänomen, für Wien und für Oesterreich also noch immer Neuheit und anziehende Kraft haben. — Nun zur Sache selbst!

Unter

*) Sie machen von den in Wien seit dem Tode der Kaiserinn erschienenen kleinen Schriften nur den kleinsten Theil aus. Alle kann man nicht haben, viele auch sind des Anzeigens gar nicht werth. Ueber die erschreckliche Schmirerey in Wien, ist dem Recensenten folgendes Epigramm zugesendet worden:

Welch Glück! nach Pfeffer und Kaffee
Streicht Oestreichs Flagge durch die See.
Und welche Vorsicht! — daß schon itzt
In Wien fast jede Presse schwitzt,
Damit, gehts gut, der Handelsmann
Papier zu Düten haben kann.

Unter allen bey Gelegenheit der Preßfreyheit erschienenen Schriften sollen die Beyträge zur Schilderung Wiens (Nr. 1.) das größte Aufsehen gemacht haben. Der V. (denn aus der Schreibart kann Rec. nicht sehen, daß ihrer mehrere wären) hat keinen geringern Zweck, als alle die Vorurtheile, Mißbräuche und Irrthümer, welche die Wiener in Ansehung ihrer Religion haben, in diesem Bändchen aufzudecken und zu belachen (Vorr. und S. 14.) Freylich findet man unter diesen Rubriken vieles, was die Wiener mit andern Katholiken gemein haben; und was schon vorhin in manchen guten Schriften z. B. in Österwalds Vermumd von Lochstein, in Oesterreich über alles, wenn es nur will, in den Briefen über das Mönchwesen u. a. eben so richtig bemerket, und noch ausführlicher und im Zusammenhang vorgetragen worden. Unterdessen hat der Mann, der Thorheiten und Irrthümer, die noch gestern dem größten Theil seiner Mitbürger ehrwürdig und heilig waren, laut als lächerlich, beträchtlich und schädlich erklärt, noch immer ein großes Verdienst: und es gehört, selbst unter dem Schutze eines aufgeklärten Monarchen, viel männlicher Muth und Herzhaftigkeit dazu, den Mönchen an ihre Kutte, dem Priester an seinen Kragen, und dem Bischof an seine Mütze zu greifen, und einem ehrsamen, edel- und wohlgebohrnen Publikum sein Steckenpferd — ein Steckenpferd zu heissen. Wer kennt die Anhänglichkeit des Pöbels an den Aberglauben nicht? und wem sind die Verfolgungssucht der hohen und niedern Priester, die Ränke und Kabalen der Mönche, der Fanatismus des Pöbels, unbekannt? — Um sich viele Leser zu verschaffen, und sie gut zu unterhalten, hat der V. zu seinem Vortrag die satirische Briefart gewählt: aber einigen seiner Mitbürger wird er manchmal zu laut, zu ausgelassen, zu hämisch lachen; andere Leser werden wünschen, daß der Verf. in seinen Briefen einige der aufgestellten Charaktere, besonders jene der dummen Religionsspötter (S. 128), und der Erleuchteten (wie er sie S. 130 nennet) mit gröſserm Fleisse, und noch kenntbarer ausgezeichnet hätte. Auch mehr männlichen Witz und mehr attisches Salz, mehr Wohlklang und Concinnität des Styls, mehr Leichtigkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks könnte man in vielen Stellen dieser Briefe (deren einige im Auszuge vorkommen werden) verlangen. Auch die Art in Briefen auf eine so schulgerechte Art, wie S. 15. 16. 21. u. a. zu dogmatisiren, wird keinem Leser behagen. (Die Briefe übers Mönchswesen haben hierinn viele Vorzüge; sie waren daher

allgemein beliebt, haben große Früchte hervorgebracht, und würden auch in österreichischen Landen, in die sie doch vermuthlich freyen Paßport haben, mit Nutzen gelesen werden). Die Ausgleichungen vom Ablaß, Meßopfer ꝛc. durch das tollatur abusus gehören zu den verunglückten Vereinigungsprojekten der kathol. und protest. Kirchen. — Indessen wird niemand dem V. einen scharfsichtigen Beobachtungsgeist, Witz und Laune, und Einsichten ins römische Kirchenwesen absprechen. Jeder Leser wird den freymüthigen wohlwollenden Patrioten, der die Mängel und Thorheiten der Religionsmeynungen seiner Glaubensgenossen, so ohne alle Hülle darstellt, schätzen. — Rec. glaubt, daß Nachrichten von der Denkart der Bewohner der Hauptstadt Oesterreichs in Religionssachen, verschiedenen Lesern angenehm, wohl auch interessant seyn werden. Er will also aus dieser für die katholische Litteratur, auch wegen des Orts so merkwürdigen Schrift, einen ordentlichen zusammenhangenden Auszug hier beyfügen, zumahl da die Schrift selbst an vielen Orten Oesterreichs bekannt bleiben, und die darinn enthaltenen Sachen zum Theil neu seyn möchten.

Das Titelvignet ist: Ein Satyr weckt die in einer Nymphe personificirte Stadt Wien aus tiefem Schlummer durch sanftes Nasejucken. Unten steht zum Motto: Hora est, iam nos de somno surgere. Nunc enim &c. — S. 10. eine kleine Zurückweisung derer, die in Wien nichts schönes als Mädchen, nichts gutes als Weinflaschen und Fleischschüsseln finden.

Von Ceremonien. S. 16. schildert der V. das unter dem gemeinen Volk gewöhnliche Christenthum. „Der Katholik, sagt er, setzt sein ganzes Heil auf Ceremonien. In der Taufe wird das Kind gesalbt, bekreuzet und begossen. — Das Kind ist nun ein Christ. Es erwächst, und lernt die Beichte, nimmt das heil. Abendmahl ohne die Wichtigkeit dieser Handlung einzusehen. Es ist einmal Mode, das Kind muß mit sieben Jahren beichten. — Das Kind wird Jüngling. Dieser gewöhnt sich, gewisse Tage zu feyern, die Messe zu hören, zu gewissen Zeiten zu fasten, das heißt, nicht Fleisch zu essen: und beobachtet er dies genau, so hält ihn jedermann für einen guten Katholiken. Und so fährt er als Mann in seinem ganzen Leben fort, glaubt diese Dinge schon genug zur Seligkeit; ergiebt sich dem Zorn, der Wollust, dem Stolze, der Weichlichkeit, kurz jedem Laster, läßt aber die Ceremonie der Beichte [illegible] auf folgen, und so kömmt er auf das Todbette. Da sind

Ceremonien bereit. Geweihte Kerzen werden angezündet, geweihtes Wasser herbeygeschafft; Bruderschaftsbilder, Gürteln, Skapuliere, Lorettohäubeln dem Kranken aufs Haupt gelegt. Ein Mönch spricht über ihn die Generalabsolution, ein anderer giebt ihm den Vincenzsegen. Er macht das Testament, und ordnet zwey oder drey hundert Seelenmessen, vermacht eine gewisse Summe auf einen Altar, auf einen neuen Ornat. — Er greift in Zügen, ein Krucifix und eine Kerze wird ihm in die Hand gehalten. Er stirbt. — So ist der kurze Lebenslauf der meisten unserer geliebten Mitbürger.„ Der Rec. der einige Jahre in Wien und in mehrern katholischen Ländern lebte, findet leider diese Schilderung sehr wahr und treffend, und könnte zum Gegenbilde eine ähnliche von Christen unter dem protestantischen Pöbel entwerfen. Bloß mechanische Ausübung einiger Kirchengebräuche ist das Christenthum so vieler hundert tausend Bewohner des sogenannten gesitteten erleuchteten Europa. Sollte davon nicht die meiste Schuld auf den Priesterstand fallen? Sollte der Vorwurf so ungerecht seyn, daß die Herren mit den runden Perücken und geschornen Köpfen zu viel Dogmatik, Polemik und Exegetik, zu wenig Pastoraltheologie und Volkslehrekunst treiben; zu wenig christliche Moral, thätiges Christenthum katechisiren? — Mit vieler Laune rügt der Verf. noch andere verschiedene Volksmeynungen; als S. 22. von der innern Kraft des Weihwassers; (Rec. mußte oft lächeln, wenn er sah, wie die Wiener sich nicht nur beym Aus- und Eingang ihrer Kirchen mit Weihwasser besprengen, sondern auch mit demselben die Gräber der Abgestorbenen häufig begießen;) von Ablaßpfennigen, Kreuzeln und Lorettoglöckeln (S. 53,); von geweihtem Dreykönigewasser, Johanneswein, Osterfleisch (S. 55.); auch von der Kerzenweihe, Palmweihe, Glockentaufe u. a. (Lauter bewährte Mittel wider Zaubereyen, Wetterschaden, Teufelholen; und was noch praktikabler, wider verführerische Drachen jungfräulicher Schönen (S. 56.).

Von der Wunderkraft der sogenannten Gnadenbilder weiß der Verf. seinen Lesern sehr viel possirliches zu sagen. In Wien und den umliegenden Orten pranget fast jede Kirche mit einem wunderthätigen Bilde (S. 36), und die Leute glauben fest, eine Messe vor einem solchen Bilde sey kräftiger als eine andere (S. 35.). Diese Bilder sind öfters von so grotesker und bizarrer Gestalt (S. 28), daß sie vielmehr ungeheuren Mißgeburten als Bildern irgend eines heil. Menschen ähnlich scheinen.

nen. (Auch Rec., welcher dergleichen sehr viele gesehen hat, kann kein einziges als Künstlerarbeit loben. Die heidnischen Priester hatten in ihren kirchlichen Kunstsachen unvergleichbar bessern Geschmack). — Mit Kopien solcher Gnadenbilder findet man in Wien die Wohnzimmer sehr vieler Katholiken betäfelt; und der V. zählte in einer einzigen Wohnstube bey einer gut kathol. Familie über 40 Sorten von verschiedenen Bildnissen der Jungfrau Maria (S. 29). — Freylich läßt es recht komisch, wenn man in den Wiener Kirchen die Landes- Stadt- Schutz- Nothpatronen mit Bändern und Kleidern, mit Silber und goldenen Gehenken behänget sieht (S. 30), daß sie wie Marionettenpuppen aussehen (S. 133); da werden sie, besonders, wenn es das Bild eines Ordensstifters ist, mit Kerzen ringsherum völlig beräuchert (S. 30), da der Allerhöchste kaum mit einigen Trümmern (abgebrannter Kerzen) beehret wird (S. 34). — Indessen sollen nach S. 60 die Jesuiten ihre Kirchen von solchen lächerlichen Puppen meißens rein gehalten haben. (Ja freylich! weil sie aus ihrem Orden nur fünf Heilige hatten, und keinem andern ein Plätzgen in ihren Kirchen vergönnten. Diese aber paradierten in allen ihren Kirchen en buste d'argent.) — Auch der Wienerpöbel wähnt, daß einigen Heiligen im Wunderkreise eine gewisse Stelle angewiesen sey. Also ist (S. 29.) ein heil. Blasius der Arzt des Halswehes, ein heil Liborius der Sand- und Steinchirurgus — eine heil. Lucia bewahrt die Augen, Apollonia heilet die Zahnschmerzen, Agnes die Brüste der Weiber ꝛc. (Welcher Leser denkt hier nicht an den Aeskulap, an Kastor und Pollux u. a.?) — Mönche kommen mit den Reliquien und Bildern ihrer Heiligen zu wohlhabenden Bürgern; reichen sie zu küssen, und besegnen für ein Glas Wein und ein klein Allmosen ihre Wohlthäter (S. 30). — Billig findet es auch der V. für sehr unanständig, die Skelete der Heiligen so offen auf dem Altare auszusetzen (S. 60). — Die Johannis Nepomucenidandachten (S. 38) werden in Wien nicht nur in Kirchen, (gleich anderen Nachtandachten, wo Jünglinge und Mädchen (S. 52.) wie im Tempel der Cythere, sich einander zuäugeln) sondern an allen Enden und Ecken, in den Höfen und schmutzigsten Winkeln der Häuser gehalten, und sind der Sammelplatz galanter Rendesvons. (Rec. wurde oft Abends in den sogenannten Litanien durch das Schauspiel der mit vielen hundert Wachskerzen beleuchteten und mit Statuen der Heiligen und Blumentöpfen besetzten Altäre, der prächtig bekleideten Priester und

Leviten, Ministranten und Kirchendiener, durch Aufführung der rasch- und lustigtönenden Kirchenmusik, durch Beobachtung des häufig versammelten Volkes, vom Besuch des Komödienhauses schadlos gehalten.) — Die Herzjesuandachten sind noch ziemlich neu und von Jesuiten kurz vor Erlöschung ihres Ordens in Gang gebracht worden; besonders sind sie die Lieblingsandacht der Nonnen in Wien. Wir würden, sagen sie, gewiß unsere Einbrennsuppe nicht so oft essen können, wenn wir nicht in unserer Einbildung das Herz Jesu hineintunkten.„ (S. 37). — Auch kann man in Wien kein eifriger Katholik seyn (S. 36), ohne eben alle Jahre eine Wahlfahrt nach einem Gnadenbild zu verrichten, und durch diesen Kreuzzug sein Hauswesen auf eine geraume Zeit zu vernachlässigen. (O ja! für Bürger in Wien ist eine Wahlfahrtsreise eine der besten Parties des Plaisirs! Einige Frauen lassen es sogar in ihren Heirathskontrakt setzen, sie jedes Jahr nach Mariazell reisen zu lassen.) — Schade! daß die Fahnenträger, denen bey der Frohnleichnahmsprocession einige Lumpenkerle von Bierfiedlern vorleierten, itzt abgeschafft sind (S. 62). Indessen machen die verschiedenen Ordensgeistlichen die Processionen und Leichenbegängnisse noch buntscheckig genug (S. 113). — So wie das Wienervolk bey Verehrung der Heiligen sich beträgt, so kann der V. (S. 33.) nichts anders folgern, als daß man kein Katholik seyn kann, ohne in allen Angelegenheiten seine Zuflucht zu einem Heiligen zu nehmen; daß man die Heiligen um Beystand anrufen kann, ohne an Gott zu denken, daß der Unterschied zwischen der Anbethung Gottes und Verehrung eines Heiligen besonders im Aeusserlichen sehr geringe sey. — Indessen meynt der V., die Glaubensreformirer hätten dem sinnlichen Menschen die Bilder der Heiligen nie gänzlich entziehen sollen. Aber denkt der V. nicht daran, daß sie ihm dafür etwas für Sinne, Verstand und Herz ungemein schicklichers und schätzbareres — die Bibel — in die Hand gaben? und daß das gemeine Volk in protestantischen Landen alles, was es an wahrer Gottesfurcht, Aufklärung und guten Sitten; ja sogar an deutschem Ausdruck und der Mundart vor den Katholiken bevor haben mag, diesem Buche zu verdanken habe.

In Ansehung der Ablässe herrscht in W. große Unwissenheit. Man hält den für einen Ketzer, der den Porziunkulaablaß, dem die Franciskaner eine besondere Kraft zuschreiben, nicht gewinnt (S. 54). Auf Rechnung dieses Ablasses unterlassen

lassen viele Leute ohne den geringsten Gewissensbiß die von der Kirche gebotene österliche Beicht, und versprechen sich bey allen ihren Ausschweifungen die Gunst des Himmels, wenn sie nur diesen Ablaß gewinnen S. 59. (O Pabstthum! Pabstthum! was hast du nicht alles Verderbliches erfunden! möchte hier Rec. mit York ausrufen.) — Der V. wünscht, daß die von Mönchgeneralen (Ordensvorstehern) ertheilten Abläße für nichtig erklärt, die übrigen genau untersucht, bestimmt, und eingeschränkt werden möchten, daß auch der geringste Mißbrauch nicht Platz fände S. 58. (Aber wie, wenn die Sache selbst ein Mißbrauch ist?). „ Mir, sagt der V. schaudert noch immer die Haut, wenn ich bedenke, daß die ungeheuren Mißbräuche, die man mit den Abläßen trieb, der Anlaß zu der in allem Betracht unglückseligen Trennung Deutschlands waren, wovon wir und unsere Nachkommen die betrübten Folgen noch empfinden werden. (Betrübten Folgen? Für wen. Doch nur für Domherren und Mönche, für das menschliche Geschlecht nicht, für das wahre Wohl Deutschlandes nicht.)

Vom Meßopfer. „Aufgeschaut! aufgeschaut! mit der Faust mir in die Seite! — das ist doch ein ungeschliffener Flegel! denke ich mir — Aber nein, ich bitte um Vergebung; es ist der Küster, der mit dem Opferkändeln dem Priester vorgehet, und alle Leute auf die Seite stößt, damit man ihm nicht zu nahe am Leibe kömmt. — Nun tanzt in voller Pracht mit einem Knaben voraus, ein gekräuselter Abbe daher. — Er tritt zum Altar, das größte der Opfer zu beginnen, schnattert in wenigen Minuten einige Gebeter ganz unverständlich daher, zeigt seine liebevollen zärtlichen Hände (an welchen er schöne Finger hat) mit der angenehmsten Grazie bey jedem Dominus vobiscum dem tief in Gedanken dastehenden Volke; packet seine Sachen zusammen, und eilet zurück in die Sakristey, um seinen halben Gulden zu empfangen, den er so maschinenmäßig verdient hat (S. 83).„ Solche Diener des Herrn, die bloß von Meßlesen leben, und daher Halbenguldenstecher (S. 103) genennt werden, giebts in Wien viele hunderte, die Mönche und Chorherren nicht mitgerechnet. Es lassen aber auch die frommen Wiener, oft wie es scheint, zum Trotz ihrer Erben, Messen nach hunderten, ja tausenden für ihre armen Seelen lesen * (S. 105). Daher können die in Wienerkir-

 chen

* Im Jun. 1781 starb in Wien ein Hr. v. S. der in seinem Testament seine beträchtliche Sammlung von Kupferstichen demjenigen

chen eingehenden Meßgelder nicht befriediget werden, sondern es wird mit diesen ein einträglicher Meßhandel getrieben, und die Meßstipendien, derer eines in Wien pr. 30 Kr. bezahlt wird, nach Kroatien (die Mönche schicken das vorräthige Meßgeld nach Rom an ihre Generalen), und also mit Rabat pr. 13 Kr. gesendet (S. 105). Hätten doch die religiösen gutherzigen Wiener vom Allmosen geben einen so erhabenen Begriff als von der Messe: wie viel tausenden der Armen und Nothleidenden würden sie durch freygebige Beyträge ihr Elend mildern, da itzt müßige Pfaffen so vieles Meßgeld verprassen. — Auch durch die häufigen Seegen und Seegenmessen unterscheidet sich der Wiener Gottesdienst von dem Gottesdienste anderer auswärtigen Glaubensgenossen (S. 60): daher kömmts, daß die Leute darnach kein Verlangen mehr tragen, die Sache maschinenmäßig betrachten, keine Ehrfurcht dafür tragen, und gegen das allerheiligste gar erkalten (S. 53). — Auch Rec. ärgerte sich oft über das unanständige Gassenschreyen der Büchsenmänner (Kirchenthürsteher) die aus vollem Halse rufen: zum Seegen! Mit ihrem Geplärre nöthigen sie die Vorbeygehenden zum Niederknieen auf offener Straße, und den Seegen vor der Kirchenthüre zu empfangen (S. 61). Nicht geringere Ahndung verdient das Versehen; das heißt, die Gewohnheit, das Abendmal mit einem theatralischen Gepränge über die offenen Straßen zum Kranken zu tragen. Zuerst gehet ein Küsterknecht mit einem Buche und einer Glocke, mit der er beständig klingelt, und damit Wagen und Fußgeher zum Platz machen erinnert. Dann kommen vier Jungen, die an hohen Stangen Laterne tragen, und aus vollem Halse den Rosenkranz vorschreyen; nebenher gehen einige Livreebediente mit Windlichtern (von andächtigen Matronen beym ersten Zuge der Speiseglocke * dahin abgesendet); dann kömmt der Geistliche mit der letztern Wegzehrung, und über demselben halten zween Männer einen Traahimmel. Viel Volk mit Wachslichtern (zu derer Beyschaffung eigene Stiftungen vorhanden sind) beschließt diesen Zug. Jedermann zu Fuß, Pferde aber en carosse

jenigen vermachte, der für seine Seele die meisten Messen würde lesen lassen. Sollte man glauben, daß es wahr wäre, und doch ist es wahr.

* Die Speiseglocke ist die Glocke, die bey dieser Gelegenheit geläutet wird.

rosse muß halte machen, und niederknieen, wenn man nicht auf die unverschämteste Art vom Pöbel will mishandelt werden. Da die Stadt so volkreich, die Straßen so enge sind, so kann man sich mit Recht über diese unausstehliche Gewohnheit beschweren; zumalen, wenn man diesem Zug, wie es nicht selten geschehen kann, an einem Tage sechs- und siebenmal begegnet. Warum trägt man nicht, wie in Paris, das Abendmal so ganz incognito zum Kranken?

Kirchenmusik. Die Instrumentalmusik, sagt der V., sey in Kirchen der Christen erst zu der Zeit eingeführt worden, als das Volk zu sehr an geistlichen Spektakeln, die heilige Geschichten vorstellten, hieng, und die Kirchenstühle sammt den Geldbeuteln der Klerisey leer ließ (S. 71). In Wien hören Musikliebhaber um diejenige Stunde ihre stille Messe S. 73. (eine Messe, die während des Hohamts auf einem Seitenaltar gelesen wird, und in einer Viertelstunde zu Ende ist), zu welcher Concerte und Motteten sie für die lange Weile entschädigen; sie trillern leise nach, geben mit dem Fuß den Takt, sehen sich nach hübschen Mägdchen um, statt sich bey der Aufwandlung zu beugen, bewundern sie ihre Beinkleider und Glanzstiefel (S. 135), machen beym letzten Priestersegen einen artigen Reverenz, und so haben sie den Sabbath geheiliget (S. 81): denn sie thun dem Kirchengebot: du sollt alle Sonn- und Feyertage eine Messe hören, genug. — In gewissen Kirchen (S. 74.) führt man Theater- und Redoutenstücke auf, dies muß freylich gewisse Leute in die Kirche locken, die sich dabey nach dem Gesetz der Ideenassociation der lustigen Orte, der reizenden Gegenstände, der Eroberungsplane, Ueberrumpelungen ꝛc. gerne mit Entzücken erinnern. Zu gewissen Zeiten ladet man das Publikum zu einer wohlbesetzten Kirchenmusik durch öffentliche Nachricht ein (in Berlin muß man zum Entree den Musiktext um doppelt Geld bezahlen); besonders zu dem in Wien so beruffenen Cecilienconcert, wo Eltern (S. 77) ihre virtuösen Töchter recht schlittenpferdmäßig geputzt zur Schau ausstellen: da dann jeder andächtige Zuhörer sich nach den wollüstig schmelzenden Silberkehlen erkundigt, und der Musikdirektor manchen Dukaten gewinnt. — Die Hochsel. Kaiserinn duldete doch in ihrer Hofkapelle keine andere als Vokalmusik.

Klerus oder Weltgeistliche. Nur wenige junge, sich selbst überlassene (Nicht wahr solche, qui non jurant in Verba

Gazzanigae?) Weltgeistliche bilden sich zu tauglichen Männern. Die übrigen des so zahlreichen Klerus sind sehr mittelmäßige Köpfe, und unter diesen wunderbare Strohköpfe (S. 101.) Man glaubt, ein junger Geistlicher brauche nur so viel zu lernen, als er zur Prüfung für die Weihen und das Meßlesen nöthig hat (S. 102). — Den unfähigen wird die Seelsorge des unbedeutenden Landvolks anvertrauet; die fähigern bleiben gemeiniglich in der Stadt, um für einen halben Gulden geschwinde Messen zu lesen, oder Kinder für die Welt zu bilden, oder der schon gebildeten Welt andern Geschlechts zur Unterhaltung und Gesellschaft zu dienen (S. 101). — Auch in W. macht meistens der Schneider ehrwürdige Herren, denen die schwarze Kleidung nur dazu dienet, sich in alle Gesellschaften eindringen zu können, Geheimnisse der Familien auszuspähen, oder selbst eine Rolle zu spielen (S. 102). — Einige Geistliche halten sich Tagelang in Kaffee- und Bierhäusern auf, um die nach ihrer Messe ganz leere Zeit mit etwas ausfüllen zu können (S. 104). — Die Frage: warum man in W. so viele ausländische Geistliche duldet, beantwortet der Verf. (S. 122) mit einer Muthmaßung. Es giebt nämlich in W. so viele Andächtige vom andern Geschlecht, die die inländischen Geistlichen nicht alle versehen können, sie müssen also fremde Gehülfen in den Weinberg des Herrn aufnehmen, und sie darinn arbeiten lassen. (Rec. glaubt, die Abbees und Abbati werden auch durch das ergiebige Meßstipendium herbeygelockt; denn in Paris bezahlt man für eine Messe nicht mehr als 8 bis 10 Sols; in Italien noch weniger). — „Hätt' ich Macht, spricht der patriotische Verfasser (S. 84), wie ein Erzbischof hat, müßten mir die Diener der Kirche und des Altars gewiß andere Männer seyn; Männer, die nicht aus Noth oder aus Absicht einer fetten Pfründe mit halb erlerntem Latein, mit pöbelhaften Sitten, mit schmutzigem Eigennutze sich dem Dienste Gottes und ihrer anvertrauten Schafe opferten, sondern Männer, die gelehrt, ehrwürdig und eines reinen Wandels wären; die nicht in der raschen Jugend (nach Wielands Rath, auch nicht Männer eines cholerischen Temperaments), sondern in einem reifen Alter von etlichen 30 Jahren. (Rec., der Gelegenheit hatte, mit den Sitten junger Kandidaten und Abbees näher bekannt zu werden, findet diesen Gedanken befolgenswerth, und glaubt, daß man meistens nur verdiente Schullehrer, die sich lange mit dem Unterricht der Jugend abgegeben — also auch leichter zur Volkslehre sich bilden könnten — und jederzeit eines unbe-

schpltenen Lebenswandels befunden worden, zu Pfarrern und Seelsorgern in Städten und auf dem Lande nach ihren Talenten und Hang bestellen sollte,) erst würdig geachtet würden, ein so glänzendes, wichtiges und verdienstvolles Amt anzutreten. — Doch die meisten Bischöffe (S. 85) denken, wie der Bischoff von Laodicien: ich habe Reichthumer und Geld, und bedarf keiner Sache; was gehet mich das Uebrige viel an; ich habe es so gefunden, und laß es, wie es ist, es wird doch nicht besser. Nescio, quam jucundum sit! sagt Monzambano, optimos reditus citra ullum laborem per otium posse consumere. Der lose Mann dachte gewiß an Horazen, der da sagt: „Nos numerus sumus, et fruges consumere nati.“ — Eben so ein frommer Wunsch ist es, daß man Kanonikate nur für Männer bestimmte, die sich durch Gelahrtheit, Eifer und Frömmigkeit ausgezeichnet haben; diese wären doch bessere Rathgeber des Bischofs, als oft unwissende, oder doch ihrer Familie überflüßige Junker (S. 103).

Mönche. Selbst unter den gröbsten Kutten (S. 95) findet man in W. einige junge Männer, die ungeheuchelte Gottesfurcht, und richtig geläuterte Beurtheilungskraft besitzen, aber leider zwischen den Mauren ihrer Klöster vielleicht auf immer unbekannt bleiben werden. — Sonst weiß man, daß in Klöstern (S. 109) trübe abgeschmackte Murrköpfe, melancholische, menschenhassende Sauertöpfe erzeugt werden, die aber doch die Kunst verstehen, zur Mehrung ihrer Race recht viele Kandidaten in ihre Käfichte zu locken, ältzende Mägdchen (S. 113), andächtige Wittwen und gallsüchtige Betbrüder zu trösten, alte reiche Mütterchen zur Barmherzigkeit zu bewegen; man weiß, daß dicksehende Mönche den Wust weltlicher Gelehrsamkeit, die man, um dem Fürsten und dem Staate zu nützen, mit Schweiß und Schweiß erlernen muß, als Seelenverderbend verabscheuen, dafür einen Svarez lesen, das Ziel ihres Berufs zu erringen sich bestreben, und — Asceten und Trinker werden (S. 100). — Eckelhaft, aber für den Menschenbeobachter lehrreich ist die Nachricht, daß in gewissen Bettelorden (S. 112) die Novizen auf Befehl ihres Obern, den Speichel, den er ausgespuckt, auflecken; eine Suppe, die aus der Abspülung anderer Geschirre zugerichtet worden, essen; bey ärgster Sonnenhitze solchen Durst leiden, daß ihr Innerstes fast gänzlich austrocknet; im Chorsingen sich so anstrengen, daß sie davon die Schwindsucht bekommen. — Gerecht sind die

Klagen, die der Patriot (S. 96) über den Mangel der Seelensorger auf dem platten Lande führet, da doch so viele tausend müßige Mönche, die ganz wider den Geist ihrer Institute sich so gerne in Städte nisten, in Klöstern gefüttert werden. In Wien (wo dreyzehen Manns- und sieben Frauenklöster sind) nehmen die Klöster die schönsten und größten Plätze ein; diese sind daher Schuld an Vertheuerung der Hausmiethen und aller Lebensmittel, wovon die geschwornen Bekenner der Armuth für sich immer das beste abnehmen. Es müssen deswegen die Staatsbesoldungen erhöhet werden, der Handel wird mit Nachtheil geführt *), und der gemeine Mann dadurch gedrückt. Anbey unterhalten die Mönche den Aberglauben der Städter, und schaden der Aufklärung ungemein. Man kann in Wien das müßige Betteln nicht abstellen, denn wie sollte mans dem Volk beybringen, einen Bettler fortzujagen, da es dem andern die Hand küßt? Den Gottesdienst und den Unterricht des Volks könnten die Weltgeistlichen, derer in Wien nur gar zu viele sind, besorgen. Aber wer gäbe alsdann den Mönchsverehrern einen Rosenkranz, ein schönes Bild, ein Skapulier, einen geweihten Rauch für die Gespenster, ein Agnusdei und dergl., einem Christen zur Seligkeit unumgänglich nothwendige Dinge (S. 114)? Wer soll das Volk auf offenen Plätzen und Straßen erbauen, wenn nicht die Mönche mit ihren runden und spitzen, engen, und breiten, schwarzen, weissen und braunen Kapuzen, Stricken und Gürteln, geschornen Köpfen, bloßen Füßen, Sandalien und Holzschuhen, mit buntscheckigten Kleidern (für Fremde aus protestantischen Landen eine unterhaltende Maskerade!) herumlaufen? Wer würde sich ferner mit wortreicher Schulgelehrsamkeit, mit wichtigen Streitfragen und tiefsinnigen Speculationen über das Ens und non Ens, über die gratiam praedominantem, über die Infallibilität des Pabstes, über die Polygynäcie und Polyandrie (S. 136) abgeben? Wer würde eine dem Staate so ersprießliche Moral (z. B. daß die Gesetze des Regenten nicht im Gewissen, sondern blos wegen der Strafe verbinden; daß es erlaubt sey, wider das Verboth des Regenten verbotene Waaren hereinzubringen (S. 117) lehren? Wer würde den jungen Mönchen über das den Rechten des Landesherrn so vortheilhafte Ius canonicum, welches doch in Rom

*) Dies ist wohl etwas, aber nicht die einzige Ursach, es sind deren mehrere, die in den seit vielen Jahren in Wien eingeführten Sitten ihren Grund haben.

Rom selbst verbannt, und dessen Verfasser excommunicirt worden (S. 114), Vorlesungen halten, wenns keine Patres Lektores der Mönchsstudien gäbe?

Die Nonnen in Wien sind gutherzige Dinge, die aus Einfalt oder Dummheit ihrer Eltern oder aus Familienstolz zwischen vier Mauren eingekerkert worden sind (S. 118). Da lernen sie aus schönen Büchelchen Bigotterie, fanatische Träume, hypochondrische Erscheinungen; haben vertrauten Umgang mit ihrem geliebten Bräutigam, dem Herrn Jesu, der bald als ein junger Knabe zu ihnen kömmt und sie tröstet, bald als ein Mann und ihnen den Brautring giebt: nun kömmt die Mutter des Herrn und setzt ihnen eine Krone auf. — Bey einer Versuchung nehmen sie ihre Zuflucht zum heil. Aloys, und die Versuchung verschwindet; oder sie beten einen lateinischen Psalm, und der böse Feind flieht weiter als die Gränzen der Welt sind. Von Nonnen kann Zimmermann gewiß nicht behaupten, daß sie Finger haben (S. 119). Sie beschäftigen sich mit Bilderausschneiden, Reliquienfassen, Pfefferkuchenmachen und andern dem Staat ersprießlichen Arbeiten. Als Chorfrauen verrichten sie ihren lateinischen Gottesdienst recht erbaulich. Bey ihrer Kirchenmusik durchdringt die jungfräuliche Baßstimme das Herz, und das andächtige Geigenquitschen gehet durch Mark und Bein (S. 75). Einige Nonnen (wie Ursulinerinnen) sind Lehrmeisterinnen der Mädchen; sie wissen so geschickt als die Lehrer der Wienernormalschule nach der neuen Lehrmethode (wo man weiter nichts wissen darf, als mit der Kreide Klammern zu machen) Unterricht zu geben. Wie allerliebst die Pensionairs in Nonnenklöstern zu artigen Frauenzimmern, guten Müttern und erfahrnen Hauswirthinnen erzogen werden, können die Wienerfrauen (S. 119) mit vieler Erbauung lesen.

Prediger. Statt sanfter, liebreicher Ermahnungen, hört man in Wien meistens unverständliche, schwülstige Reden. Die Prediger donnern über den erstaunten Pöbel Feuer und Hölle herab (S. 40), und wissen den alten Mütterchen viel Böses über Freygeister (itzt wohl über die neumodischen Wienerschriftsteller) vorzuschwatzen S. 107. 122. 126. (Rec. fragte einstens nach Wienersitte die erwachsene Tochter seines Hauswirths: was sie heute aus der Predigt behalten hätte? — Je nun, sagte sie, er schmälte (lärmte) halt wieder über die Freygeister. — Und was meynen Sie dann, Mamsell, was ein Freygeist sey? — Es wird halt so ein Geist (Gespenst) seyn, wie der

Bergalpe, war die Antwort). — Auf die Heiligen (S. 30) und wunderthätige Gnadenbilder werden enthusiastische Lobreden gehalten, ohne daß man eigentlich weiß, wie jene gelebt, oder was für Wunder durch diese wären gewirkt worden. (Rec. hörte den P. Wurz, der doch ein besserer katholischer Prediger seyn soll, auf das Marienbild, das Zähren sollte vergossen haben, in der Stephanskirche eine Lobrede halten, des Inhalts und der Eintheilung wie folget: dieses wunderthätige Marienbild weinte Thränen des Mitleidens, erster; Thränen des Trostes, zweyter; Thränen der Freude, dritter Theil). — Der Verf. führt (S. 87-91) verschiedene Ausdrücke an, die er in Predigten selbst mit anhörte. Nur eine einzige Stelle will Rec. hersetzen: „Sie müssen wissen, meine Zuhörer! daß der gerechte Gott die Seele eines Sünders nur von darum länger in ihrem Leibe läßt, damit er ihr dorten desto größere Qualen vorbereiten könne“ (S. 90).

Fast jede Kirche in Wien hat eine oder mehrere Bruderschaften (S. 22). Wenn man das alles liest, was der Verf. von der Aufnahme der Bruderschaftskandidaten, von ihren Feyerlichkeiten, Gebräuchen und äußerlichen Zeichen, (vorhin trugen die Mitglieder bey Proceßionen bunte Habite nach dem Zuschnitt der Mönchskutte), von Generalabsolutionen, päbstlichen Segen und Ablassen, vom ausschließenden Recht ihrer guten Werke, (Rec. erinnert sich, gewisse Filiationsbriefe, mit denen die Generalen und Provinzialen gewisser Mönchsorden ihre vornehmsten Gutthäter beschenken, und sie darinn all ihrer Messen, Chorgebete und Bußwerke theilhaftig erklären), vom öftern Opfergehen, vom jährlichen Kontributionali, von Bruderschaftsschmausen u. a. in diesem Briefe sagt, so kann man sich von Bruderschaften keinen andern Begriff machen, als daß sie eine Art profaner Möncherey sind: und man muß dem Verf. Recht geben, wenn er S. 25 sagt, daß die Mönche dabey sich nicht so sehr um die Seligkeit der Brüder und Schwester, als um ihre Geldbeutel bekümmern.

Noch werden in Wien Gebetbücher, in denen unverständliche, zum Theil alberne und unanständige Ausdrücke vorkommen, sehr gesucht. Der Verf. giebt Beyspiele aus den Tagzeiten von der heil. Theresia, von der heil. Maria, ja selbst aus dem röm. Brevier, dem in barbarischem Latein abgefaßten, und mit den lächerlichsten Legenden versehenen Gebetbuche der Nonnen, der Mönche und des Clerus. In der Lytanie heißt

die

die heil. Thereſia: das Schloß der Liebe, die Verehelichte mit dem Nagel des Kreuzes; die von Liebesbrunſt Ertödtete (S. 46); und zur heil. Maria beten und ſingen die guten Leute: du elfenbeinener Thurm! bitt für uns! du goldenes Haus! bitt für uns! du Königinn des heil. Roſenkranzes (und alſo eine Holzköniginn S. 67)! bitt für uns! In den Tagzeiten zum heil. Ignaz lieſet man: „Maria ihm (dem Loyola) die Feder führt, da er ſeine Satzung ſchreibet.“ (Wer führte wohl dem Ganganelli die Feder, als er das Aufhebungsbreve unterſchrieb?) und in der Lytanie iſt Ignaz die Zuflucht der Gebährenden, der Schrecken der Geſpenſter (S. 49). — In einer Adventes-Hymne ſingen Mönche und Domherrn:

Vergente mundi veſpera
Vti ſponſus de thalamo
Egreſſus honeſtiſſima
Virginis Matris clauſula.

(Am Feſttage Gregors VII. wird ſowohl in der Legende, als im Gebet zu dieſem Heiligen ſehr gerühmt, daß dieſer Pabſt die Rechte der Kirche gegen Heinrich IV. mit ſolchem Heldenmuth beſchützt, und ihn mit dem verdienten Kirchenbann belegt habe. So was beten Geiſtliche in Landen des Kaiſers? Wahrlich die Horae canonicae verdienten eher die ſtrenge Cenſur als Hallers Lehrgedichte!) — In den meiſten Gebetbüchern findet man den ſogenannten Beichtſpiegel (ein reichhaltiges Sündenregiſter etwa aus Amorts Kaſuiſtiſchem Lexicon Fol. 2 B. genommen), woraus der unerfahrne, ſo wie aus dem Catalogo librorum prohibitorum der illiterate Leſer fruchtbaren Unterricht ſchöpfen kann. Der Verf. kennt ein Mädchen, daß durch den Beichtſpiegel auf die Sünden der Onanie gerieth; und er ſelbſt lernte daraus, daß man durch heiße Speiſen, durch warme hitzige Getränke die Luſt erwecken kann.

Das Reſultat ſeiner Beobachtungen legt uns der Verf. im vorletzten Briefe vor. Er ſagt: daß der Wiener im allgemeinen ein religiöſer Mann, kein öffentlicher Religionsſpötter oder Verächter ſey *) (S. 125). Insbeſondere aber von den Geſinnungen der Einwohner zu urtheilen, ſo macht ſich der Verf.

*) Zum öffentlichen müſte nicht gerechnet werden, was in Geſellſchaft von 6 oder 8 Bekannten geſchieht. Da kann man oft in Wien, ſo gut wie irgendwo, ſowohl über [illegible]che Religion, als über alle Religionen ſpotten hören.

Verf. mehrere Klassen. Zu der ersten und zahlreichsten rechnet er die Abergläubischen; zur zweyten modische Religionsspötter; zur dritten eine gewisse Art von Indifferentisten, die mit dem Freygeiste über Religionssachen spötteln; mit einer älternden Dame das Skapulier küssen; und hiezu sollen die meisten Stutzer in Wien gehören; zur vierten Klasse eben nicht der zahlreichsten, die Erleuchteten. (S. 130.)

Rec. sagte es oben schon: es gehöre viel männlicher Muth und Herzhaftigkeit dazu, Mönche und Schwarzröcke reformiren zu wollen: und diese besitzt der Verf. nicht in dem Grade, als er müßte, wenn er auf den Titel eines Reformators in Kirchensachen Anspruch machen wollte. Die zwote Auflage *) der Beyträge (Nr. 2.) zeichnet sich durch eine demüthige Vorrede und durch viele Abänderungen aus, mit denen mancher Leser nicht zufrieden seyn wird. Sie ist, wie der Recensent zuverläßig weiß, dem Verf. dadurch abgezwungen worden, daß, nachdem in der ersten Freude über die erweiterte Preßfreyheit, die Censur den Druck dieser Schrift erlaubt hatte, diese Erlaubniß nachher zurückgezogen, und die Schrift konfisciret worden. Der Rec. hätte, vorausgesetzt, daß die erlaubte Preßfreiheit auf sichere Grundsätze gebauet ist, nicht erwartet, daß man so geschwind wieder zu einer Einschränkung und zu einem Verbote schreiten würde, das jeden, der in Wien frey schreiben will, das Herz beklemmen muß. Und, vorausgesetzt, daß der Verf. nach sichern Grundsätzen handelte, so hatte Rec. nicht erwartet, daß ein so helldenkend und muthvollscheinender Mann so bald in einer so unwürdigen kriechenden Stellung erscheinen würde. Er hätte die Wahrheit behaupten und leiden sollen.

Der Verf. giebt sich nun schuldig, daß er in der Wahl der Gegenstände übereilt, in den Ausdrücken nicht behutsam und mäßig genug gewesen sey (S. 3); er bekennt, daß diese Schrift nicht eigentlich die Schilderung Wiens sey, sondern auf den ganzen kathol. Pöbel passe (S. 4), u. s. w. — Der Verf., der seine Mitbürger so gut kennt, hätte es ja vorhersehen können, daß seine Schrift allenthalben Bewegungen und Gährung verursachen werde; als Anonym hätte er immer ruhig und unangefochten zusehen, neue Charaktere sammeln, neue

*) Die erste Auflage wird in Wien für 1 und 2 Dukaten verkauft, und ist nicht zu haben.

neue Schilderungen entwerfen, wichtige Einwürfe widerlegen können: aber da mit dieser neuen verstümmelten Auflage weiß der Leser wahrhaftig nicht, woran er ist. Der Fremde kann itzt an der Richtigkeit der historischen Daten zweifeln. Der Wiener selbst, der durch die erste Schrift aufgeweckt, seine Schlafmütze aus den Augen gehoben, den Mönchsglauben zu bezweifeln, zu denken begonnen hat, zieht sie wieder übers Gesicht, und schläft, und der Heuchler, und die Dummheit und ihre Priester rufen Triumph im Stillen, und der Censor, der seine gegebene Erlaubniß wieder zurücknehmen muß, wird schüchtern, sobald es auf dreiste Wahrheiten ankommt, und erstickt sie in ihrer Geburt; und so wird es mit der gerühmten Preßfreiheit ein Spiegelfechten.

Es ist wahr, es stehet noch immer Wahrheit genug im Buche; aber wer reformiren will, muß vorher seinen Plan wohl überdenken, und dann soll er von dem einmal behaupteten Platz keinen Nagelbreit weichen, oder es ist mit seinen besten Gesinnungen geschehen. Wer die alte und neue Auflage zusammenhält, der wird leicht ersehen: wer diese Veränderungen veranlaßt habe. Alle die Stellen, in denen über die Jungfrau Maria, den Adel, den Erzbischof und die Bischöffe gelacht wird, sind weggelassen, oder doch wesentlich verändert. — Dem Rec. ist es sehr unangenehm, daß er auf die Fortsetzung dieser Briefe, deren das zweyte Bändchen Nachrichten von der Erziehung der Jugend, das dritte von Gewohnheiten und Sitten, von einigen Anstalten und Einrichtungen (Erste Aufl. S. 14) würde enthalten haben, wohl nicht mehr hoffen darf: denn in der zweyten Auflage ist sowohl auf dem Titelblatt Erstes Bändchen, als auch das Versprechen zur Fortsetzung gänzlich weggelassen worden. Man sieht wohl, daß zur Fortsetzung die Erlaubniß nicht zu hoffen ist.

Der V. der Schrift Nr. 3. ist ein orthodoxer Erzkatholik; dieß Zeugniß (er wird stolz darauf seyn,) giebt ihm seine Schrift. Es ist ihm eben nicht darum zu thun, seinen Gegner zu widerlegen, denn seine Sprache ist: Man muß zwar eingestehen — obschon es leider wahr ist — es ist nicht zu läugnen — tollatur abusus etc. Aber er ist desto emsiger, seinen Gegner bey dem Publikum verhaßt zu machen. Gleich zum Eingang seiner Schrift (S. 6. 8.) behauptet er: der Verf. der Beyträge habe ganz Wien beschimpft und gelästert, weil der Aberglauben, die Mißbräuche und Irrthümer, die er den Wienern

zumuthete, theils allen Katholiken gemein, theils nur dem niedrigsten Pöbel in Wien eigen wären. Allein die Leser dürfen nur die oben angeführten Auszüge übersehen, um sich zu überzeugen, daß viele solcher Züge angeführet werden, die nur den Wienern, und nicht nur dem gemeinsten Pöbel, sondern auch dem adelichen Pöbel, dem geistlichen Pöbel, und dem gelehrten Pöbel eigen sind. Man soll also den Pöbel nicht züchtigen; man soll das Publicum nicht beleuchten, man soll der Mönchswirthschaft so zusehen, ohne sich zu ärgern, ohne zu lachen; man soll wieder in die Zeiten der Barbarey zurücksinken, wo Päbste und Mönche den unwissenden Pöbel wider Kaiser und Könige aufzuwiegeln vermögend waren? — Freylich ist überall Pöbel, in Paris und Madrid, in London und Berlin (S. 6). Aber warum soll der Wiener Pöbel, wie der Pöbel in allen andern großen Städten, nicht seine besondern charakteristischen Eigenheiten haben? Er hat sie, und der Verf. der Beyträge hat davon die meisten mit einer guten Wahl ausgehoben. Man muß wenig Menschen- und Weltkenntniß haben, wenn man behaupten will, daß wenigstens der Pöbel eines jeden Landes nicht seine Lieblingsthorheiten habe, und dieß im höhern oder geringern Grade, sonst hätten wir gewiß keine Swift und Rabelais, Cervantes und Gerundio, Liskove und Rabener. Welcher Reisende hat es nicht bemerkt, daß das Volk im katholischen Niederdeutschland, wo Katholiken mehrern Umgang mit Protestanten haben, nicht so abergläubisch als in Oberdeutschland sey. In Koblenz und Revier hat Rec. kein einziges sogenanntes wunderthätiges Gnadenbild gefunden. In Paris isset auch der gemeine Mann an Sonnabend sein Stück Fleisch. Hingegen ist der Pöbel in Italien, Spanien und Portugall viel träumerischer, denn sein Gehirn stehet unter der Vormundschaft der Mönche. Gewißlich giebt es auch protestantischen Pöbel. Aberglauben, Dummheit, Anhänglichkeit ans Alte herrschen auch in Berlin und Dresden; aber jeder Beobachter ist so billig, den protestantischen Pöbel erträglicher und nicht so ganz fratzenhaft zu finden. Oder weiß man ein Beyspiel, daß es unter dem protestantischen Pöbel Königsmörder und Giftmischer gab? Aber es giebt in protestantischen Landen auch keine Mönche, die das Volk aufwiegeln; keine Jesuiten, die den Königsmord e cathedra lehren; keine Beichtstühle noch Congregationen oder Brüderschaften, in denen man sich, wie in Lissabon und London, über die Mittel, den Königsmord zu vollführen berathschlägt. Auch die Bemerkung ist unläugbar,

daß

daß man in protestantischen Landen weder in den Gefängnissen so viel Uebelthäter, noch auf den Schädelstädten so viel Gerichtete wahrnimmt.

Der Verf. rechnet es endlich dem Schilderer Wiens zur großen Sünde (S. 25. 27. 29. und a), daß er in seinen Briefen manchmal mit seinem Mädchen scherzt, das doch auf die unschuldigste Weise geschieht. Wenn es in Wien eine so große Autorsünde ist, im Angesicht eines löblichen Publikums sein Mädchen in die Backen zu kneipen, so laßt uns ferne von Wien bleiben! Ueber das wird wohl nicht mehr seyn; und es scheint dem Rec. schon aus diesem einzigen Zuge fast sicher zu seyn, daß der Verf. (Nr. 3.) ein Mönch ist, der so neidisch auf seines Gegners Mädchen sieht. Das ist freylich groß Aergerniß, öffentlich mit seinem Mädchen zu schäkern: aber bey einem Besuch, oder wohl gar im Beichtstuhl (Man lese die constitutionem de sollicitatione in confessionali von Pabst Benedikt XIV) oder — Man weiß ja die Maxime! saltem caute! — Endlich vergißt der Verf. die Mönchsmaxime nicht, seinen Gegner, weil er über Aberglauben eifert, der Unglaubigkeit zu beschuldigen (S. 28). Aber Rec. hofft, daß diese Pfiffkniffe auch in österreichischen Landen bekannt genug seyn, und unserm rechtschaffenen Schilderer mehr Ehre als Schaden bringen werden. Man weiß es wohl, daß es nur Nordschein ist, wenn diese Herren Feuer rufen. Und dann hat je ein Katholik ein orthodoreres Glaubensbekenntniß abgelegt, als der Verf. der Beyträge? „Wir halten, sagt er (S. 15), alle jene Wahrheiten geschriebene oder ungeschriebene für gewiß, von welchen wir überzeugt sind, daß sie die Kirche, in deren seligen Schooße wir leben, als solche vorträgt.“

Die Zweifel Nr. 4. sind viel mehr eine in lauter Frag- und Aufrufungsfiguren abgefaßte Strafpredigt, denn fast jede Sätze (gewiß des Nachdrucks wegen) endigen sich auf ein! oder? Die Hauptfrage: Für wen, und warum die Verf. der Beyträge ihre Briefe geschrieben hätten, wird sehr rednerisch in vier Unterfragen abgetheilt: 1) Ob wohl für den aufgeklärten Theil der Wiener? 2) Oder für Unwissende? 3) Ob sie dadurch den Lesern nutzen? 4) Oder dieselben ergötzen wollten? — Die Antwort und der Beweis ist: nihil horum. Zum Schluß dieser philippischen Mönchschrie noch ein herzandringender vielsagender Aufruf: „Gestehet es nur, ihr scheelsichtige Spötter (S. 6)! leichtfertige Briefschreiber (S. 7)! unbesonne-

neue Geistlichkeitslästerer (S. 14)! daß eure Absicht, ich will es nicht sagen — wie gewesen sey!" — Nun Hr. Pater Chrysostome! so wills dann Rec. sagen: der oder die Verfasser schrieben ihre Briefe, daß gallsüchtige Mönche auf sie schimpfen, sie lästern, verketzern, verdammen und verfolgen könnten, (S. Nr. 2. S. 6).

Der Himmel weis es, aus welcher jesuitischen Polemik der Verf. der Schrift Nr. 5. seinen katholischen Unterricht zusammenstoppelt. Rez. will nichts vom Wust seiner scholastischen Zänkereyen rügen; aber die Parallele, die der Verf. zwischen den Ritterorden und den Brüderschaften ziehet, ist bemerkenswerth. Alle hohe Orden haben bey ihrer Stiftung und Einrichtung die Brüderschaften zum Muster genommen (S. 20). Und wenn die Herren Ritter etwa übelnehmen, daß ihr Ordensband eine Nachäffung des heil. Scapulars sey, so belieben Sie nur selbst (S. 22) den Beweis zu lesen: „der Toisonorden (der doch der Großvater aller übrigen Kreuze, Monden und Sterne ist,) wurde erst im J. 1430. errichtet, und die Brüderschaften haben aufs späteste im J. 895. ihren Anfang genommen. — Daher auch noch itzt regierende Herren sich nicht schämen, durch Brüderschaften sich mit ihren lieben Unterthanen aufs neue zu verbrüdern (S. 21), da sie vorher durch die Taufe in die Generalbrüderschaft Jesu Christi sind inkorporirt worden (S. 23).

Nun endlich eine Widerlegung! dachte Rec., als er den Titel der Broschüre Nr. 6. las; aber von Widerlegung nicht eine Sylbe. Dafür schimpft der Verf. wacker auf die Schilderer Wiens, als unverschämte Scribler und ärgerliche Freygeister, welche die vom gnädigsten Monarchen ertheilte Preßfreyheit nur dazu gebrauchen, um alles, was heilig und geistlich (nicht wahr termini convertibiles?) ist, verächtlich zu schildern (S. 4) — Er kanns ihnen gar nicht vergeben, daß sie gar keine Staatskenntniß hätten: „man muß derley Mißbräuche (so wie er in Spanien, Frankreich, Italien und anderen Städten S. 5. gethan) mit ansehen, auch wohl über einige unter den Zähnen lachen; aber dabey das gute Herz und den Eifer des Volks bewundern". — Sie und ihres gleichen Neumodephilosophen hätten wohl Hände und Füße, aber keinen Kopf (S. 16). Nach gestatteter Freyheit in Wien habe nicht ein einziger geschrieben; sie haben alle gekratzt, und

Die

so gekratzt, daß es der Mühe nicht lohnte, es zu drucken; aber in Wien liest man gerne, und plaudert noch lieber (S. 10).

Die Profeßpredigt (Nr. 7.) ist eine bittere Spottrede auf Mönche, und besonders auf den Dominikaner- oder Inquisitionsorden. Der Verf. ist ein hellsehender und launigter Kopf, der die Geschichte der Verketzerungssucht und des Fanatismus mit durchdringendem Geiste weiß, und davon einige treffende Züge darstellt, und dieß mit einer männlichen und rührenden Beredtsamkeit. Sein belobter Frater Profeßnoviz ist ein redendes Beyspiel, wie junge Mönche allmählig zum Verketzerer, zum Anathematizanten, zum Malleus Haereticorum gebildet werden. Nur eine einzige Stelle (S. 35) zur Probe des Gesagten: Wenn je ein Heiliger an der rechten Hand Gottes zu sitzen verdient, so ist es gewiß Dominikus, der furchtbarste, kühnste Apostel aller Welttheile. Wer hält die versengten Köpfe der Mohren, die wollüstigen Schwärmer in Portugall, und die stolzen Rechthaber, die Spanier, im Zaume, als die würdigen Brüder unsers Ordens? Wer machte aus so vielen ungläubigen verstockten Sündern noch am letzten Abdrucke ihres Lebens glorreiche Blutzeugen der Religion, als die Dominikaner? Wer reinigte so viele hundert tausend Quadratmeilen von Sündern, Ketzern und Ungläubigen als die Dominikaner? Wer half den vierten und siebenmal größern Welttheil, als unser Europa ist, erobern, als die bewaffneten furchtbaren Weltapostel, die würdigen Lehrjünger des heil. Dominikus? Wo ist das Land, in dem man unsern Namen nicht mit Schröcken nennt, die Geschichte unserer Missionen nicht mit über den Kopf gefaltenen Händen erzählt, und die Provinzen glücklich preißt, wo Thron und Altar das Gemächte unserer Hände sind? Wo konnte sich die Kirche Gottes so unerschüttert erhalten, als da, wo die heil. Inquisition dem Bürger wie dem Könige das Messer vor die Thüre steckte? Wer machte den Namen Gottes je so schrecklich als die unerschütterte Kühnheit unserer Brüder? Nicht Zagheit, weibische Kleinmüthigkeit oder weichherzige Empfindsamkeit entehrte je das Herz eines Dominikaners. Mit starrem Blick sahen wir Ströme Bluts und Ströme von Zähren fließen, jauchzten Hosanna auf Schavoten unter modernden Leichen, stießen die flammende Pechfackel unter Alleluja und Psalmen in den Holzstoß, und brachten dem Herrn von verbrannten Menschen ein angenehmes Rauchopfer".

Nr. 8. Eine gute Probepredigt: aber darum kein anpreisenswürdiges Muster des simplen, populären, herablassenden Vortrags fürs Landvolk.

Der Verf. von Nr. 9. ist ein geschworner Mädchenfeind. Was der Mann nicht alles wider die armen Stubenmädchen zu sagen weiß! Und was das in Wien für eine böse Welt seyn muß! Die vierte Auflage von solch einer Mädchenverletzenden Schmähschrift! — Ein Paar Proben von den Behandlungen dieses Mädchenfrevlers: Fast alle Stubenmägdchen sind Buhlerinnen (S. 10); sie machen den Bürgermädchen, den Halb- und ganzen Fräulein ihre Liebhaber, den gnädigen Frauen aller Gattungen ihre Männer wankelmüthig, nicht selten gar untreu (S. 4); sie verdingen sich am liebsten bey jungen ledigen Männern oder alten Wittwern, um in gnädige Frauen verwandelt zu werden; sie sind gefällig gegen freygebige junge Herren und vazirende Ehebrecher, und werden von gewissen Herren, die mit ihren Frauen auf dem Fuß der großen Welt leben, mit Ehren unter die Haube gebracht (armen Schluckern zu Frauen gegeben); sie lassen sich zu Unterhändlerinnen gebrauchen; als Exstubenmädchen verkleiden sie sich gerne in gnädige Fräulein (Sonderbar! denn diese verkleiden sich in eben der Absicht in Stubenmädchen), und lassen durch junge Praktikantinnen vorübergehende Mannspersonen zu sich rufen; sie sind die Mausfallen der Mediciner und Apotheker (S. 11, 21). Ey! ey! in Wien, wo noch vor kurzer Zeit fast an jeder Thüre ein von der Polizey aufgestellter Keuschheitscommissarius lauerte; und wo Keuschheitssünden mit so schwerer Geldbuße bestraft wurden, wie wäre so was möglich! — Und hernach, welcher Christenmensch kann so was Arges denken, wenn ihm auch wirklich in den Dämmerungsstunden auf dem Graben oder der Bastey ein schönes Stubenmädchen mit einer kronförmigen, goldspitzenen Haube, mit à la Ripamonté geschnittenen und in die Stirne gekämmten Haaren und herabhangenden Chignons, mit einem tintüchenen Halstuch, heraufgepreßten offenen Busen, niedlichen nach einem englischen Leibe geformten Korset, einem mit breiten Fälben garnirten Rock, weißseidenen Strümpfen, damastenen, mit großen Modeschnallen garnirten Schuhen, mit Ohrengehängen und Ringen (S. 9 und 10) begegnen soll? Und wenn dann so ein liebes Kind über so harte unverschämte Beschuldigungen eine Zähre sich aus den Augen drückt: welcher Autor wird nicht in Mitleid zerschmelzen — in Rache entbrennen, sich sogleich auf seinen Rosinante setzen,

um

um mit dem verwegenen Mädchenschimpfer eine Lanze zu brechen? — Daher wundert sich Rec., daß nur ein halb Dutzend (Nr. 10. 15.) Vertheidigungsschriften zum Vorschein kamen, er hatte derer zum wenigsten ein Halbhundert erwartet, und diese mit mehr Begeisterung, Wärme und Nachdruck geschrieben, als z. B. die Schutzschrift (Nr. 10.). Dieser kaltblütige Apologist weis die den Unschuldigen gemachten Vorwürfe mit nichts anders zu beschönigen, als daß er die Schuld auf andere, auf Stutzer und Verführer hinüber wälzt. — Nun sieht erst Rec., daß es die lieben Kinder selbst auf sich nehmen mußten, ihre angetastete Ehre zu vertheidigen. Zwar scheint es, daß die Rede (Nr. 11.) und das Schreiben (Nr. 12.) eher das Werk eines gemietheten Sachwalters sey, denn darin ist wohl nicht ein Zug der Sprache beleidigter Schönen angebracht; und so auch die b'auäugige Nannettel (Nr. 13.) ist eine schmachtende Pamele, die über anzügliche Spottreden nur raisonniren oder winseln kann. Aber die Strafpredigerinn (Nr. 14.) weis so recht nach Weibsart sich zu vertheidigen; mit erzürntem Blick giebt sie dem unverschämten Autor eine derbe Maulschelle, wie auf dem Titelvignet jedem Mädchenkritiker zur Warnung zu sehen ist. So macht es auch die Theresia M. (Nr. 15.) Nachdem sie den Autor recht ausgehunzt, und auf ihn als einen elenden Gelegenheitsscribler, hungrigen Knittelreimer, Aftergelehrten, Schmierer und Dummkopf geschimpft hatte, so giebt sie dem Mädchenbeschnarcher so Etwas auf die Nase, das der vorigen ohrfeiglichen Widerlegung sehr nahe kommen mag. — Grübler werden freylich aus diesen Streitschriften nicht absehen können, ob das Recht auf dieser oder jener Seite sey: Iupiter in Troiam, pro Troia stabat Apollo. Vielleicht liegt es in der Mitte. Stolz können die Stubenmädchen immer darauf seyn, daß sie die Schriftsteller und das lesende Wiener Publicum so sehr interessiren. Doch vielleicht wissen die unösterreichischen Leser noch nicht was ein Stubenmädchen ist. Rec., der während seines Aufenthalts in Wien weder über Untreue noch Sprödigkeit dieser guten Mädchen klagen konnte, glaubt also unparteyisch dem Leser eine unbefangene Definition geben zu können, wenn er sagt: Ein Stubenmädchen ist ein weiblicher Dienstbot, der sich weder mit den Geschäften der Küche noch der Kinderstube abgiebt. Sie sind Kammerjungfern im Kleinen, bürgerlich, aber jederzeit reinlich, öfters fast meistens artig, oft prächtig gekleidet;

det; haben Witz trotz einer Kolumbine, sind durchgehends schön, und gewiß so böse nicht, als sie der Verf. (Nr. 9.) macht.

Nr. 16 und 17. Was nützt es dem Schmierer, ausdruckvolle, charakteristische Urbilder vor sich zu haben, wenn er nicht einmal kopiren, sondern nur schmieren kann? Nr. 17. S. 19 steht ein heilsamer Rath: „Mein lieber Freund! bleiben Sie bey Ihrem Amte; ergreifen Sie die Feder, aber nur um das abzuschreiben, was ihnen vorgelegt wird, und lassen Sie das Schmieren bey Seite.“

Nr. 18. Auch ohne des Verf. winzige Broschüre weis man, daß es in Wien von unzähligen selbst verfaßten Herren Von, gnädigen Frauen und Fräulein wimmelt. Man lacht — und schweigt. Hätte es der Verf. doch auch so gemacht, denn er hat nicht die mindeste Anlage, den Afterstolz seiner Mitbürger in satyrischer Prosa zu belachen.

Die Schrift Nr. 19. enthält sehr magere Trostgründe für die armen Pensionsverlustigen. Sie sollen versichert seyn, daß die eingezogenen Pensionsgehalte, (die sich nach Schlözers Briefwechsel auf Millionen belaufen) zum Besten des Staates, nach S. 45 wohl gar zu Errichtung eines freyen ausgebreiteten Seehandels, verwendet werden; sie sollen aus Vaterlandsliebe ihren Aufwand einschränken. Dieß ist alles, was ihnen der Verf. auf 56 Seiten tröstliches zu sagen weiß. Zur Schadloshaltung können sie in diesem Büchelchen veraltete Staatsmaximen, politische Sprüche in lateinischer, griechischer, französischer Sprache, und dabey die Namen Richelieu, Buckingham, Görz, Porto-Carrero, Xenophon, Juvenal, Montesquieu, Mercier, Voltaire, Abbt; auch viele Reverenzen, über derer unschickliche Verzerrung aber mancher lächeln wird, finden.

Nr. 20. In Wien, wo bisher wenige Juden geduldet wurden, giebt es Menschen, die ihre Mitmenschen auf eine abscheuliche Art bewuchern, und gleich Vampiren ihnen die besten Säfte bis auf den letzten Tropfen aussaugen. Ihr Hauptgewerbe bestehet darinn, daß sie den Civilbedienten, derer viele sich wegen des übertriebenen Luxus in Schulden stecken, auf Besoldungen und Pensionen Gelder darleihen, wodurch der Darleiher mit 100 Fl. jährlich 32 Fl. und der Negotiant (Unterhändler) mit wenigen Gängen 16 Fl. profitirt (S. 7). (Es ist bekannt, daß ein reicher Mann in W. im siebenjährigen Krieg durch Einhandlung des Papiergeldes einen großen Theil seines Reichthums erworben). Der Verf. schlägt zur Steuerung eines

sol-

solchen Unheils Mittel vor, die Beherzigung und Anwendung verdienen.

Der Verf. des pasquillantischen Wisches (Nr. 21.) versetzt viele der itzigen Wienerscribenten nach St. Marx ins Narrenspital. Er selbst macht sich zum Verwalter des Narrenhauses, und möchte gern was zu lachen machen; hat aber den Hanswurst (dessen Narretheyen selbst ein Bayle so unterhaltend fand) nichts als einige niederträchtige, pöbelhafte Zoten (S. 6. 15. 24.) abgehört.

Möchten immer die lieben Leute, die nun auch die Wohlthat des Freydenkens und Redens zu schmecken beginnen, ihre politischen Kannengiessereyen in einer Bier- oder Weinschenke auskramen; aber dem lesenden Publicum sollen sie mit solch verlegener, vermoderter Waare nicht beschwerlich fallen. Der Himmel weis es, welcher Fiakre oder Sesselträger diese Kleiderordnung Nr. 22. mag entworfen haben. Freykünstler und ihre Frauen sollen ein schwarzes breites Band um den Leib tragen (S. 8 und 14); auch reiche Judenfrauen sollen sich wie Kuchelmenscher (Küchenmägde) kleiden (S. 16). Die geistlichen Herren sollen kurz abgeschnittene Haare, keine andere als schwarzwollene Kleider, Mäntel und Strümpfe tragen (genau wie Molliere's Tartüffe). Diesen dreyen Ständen ist der Projektenschmidt gar nicht gut: denn er taxirt sie in seiner Strafliste viel höher als die Frauen Von, Beamte und Handelsleute.

Nach Inhalt des Schreibens Nr. 23. soll Andromeda von Hrn Hofr. Kempel als Melodram ganz vortrefflich bearbeitet worden seyn. Hr. Lange soll ein vollkommener Schauspieler, ein Held in jedem seiner Tritte und Schritte (S. 14) seyn: und Mde Sacco, die Tochter der Natur, soll unnachahmlich schön eine Ohnmacht — keine gewöhnliche Theaterohnmacht, nein! eine Ohnmacht, wo man die Sinne verschwinden, und den Körper hinsinken sieht, vorstellen können (S. 18). — Rec. kennt keine von Hrn. von Kempels theatralischen Arbeiten; von Hrn Lange sah er noch vor zwey Jahren Helden spielen; aber hölzern schien ihm alles an diesem Schauspieler; und die Mde Sacco, hatte er nie das Glück in so einer nicht wahren, nicht theatralischen Ohnmacht zu sehen.

Noch eine andere Antwort auf dieses Schreiben von der Bestia (Nr. 24.), die all den Beyfall, den dieß Stück in W. erhielt, possierlicherweise sich allein zueignen will, wie folget:

Schwimmt nicht in der Muſik der Text?
Läuft Perſeus nicht als wie behext
Auf mich loß, läßt ſein Mädel weinen,
Und rauft, anſtatt mich zu verſteinen?
Vergißt nicht bald Andromeda,
Die mich doch erſt mit Augen ſah,
Und athemlos und voller Schrecken
Schon glaubt im Rachen mir zu ſtecken
Mich ganz, und ſperrt jungferlich
Wie eine Braut vom Dorfe ſich?

Nr. 25. enthält bittere Klagen eines Dichters, daß Hr. Müller ſein errichtetes Kindertheater aus Mangel der Unterſtützung aufzuheben ſich bemüßigt fand. Es iſt aber auch um ein öffentliches Kindertheater eine mißliche Sache. Unausſtehlich wars dem Rec. allezeit, wenn er von Kindern Rollen ſpielen ſah, die der Dichter und die Natur des Stückes nur für Erwachſene beſtimmte. Kinderſpiele aber, wo nur Kinder auftreten, (und alſo nicht einzelne Kinderſcenen) haben wir faſt keine, die fürs Parterre (nicht blos für Kinderfreunde) intereſſant und unterhaltend wären. — Und dann haben wir eine Schauſpielerpflanzſchule wohl ſo nöthig? Wimmeln nicht die Theateralmanache von Schauſpielern und Schauſpielerinnen, welche eher ſpinnen und weben ſollten. Dazu kommt, welches wohl zu merken, die Schauſpielerkunſt kann nicht gelehrt werden, wie die Wechslerkunſt. Nur Leute, die den Trieb und das Talent in ſich fühlen, müſſen ſich ihr widmen. Viele junge Leute von mäßigen Talenten dieſe Kunſt lehren, und handwerksmäßig ausüben laſſen, heißt Stümper machen. Dieß ſah man auch an den Müllerſchen Kindern, denen es ganz an Natur fehlte, welche ſich freylich überhaupt bey den wenigſten Schauſpielern in Wien findet. Es iſt bekannt, welchen großen Beyfall daſelbſt Bergopzomer erhalten, der die perſonificirte Unnatur iſt. Auch deuchts dem Rec., daß eine Schauſpielerpflanzſchule eben nicht eine der heilſamſten Anſtalten für die guten Sitten der Kinder, noch weniger eine der ſchicklichſten Hauptbeſchäftigungen für die Jugendjahre ſey. — Indeſſen verkennt Rec. gar nicht Herrn Müllers guten Willen bey der Wieneriſchen Kinderbühne! und gönnet ihm gar gern folgende Verſe, die ihm ein Menſchenfreund aus dem Munde des Publikums zinſet (S. 8):

Der

Der wackre Mann, wie ers doch angehn mag,
All das den Kindern beyzubringen?
Ganz unermüdet, ganz Geduld?
Und welch ein Kinderfreund muß er nicht seyn?
Die guten Kinder leisten wirklich mehr,
Als man von ihnen fodern kann! u. s. w.

Nr. 26. „Uebertriebener Religionseifer, eine vernachläßigte Erziehung, eine nach schlechten Mustern gebildete Denkungsart, verderbte Sitten, unbändige Leidenschaften, verjährte Vorurtheile und zu hochgespannte Eigenliebe, waren meistens die Grundursachen der Nichtduldung.“ Von einem Manne, der (Nr. 26. S. 26) solche Grundsätze äußert, hätte es Rec. nimmermehr erwartet, daß er so intolerante und unmenschliche Vorschläge machen sollte. Man höre nur: die Verordnung der allergnädigsten Landesmutter (vom J. 1768 unterm 9ten Jul. vermöge welcher die Juden in Wien jedes Jahr sollen vermindert werden), soll man strenge beobachten; der Juden ihrem crescite et multiplicamini vorzubeugen, soll man sie nicht so frühe, und dann alle zwey Jahre nur sehr wenige heurathen lassen (S. 34); sie desto sicherer auszurotten, soll man sie unter die beständig scharmuzirenden und auf den Vorposten stehenden Kroaten stecken; oder doch aus ihnen Stück- und Fuhrknechte machen (S. 37); in eben der Absicht soll man sie wie zu Rom, Venedig, Metz, Frankfurt, Mayns, Prag ꝛc. in enge Judenquartiere zusammen stecken (der Christ mißgönnt ihnen freye Luft! o Christenthum!); die Obrigkeit soll sie als statum in statu (das sind Mönche, aber nicht Juden! die Parallele, daß Juden so geldgierig und wucherisch sind, wie die Jesuiten, die vorhin in Wien eine öffentliche Bank hatten, wäre eher getroffen); durch ihre Vorsteher oder Parnas (S. 40) machen sie Eingriffe in die Rechte der christlichen Obrigkeiten (in Berlin wurde das Judengesetz deutsch abgedruckt); man soll ihnen (S. 45) alle Korrespondenz in hebräischer Sprache verbieten (der Verf. kann sie gewiß nicht decifriren?); man soll sie vom Wechsel- Geld- und Juwelenhandel, der allein den Juden in Wien bisher verstattet wurde (S. 46), abbringen, und sie zur Handarbeit anhalten; auch wohl zum Holz- und Steinhauen, zum Schornstein- und Kloakenfegen, zu Maſenmeisterarbeiten gebrauchen (S. 53). — Und auf solche Vorschläge, die nicht allein das Gesetz unsers Meisters, sondern auch die Rechte der Menschheit so sehr schänden, kann der Verf. (S. 45)

glauben, daß Joseph der Menschenfreund sein Augenmerk richten werde (S. 45)? Giebts doch also zur Schande unsers Jahrhunderts einen Schriftsteller, der Hamans Projekte nachschmiedet!

In der Schrift Nr. 28. ist zum Glück die Abhandlung über Begräbnisse, gegen welche diese Beantwortung und die drey nachstehenden Streitschriften gerichtet sind, ganz abgedruckt: und das war sehr gut, denn die dazu verfaßten Anmerkungen sind so unbedeutend, so schwankend, daß sie ausser gewissenhaften Recensenten, die alles durchsehen müssen, jeder Leser überblättern wird. Der V. der Abhandlung bestreitet den Unfug der von der Wienergeistlichkeit zu hoch getriebenen Begräbnißkosten, (S. 12.) für den Leichenkondukt, (wozu der Pfarrer mit seinen Kappelläuen und Kirchendienern, buntschäckige Mönche und Bruderschaften, Sänger und Posaunisten, Kreuz-Fackel- Schild und Sargträger gehören); fürs Läuten, für silberne Bruderschaftsheilige, (die man theils mitträgt, theils zum Pomp auf den Sarg setzt); für Wachslichter und Pechfackeln, für Seelenämter und Beymessen, für den schwarzen Trauerputz der Kirchen und Altäre, für Kirchenmusik, Meßner, Leichenansager und dergl. Mit warmen patriotischen Gefühl eifert er wider diesen unnützen und eiteln Aufwand, der schon oft vieles zur Verarmung mancher Familien mag beygetragen haben, und wünscht, daß der Bürgerstand in diesem Stücke den Adel nachahmen möchte, der seine Leichen auf einem Trauerwagen ohne Klang und Sang (bey jeder Leiche der Protestanten ist diese Leichenbegängnißart üblich) zur Grabstädte bringen läßt. — Solche Reduktionen sind freylich nicht nach dem Geschmack des Wiener Klerus. Daher der Fragesteller (Nr. 27.) dem Verf. der Abhandlung Aechtgläubigkeit, Menschenfreundlichkeit, Politik, Metaphysik und Moral abspricht (S. 27); er meynt, daß derselbe, so wie Hr. Jauser in München verdiente inquirirt zu werden (S. 34). Das hat dieser unter Joseph II. hoffentlich nicht zu befürchten. Ja Rec. hofft, daß sich auf die Belobung der Inquisition (S. 34.) nicht einmal die Genehmhaltung der K. K. Prager Censur (S. Titelbl.) erstrecken werde. — Nr. 30. ist eine Broschüre voll scholastischen Unsinns: dabey hadert, schreyet, schimpfet, verdammt der Verf. wie ein Inquisitor. — Nach der Lehre der Theologen, sagt der V. der Abhandlung, ist eine einzige Messe von unendlichem Werth: also haben die Wiener

nicht

nicht Ursache, Messen nach Hunderten für Verstorbene lesen zu lassen. Distinguat! ruft man hier dem V. zu: secundum latitudinem et sufficientiam, concedat! secundum applicationem et efficaciam, neget! Wie künstlich man durch Distinktionen nicht Knoten auflösen kann! Es lebe die Scholastik zur Ehre des achtzehenden Jahrhunderts!

Nr. 31. Der Prater ist für Wien das, was für London der St. James-Park, für Paris die Tuileries, für Berlin der Thiergarten; eine öffentliche Promenade, wohin „der Adel zu träge seine eigne Maschine zu tragen, in hölzernen von Centauren gezogenen Kästen; der Pöbel durch gefährliche Leitung unbändiger Phaetonen (Fiakres) gerollt wird.„ In dieser erhabenen versartigen Prose spricht der V. bis S. 9. Da macht er auf einmal im für Erdensöhne verständlichen Gemeindeutsch den patriotischen Vorschlag: daß jede Person beym Eingange des Praters nur einen Pfenning erlegen soll; dadurch würde in den 4 Monaten, in denen die Wiener den Prater besuchen, wenigstens eine Summe von 800 Fl. zusammengebracht, und damit die Kosten zur Aufspritzung wider den Staub bestritten werden können. Jedermann würde zehnmal so viel an Kleidung und Gesundheit ersparen. (Daran mag der V. so unrecht nicht haben; aber mißfällig ists dem Publikum allezeit, an öffentlichen Vergnügungsorten, wie in Holland bey jeder Brücke, eine Zollbank errichtet zu sehen.)

Nr. 32. Was das für ein alberner Einfall ist, eine Parodie des römischen Senats und der Pflastertreter des Wiener Grabens (eines öffentlichen Marktplatzes) zu schreiben! Die Ausführung davon und die Schreibart ist höchst schülerhaft gerathen.

Nr. 33. Der Reformationsgeist der Schriftsteller in W. erstreckt sich bis aufs Hinableuchten. Der Verf. will diese tyrannische Gewohnheit schlechterdings abgeschafft wissen, denn es kostet jedesmal einen blanken Siebenzehner Trankgeld (S. 24). Daß eine solche Gewohnheit, die auch in Leipzig und in Hamburg üblich ist, den Herrschaften unanständig sey, das Gesinde verderbe, und die Gesellschaft störe, haben schon mehrere bemerkt.

Nr. 34 und 35. Der Hr. Schloßhauptmann kann es nicht vertragen, daß man seine Provinzialausdrücke, die er 3. populäre Sprache nennt, tadle, indem er seine Finger f

reizende Geschöpfe (er schreibt eine Abhandlung von den Vortheilen des Freyhandels der Fratschlerweiber — Höckerweiber) strapazirt (S. 28). Das Werkchen selbst betitelt er eine Mißgeburt des Müßigganges, ein Allerhanddurcheinander. — Dem Rec. bleibt also nichts zu tadeln übrig, als daß der V. verlangt, man soll seine Mißgeburt schön, sein Allerhanddurcheinander behaglich finden.

Nr. 36. Der Hauptzug dieser Geschichte ist, daß Hr. Piphan ein Kritiker, ein Journalist, ein Recensent durch ein Paar Dutzend gutgemessener Stockschläge sich bewegen läßt, seine wider eines Majors Dichtereyen abgefaßte Kritik öffentlich zu widerrufen. Freylich nur ein solcher zudringlicher Bewegungsgrund kann jemand dahinbringen, des V. armselige Schreiberey erträglich zu finden.

Nr. 37. Daß die Klerisey der römisch. Kirche von jeher einer Verbesserung bedurft habe, daß man stets daran zu bessern gesucht, und nie wirklich gebessert habe, daß man auch in der Zukunft eine solche Verbesserung nicht hoffen dürfe, daß also der Knoten, weil er nicht aufzulösen ist, zerhauen, und die Ordensstände abgeschafft werden müssen, wenn man die weltlichen Staaten erhalten will, das ist es, was der V. in seiner gut geschriebenen Abhandlung sagt, und aus der Verfassung der Mönchsorden sowohl, als der Geschichte beweiset, ohne jedoch in ein Detail zu gehen, oder zu alleairen. Lauter wichtige Wahrheiten, die freylich vor dem V. schon tausend katholische und protestantische Schriftsteller gesagt, und bewiesen haben; die aber nichts desto weniger und besonders in diesem Zeitpunkt für Wien nicht zu oft genug wiederholt werden können. — Rec. ist kein rascher Zelot, er hält die Reformationssucht oft unnöthig; er vermeynt, daß auch ohne Luther, ohne den Schmalkaldischen Bund, die Reformation durch den Geist der Zeiten wäre bewirket worden; er hält jene Kirchenverfassung für die beste, wo ieder glauben und singen kann, was er will; er ist weit davon entfernt zu glauben, daß die Katholiken, ihre Kirche zu verbessern, zur protestantischen Kirche übertreten müßten: billige Leser werden ihm daher eine kleine Anmerkung nicht mißdeuten. Unser V. befürchtet (S. 131), daß die geistliche Macht, die Oberherrschaft des Pabstes und seine Jenitscheri, die Mönchsorden, nicht ohne gewaltsame Erschütterung, ohne Gefahr verschiedener unangenehmen Folgen zernichtet werden könne.

könne. Scharfsichtige Politiker haben den Sturz des Pabstthums und der Mönscherey lange schon vorhergesagt. Soll die Erfüllung ihrer Weissagung wohl noch so ferne seyn? Die katholisch. Regenten erkennen den schädlichen Einfluß, den beyde auf ihre Staaten haben; sie sehen ihre Rechte ein: was soll sie zurücke halten, diese geltend zu machen? Zu den Zeiten der Reformation war ganz eine andere Denkungsart des Volks und der Höfe: und bald hernach geschahen die wichtigsten Kirchenverbesserungen ohne bürgerliche Kriege. Soll man in unserm Jahrhundert, wo die größten Revolutionen ohne Schwerdtschlag vor sich giengen, nicht noch mehr erwarten können? Der Lave fängt an einzuziehen, daß man gut katholisch seyn könne, ohne vom Pabste und den Mönchen sich die Beutel leeren zu lassen; und die Bischeffe werden nach ihren von Päbsten und exemten Ordensgeistlichen so sehr geschmälerten Rechten greifen, wenn sie doch aufgeklärte patriotisch gesinnte Priester sind, oder — wenn sie sicher seyn wollen, nicht auf die Finger geschlagen zu werden. Wagt man es nicht, den ohnehin unzufriedenen unglücklichen Mönchen, die meistens nur aus Unwissenheit oder falscher Schamhaftigkeit oder Gleisnerey dem Mönchengeist getreu bleiben, die Klöster zu öffnen, so wird das Verbot, Novizen zu werben, den Klöstern bald ein Ende machen. Und dann gute Nacht päbstliche Hierarchie und Monachismus, die ihr seit Jahrhunderten fast alles Unheil in die Welt brachtet! Aberglauben und Unglauben würden, wo nicht gänzlich getilget, doch sehr geschwächt werden, und die kathol. Kirche würde reformirt seyn, ohne reformirt zu heissen. — Der V. muß doch auch einer so glücklichen Veränderung mit sehnsuchtsvollen Blicken entgegen sehen: denn er sorgt schon dafür, wozu Klöster und Ordenshäuser angewendet werden könnten. Er schlägt vor, man soll sie zu Priesterseminarien, Wittwen- Waisen- und Krankenhäusern umschaffen (S. 126). Rec. will darüber seine Meynung aufrichtig sagen. Er ist mit diesem Vorschlage (laßt ihn immer noch in die Traumwelt gehören!) nicht mit einverstanden. Ihm deucht, daß alle Gemeinhäuser, in denen man nicht Familienweise zusammenlebt, (sie mögen heissen wie sie wollen, mögen zu den besten Absichten gestiftet und eingerichtet seyn) dem Staate und einzelnen Gliedern desselben mehr Schaden als Vortheil bringen; daß sie mit der Lebensart, wozu uns die Natur und die bürgerliche Verfassung bestimmen, streiten, daß sie stets eine Art Klöster, ein status in statu seyen. Es ist hier nicht der Ort, diese Meynung ausführlich

führlich zu behandeln: also nur ein Paar Worte: zu was sollen dann Priesterhäuser? Man bedenke doch, zu was Priester bestimmt sind. Alle ihre Berufsarbeiten fordern Weltkenntniß und Kenntniß des Menschen. Wie können sie diese erlangen, wenn sie nicht unter Menschen leben? Es wird ihnen durch ihre Studiren, durch ihre Meditationen schon zu viel Zeit weggenommen, als daß sie Welt und Menschen studiren, mit dem letzten vertraut werden, seine Leidenschaften, seine Verhältnisse kennen lernen könnten. Und wenn sie erst die noch übrige Zeit in den Mauren eingeschlossen werden, und die Welt nur durchs Gitter betrachten können, wie sollen sie dann geschickt werden, ihren Pfarrkindern in allerhand Angelegenheiten Rath zu ertheilen, Uneinigkeiten zwischen Nachbarn und Familien durch gütliche Vermahnung beyzulegen, öffentlichen Aergernissen auf eine sanfte und kluge Art zu steuren, von der Kanzel (und bey Katholiken im Beichtstuhle) das Volk zur Gottesfurcht und Befolgung der bürgerlichen Pflichten so verschiedener Stände in einem angemessenen Vortrage zu vermahnen, Unglückliche und Kranke zu trösten ꝛc., mit einem Worte, wie können sie Hirten und Väter der ihnen anvertrauten Gemeinde seyn? Was wüßte Rec. noch alles von dem in solchen Gemeinhäusern unvermeidlichen Partheygeist, von der Ermüdung und dem Ueberdruß an dem Einförmigen, von der Eingeschränktheit der Kenntnisse und daher entspringenden schiefen Urtheilen, vom ökonomischen Uebelstande zu sagen! — Auf gleiche Weise solls dem Rec. nicht schwer fallen, hundert Gründe herzuschreiben, warum es für die Waisen besser sey, sie in Familien erziehen zu lassen. Wenn man auch den Aufwand fürs Gebäude, Personale ꝛc. nicht in Betrachtung ziehet, so sieht doch jedermann, daß Waisenkinder nicht so gesund und robust, nicht so munter und lebhaft als andere Kinder der Städter sind, die stets in freyer Luft leben, oder doch öfter dieselbe beym Schulgehen und freyer Musse einathmen, zu allen Zeiten verschiedene Nahrungsmittel geniessen, verschiedene Hausgeschäfte mit ansehen, zur Mithülfe dieser oder jener Arbeit angehalten werden, in Gesellschaft verschiedener Menschen kommen; böse Beyspiele, die in keinem Erziehungshause bey Kindern so verschiedener Denkart, Sitten und Temperaments trotz aller Aufsicht nicht fehlen, nicht mit solchem Eindruck aufnehmen, als sie auf Jünglinge, die in den Jahren aufkeimender Leidenschaften aus einer klösterlichen Erziehungsanstalt in die für sie schon wegen der Abwechslung rosenfarbne Welt treten, eindringend wirken müssen; jedermann

sieht,

ſteht, daß Waiſenkindern auch noch nach vielen Jahren ihres Austritts etwas ſteifes, maſchinenmäßiges, monachaliſches, ungeſellſchaftliches, unweltbares anklebt: daher wollen die Handwerker in Wien keine Kinder aus Parhamers Waiſenhauſe, (wo ſie den ganzen Tag in Stuben ſitzen, ſtricken und Roſenkranz bethen müſſen) in die Lehre nehmen. — Aus ähnlichen Gründen kann Rec. in Ritterakademien, Penſionen und Erziehungshäuſern für Kinder bemittelter Eltern; ja auch in Armenhäuſern und Hoſpitälern, nicht das Gute finden, was ſo allgemein belobt wird, denn ſelbſt zu viele Ordnung, zu viel Maſchinerie, zu viel Prunk ſind fürs bürgerliche Leben ganz zweckwidrig. Wenn man ſolche Gemeinhäuſer beſucht, ſo laſſe man ſich vom Cicerone nur kein Färbeglas vorhalten, nicht durchs äuſſerliche blenden, ſo wird man gewiß nicht alles, ſo ganz vortrefflich finden. — Darum aber ſollen und werden milde Stiftungen nicht aufhören. Man theile die Waiſen unter kinderloſe Eltern, oder andere Kinderfreunde, und bezahle für ſie Koſt und Schule; und gebe Wittwen und Armen ein gewiſſes Tagegeld, und erlaube ihnen, unter Familien zu leben, und ſo ferner hinauf bis zum Ritter und Dommherrn. Kann man dann wohlverdienten Patrioten nicht Renten auswerfen, ohne daß ſie Mitglieder eines Korps ſind, ohne daß ſie en corps leben? Warum ſollen ſie einem Biſchof, Probſten und Dechant unterworfen ſeyn, und nicht von der bürgerlichen Obrigkeit, vom Landesherrn in gerader Linie abhangen? — Rec. könnte eben ſo wichtige Nachtheile anführen, die Kaſernen nach ſich ziehen, und hundert Vortheile für den Staat und das gemeine Weſen, in Anſehung der Bevölkerung, der Förderung des Feldbaues, der täglichen Hausgeſchäfte, der guten Sitten, wenn der Soldat beym Bürger einquartiret würde.

Nr. 38. Ein Wort im Vertrauen und aus gutem Herzen an einige Herren Schriftſteller in Wien. — Meine Herren! Wie heilſam würde es für Sie und Ihre Landsleute ſeyn, wenn Sie die Wohlthat der Preßfreyheit, bevor Sie als Schriftſteller vor dem Publikum auftreten, zu Ihrer eigenen Bildung anwendeten; wenn Sie die beſten Schriftſteller der Denker aller Nationen und vorzüglich der Deutſchen, (wofern ſie, wenn die Cenſur ganz aufgehoben ſeyn wird, ſolche erhalten können) leſen, ſtudiren, und nach dieſen Muſtern den Werth und die Stärke Ihrer Gedanken, die Reinheit, die Bündigkeit Ihres Vortrages, Ihrer Schreibart, prüfen wollten: denn Ihre

Schrif-

Schriftchen enthalten meistens nur Alletagsgedanken, abgedroschene gewöhnliche Sächelchen; und Ihr Styl ist zu nachläßig oder zu geziert, Ihre Ausdrücke nur gar zu oft zu provinziel. Ueben Sie sich immerhin in schriftlichen Aufsätzen: aber ehe Sie dieselben dem Publikum vorlegen, ehe Sie ihre Schriften drucken lassen, so untersuchen Sie Ihr Werk wohl, ob Sie auch was Neues gesagt, oder alte Wahrheiten mit Zusätzen und Anmerkungen bereichert, und im helleren Lichte gezeigt haben; ob Ihr Vortrag das Geschmeidige, das Gediegene, das Polirte habe, das man itzt sucht und verlangt. Suchen Sie den Sinn zu erlangen, dies alles zu empfinden, so werden Sie gern das Schreiben unterlassen. Beherzigen Sie, meine Herren! daß durch Vielschreiberey der Zweck der Preßfreyheit nicht erfüllet wird; daß bey gegenwärtiger Lage nur derjenige Schriftsteller wahres Verdienst, und auf die Achtung seiner Mitbürger und der Welt Anspruch habe, welcher seinen Landsleuten unbekannte oder verkannte Wahrheiten aufdeckt. Bedenken Sie endlich, daß ausser Wien noch ein zahlreiches Lesepublikum sey, dem Sie Aufmerksamkeit schuldig sind; daß Ihre Mitbürger und Landsleute selbst, wenn der größere und unwissendere Theil derselben auch gegenwärtig Ihre Schriften noch so gierig verschlingete, durch bessere und kräftigere von Fremden angebotene Kost, das Unschmackhaftend Unverdauliche der Ihrigen bald erkennen und verwerfen werden; daß nur ein unbescheidener, junger unerfahrner Mann die Preßfreyheit dazu gebrauchen könne, um einen gewissen Stand (und welcher ist tadelfrey?) ohne Absicht zu bessern, lächerlich zu machen: denn, wenn das so seinen ordentlichen Gang fortgehet, so wird in Wien die Niederlage der Kritiken und Satyren über alle Stände der Menschen werden. Und was das für Makulatur geben wird! denn nicht jeder interessiret die Wiener so, wie die Stubenmädchen. — So was höffte Rec. in der Schrift: Ueber den Gebrauch der Preßfreyheit Nr. 38. zu lesen; allein der V. holt so weit aus (S. 4), führt seine Gedanken durch jede Gemeinorte, mengt so alles durch einander, schreibt so gedehnt und schwerfällig, daß wohl unter dem ganzen Troß der Skribler, zu derer Erbauung diese Schrift abgefaßt ist, nicht ein einziger sich finden möchte, der sie ganz durchläse.

Rgm.

Abhand-

Abhandlungen, die von der Königlichen Dänischen Gesellschaft den Preis erhalten haben. Erste Sammlung. Kopenhagen. 1781. im Gyldendalschen Verlag. 4. S. 129.

Den Anfang macht bis S. 27. G. Fr. Branders Beschreibung eines neu erfundenen Distanzenmessers aus einer Station für Ingenieurs und Artilleristen, welche, so wie die beyden folgende Abhandlungen, die Antwort auf eine von Hrn. Pr. Kratzenstein veranlaßte Preisfrage ist, der auch dieser und der dritten eine sehr nützliche aber kurze Vorrede vorausgeschickt hat. Distanzenmesser verlangt man in zween Fällen, entweder wenn an dem Gegenstande, dessen Entfernung man gerne wissen möchte, etwas seiner Größe nach bekannt ist, oder wenn nichts bekannt ist: für beyde Fälle hat Hr. Br. gesorgt, und darauf passende mit der ihm eigenen Genauigkeit verfertigte Werkzeuge beschrieben, und hier in Abbildung bringen lassen. II. Joh. Helfenzrieder Beschreibung einiger Arten des Distanzenmessers aus einer Station von S. 31—64. Hr. H. beurtheilt vornämlich das Paceccianische Werkzeug, und theilt einige Vorschläge mit, es zu verbessern; zugleich äussert er den Wunsch nach einer bessern Composition zu metallischen Spiegeln. III. C. Fr. Wenzels chymische Versuche, die Metalle vermittelst der Reverberation in ihre Bestandtheile zu zerlegen. S. 69—78. Wie sehr wünscht man diesem V. der sonst Uebung und Gedult zu dergleichen feinen Versuchen verräth, mehr Scharfsinn in der Beurtheilung des Resultats derselbigen, mehr Evidenz in seinen Beweisen, mehr Klarheit in seinen Begriffen und in seiner Schreibart! Wer wird ihm bey dem Verfahren, das er hier beschreibt, glauben, daß er die wahre Bestandtheile der Metalle gesehen hat, um so weniger, da auch Hr. Kratzenstein nach dem Vorberichte zu dieser Abhandlung die Sachen nicht so gefunden hat, wie sie H. W. theils in dieser Abhandlung, theils in seiner höhern Chemie gefunden hat! Wie sehr wäre es für die Vervollkommung der Chemie zu wünschen, daß ein Scheidekünstler von mehr Beurtheilungskraft diese Versuche und Folgerungen daraus reformirte! Nach dem Vorbericht soll Hr. Cappel aus dem Golde ein schwärzlichtes, lockeres, schuppichtes, etwas glänzendes Pulver erhalten haben, aus welchem der Wein [illegible] eine essentiam dulcem ausziehe. Den Schluß dieser ersten Sammlung macht die von einem sehr geschickten und beleser-

Verf. Hr. Chriſtiani verfertigte Zeitrechnung der Geſchichte Waldemars I. Königs von Dännemark, ſo wie Saxo ſie erzählt, eine Auflöſung der von der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Kopenhagen ausgeſetzten Aufgabe.

Rz.

13. Erziehungsſchriften.

(Sollte S. 255 vor Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft ſtehen.)

Praktiſcher Beytrag zur Methodik des öffentlichen Schulunterrichts, von Friedr. Gedike, Director des Friedrichswerderſchen Gymnaſiums in Berlin. Berlin. 1781. bey Mylius. 6½ Bogen in groß 8.

Unter dieſem Titel hat der Hr. Dir. Gedike eine zur Oſterprüfung der Lehrlinge ſeines Gymnaſiums in dieſem Jahr geſchriebene Einladungsſchrift, für auswärtige Leſer gemeinnützig machen wollen. Die hauptſächlichſte Abſicht derſelben iſt, ſeinem unmittelbaren Publikum von ſeinen Bemühungen in der ihm anvertrauten Stelle Rechenſchaft zu geben, die von ihm gebrauchte und zum Theil eingeführte Diſciplin und Lehrart bekannt zu machen und zu empfehlen. Allerdings läßt ſich von ſeiner lebhaften Feder und pädagogiſchen Einſicht etwas erwarten, das auch auſſer Berlin geleſen zu werden verdient. Den Eingang machen ſehr gegründete Klagen über die Menge neuer Erziehungsplane und Erziehungsſchriften, die die Fluth unſrer deutſchen Litteratur von Meſſe zu Meſſe ans Ufer werfe — Prüfung der Klagen, daß dem ohnerachtet die öffentliche Erziehung nie ſchlechter als itzo geweſen ſey, denn wenn gleich eine gewiſſe Erziehungsart eine nervenloſe Anſtrengung haſſende, ſchlaffe Menſchenbrut verſpreche; ſo ſey doch nicht zu läugnen, daß wenigſtens in Anſehung der intellektuellen Bildung der Jugend viel verbeſſert worden ſey. Eine Urſache indeſſen unter vielen, warum bey dem vielen Schreiben über die Erziehung, noch ſo wenig gethan worden ſey, ſey die, daß manche pädagogiſche Schriftſteller ihre Vorſchläge hinwürfen, ohne zu zeigen, wie ſie ausgeführt werden könnten; aus dieſem Geſchichtspunkt müßten Beſchreibungen von würklichen Schuleinrichtungen und

Me-

Methoden weit lehrreicher seyn, wenn sie gleich ihre Mängel und Unvollkommenheiten haben sollten, weil überhaupt eine vollkommene Schule ein Traum sey. In dieser Absicht, und um selbst belehrt zu werden, beschreibt dann der V. seine eigne Schuleinrichtung, nicht, um seine Grundsätze als neu auszugeben, wie mancher pädagogische Projektmacher mit den seinigen thue, sondern um auch zugleich mit einem Beyspiel zu zeigen, daß unsre alten Schulen nicht die Argiasställe oder von Grund aus untauglichen Gebäude wären, wofür sie mancher Marktschreyer ausgebe. — Seine Schule also sey, wie die meisten städtischen Schulen, eigentlich kein Erziehungsinstitut, sondern ihr unmittelbarer Zweck sey Unterricht, weil ihre Lehrlinge ausser den Schulstunden unter der Aufsicht ihrer Angehörigen leben, oder die wenigen Auswärtigen alsdenn von sich selbst abhängen. (Würklich wird dieser Unterschied bey Beurtheilung öffentlicher Gymnasien und ihrer Vergleichung mit marktschreyerischen Instituten, sehr oft übersehen.) Dennoch könne auf einer solchen Schule gar wohl auch auf die eigentliche Erziehung gesehen werden, wozu wenigstens die Vergehungen des Lehrlings Anlaß gäben. Im bürgerlichen Leben zwar könnten Strafen nicht immer Besserungsmittel seyn, sondern wären meistentheils nur Mittel der Abschreckung; in der Erziehung hingegen müßten beyde Zwecke durchaus vereinigt seyn; denn der Erzieher sey kein Criminalrichter. Hier kommt der V. auf seinen Grundsatz von der Furcht und Hoffnung, als den beyden Principien der Erziehung, davon jene bloß zurückhalten, diese aber antreiben müsse, und zieht darüber seine schöne Abhandlung in den pädagogischen Unterhandlungen aus, bey deren Anzeige auch wir etwas davon angeführt haben. Diese Grundsätze bringe er denn auch bey der Disciplin in seinem Gymnasium in Ausübung. Der Gebrauch der Furcht sey bey der Erziehung schlechterdings unentbehrlich: sie ist aber zweyerley, sinnlich und geistig; jene ist mehr für den Knaben, diese für den Jüngling. Dieser soll mehr durch Herabwürdigung zum Kinde, durch Entziehung des Vertrauens und der Zufriedenheit bestraft werden. Auf Prämien hält er nicht viel, noch weniger auf die Tändeleyen mit goldenen Punkten und Ordensbändern. Unter die geistigen Strafen rechnet er auch die Abbitte, und schriftliche Aufsätze über eine verletzte Pflicht, und über die Strafbarkeit dieser Verletzung, und Furcht des Verlustes eines geistigen Guten. Gute Gedanken über Lob und Tadel, in der Allegorie, daß Lob Futter, Tadel Speer sey. Der

Lehrer soll auch zuweilen unbestimmt loben und tadeln, ohne weder Thäter noch That deutlich zu bestimmen, und seinen Zögling gegen einen dritten wohl loben, aber nicht tadeln, weil das letzte mehr tückische Halsstarrigkeit bey ihm veranlasse. Alle Schüler der obern Klasse sollen mit Sie, die übrigen alle mit Er angeredet werden. Verbannung aller körperlichen Strafen sey nur auf Erziehungsanstalten möglich, da der Lehrer lauter von ihm selbst und nach seinen Grundsätzen erzogene Subjekte vor sich habe, nicht aber auf seiner und andern gewöhnlichen Schulen. Doch sind bey ihm die Gymnasiasten der ersten und zweyten Klasse von allen körperlichen Strafen, auch von der Strafe der Einsperrung völlig ausgenommen. Haben sie ja eine härtere Strafe verschuldet, so werden sie vorher in eine niedrigere Klasse zurückgesetzt. (Mit dem Stand eines Primaners und Secundaners, wie mit dem eines römischen Tribunen, den Charakter der Impunität zu verbinden, und ihn, ehe er straffähig werden kann, vorher wie einen delinquirenden Prediger, zu degradiren, heißt doch fast die Behutsamkeit in der Schuldisciplin bis zur Spielerey getrieben, und scheint uns auf der andern Seite in Ansehung ihres Betragens gegen die untern Schüler einige bedenkliche Folgen zu haben. Wenn man die Jugend unsrer Zeit nimmt, wie sie ist, und nicht, wie man sich solche denkt: wie ist es glaublich, daß irgend eine Schule, zumal an einem Orte, wo der bösen Beyspiele zur Sittenverderbniß auch nicht wenige sind, lauter so folgsame, durch Lob und Tadel lenksame erwachsene Jünglinge haben sollte, daß nie ein Excß vorfiel, der eine härtere Ahndung erforderte? und was sind denn für Strafen übrig, wenn Carcer und körperliche Strafen abgeschafft seyn sollen? warum soll Carcer einen Gymnasiasten entehren, da sichs der Studente gefallen lassen muß? — Er soll dafür zurückgesetzt, folglich der Primaner auf einige Wochen ein Tertianer werden. Diese Strafe wäre noch entehrender als Einsperrung — Wie aber, wenn nun der Gestrafte diese Klasse nicht besucht? wie soll er, zumahl wenn er ein Auswärtiger ist, nicht in der Schule wohnt, Eltern und Obern, wie das gar oft der Fall ist, die Unterstützung versagen, dazu gezwungen werden?) Wenn in den Stunden anderer Lehrer in den obern Klassen (wenn Conrector oder Subrector z. E. in Prima dociren) sich ein Gymnasiast einer Vergehung schuldig macht, so verweißt ihn der Lehrer aus der Klasse, und nimmt ihn nicht eher an, bis er sich selbst beym Director anklagt und darüber eine Bescheinigung vorweißt.

weißt. — (Wie aber, wenn er sich nun dies gerne gefallen läßt, und aus einer Stunde wegbleibt, die er nicht gerne besucht?) Mit Anfang eines jeden Monats versammlen sich alle Klassen mit ihren Lehrern in den obern Hörsaal, worauf dann der Rector jeden namentlich aufruft und ihm die in ein Buch eingetragene Beurtheilung seines Verhaltens in diesem Monat vorließt. Diese Censuren werden den 3 untern Klassen nach einem Viertel- den 2 obern aber, nach einem halben Jahr mit nach Hause gegeben. Die Sache verdient Ueberlegung, in wie fern sie sich auch auf andern Schulen einführen läßt. Beym Abgang auf Akademien verspricht er jedem eine unpartheyische gedruckte Censur in dem Programm — aber das wird er sicher nicht allemal, so wie er es sich itzt vornimmt, thun können. Ferner hält der V. gegen das Ende jeden Monats in allen Klassen ein förmliches Examen in Beyseyn des Lehrers, und schreibt darüber ein Protokoll in das Censurbuch, ausser den ausserordentlichen an keine Zeit gebundenen Besuchungen andrer Lehrstunden. Mit jedem, der in eine höhere Klasse versetzt zu werden wünscht, werden in Gegenwart des künftigen Lehrers Translocationsexamens gehalten: kleinere Versetzungen geschehen bey jeder Censur. Schüler der untern Klasse, müssen bey Stundenversäumnissen einen Entschuldigungsschein von ihren Eltern, den Lehrern vorzeigen. Um den häuslichen Fleiß zu erwecken, werden den Lehrlingen in allen Klassen, selbst in den 3 jährlichen Festtagsferien, mehrere haben sie nicht, eigne Aufsätze und schriftliche Wiederhohlungen des Gelehrten aufgegeben und hernach durchgesehen. Täglich werden nur 5 Stunden gegeben, 3 Vor- und 2 Nachmittags, wenn es nöthig ist, werden einige ausserordentliche Stunden noch unentgeldlich gehalten. Denn Privatstunden haben gar nicht statt. Dagegen werden Schulgelder bezahlt, welches von der fünften Klasse an von 3 Thal. jährlich bis zu 8 Thl. in der ersten Klasse steigt, und Quartalweise pränumerirt wird. Das Gymnasium, dessen Lehrlinge von 9 bis 20 Jahren sind, ist, wie alle städtische Schulen, Gelehrtenschule und Bürgerschule zugleich, weil bey der Trennung ohne völlige Umschmelzung des Schulsystems nicht geschehen kann. Daher muß bey Nichtstudierenden in Lectionen, da für sie wenig materieller Nutzen zu erwarten ist, desto mehr formeller Nutzen, Anregung, Richtung und Bildung ihrer Seelenfähigkeiten bewürkt werden; welches denn insbesondre bey dem lateinischen Sprachunterricht statt hat, wo man nicht zugleich bey demselben nützliche Kenntnisse erweck kann.

Die Verbindung des lateiniſchen Elementarunterrichts mit dem Sachunterricht durch Sprachmethode hat ihre großen Bedenklichkeiten: eben ſo aber iſt bloße Uebung in den Elementen der Grammatik und unzuſammenhängendes Vocabellernen eine Folterbank für den jugendlichen Geiſt. Daher muß der Lehrer bald anfangen, mit ſeinen Schülern etwas zuſammenhängendes zu leſen, um dadurch zugleich Kenntniß der grammatiſchen Elemente und einen allmählig wachſenden Wortreichthum zu befördern. Bloſſe Sentenzenſammlungen erregen bey der Knabenſeele Widerwillen. Jeder klaßiſcher Autor iſt für den erſten Anfänger zu ſchwer; ſelbſt Chreſtomathien aus ihnen zu dieſem Gebrauch können nicht anders als dürftig ſeyn. Unter den neuern lateiniſchen Elementarbüchern fand der V. einige zwar ächtlateiniſche, aber zu ſchwer, andre zwar leicht und intereſſant, aber in unlateiniſchem Latein. Auf die lateiniſche Sammlung bibliſcher Geſchichten nach Caſtellio's Ueberſetzung hält er nicht viel. Andre lateiniſche Leſebücher enthalten zu viel Wörter für Begriffe des gemeinen Lebens, der Natur und der Künſte, deren Kenntniß dem Lehrling wenig nützt, weil ſie bey Leſung der Alten nicht vorkommen, theils ſind ſie zu ſtark und zu theuer. Bisher hat er ſich alſo noch mit den langweiligen langiſchen Geſprächen behelfen müſſen. Er verſpricht daher ſelbſt ein lateiniſches Leſebuch herauszugeben, welches Erzählungen und Fabeln, ohne die beygefügte Moral, auch allerhand aus der Koſmographie, Geographie, Naturhiſtorie ꝛc. und ein Wortregiſter enthalten, und dabey rein im Ausdruck und leicht zugleich ſeyn ſoll. Noch werden in der untern Klaſſe, einſtweilen nach des V. Heften, gewiſſe im bürgerlichen Leben ſowohl für den künftigen Gelehrten als Nichtgelehrten allgemeinnützliche hiſtoriſche Kenntniſſe z. E. aus der Koſmographie, Aſtronomie, Chronologie, allgemeinen Geographie, von Sonnen- und Mondfinſterniſſen, Zeiteintheilungen und Feſtberechnungen, ingleichen phyſikaliſche Kenntniß des Körpers, der bürgerlichen und kirchlichen Geſellſchaften, und Gewerbe ꝛc. gelehrt: auch wird zur Erläuterung vieler Ausdrücke und zur Kenntniß der neueſten Weltbegebenheiten, Trapps Wochenblatt für die Schulen, ingleichen zur Uebung im Leſen und auch wegen des materiellen Nutzens, die neue Ausgabe der Vorübungen gebraucht. Auſſer der Mutterſprache und der franzöſiſchen werden keine andre lebende Sprachen getrieben, und auf Schulen vielmehr abgerathen. Von dem Griechiſchen wird keiner diſpenſirt, und der Wunſch des Königs und das Beyſpiel eines Zedlitz dienen hierinn zur großen

Er-

Ermunterung, dazu aber wird das N. T. in keiner Klasse gebraucht. Es wird in der dritten Klasse angefangen, und für die hat der V. eine Chrestomathie unter der Presse. In den obern aber ist der Zweck den Schüler schnell hintereinander mit vielen Schriftstellern bekannt zu machen. Daher werden im Homer jede Stunde 100 bis 150 Verse gelesen (wie dies, bey möglichster Voraussetzung der vollkommensten und gleichen Geschicklichkeit der Schüler, möglich, mit Nutzen möglich sey, gestehen wir gerne, nicht begreifen zu können.) Ausserdem ist auch noch binnen 2 Jahren des Aristophanes Plutus, Euripidis Alceste, Sophoklis Philoktet, Pindar, Xenophon, Herodot, Plutarch und Plato gelesen worden. Es wird nicht nach den Accenten, sondern nach dem Sylbenmaaße der Dichter gelesen. Mit jedem Autor muß wo möglich zugleich ein Sachunterricht verbunden werden, z. B. mit dem Eutrop und Justin in den untern Klassen, die römische und allgemeine Geschichte; mit dem Sveton, die römischen Alterthümer; mit den Verwandlungen, die Mythologie, und mit allem, wo es seyn kann, die alte Geographie. Um aber überhaupt beym geographischen Unterricht die Einbildungskraft mit ins Spiel zu ziehen, werden die Lehrlinge gewöhnt, den Umriß der Gränzen an der Tafel zu entwerfen. Die Philosophie hat keine besondre Stunden, sondern der Unterricht darinn wird theils mit der Lektüre der Alten, theils mit der philosophischen Geschichte verbunden, worüber gleichfalls der V. einen aus den Schriften des Cicero geordneten Entwurf verspricht, z. B. Logik und Metaphysik mit dem Cicero und Plato. (Daß dies, in der Voraussetzung eines geschickten Lehrers, der Kenner der Alten und Philosoph zugleich ist, sehr wohl, ja würklich nutzbarer und eindringender geschehen könne, ist ganz unleugbar; wenigstens aber kann man dann gewiß mit Lesung der Alten nicht eilen: aber den systematischen Unterricht dabey völlig von den Schulen verbannen zu wollen, möchte doch um der nöthigen Vorbereitung willen auf den akademischen Unterricht, der itzt ohnedem immer mehr abgekürzt und folglich nicht wiederhohlt wird, bedenklich seyn.) Was der V. ferner von seiner Methode bey Erklärung und Uebersetzung der Alten und deren mannichfaltigen Nutzung sagt, übergehen wir, weil wir glauben, daß jeder gute Schulmann das nämliche thue. Er läßt unter andern auch Oden aus dem Horaz memoriren, welches wir sehr billigen. So bald sichs zeigt, daß einer sich nicht auf die Lesung des Autors präparirt hat, wird so fort ein andrer aufgefordert. Um

die Fertigkeit des lateinischen Vortrags zu befördern, werden Wiederhohlungen der letzten Lection, Prüfungen über historische Materien, Erklärung mancher Stellen der Alten, Inhaltserzählungen und Disputirübungen lateinisch angestellt. Zur Uebung im schriftlichen Vortrag wird die Wiederhohlung des wissenschaftlichen Unterrichts genutzt — und was kann auch der Lehrer füglicher von seinen Schülern fordern, als was er ihnen selbst zuletzt vorgetragen hat? Jeder muß sich ein Collectaneenbuch halten, und sich das Merkwürdigste aus den Sprachstunden hinein zeichnen, auch die Erklärung der schwersten Stellen am Rande der Autoren, sonderlich des Horaz beyschreiben. (Der Rec. erinnert sich hierbey mit Vergnügen, mit wie vielem Nutzen dieses viele seiner Zöglinge gethan haben) auch zu Auszügen aus Büchern werden sie angehalten. Schriftliche Aufsätze der Commilitonen werden andern zur Recension mit nach Hause gegeben, die dann ihre Erinnerungen an den Rand schreiben, die der Lehrer hernach abliest und revidirt. Aus Autoren, die nicht öffentlich gelesen werden, werden Stellen zur Uebersetzung abgelesen oder dictirt. Auch deutsche Dichter werden vorgelesen, und zur Uebung in der lateinischen und deutschen Dichtkunst aufgefordert, wer dazu Geschicke hat. Der Religionsunterricht geschieht nach dem Dietrichschen Lehrbuch, und in den obern Klassen nach Töllners Ueberzeugungen und Vorsätzen. Schon in der vierten Klasse wird brandenburgische Geschichte, in den folgenden Universal- und Staatengeschichte getrieben. Vom Cicero werden nicht seine vortrefflichen Briefe, auch nicht seine Bücher von den Pflichten, sondern seine Reden, de nat. deor. und quaest. Tusc. gelesen, in allen Klassen wird Zeichnen gelehrt.

sein bisheriges Bürgermeisteramt und die Assessur im Schöppenstuhl niedergelegt hat.

Der König von Dänemark hat den Landvogt in Süderdithmarschen, Herrn Heinrich Christian Boje, zum würklichen Justizrath; den Kirchenprobst in Süderdithmarschen, Herrn Jakob Jochims, und den Kirchenprobst in Norderdithmarschen, Herrn Georg Volquarz, zu Konsistorialräthen; und den Klosterschreiber und Kanzleysekretär zu Uetersen, Herrn Heinrich Wilhelm Lawätz, zum Justizrath ernannt.

Todesfälle.

1781.

In Gotha starb am 3ten Junius der um sein vaterländisches Recht wohl verdiente Rath und Stadtrichter, Herr Ludwig Ernst Wilhelm Hesse.

Im Julius starb zu Leipzig Herr Georg Ernst Hebenstreit, Magister der Philosophie und Vesperprediger, im 44sten Jahr seines Alters.

Einen weit grössern Verlust erlitt nicht allein die dortige Universität, sondern auch die ganze gelehrte Welt, durch das am 11ten Sept. geschehene Absterben des Ruhm- und Verdienstvollen Herrn D. Johann August Ernesti, dessen weltberühmter Name alle Erwähnung seiner Titel und Ehrenämter überflüßig macht. Er starb im 75sten Jahr seines Alters, und hatte bis vor einigen Jahren mit vollen Kräften alle seine Pflichten auf die nachahmungswürdigste Art erfüllt, seit welcher Zeit er, bey dem besten Willen, zu schwach dazu worden war.

Gegen Ende des Augusts starb in Cassel Herr Doct. Christoph Heinrich Börtger, Professor der Arzneykunde und Botanik am dortigen Karolinum, Mitglied des medicinisch-chirurgischen Kollegiums und bestellter Geburtshelfer, im 44sten Jahr seines Alters.

Am 15ten Sept. verlor die Universität zu Leipzig schon wieder eines ihrer gelehrteſten und zugleich ihr älteſtes Mitglied, den Herrn Heinrich Gottlieb Franke, Doktor der Rechtsgelehrſamkeit und Philoſophie, ordentlichen Profeſſor der Moral und Politik, und auſſerordentlichen Profeſſor des deutſchen Staatsrechts, im 76ſten Jahr ſeines Alters.

Am 15ten September ſtarb Herr Heinrich Otto Duysing, Doktor und Profeſſor der Theologie auf der Univerſität zu Marburg, wie auch Konſiſtorialrath und Inſpektor der reformirten Kirchen, in ſeinem 62ſten Jahre.

Druckfehler.

Im XLIV. B. II. St.

S. 430. Z. 22. anſtatt Hofes l. Hauſes. S. 440. Z. 23. ſtatt anführen l. anzuführen.

Im XLV. B. I. St.

S. 288. Z. 3. ſtatt dünkte l. dünke. S. 299. Z. 30. ſtatt walche l. welche. S. 309. Z. 21. ſtatt das 8te lies das 6te.

Im XLV. B. II. St.

S. 421. Z. 26. ſtatt Maße l. Maaſe. S. 422. Z. 12. del. daß. S. 435. Z. 18. ſtatt verlaſſene l. erlaſſene. S. 438. in der vorletzten Zeile del. in. S. 440. Z. 4. del. es. S. 445. Z. 27. ſtatt unbekannt l. unbekannte. S. 445. Z. 31. ſtatt Hauptverträge l. Hausverträge. S. 446. Z. 11. ſtatt Belehrung l. Belehnung. S. 446. Z. 13. ſtatt Belohnung l. Belehnung. S. 446. Z. 23. ſtatt Intereſſanten l. Intereſſenten. S. 446. Z. 28. ſtatt des. l. ein;

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des acht und vierzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1780.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des acht und vierzigsten Bandes recenſirten Bücher.

III. J. C. Achards chymiſch-phyſiſche Schriften. 313
IV. J. Möſers Osnabrückiſche Geſchichte, 2 Th. 331

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

J. U. Sponſels Abh. über den Propheten Jeſaias. 344
J. K. Happachs Verſuch einer neuen Ueberſetzung des Propheten Obadja. 347
1-8. Der Könige 1. B. — ſamt der geheimen Offenbarung, durch J. Weitenauer.
9. Anweiſung, wie man an der chriſtlichen Kinderzucht arbeiten ſoll, aus dem Franz. durch G. M***
10. Th. Weydeſſers Sonntagspredigten, 3. 4. Th.
11. N. Sammlung auserleſener Kanzelreden.
12. P. A. A. B. kurze Anleitung zum ewigen Leben
13. Sammlung anmuthiger und wahrhafter Geſchichten.
14. A. Merz Frag, ob Luther — ein Wunder gewirkt habe?
15. — — Frag, ob Gott durch die Verkündiger der katholiſchen Glaubenslehre — gewirkt habe?
16 — — Frag, ob Gott durch die Stifter — Wunder gewirkt habe?
17. Lobrede auf den heil. Kirchenlehrer Bernhardus
18. *I. K. Rzikovsky* praenotiones paſtorales.
19. *I. B. Johm* comment. hiſtor. – de canone ſcripturarum.
20. *U. N.* Jamin Abhandl. von chriſtl. Auswahl und nutzb. Leſung der Bücher. Aus dem Franz. von J. B. C. A. Auer.
21. *R. P. Friderici a Jeſu* vniuerſa theol. moralis, P. III.
22. *I. Lauber* inſtitutiones theol. paſtoral. compendioſae T. III.
23. *P. D. Schramm* analyſis operum S. S. Patrum, T. II.
24. P. F. Neumayrs gründliche und praktiſche Chriſtenlehren für jedes Alter.

25. Ebend. wahrer Begriff der aſcet. Theologie.
26. C. Höck Sammlung einiger Predigten, 1. Th.
27. N. Sammlung auserleſener Kanzelreden.
28. C. *Fleurii* hiſtor. eccleſ. T. XL - XLII.
29. A. Godeau allgemeine Kirchengeſchichte.
30. P. V. *Reiſs* Synopſ. doctrinae chriſt. de veris falſisque miraculis.
31. A. Merz Frag, ob durch das unterthänige Gutachten — werkthätig verworfen worden?
32. Schreiben aus Konſtanz.
33. Antwort auf das Schreiben.
34. J. M. Sailers geſegnete Familie aus der alten Welt.
35. P. Soane Pr. über verſchiedene Materien, aus dem Franz. 2 Th.
36. Fleriers von Reval philoſ. Katechismus.
37. Hirtenbrief Hrn. Clemens Wenceslaus. 349

2. Rechtsgelahrheit.

A. J. W. Buchhorns Anleitung zum Proceßregiſtraturweſen. 378
A. W. Mayer von dem Iuramento dandorum et reſpondendorum. 379
A. S. P. Semlers Unterſuchung, ob die berathenen oder abgeſonderten Kinder bey der Berechnung des Pflichttheils mit zu zählen ſind, oder nicht? 380
Proceſſus Germaniae ciuilis communis theoria. 381
I. A. Rieggeri prolegomena I. P. German. 383
Ei. de capitulatione imperatoris — libelli. 384
C. v. Hueber — von dem Unterſchied zwiſchen der jetzigen Churpfälz. Präſentation. 385
J. G. Bachmanns Beantwortung der Schr. des K. D. St. 386
H. J. J. Moſers von der zukünftigen Pfalzzweybr. Landesfolge. 386
H. A. Lange Anmerkungen und Berichtigungen zu — Beck rechtlicher Abhandlung von Nachſteuer. 388

3. Arzneygelahrheit.

J. Mohrenheims Beobachtungen verſchied. chirurg. Vorfälle, 1. Band. 389
Hungerbyhler de oleo ricini. 396

G. G.

G. G. Richteri opuſcula medica, Vol. I. 398
J. Hunters natürliche Geſch. der Zähne, 2 Th. 399
J. Hoffmann über Tripper und Tode. 404
Ebend. Anweiſung, wie die ſchädlichen Folgen des Biſſes von einem wütenden Thiere zu vermeiden. 404
M. A. Plenciz tract. de Scarlatina. 403
F. Martini Betrachtung in der Lehre von den Kopfwunden, 2 Th. 405
D. L. Heiſters kleine Chirurgie. 407
H. Börhaavs Phyſiologie, überſ. von D. J. P. Eberhard 2te A. 407
Erotiani Galeni et Herodoti gloſſaria in Hippocratem ex edit. *I. G. F. Franzii.* 408
S. Th. de Meza compend. medic. pract. faſc. III. 410
Anonymi fragm. de venae ſectione. ex edit. *C. G. Gruner.* 411
D. W. F. Cappel medeiniſche Reſponſa. 412
A. v. Hallers Sammlung akadem. Streitſchriften, die Geſch. und Heil. der Krankh. betreff. von D. L. Crell, 3. B. 412
Ueber die Glaubwürdigkeit der Medeinalberichte in peinlichen Rechtshändeln. 416
W. G. Ploucquet Warnung an das Publicum für einem in manchen Brandteweinen enthaltenen Gift. 416
F. M. F. Bouwingshauſen v. Wallmerode Anweiſung, die Pferde nützl. und beſſer als bisher zu beſchlagen. 418
v. Eiſenberg entdeckte Roßtäuſcherkünſte, mit Anmerkungen und Zuſätzen von J. F. Roſenzweig. 419
Der vollkommene Pferdekenner, 2 Th. 420
I. A. Brambilla inſtrumentorium chirurgicum Viennenſe. 422
D. J. F. Weiſſenborns Anleitung zur Geburtshülfe. 424
J. G. Fritze mediciniſche Annalen. 425

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Die Warnung des Schickſals. 427
Neue Schauſpiele vom Karl Gr. von Traun, 2 B. 427
Chlotar, ein Trauerſpiel.
Franziska Montenegro, ein Trauerſpiel.
Stilpo und ſeine Kinder, ein Trauerſpiel. 427
Gedichte im Geſchmack des Grecourt. 429
Th. Fr. Lorenz theatral. Zeitvertreib. 4

Dankſagungsſchrift des Steineſels. 440
J. Harris Abh. über Künſte, Muſik, Dichtkunſt und Glückſeligkeit, aus dem Engl. 440
Shakeſpears Geiſt. 441
Kayſerl. Königl. Nationaltheater, 21 bis 51 Band. 442
Stephanie des Jüngern ſämmtl. Schauſpiele, 5. B. 444

5. Romanen.

Leben und Meynungen des Till Eulenſpiegels, 2. Th. 445
Des jungen Blendheims Klage im Schattenreiche. 446
Bibliothek der Romanen, 5. u. 6. B.
H. Stillings Geſch. Florentins von Fahlendorn, 2 Th. 448
Die beſten Werke der Frau Marie Riccoboni. 450
Geſchichte Carls von Hellberg, 1r H. 450

6. Mathematik.

W. J. G. Karſtens Verſuch einer völlig berichtigten Theorie von den Parallellinien. 451
Dupain de Monteſſon Kunſt, alles in Grundriß zu bringen, aus dem Franz. 453

7. Naturlehre und Naturgeſchichte.

B. v. Fontenelle Dialogen über die Mehrheit der Welten, von J. E. Bode. 457
C. B. Feuereiſens Pflanzen-Organologie. 458
Vollſt. Anleitung zu einer ſyſtematiſchen Pomologie. 459
D. I. C. Kerſtens primitiae Florae Holſaticae. 461
C. B. Feuereiſens praktiſche Abhandlung über einige Gegenſtände in der feinen Gärtnerey. 464
J. M. Biſchoffs Verſuch einer Geſch. der Färbekunſt. 466
G. L. Hochgeſangs hiſtoriſche Nachricht von Verfertigung des Glaſes. 468
Beobachtung über das ſogenannte natürl. Berlinerblau. 470
D. C. H. Koeſtlin faſc. animaduerſ. phyſiolog. atque mineralog. chem. argumenti. 470
E. A. W. Zimmermann geographiſche Geſchichte des Menſchen und der vierfüßigen Thiere. 475
F. L. Ehrmann deſcript. et uſage de quelques lampes à air inflammable.
Ebend. deutſch. 477

S. Schinz proluſ. diſſert. de vtilitate phyſicae in rite obeundo munere ſacro.
Ebend. deutſch. 478
J. Strange Abh. von den ſäulenartigen Gebirgen, aus dem Ital. von J. A. Weber. 479
I. A. Scopoli fundamenta chemiae. 481
Schr. der Berlin. Geſellſchaft naturforſch. Freunde. 2 B. 482
J. A. Webers phyſikal. chem. Unterſ. der thieriſchen Feuchtigkeiten. 487
A. Baek Gedaechtnilsrede auf den Hrn. v. Linné aus dem Schwed. 489
J. C. Füeßly neues Magazin für die Liebhaber der Entomologie, 16 St. 490
B. Merrem verm. Abhandlungen aus der Thiergeſch. 491

8. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

D. C. W. Lüdeke Beſchr. des türkiſchen Reichs. N. A. 492
M. C. L. Karſtens Auszug aus Raynal's Geſchichte von Europens Handel mit beyden Indien. 493
J. C. Olearius K. K. privil. geogr. Hand- und Poſtbuch. 494
E. Irwin Begebenheiten einer Reiſe auf dem rothen Meere, aus dem Engl. 495
G. Schützes Samml. von bisher ungedruckten Beweis- und Erläuterungsſchreiben zur Hamburgiſchen Geſchichte. 503
Denkwürdigkeiten der Regierung Catharina der 2ten. 505
J. R. Forſters Reiſe um die Welt, 2. B. 504
Joh. Waldmann Ritter, Burgerm. der Stadt Zürich. 505
C. J. v. B. Geſchichte der Stadt Königgrätz, 1. Th. 506
C. W. Ledderhoſe Beyträge zur Beſchreibung des Kirchenſtaats der Heſſen-Caſſel. Lande.
Erdbeſchreib. der Heſſiſchen Lande Caſſel. Antheils, 3. Th. 508
D. F. C. J. Fiſcher, über die Geſch. des Deſpotismus in Deutſchland. 511

9. Gelehrtengeſchichte.

D. J. A. Mößelts Anweiſung zur Kenntniß der beſten allgemeinern Bücher in allen Theilen der Theologie. 512
Fr. W. Strieders Grundlage zu einer Heſſiſchen Gelehrten- und Schriftſtellergeſch. 1. B. 516
C. Meiners Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom, 1. B. 51-

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

C. Vellejus Paterculus, cura D. Ruhnkenii. 528
A. S. Geſneri exercitat. ſcholaſt. 558

11. Erziehungsſchriften.

J. W. Richters Vorſchläge zur Ziehung und Bildung brauchbarer Lehrer in öffentlichen Schulen. 563
Vorübungen zur Erweckung der Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens, 3. Th. 569
C. F. Niemanns Verſuch einer Beſchreibung der Rekaniſchen Schuleinrichtung. 570
Erneuerte Statuten des fürſtl. Pädagog. in Darmſtadt. 572

12. Haushaltungswiſſenſchaft.

Möllners Schreiben eines Landwirths an die Bauren wegen Aufhebung der Gemeinheiten. 574
D. J. F. Glaſers Abh. von der tödtl. Knotenkrankheit. 575
J. Fr. v. Dieskau Vortheile in der Gärtnerey. 577
J. W. Hönerts gründliche Anweiſung eines wohlbeſtellten Blumengartens, 2. Th. 578

13. Vermiſchte Nachrichten.

M. Denis Merkwürdigkeiten der k. k. garelliſch. öffentlichen Bibliothek am Thereſiano. 578
Nachricht von den Schriften, die durch einige Theſes des Hrn. Wiehrl zu Baden veranlaßt worden. 587

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Augſpurg vom 6. Dec. 604
Schreiben an den Herausgeber. 618
Todesfälle. 622
Beförderungen. 623
Druckfehler. 625

III.

Franz Carl Achards, Mitglieds der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, ꝛc. chymisch-physische Schriften. Berlin, bey A. Wever. 1780. S. 367. in gr. 8.

Die in diesen Schriften befindlichen Abhandlungen sind zum Theil schon in französischen Journalen erschienen, und hier verbessert, theils sind sie ganz neu. Der Verf. macht baldige Hoffnung zu einem zweyten Bande.

1 Abh. Von der Ursache der Scheidung der im Wasser enthaltenen Kalkerde durch das Kochen; hierdurch geht die fixe Luft, welche die Erde aufgelößt hält, weg; schwängert man dasselbe Wasser wieder mit Luft; so wird es wieder klar, und der Bodensatz lößt sich ganz wieder auf. 2 Abh. Von der Electricität des Eises. Um große, durchsichtige, von Luftblasen freye Eisstücke zu bekommen; so fülle man ein großes cylindrisches Gefäß mit destillirtem Wasser, und stelle solches bey sehr starker Kälte dichte an ein Fenster in einer wenig geheizten Stube; so wird die nach dem Fenster gekehrte Seite frieren; das Wasser in der entgegengesetzten Seite flüßig bleiben. Bey einer Kälte von 8 Graden war das Eiß ein Electricitätsleiter, bey einer Kälte von 20 Grad war es ursprünglich electrisch. 3 Abh. Von der durch das Kochen mit Scheidewasser verursachten Veränderung d

wesentlichen Anisöls in eine besondere crystallinische Materie. Man konnte alles Anisöl am Ende in Salpetersäure auflößen: mit Salzsäure und concentrirtem Essig gab es keine Crystallen. Terpenthin- Camillen- Kümmel- Angeliken- und Fenchelöl wurden harzig; aber es entstanden keine Crystallen daraus. Durch nach und nach verstärktes Feuer erhoben sich jene Crystallen in einen Sublimat. In Vitriolsäure lößten sie sich auf, und schlugen sich durch zugegossenes Wasser, wie Campher nieder; eben dieses erfolgte durch Laugensalze, die jedoch in Uebermaaße den Niederschlag auflößten. Die Auflösung der Crystalle im Scheidewasser, Salzgeiste, starken Weinessige, wurde durch Laugensalze, aber nicht durch Wasser, niedergeschlagen: und umgekehrt, die Auflösung durch Laugensalze wurde durch die Säuren getrübt. Die Auflösung im Weingeiste gab einen Niederschlag mit Wasser: dieses aber würkte gar nicht auf die Crystallen. Vitriol- und Salpeternaphte lößten dieselben auf; hergegen das Terpenthin- und Angelikenöl nur einen Theil derselben. Der Schluß aus diesen Versuchen ist, daß diese Crystallen weder Harz noch Campher, sondern ein Mittel zwischen beyden sind. 4 Abh. Ueber das mit fixer Luft geschwängerte Wasser, als ein Auflösungsmittel der alcalischen Erden und der Metalle, und von den Graden der Verwandtschaft mit denselben, den Laugensalzen und mineralischen Säuren. Ein mit dieser Luft völlig gesättigtes Wasser lößt, in der Kälte gehalten, das sehr fein gefeilte Eisen, Kupfer, Bley, Zinn und Zink auf. Das salpetrige Silber muß man trocken abdampfen, in unserm Wasser auflösen, durch Kalkwasser niederschlagen, und den ausgesüßten Silberkalk mit frischem gesättigten Wasser übergießen, um eine purpurartige Auflösung zu erhalten. Das durch Weinsteinsalz

steinsalz niedergeschlagene salpetrige Queckſilber löſt sich durch unser Wasser auf. Der durch starkes Feuer verkalchte salpetrige Wismuth löſt sich gleichfalls auf, und giebt eine schöne Vegetation. Durch ein ähnliches Verfahren löſte sich auch das Gold auf, und der Spiesglaskönig. Der durch Weinsteinsalz niedergeschlagene salpetrige Kobold wurde auch von unserm Wasser aufgenommen; Goldstaub und Arsenikkönig aber widerstanden ihm: mit der Platina wurde es nicht versucht. Der Verf. sucht, auſser diesen Auflösungen, auch die Verwandtschaften der verschiedenen Körper zu der fixen Luft zu bestimmen; und goſs z. B. zu der Auflösung des Silbers die Auflösung anderer Metalle, die gleichfalls in dem mit fixer Luft beladenem Wasser aufgelöſt waren. Wurde das Silber niedergeschlagen, so folget daraus, daſs es nicht so viel Verwandschaft mit der Säure der fixen Luft hat, als das aufgelöſte Metall; wird das hinzugethanene Metall niedergeschlagen, so ist es ein Zeichen, daſs selbiges nicht so viel Verwandschaft, als das Silber hat. Erfolgt kein Niederschlag, so haben beyde Metalle einen gleichen, oder doch sehr wenig unterschiedenen Grad der Verwandschaft. (Recens. scheinen diese Versuche nicht auf die beste Art angestellt, und die daraus gezogenen Folgen zu ungewiſs und unerwiesen: denn 1) sind ja beyde Metalle mit fixer Luft gesättigt: wie kann man unter solchen Umständen die Verwandschaft bestimmen? d. i. angeben, welches Metall lieber aufgelöſt wird, als das andere. Da die fixe Luft schon von jedem Metalle so viel aufgelöſt hat, als sie kann; so ist kein Grund da, warum sie das eine, obgleich weniger verwandte Metall, verlassen soll, da das andere, ihr nähere, gleichfalls schon völlig mit einer Säure ihrer eignen Art versehen ist? Besser unstreitig wäre es gewesen, I

dem alten gewöhnlichen Wege zu bleiben, und in die Auflösung eines Metalls, die Fälle eines andern, oder das so zubereitete Pulver (wie die fixe Luft es aufzulösen pflegt), hineinzuthun, und dann den Erfolg zu bemerken. Die auf diese Art gemachten Versuche beweisen 2) nichts zuverläßiges von der Verwandtschaft; nach Art der andern Säuren zu schließen. Denn z. B. das salpetrige Silber, und salpetrige Kupfer vermischen sich ohne Niederschlag: und doch ist die Verwandtschaft des letztern mit dem Scheidewasser keinesweges gleich, (wie des Verf. Schlußart ist;) sondern viel größer. Aufgelößtes Gold schlägt einen Theil des im Königswasser gleichfalls aufgelößten Zinns nieder; hat es daher eine nähere Verwandtschaft? keinesweges: vielmehr fallen hier beyde Metalle nieder, weil die Verbindung beyder zu große Moleculn macht, als daß sie in den Zwischenräumen des Königswassers schweben bleiben können. Ein gleiches geschieht fast bey Zumischung des salpetrigen Silbers zum aufgelößten Golde, wo jenes nicht allein niederfällt. Rec. vermuthet, daß dergleichen Erscheinungen oft bey des Verf. Vermischung vorgefallen seyn mögen: nur daß man wegen der geringen Menge des Niederschlags nicht immer hat bestimmen können, ob er gemischt oder rein sey. Kann man also aus allen den zahlreichen Versuchen etwas Beweisendes schließen? Recens. bezweifelt es: schade für die viele Zeit und Mühe, die der Verf. darauf gewandt hat, da sie durch eine geringe Veränderung sehr unterrichtend für den Chemisten hätte werden können.) Was die S. 46 befindliche Tabelle der verschiedenen möglichen Fälle betrifft, wenn man die in Säuren gemachten metallischen Auflösungen, zu den Auflösungen der Metalle in fixer Luft hinzuthut; so beweisen sie zwar allerdings eine

Fertig-

Fertigkeit des Verf. in der Buchstabenrechnung (worin indessen wenigstens Rec. aus andern Beweisen nicht gezweifelt hat;) allein sie verbreiten so wenig ein besonderes Licht auf die Chemie selbst, daß man dieselbe Tabelle eben so gut auf die möglichen Veränderungen in der Stellung einiger ungleich großer Soldaten, Karten, Würfeln u. a. d. m. anwenden könnte. Aus den 12 ausführlichen Tabellen über die besondern metallischen Auflösungen zieht der Verf. den Schluß; die Verwandtschaft der fixen Luft 1) mit den alcalischen Salzen sey größer, als mit den alcalischen Erden und Metallen: 2) mit den alcalischen Erden größer, als mit den Metallen, ausgenommen mit dem Kobold, Zink, Zinn, Bley, wo sie beynahe gleich sey. 3) mit der Kreide und Bittersalzerde sey sie gleich. 4) mit dem Kobolde, Zink und Zinne gleich groß, und größer, als mit allen andern Metallen u. s. w. (welche Schlüsse aber, nach der obigen Bemerkung Zweifel leiden.) Die Ordnung der Grade der Verwandtschaft sey: feuerbeständiges, dann, flüchtiges Alcali, Kalkerde, Kobold, Zink, Zinn, Bley, Silber, Kupfer, Queckſilber, Eisen, Bismuth, Spiesglaskönig. Die Würkung der fixen Luft auf Blasensteine fand der Verf. außerordentlich geringe. 5 Abh. Bemerkung über den fortdaurenden Wachsthum der Zähne. Dem Verf. schien mit Recht das Wachsthum der Zähne mit dem mehreren oder wenigern Abreiben derselben durch die Art der Nahrungsmittel, im Verhältnisse zu stehen. Er schloß daraus, daß wenn man an sehr harte Nahrungsmittel gewöhnten Thieren, eine sehr weiche Nahrung gäbe, die Zähne übermäßig wachsen würden. Dem zufolge nährte er zwey Eichkatzen mit sehr zarten Nahrungsmitteln: nach einem Jahre machten die vergrößerten Zähne das Kauen beschwerlich; in der Folge schwoll ihnen der Kopf; die obern Zähne hatten

ſich ſo ſehr in die untern gegraben, daß ſie den Mund nicht weit genug öffnen konnten, um die äußerſten Spitzen derſelben auf einander zu bringen. Deshalb verhungerten ſie theils; theils ſtarben ſie an der Entzündung vom Eindringen der obern Zähne in den untern Kinnbacken. 6 Abh. Ueber die Natur der fixen und nitröſen Luft: die letzte geht nicht ins Waſſer über: dieſes färbt auch alsdann die blauen Säfte nicht roth, und brauſet nicht auf. Die nitröſe Luft, in der Stücken von flüchtigem Alcali liegen, wird weiß, wenn gemeine Luft hinzukömmt; aber wieder roth, wenn man das Gefäß von neuem verſchließt: durch flüchtiges Laugenſalz filtrirt, giebt ſie weiße Dämpfe: färbt aber noch gemeine Luft röthlich und vermindert ſie. Nitröſe Luft wurde weder durch flüchtiges, noch feſtes Laugenſalz von ihrer Säure befreyt; jene färbte ein blaues leinenes Tuch nicht roth, bis gemeine Luft hinzugelaſſen wurde. Hieraus erhellte, daß gemeine Luft, durch ihren Zutritt, die nitröſe nöthigt, die in ihr befindliche Säure niederzuſchlagen. Nitröſe Luft, mit $\frac{1}{30}$ Waſſer vermiſcht, und entkorkt, verändert dieſes in wahre Salpeterſäure, die mit Alcali Salpeter bildet. Die mit den Dämpfen des rauchenden Salpetergeiſtes geſchwängerte Luft färbte ſich nicht mit gemeiner, verringerte auch deren Ausdehnung nicht; in der nitröſen Luft befindet ſich alſo, außer der Säure, noch ſonſt etwas; das Brennbare. Man erhält daher von ſalpetrigen Auflöſungen metalliſcher Subſtanzen, die kein Brennbares mehr haben, z. B. des Bleyweißes, keine nitröſe Luft. Die Tödtung der Thiere in derſelben ſcheint darin zu liegen, daß die gemeine Luft in der Lunge die Säure der nitröſen Luft niederſchlägt, welche alsdenn das Blut verdickt, und zum Umlaufe untüchtig macht. Die in N. Luft erſtarrten Fröſche ſchienen

ohne

ohne Empfindung: geöffnet, schlug das Herz noch schwach; das Blut war so verdickt, daß es aus den größten geöffneten Gefäßen nicht herausfloß: es schien durch eine Luppe körnig. — Eine Leber, ein getödteter Frosch blieben in nitröser Luft vier Monate unverändert: eben darinn geronn die Milch in zwölf Tagen nicht; und der Harn erhielt sich über zwey Monate frisch. — Die Säure in der N. Luft ist ohngefähr so versteckt, als im Schwefel.

In der fixen Luft vermuthete der Verf. ihrer antiseptischen Kraft wegen gleichfalls eine Säure. Er lies sie, nach ihrer Entwickelung aus Kreide und Vitriolsäure durch eine 5′ hohe gläserne Röhre an ein blaues leinenes Tuch gehen, das sogleich roth wurde, weil die fixe Luft kein brennbares enthält. Durch die Gährung befreyte Luft machte das Leinen gleichfalls röthlich: obgleich das Bier gar nicht sauer war. Bleyweiß in Vitriolsäure aufgelößt, giebt auch fixe Luft: diese ist daher gemeine Luft, mit einer Säure innig verbunden: denn durch welche Säuren, es sey Vitriol- Salpetersäure oder Essig, man die Luft aus der Kreide entwickelt; so hat sie dieselben Haupteigenschaften, nur in einem verschiedenen Grade. Die in ihr enthaltene Säure ist wahrscheinlich die Ursach des Todes der Thiere in derselben. Anhang wegen der nitrösen Luft. Die aus der Spiesglasbutter durch Scheidewasser entwickelte Luft war nitrös, aber in einem geringern Grade, als die durch den im Königswasser aufgelößten König erzeugte Luft. Die Schwefelleber, mit Vitriolsäure bis zur Sättigung versehen, alsdenn mit Scheidewasser übergossen, braußte sehr auf, gab eine nitröse Luft in einem viel höhern Grade, als man aus den metallischen Substanzen zieht. Die entzündbare Luft schlägt die Säure aus der N. Luft nicht nieder, eben

so wenig als es die fixe thut. Durch Feuer geschmolzener Salpeter verursachte mit der entzündbaren Luft eine sehr heftige Detonation; und jener wurde dadurch fast ganz alcalisch. (Allein sollte die Erscheinung wohl nicht hauptsächlich durch die vom Feuer verursachte Entzündung der entzündbaren Luft erfolgt seyn, ohne daß die im Salpeter befindliche Säure oder Luft, vorher auf die entzündbare gewürkt hätte?) Ein starker electrischer Funken, auf schmelzenden Salpeter geleitet, verwandelte diesen zum Theil in ein Alcali. Der bis auf $\frac{1}{20}$ eingekochte, langgestandene Harn gab durch Vitriolsäure nur fixe Luft. Zwiebeln, und verschiedene Saamen keimten in dem Wasser nicht, worüber nitröse Luft stand. Die Magnetnadel änderte ihre Richtung durch mephitische und entzündbare Luft nicht. Die antiseptische Kraft der nitrösen Luft ist am stärksten; alsdenn kömmt die fixe; darauf die entzündbare, endlich die gemeine, in welcher eine Mischung von Eisen, Schwefel und Wasser gestanden. 7 Abh. Ueber Hern Bertiers Versuche von der Vermehrung des Gewichts der Körper durch ihre Entfernung vom Mittelpuncte der Erde. Der Verfasser zeigt durch seine Versuche, daß diese Erscheinungen allein von dem Zustande der Luft herrühren, insofern der Grad der Wärme und der Feuchtigkeit derselben sich verändert. Denn stellte man jene so an, daß der Zustand der Luft keine Veränderung machen konnte, so wurde das Gleichgewicht nicht gestört, man mogte den Körper oben auf die Wagschaale bringen, oder ihn unten am Bindfaden befestigen. Dieser hat nämlich die Eigenschaft, die Feuchtigkeit der Luft schnell anzuziehen, und auch eben so schnell fahren zu lassen; auch die metallenen Ketten beschlagen von der Feuchtigkeit sehr leicht. 8 Abh. Von den elektrischen Erschei-

scheinungen, die durch das Reiben des Queckſilbers auf verſchiedene, vorzüglich harzige Körper hervorgebracht werden. Schüttelte man in einem mit ſchwarzen Peche überzogenen Glaſe Queckſilber; ſo leuchtete es ſtärker, als man es bey einem luftleeren Barometer bemerkt: ein ſeidener Faden wurde von demſelben angezogen. Ja ließ man nur Queckſilber über Pech weglaufen, ſo äußerte es eine Anziehung, die ſich einige Tage erhielt. In dem mit Siegellack überzogenen, geſchüttelten Glaſe zeigten ſich kleine Sternchen, und ein Anziehen. Bey dem weißen Peche und Wachſe war beydes geringer. Kolophonium verhielt ſich, wie das ſchwarze Pech; geſchmolzener Zucker, wie Siegellack. Bloße gläſerne Röhren leuchteten bald, bald nicht; vermuthlich nach der verſchiedenen Maſſe des Glaſes. Queckſilber und Terpenthinöl zuſammengeſchüttelt, leuchteten nicht. Seidenes Zeug, von verſchiedenen Farben, auf Glasſcheiben ausgeſpannt, zogen, wenn die Luft trocken war, nach darübergelaufenem Queckſilber, Theilchen an, und ſtießen ſie zurück. Das Glas wird alſo nicht allein durch das Reiben des Queckſilbers elektriſch; ſondern dies kann ſelbſt am ſchwerſten bey ihm hervorgebracht werden.

9 Abh. Verſuch über das elaſtiſche Harz. Eine Streifſe deſſelben 12‴ lang, $5\frac{1}{2}$‴ breit, $\frac{3}{4}$‴ dick, dehnte ſich durch 7 Pf. um $37\frac{1}{10}$‴ aus, und zerriß von 8 Pfund. Das Harz, bey 100° Reaum. digerirt, wurde ſchmierig, und blieb es nicht bey der Erkältu Vor ſich deſtillirt, gab es ein Oel, das wie gebr ner Speck roch: und von 2 Quent. blieb nur $\frac{1}{2}$ (zurück; 1 Scrupel kochendes Harz angezündet, brann ab, bis zu $\frac{1}{4}$ Gran. 6 Tropfen des erhaltenen O mit 4 vom Vitriolöl vermiſcht, verbanden ſich, ten ſich im Waſſer und Weingeiſt auf; d Alc

er denſelben Grad von ihr zur Ausbrütung der Eyer an, welcher die Ausdünſtung eben ſo ſtark beförderte, als die Wärme vom 32° des Reaum. Therm. Nach achttägigen ununterbrochenen Electriſiren, (wo ſchon nach zwey Tagen die Entwickelung ſich deutlich zeigte, und immer zunahm) entſtand durch einen Zufall ein Funken, und tödtete die Thierchen. (Hrn A. ſcheinen Hrn Köſtlins ähnliche Verſuche nicht bekannt zu ſeyn, da er ihrer nicht gedenkt). 14 Abh. Vom Unterſchiede zwiſchen urſprünglich electriſchen Körpern und Leitern der Electricität. Man müſte zu beſtimmen ſuchen, ob nicht würklich derſelbe Körper, unter verſchiedenen Umſtänden, bald die Eigenſchaften eines Leiters, bald eines urſprünglich electriſchen Körpers habe. (Dies hat ſchon von Herbert Theor. phaenom. electr. bewieſen; wie auch in der A. d. Bibl. 40 B. S. 164. bemerkt iſt). Der Verf. folgert aus den vielen genauen und ſcharfſinnigen Verſuchen, daß ein Körper, nach ſeiner größern oder geringern Wärme, unter gewiſſen Umſtänden die Electricität nicht, unter andern vollkommen, leitet. Hierbey zeigt er zugleich, daß die Bewegung der Feuertheile keinen Einfluß auf die Bewegung der electriſchen Materie habe. 15 Abh. Ueber die Natur der vegetabiliſchen und animaliſchen Erde. Die völlig verkalchte Pflanzenerde iſt ganz kalkartig, die animaliſche Erde von den Auſter- und Eyerſchalen und den Krebsſteinen war auch kalkartig: allein andere thieriſche Erde, beſonders die von Hammelknochen, verhält ſich ganz anders. Sie cryſtalliſirt mit der Salzſäure, läßt dieſe aber beym Glühen fahren: jene Auflöſung wird durch alle, ſelbſt flüchtig cauſtiſche Laugenſalze niedergeſchlagen; mit Vitriolſäure giebt ſie Seleniten. Die Erde cryſtalliſirt auch mit Salpeterſäure: doch verpufft dieſe Miſchung nicht

auf

auf Kohlen; noch wenn man sie mit Kohlenstaube glüht: sie giebt, vor sich destillirt, die Säure leicht von sich. Das Salz aus der animalischen Erde und Vitriolsäure, verlor, unter der Muffel calcinirt, alle seine Säure. Mit Essig gab diese Erde keine Crystallen; sondern fiel beym Abdünsten nieder. Sie zersetzte den Salmiak nicht; aber den Zinnober: das Residuum, mit Säuren übergossen, roch wie Eyeröl, nicht wie Schwefelleber. Die Erde, mit Salpeter destillirt, gab keinen Tropfen Feuchtigkeit, ob der Salpeter gleich schmolz: auf eben die Art änderte sie auch das Kochsalz nicht. Die verkalchte Erde wurde nicht vom Wasser aufgelöst: eben diese zerlegte den Salmiak nicht: auch wird ihre Natur durch die Auflösung der Säuren nicht verändert. Die Erde aus den Kuhkäsen, dem Blute, dem Fleische und den Ochsenknochen, wie auch aus den Knochen des Menschen, des Kalbes, Schweines, der Ziegen, des Fuchses, der Karpenschuppen und Gräten, wie auch derer vom Stockfische, hatte immer einerley Eigenschaften. (Hr. A. bestimmt nichts weiter von der Natur dieser animalischen Erde; vermuthlich werden sie aber unsere Leser schon besser kennen. und ihre Zusammensezung aus Phosphorsäure und Kalkerde wissen. Wahrscheinlich müssen dem Verf. wohl, unter seiner Lectüre, die Abhandlung der schwedischen Akademie, oder auch das chemische Journal, entwischt seyn). 16 Abh. Ueber die durch das Verdünsten verschiedener flüchtiger Substanzen hervorgebrachte Kälte, oder Wärme. Eine große Menge von Versuchen: alle die verschiedenen Flüßigkeiten erkälten, außer dem Vitriolöl, und der rauchenden Salpetersäure; welches von der Wärme herrührt, die das in der Luft befindliche Wasser, durch die Vermischung mit jenem hervorbringt: (eine Erklä-

rung,

rung, die schon Mehrere gegeben haben.) Am mehresten erkältet der Vitriolätherer; und die langsamer verdünstenden Flüßigkeiten geben immer eine desto geringere Erkältung: daher kühlen die destillirten Wasser vor sich mehr ab, als mit Salzen versehen: sind jene mit Wein gemacht, so würken sie noch stärker: diese übertrift der Weingeist. Dem Verf. ist Fränklins Meynung die wahrscheinlichste, daß einige Flüßigkeiten bessere Leiter des Feuers sind, als andere. 17 Abh. Ueber die Würkung der Salzsäure auf die Oele und brennbare Körper: die wesentlichen Oele vom Sassafras, Anis, Terpenthin, Fenchel, Dippels Animal-Oel, Bernstein- und Wachsöl, die Vitrolnaphte, lößten sich alle mehr oder weniger auf: am mehresten das Dippelsche. Die Salzsäure scheint durch diese Verbindung sehr verändert; denn sie giebt mit dem Weinsteinsalze nicht mehr dasselbe Mittelsalz. Vielleicht ist dies der Weg, die Salzsäure in die salpetrigé zu verwandeln: auch waren einige erhaltene Crystallen, wie die vom Salpeter. Mit dem Bernsteinöl bekömmt man eine würkliche seifenhafte Verbindung. Eben diese Säure mit den empyreumatischen Oelen, (als dem vom Toback, Franzosenholze, dem Hirschhorne, dem Weinsteine, Ammoniakgummi und Zucker,) vermischt, lößt sie mehr oder weniger (aber stärker, als die wesentlichen Oele) auf. Am stärksten würkt sie auf das Hirschhorn- Tobacks- und Franzosenholzöl; die beyden ersten geben eine Art der Seiffe; das letzte, durch die Destillation von der Säure geschieden, vermischt sich mit Weinsteinsalze, und nimmt eine rothe Farbe an. Die Säure wird ebenfalls durch die Oele verändert. — Mischte man hergegen eben die Säure mit dem Lein- Mandel- Eyer- und Baumöl, wie auch mit dem Wallrathe; so würkte sie fast

gar

gar nicht auf dieselben, und nur etwas mehr, wenn jene einigemal übergezogen waren. Vom Terpenthin lösete sie etwas auf. Die Säure, mit Schwefel destillirt, nahm eine kleine Portion desselben in die Höhe: allein ein Theil desselben blieb bey einer weit stärkern Hitze als sonst zu den Schwefelblumen erforderlich ist, auf dem Boden der Retorte. Auf Kohlen würkte die Säure gar nicht. 18 Abh. Ueber die Säure des mit fixer Luft geschwängerten Wassers. Die fixe Luft wurde 1) aus den Laugensalzen, der Kreide, dem Kalksteine, den Austerschaalen, dem Bleyweiße, durch die drey mineralischen Säuren, dem Weinessig, die Ameisensäure, und durch diejenige, welche man durch die Destillation der Zwiebeln erhält, entwickelt: sie hatte immer einerley Geruch, außer bey der Ameisen- und Zwiebelnsäure: auch war in dem, damit geschwängerten Wasser keine Verschiedenheit. 2) Sammlete man aus 14 verschiedenen Vegetabilien die Luft durch die Gährung. 3) entwickelte man sie durch die trockne Destillation mit 17 vegetabilischen und 8 animalischen Substanzen. So lange bey einer mäßigen Hitze der Körper Flüßigkeit enthält, ist die Luft fix; alsdenn wird sie entzündbar mit einer blauen Flamme; nur die aus dem Elfenbein brennt grün. Endlich 4) zog man die Luft aus 5 mineralischen Wassern. — Das mit fixer Luft geschwängerte Wasser brausete nicht mit Weinsteinsalz und Kreide, und zwar deshalb nicht: weil die Luftsäure nicht stark genug sey, (allein wie kann es damit brausen? Weinsteinsalz, wenn es nicht caustisch ist, ist ja eben alsdenn mit fixer Luft schon gesättigt: wie kann denn frischhinzukommende, die mit dem Alcali schon verbundene, heraustreiben? Und ist denn milde Kalkerde etwas anders, als ungelöschter Kalk, mit Luftsäure gesättigt?). Aus eben der Ursach

wu

wurde der Violensyrup nicht röthlich, (aber wie oft ist dieser verfälscht?) hergegen aber die Lackmußtinktur. — Die Seiffe lößte sich sehr unvollkommen darinn auf, und die Silberſolution wurde damit trübe. Es lößte Eisen und Kreide auf. Die von diesem Wasser röthliche Lackmußtinktur veränderte sich in der Wärme nach und nach wieder in blau: und die durch dasselbe getrübte Silberſolution wurde erwärmt, ebenfalls wieder klar: auf gleiche Weise schlug sich aus der Eisenauflösung der Ocher nieder. Weinsteinsalz, in sehr vielem gesättigtem Wasser aufgelößt, wollte nicht in Crystallen anschießen, und zur Trockenheit abgedampft, zeigte es nicht die geringste Spur eines Mittelsalzes. (Andere Chemisten haben durch die Luftsäure ein crystallisirtes Weinsteinsalz erhalten: und überhaupt ist das milde Alcali, ja das caustische, mit Luftsäure gesättigt. Der gewöhnliche Geschmack des milden, ist der Geschmack des Mittelsalzes aus caustischem Laugensalze und Luftsäure. Und ist der Unterschied des caustischen und milden auf der Zunge nicht stark genug?) Durch das Wasser rothgemachte Lackmußtinktur wurde durch Weinsteinsalz und an der Luft gelöschten Kalk blau. Die mineralischen Wasser färbten die Lackmußtinktur roth, den Violensyrup grün; hieraus schließt der Verf.: jene seyen zugleich sauer und alcalisch: dieses habe die Oberhand, sey aber nicht salzartig. Die Wahrheit dieses Schlusses erweißt er durch eine künstliche Auflösung der Kalk- und Bittersalzerde in geschwängertem Wasser; welches alsdenn den Violensyrup grün, die Lackmußtinctur roth macht. (Gegen diese Erklärung ließen sich aus Nose und Becker verschiedene Zweifel machen.) Durch gesättigtes Wasser wurde eine in destillirtem Wasser aufgelößte Schwefelleber getrübt, und Schwefel setzte sich nieder: eben

dies

dies erfolgte mit den aufgelößten Schlacken des Spiesglaskönigs. 19 Abh. Versuche über das Wasser einer kleinen See bey dem Städtchen Straußberg, welche sich zuweilen roth färbt. Der mit Eiß bedeckte See zeigte schon von fern rothe Streifen: unter demselben bemerkte man rothe Häufchen, einer Schüssel groß. Das Wasser unter dem Eise war klar; die rothe Materie war, wie Faserwom geronnenem Blute, die sich leichtlich im Wasser zertheilten und es roth färbten. Ließ man es ruhig stehen; so verlor sich alle Farbe, und oben setzten sich wie rothe Flocken, die keinen Geschmack hatten, und, unter dem Mikroscop, wie lauter in einander gewebte Fasern aussahen. Das filtrirte ungefärbte Wasser litte von den Galläpfeln, der Silber- und Bleyauflösung, dem Weinsteinsalze keine Veränderung. Die rothe Materie scheint vegetabilisch, und war im Wasser nur schwimmend, nicht aufgelößt. 20 Abh. Versuche über die Kraft, mit welcher die festen und flüßigen Körper zusammenhangen, nebst der Bestimmung der Gesetze, die diese Kraft in Absicht ihrer Vermehrung oder Verminderung, nach der Natur einer jeden Flüßigkeit unterworfen ist. Der Verf. fand, daß der Barometerstand keinen Einfluß auf die Verschiedenheit der Versuche hatte, welche er hergegen bey der abwechselnden Wärme der Atmosphäre, die sich den Flüßigkeiten mittheilte, fand: denn erwärmte man die letzten, so war ihr Zusammenhang schwächer, als wenn sie kalt waren; wie das die in Tabellen gebrachte Versuche erweisen. Hierauf untersuchte er den Zusammenhang der gläsernen Scheiben von verschiedener Größe mit dem Wasser, dem Weingeiste, dem zerflossenen Weinsteinsalze, dem Salmiakspiritus, dem Terpenthin- und Leinöle: die Versuche zeigten, (wie bekannt), daß die Adhäsionskräfte

kräfte im Verhältniß mit der das Waſſer berührenden Oberfläche ſtehen. Ferner war noch zu beſtimmen: wie ſich die Adhäſion der, aus verſchiedenen Subſtanzen gemachten Scheiben auf eben der Flüßigkeit, und alsdenn auch auf verſchiedenen Flüßigkeiten verhielt. Aus 600 gemachten Verſuchen, welche in einer Tabelle verzeichnet ſind, erhellet, daß die ſpecifiſche Schwere der Flüßigkeiten mit der Kraft ihres Zuſammenhangs an feſten Körpern, in keinem beſtändigen Verhältniſſe ſtehe. Den Unterſchied ſetzt der Verf. in der verſchiedenen Figur der Theile der Flüßigkeit ſowohl, als des feſten Körpers. Die Reſultate dieſer ganzen Unterſuchung, die mit vielem Fleiße und Genauigkeit gemacht iſt, nebſt der Berechnung ſind in zehn Tabellen gebracht, und die allgebraiſchen Formeln für ſolche Berechnungen ſind dem Texte einverleibt; wofür der Naturkündiger Hrn. A. allerdings vielen Dank ſchuldig iſt.

Dies iſt der Inhalt dieſes Bandes der Achardiſchen Schriften. Der Verf. zeigt darinn einen großen Fleiß, Scharfſinn und viele Genauigkeit; und er hat die Naturkunde mit mancher neuen Entdeckung bereichert. Zu wünſchen wäre es wohl noch, daß er mit den neuern Schriften ſeiner Landesleute, oder ſoll ich ſagen, der Deutſchen, etwas mehr bekannt wäre; ſie würden manche ſeiner Unterſuchungen etwas berichtigt, einige anders geleitet haben. Bey dem Werthe der Sachen kann man die öftern Verſtoſſe gegen die deutſche Sprache leicht überſehen, da die franzöſiſche dem Verf. die geläufigere iſt. Durch die baldige Fortſetzung dieſer Schriften wird er ſich die Naturkündiger gewiß ſehr verbinden.

Dw.

IV.

Justus Mösers — — — Osnabrückische Geschichte. Erster Theil, mit Urkunden. Neue vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1780. in 8. 1 Alph. 6 Bogen. Zweyter Theil.

Alle Kenner und Freunde der Deutschen Geschichte haben dieses Werk gleich bey der ersten Ausgabe mit so verdientem Beyfalle aufgenommen, daß zu seiner Empfehlung jetzo weder von dem Plane *), noch von dem Werthe der Ausführung die Rede seyn darf. Diese Anzeige soll sich also auch allein auf die Verbesserungen, Zusätze und weitere Ausführung des ersten Entwurfs einschränken. Das Möserische Geschichtbuch besteht nunmehr aus zween Theilen, deren jeder auch schon nach der Bogenzahl um ein Ansehnliches stärker ist als das Ganze der ersten Ausgabe. Diese enthielt nur vier Abtheilungen, welche hier den ersten Theil bis S. 264 wieder einnehmen. Der V. hat aber durch eine wiederholte strenge Prüfung und Ausbesserung auch dieser ehemaligen Arbeit einen neuen Werth verschafft. "Er habe vieles anticipirt „gefunden,„ sagt er in der Vorrede zur zwoten Ausgabe des ersten Theils, „vieles für den anfangenden „Leser unverständlich, manches sey für wichtiger aus„gegeben, als es ihm itzt vorkäme, vieles schielend und „wider Einwürfe gerichtet, die keiner Widerlegung

*) Man sehe hiervon die Recension der ersten Ausgabe in dieser Bibl. B. 9. S. 89.

„bedürften, und was dergleichen Fehler mehr wären.“ So scharf urtheilt Herr Möser über seine Arbeit, die doch gleich bey ihrer ersten Erscheinung für ein wahres Meisterstück deutscher Kunst erkannt wurde; und kein einsichtsvoller Leser wird die Vorzüge dieser neuen Bearbeitung vor der ersteren verkennen. Doch dürfte nach aller angewandten Mühe auch jetzt noch anfangenden Lesern, insonderheit solchen, welche nicht in Westphalen oder Niedersachsen zu Hause sind, noch manches dunkel seyn. Hieran sind wohl allein die vielen ursprünglichen und einheimischen Benennungen der Dinge Schuld, welche hier beschrieben, und wovon selten klare und genau bestimmte Begriffe gegeben werden. Solchen Lesern, welche mit denselben schon bekannt sind, wird die Erzählung der Begebenheiten dadurch freylich lebhafter und anschaulicher; welches den häufigen Gebrauch solcher zum Theil veralteten einheimischen Benennungen gewissermaassen rechtfertigt. Ausserdem würde ohne Zweifel dieses vortreffliche Geschichtbuch vieles an Vollkommenheit gewonnen haben, wenn von dem reichen Stoffe, welcher abgesondert in die Noten hingeworfen ist, mehr in den Text wäre verwebt worden. Es war in der That unbequem, wenn man ehedem die Allegationen mit in den Text einrückte, und man hat sie deshalb mit Recht in die Noten verwiesen. Wenn aber der Faden der Erzählung auch wieder ohne Unterlaß abgerissen wird, um eine verwandte Materie, oder bestätigenden Umstand in den Noten zu erörtern: so stört dieses noch weit mehr die Aufmerksamkeit des Lesers, als jene Citationen, welche als so viel Steine des Anstosses dem Leser in den Weg geworfen wurden. Herrn Möser, der gewiß unter die besten deutschen Schriftsteller gehört, müßte

es

es ein leichtes gewesen seyn, in diesem Stücke alles zur vollkommensten Behaglichkeit seiner Leser anzuordnen.

Der erste Abschnitt, welcher eine kurze Einleitung in die älteste Verfassung des Landes darstellt, hat die meisten Abänderungen erfahren; und in der That ist hier auch ein offenes Feld, wo eine lebhafte Imagination sich oft von Muthmassungen zu Hypothesen irre leiten lässet, die hernach bey weiterer Prüfung falsch befunden werden. Aus diesem Gesichtspunkte scheint der V. gleich alles, was vom 5ten bis zum 9ten §. der ersten Ausgabe enthalten war, betrachtet zu haben; denn diese sind in der gegenwärtigen Ausgabe ganz weggelassen worden. Auch die Nachrichten vom ältesten Zustande des deutschen Adels, welche in der ersten Ausgabe den 31—37 §. einnahmen, sind hier in dem einzigen §. 26. kurz zusammengeschmolzen. Bey den mangelhaften Nachrichten aus dieser älteren Periode muß auch eine weit ausgedehnte und bestimmtere Schilderung des deutschen Adels auf sehr gewagte Behauptungen führen. Ferner ist in der Erläuterung des Unterschiedes von Freyen und Leibeigenen (§. 33 bis 44.) vieles geändert und genauer als vorhin bestimmt worden. Endlich ist am Ende des ersten Abschnittes jetzt auch eine Tabelle angehängt, worinn man mit einen Blicke die verschiedenen Stände und Abtheilungen in der Nation der Sachsen übersehen kann.

Im zweyten Abschnitte, welcher von der natürlichen Beschaffenheit des Landes handelt, desgleichen im dritten, welcher die ersten Entdeckungen der Osnabrückschen Länder durch die Römer bis auf Karl den Großen erzählt, haben wir keine erhebliche Verbesserungen wahrgenommen. Dagegen

ist im vierten Abschnitte, welcher uns von den Anstalten Karls des Großen in dortigen Gegenden belehrt, der §. 129 und 130. worinn von den Edelvogtshöfen und dem Ursprunge der heutigen Edelhöfe gehandelt wurde, itzt gleichfalls weggelassen worden, weil die darüber geäusserten Vermuthungen, wohl nur einen zu schwachen Grad der Wahrscheinlichkeit erreichten. Keinen bessern Werth fand der V. auch vermuthlich bey wiederholter Prüfung an den §. 134—136. worinn von der Verwandlung der Gemeinen in Vogtsleute, wie auch von letztern und den Leibeigenen insbesondere gehandelt wurde; denn auch diese sind aus der jetzigen Ausgabe weggewiesen. Auf diese Weise ist der V. in der That ein strengerer Kunstrichter seiner Arbeit gewesen, als irgend einer seiner Recensenten; die sich gemeiniglich da am leichtesten befriedigen lassen, wo sie an meisten fordern könnten; hingegen oft sehr unerhebliche Produkte der mittelmäßigsten Skribenten mit unerbittlicher Strenge verurtheilen oder in weitläuftigen Lobpreisungen erheben. Die Maxime, welche neuerlich hin und wieder geäussert worden, daß der Autor der beste Recensent sey, sollte also wohl allerdings Beyfall verdienen, wenn der Autor unserm V. an Forschungsgeiste und Beurtheilungskraft gleich kommt, und über seine Arbeit nach dem Verlaufe etlicher Jahre Gericht hält.

So viel von den Verbesserungen der ehemaligen Arbeit des Verfassers. Mit dem fünften Abschnitte, welcher den ersten Theil der neuen Ausgabe beschließt, fängt die neue Fortsetzung an; oder genauer zu reden, wird in demselben der Anfang mit der Osnabrückschen Geschichte selbst gemacht; denn die vier vorhergehenden Abschnitte waren nur als eine allgemeine Einleitung in dieselbe zu betrachten.

Es

Es wird hier nämlich von der Stiftung des Bischofthums und dessen sechs ersten Bischöffen unter den Carolingern gehandelt. Die wichtigen Veränderungen, welche in dieser Periode vorfallen, machten sie auch in der Reichsländergeschichte wichtig. Der V. entwirft hiervon (S. 266.) folgendes allgemeine Bild: "die „Reichsverfassung nimmt eine ganz neue Wendung; „der Heerbann sinkt, und die dafür auftretende Kai„serliche und Reichsdienstmannschaft wird immer stär„ker und glänzender; Edle und Wehren fliehen den „nun unrühmlichen Heerbann, und suchen dafür neue „Ehre oder auch Schutz und Ruhe im Dienste; das „Land, was sie vorher zugleich baueten und vertheidigten, fällt darüber in knechtische Hände; die Ca„pitularien, welche Verordnungen für den Heerbann ent„halten, verlieren ihre Anwendung, und machen all„mählich einem Lehnrechte Raum; und der kaiserliche „Gesandte, (sollte das wohl die treffende deutsche Be„nennung vom Missus dominicus seyn?) der sich der „Edlen und Wehren gegen die Macht der ordentlichen „Reichsbeamten annehmen sollte, verlieret sein An„sehen nach dem Maasse, als es die Kaiser verlieren, „und seine Vollmacht geht an eben diejenigen über, „denen sie Karl der Grosse entgegen gesetzt hatte." Eine kürzere reichhaltigere und passendere Schilderung dieser Periode haben wir noch bey keinem Geschichtschreiber gefunden; sie zeigt, wie vertraut Herr Möser mit dem Geiste dieser Zeit geworden sey. Hierauf giebt der V. Nachrichten von den ersten Denkmälern des Ortes Osnabrück, und der Stiftung des dortigen Bißthums, so wie auch von den Personen, welche dem geistlichen und weltlichen Staate in diesem Sprengel unter den Carolingern vorstanden. Sodann (S. 321 folgg.) werden die Veränderungen erzählt, die das

Stift und den Heerbann während dieser Zeit betroffen haben. Karl der Große hatte das Stift auf die Zehenten im Sprengel gegründet, und diese machten daher auch die ganze Einnahme zum Unterhalt des Bischoffs, seines Münsters, und was dem anhing, aus. Alles was hingegen zur Reichs- und Landesvertheidigung erfordert wurde, lag unter Anordnung des kaiserlichen Sendgrafen (missi) dem Heerbann ob, und rührte den Bischoff oder dessen Kasse gar nicht. (Dem Recensenten scheint auch hier, wie in vielen folgenden Stellen, der Titel missus dominicus nicht richtig gedolmetscht zu seyn; denn Sendgrafen hatten bekanntlich ihren Namen nicht von senden, schicken, wie hier vorausgesetzt ist, sondern von Send oder Synodus.) Was für Schicksale diese bischöffliche Kasse unter den Karolingern gehabt habe, wird von §. 20 bis 24. erzählt. Hierauf folgt eine Beschreibung des Wachsthums der weltlichen Macht des Bischoffs, wozu ebenfalls Karl der Große schon den Grund gelegt hatte, indem er dem ersten Bischoffe die höchste Gerichtsbarkeit über seine Knechte und Leute, wie auch über seine Freyen, welche damals in Mahlmänner und Mundmänner abgetheilt wurden, verliehe. Die erste Beschaffenheit dieser weltlichen Gerichtsbarkeit des Bischoffs und deren nach und nach erfolgte Ausdehnung wird §. 28 und 29. beschrieben. Durch diese, so wie durch die geistliche Immunität und andere (§. 30—36.) dem Bischoff zu Theil gewordenen Vorzüge, stieg die bischöffliche Macht nach und nach sehr, und der Heerbann fiel auf der andern Seite eben so stark; wozu denn auch Ludwigs des Frommen schlechte Regierung (§. 37.) und die größere Ehre im Dienste (§. 38.) das ihrige beytrugen. Dabey blieben aber dennoch die Beschwerden des Heerbannes: bis endlich

die

die Normänner im Jahre 880. den sächsischen Heerbann aufs Haupt schlugen. Durch diese Umstände wurde der Grund zum völligen Untergange des Heerbannes oder der Nationalehre gelegt (§. 44.) Die Veränderung, welche daraus erfolgte, war so groß, daß von der ganzen Staatseinrichtung, welche Karl der Große gemacht hatte, am Ende dieser Periode fast nichts mehr sichtbar war. Am Ende dieses ersten Theils sind noch zehen Urkunden angehängt, welche als die vorzüglichste Quelle dessen, was in den letzteren Abschnitte vorgetragen ist, zu betrachten sind.

Im zweyten Theile suchte der Verf. seinem ersten Plane, nach welchem die Schicksale der Landeigenthümer den Hauptfaden ausmachen, mit welchem alle andere Begebenheiten verbunden werden, ebenfalls getreu zu bleiben. Doch hat ihn der Mangel an Nachrichten bisweilen genöthigt, davon abzugehen; und das dürfte wohl, bey allem guten Willen des Geschichtschreibers, sich in der Bearbeitung aller Provinzialgeschichten mehr als zu oft ereignen. Eine Stelle aus der Vorrede müssen wir hier hersetzen, weil sie uns zur rechten Zeit und sehr gut gesagt zu seyn scheint: "Einige haben es nicht gebilligt, daß ich mit der Vor„aussetzung, diese erste Verbindung sey unter lauter „Landeseigenthümern geschlossen worden, hineinge„gangen bin. Aber gesetzt auch, daß diese Voraus„setzung, in ihrer höchsten Richtigkeit, eine idealische „Linie wäre, so würde sie doch immer zur Richtschnur „dienen müssen. Der Mathematiker nimmt zur Be„rechnung der krummen eine vollkommene gerade Linie „an, wenn diese sich auch nirgends in der Welt findet; „eben das thut der Geschichtschreiber, (und der Lehrer „des allgemeinen Staatsrechts gleichfalls) der den ur-

„sprünglichen Contrakt eines Staats auf Freyheit und „Eigenthum gründet, und wenn auch alle Begeben„heiten, welche die Geschichte aufstellt, nichts wie An„näherungen oder Abweichungen von der Hauptlinie „sind, so kann doch derjenige, welcher sie erzählt, die „Sklaverey nicht zur Regel nehmen, um die Freyheit „als Abweichung zu zeichnen.“ Wir halten dieses für die beste Antwort auf alle Deklamationen gegen den gesellschaftlichen Vertrag als eine angebliche Chimäre, deren man seit einiger Zeit nicht wenige hört und liest. Ausserdem giebt der V. auch noch einige nützliche und empfehlungswürdige Winke über die Behandlung der Provinzialgeschichte. “Der geringe Nu„tzen, sagt er, den die Geschichte dem Bürger bringt, „und der Mangel an Kraft in dem historischen Vor„trage liegt sicher darinn, daß die Genossen eines „Staats nicht als Actionairs, sondern als Menschen „behandelt werden; — daß oft mehr auf die physika„lischen und moralischen, als die politischen Fähigkei„ten der handelnden Personen gesehen, oder die letzte„ren zu unbestimmt gelassen werden. — — Der„gleichen Mängel sind aber in einer Provinzialgeschich„te, wo man wenig Personen, und diese nahe vor sich „hat; worinn man auf den Socialcontrakt geschwin„der zurück gehen kann, und jede Veränderung nach „dessen Anlage und Würkungsart prüft, eher als in „einer allgemeinen Geschichte, welche sich vor der „Menge der Gegenstände, nicht um das Verhältniß „eines jeden genau bekümmern kann, zu vermeiden; „diese nähert sich natürlicher Weise immer mehr der „Geschichte der Menschheit, die daher freylich mehr „Stoff zu großen und glänzenden Gemählden, aber „auch wenig Nahrung für den Bürger liefert; beson„ders wo sie, wie uns jetzt einige bereden wollen, den

„Stoff

„Stoff aus der zweyten Hand nimmt. Sie entzückt „so lange man lieset, belehrt höchstens in allgemein „bekannten Fällen, und entscheidet wenig, wenn man „in einem würklichen Falle Hülfe nöthig hat. Nur „Schade, daß bey dergleichen Provinzialgeschichten das „kleine Rädgen immer ins große greift, und man die „Würkung von jenem nicht deutlich machen kann, ohne auch dieses zu Zeiten mit umlaufen zu lassen."

Dieser zweyte Theil enthält die Osnabrückische Geschichte vom Ausgange des Karolingischen Stammes in Deutschland, bis auf den Untergang des Großherzogthums Sachsen; oder von 918 bis auf den im Jahr 1192 erfolgten Fall Herzogs Heinrich des Löwen. Letzterer macht allerdings in der Geschichte eines sächsischen Stifts eine sehr große Epoche. Die Geschichte dieses Zeitraums wird in drey Abschnitten erzählt. Der erste handelt von dem Leben und Regirung der Bischöffe. Unter denselben ist ohne Zweifel Benno II. die merkwürdigste Person. Er regirte von 1068—1088. (§. 14—20.) Ein Mann von einem standhaften und entschlossenen Charakter, der so wohl in Ansehung der Regierung seines Stifts, als auch in den übrigen damaligen Welthändeln, an welchen er großen Antheil nahm, überall hervorleuchtete. Seine Einkünfte trieb er scharf ein, indem er die Bauern gemeiniglich mit Prügeln zur Entrichtung ihrer Abgaben nöthigte; dagegen aber auch den Eingesessenen seines Sprengels neue Quellen des Erwerbs zu eröffnen bemühet war. Insbesondere aber bemühete er sich überall den Ackerbau, welchen er als eine Wissenschaft erlernt hatte, zu verbessern, und durch Anlegung neuer Wege den Flor seines Stifts zu befördern. Für die allgemeine deutsche Geschichte ist dasjeni

von der größten Merkwürdigkeit, was hier von seinem Einflusse auf den Investiturstreit zwischen P. Gregorius VII. und K. Henrich IV. erzählt wird; worunter vieles vorkommt, was von den gewöhnlichen Erzählungen dieser Händel abweicht, aber allezeit zu mehrerer Aufklärung dieser Sache dienlich ist. Die vornehmste Quelle, aus welcher der V. hier geschöpft hat, und welche andere neue Geschichtschreiber meistens vorbeygegangen sind, ist *Norberti* vita Bennonis (beym Eckhard in Corp. hist. T. II. p. 2262.) Nächst diesem ist Gotischalk, welcher den bischöfflichen Stuhl von 1109—1118. bekleidete, dadurch merkwürdig, weil er der erste ist, dessen Herkunft nach heutiger Art bestimmt ist. Er stammte nämlich (S. 57.) aus dem Geschlechte der edlen Herren von Diepholz. (Was hier bey Gelegenheit des im Jahr 1111. zwischen K. Henrich V. und dem Pabst Paschalis II. geschlossenen Vergleichs gesagt wird, daß dieser Bischoff so wenig, wie die übrigen seines Standes in Deutschland geneigt gewesen sey, seine Krongüter einer Formalität wegen aufzugeben, könnte von unkundigen Lesern leicht dahin gemißdeutet werden, als ob der Pabst und Kaiser einer blossen Ceremonie und der dabey zu gebrauchenden Symbolen wegen mit einander so tief in Streit verwickelt gewesen wären. Diese Idee, so ungereimt sie auch an sich ist, herrscht doch würklich in vielen neuen Geschichtbüchern; und es ist daher wohl nöthig zu erinnern, daß die Belehnung mit Ring und Stab ein Stück der höchsten Gewalt des Kaisers in deutschen Kirchensachen war, wodurch der Bischoff ernannt, und die Abhängigkeit desselben von ihm, als ihrem alleinigen Oberhaupte angedeutet wurde.) Auch Philipp, welcher von 1141 bis 1173. Bischoff war, und zur Familie der Grafen von Katzenellenbogen gehör-

hörte, ist in vielem Betrachte merkwürdig. Hier merken wir nur von ihm an, daß unter ihm der berühmte Zehentproceß mit den Abteyen zu Corvey und Herford, welcher damals schon über dreyhundert Jahre gedauert hatte, glücklich zu Ende gebracht worden sey. Nicht weniger ist er auch, so viel man weiß, der erste Bischoff von Osnabrück, welcher nach fürstlicher Art unter seinen Dienstleuten einen Marschall, Cämmerer, Schencken und Truchses gehalten hat. Uebrigens ist diese Periode auch noch deshalb merkwürdig für jedes deutsche Stift, weil sie in derselben zur Wahlfreyheit gelangt sind. Für Osnabrück war Dethard der erste, welcher durch eine freye Wahl auf den bischöfflichen Stuhl erhoben wurde, und zwar schon im Jahre 1119; also noch einige Jahre früher, als diese Wahlfreyheit durch die Calixtinischen Concordaten zum allgemeinen Gesetz für Deutschland wurde. "Sein Gedächtniß, sagt Herr Möser, (S. 60), „sollte deshalb billig bey der Domkirche ewig gefeyert „werden; zumahl da er den Muth hatte, die auf ihn „gefallene Wahl gegen des Kaisers Willen anzuneh„men, und tapfer zu behaupten. Die Stifter sind „dieses Recht den Päbsten und den Sachsen schuldig, „die es nach einem funfzigjährigen Kriege mit den bey„den Henrichen glücklich erfochten haben. Ohne das„selbe hätte der Kaiser, zu der Zeit, wo Herzogthümer „und Bischoffthümer noch keine Länder waren, gar „leicht Steuer und Folge aus allen Stiftern und mit „einer so mächtigen Untersuchung wahrscheinlich ein „gleiches aus den weltlichen Sprengeln erhalten. Die „Herzoge sowohl als die Bischöffe wurden zuerst frey „erwählt; nachher aber von den Kaisern, die beyde „Heerbannsämter mit vielen Regalien verbessert hat„ten, nicht unbillig ernannt, und zuletzt beyde fast

„zu einer Zeit, jene aus dem Schooſſe der Mutter, „diese aber aus dem Schooſſe der Kirche gebohren; eins „folgte natürlich dem andern.“

Der zweyte Abſchnitt enthält die Geſchichte der Stiftung in dieſem Zeitraum. Hier wird gehandelt vom Domkapitel, Prälaten und den Vorrechten derſelben (§. 1 und 2); von Kirchenvögten in dieſer Zeit und der Beſchaffenheit der Vogtey (§. 3.); von dem biſchöfflichen Steuerweſen und Zehenten, worüber der Streit, wie bereits erwähnt iſt, in dieſer Periode fortgeſetzt und geendigt wurde; (§. 4 — 9) Vom biſchöfflichen Kriegsſtaate, der Lehnmannſchaft und Dienſtmannſchaft; (§. 10—16.) Von der Stadt Osnabrück, ihrem Verhältniß zum Kriegsſtaate (§. 16 — 18.) Desgleichen vom Privilegio de non evocando, welches K. Friedrich I. ihr ertheilte (§. 19). Stiftsſtände gabs in dieſer Periode noch nicht; (§. 20.) ſo wie auch der Biſchoff in derſelben noch nicht wahrer Landesherr, ſondern eigentlich Hauptherr war; (§. 21.) jedoch wurde ſchon der Grund zur Landesherrlichkeit gelegt, theils durch Precarеyen, (worunter hier nichts anders als feuda eccleſiaſtica oblata verſtanden werden (§. 22—24): theils auch andere Mittel, (§. 25.) unter welchen die Ausdehnung der biſchöfflichen Gerichtsbarkeit die ſtärkſte Wirkung that (§. 26–30).

Der dritte Abſchnitt endlich liefert die Geſchichte des Heerbanns in dieſer Periode. Der Verfaſſ. zeigt, wie der alte Heerbann gänzlich zu Grunde gegangen; und dagegen ein neuer entſtanden, welcher aus Leuten beſtand. (Leute ſoll hier wohl, ſo viel als Lehnmänner oder Vaſallen heiſſen, jedoch ſcheint uns der Gebrauch

brauch dieser Benennung von derjenigen Bedeutung, welche in den Capitularien üblich ist, sehr verschieden, und in so fern etwas unbequem zu seyn). Das Verhältniß der Grafen und Herzoge zu diesem neuen Heerbann, sammt den Folgen, welche der Untergang des sächsischen Großherzogthums für das Bißthum und die Landeigenthümer in selbigen gehabt hat, sind hier vorzüglich schön auseinander gesetzt. Am Ende ist noch ein Urkundenbuch von 124 Seiten angehängt, welche diesem zweyten Theile zu Belegen dienen. Jeder Leser wird übrigens mit uns den Wunsch thun, daß dem Verfasser Lust und Muße nicht fehlen mögen, diese vortreffliche Arbeit bis auf die neuesten Zeiten fortzuführen; weil sie alsdann immer ein Muster einer recht zweckmäßig bearbeiteten Provinzialgeschichte seyn wird.

Sf.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Abhandlungen über den Propheten Jesaias. Von Johann Ulrich Sponsel, Hochfürstlich Brandenburg-Kulmbachischen Superintendent zu Burgbernheim. Nürnberg, in der Baueriſchen Buchhandl. 1779. 275 S. in kl. 4.

Weniger Weitschweifigkeit im Vortrag, innigeres Dichtergefühl und Kenntniß der Dichtersprache, vertrautere Bekanntschaft mit der morgenländischen Philologie und den neuesten Bearbeitern des Propheten Jesaias — wäre dem V., dessen Fleiß im Studio seiner Bibel alles Lob verdient, vor allen Dingen zu wünschen. Das erstere ermüdet jeden Leser, und der Mangel der übrigen Eigenschaften macht dem Forscher der Bibel die Lektüre äusserst unangenehm.

Weitschweifigkeit! Ohne sich zu oft in Widerlegungen fremder Meynungen oder in irgend eine homiletisch-moralische Betrachtung einzulassen, hat der Verf. auf 275 Quartseiten doch nur 7 Kapitel erklärt; und fährt er in dieser Methode fort, so werden wenigstens noch 8 solcher Theile erfordert werden, bis er mit dem ganzen Propheten zu Ende kommt. — Wozu aber so viele unnöthige Worte? wozu die schleppenden Uebergänge? wozu die oft gedehnten Wiederhohlungen, daß nun, nach seiner Erläuterung, alles deutlich, durch ihn nun Licht da seyn werde, wo ehedem Finsterniß war? — Wirklich liessen sich manchmal halbe oder auch ganze Seiten wegstreichen, ohne daß die Deutlichkeit des Vortrags im mindesten leiden würde? Der wahre Gelehrte, der sich gern belehren will, hat selten so viel Zeit, sich erst durch eine Reihe entbehrlicher Dinge durchzuarbeiten, bis er zu dem Ziel kommt, wohin ihn sein Schriftsteller bringen will. Wer von ihm gelesen werden will (und das muß doch jeder Schriftsteller wünschen) muß sich hierinn nach ihm richten! Dieses kann der Mann von Geschäften fordern!

Dich-

Dichtergefühl und Kenntniß der Dichtersprache ist fast bey keinem Propheten so nöthig als beym kühnsten aller hebräischer Dichter, beym Jesaias, zumal, da bisher die meisten Ausleger desselben so wenig davon zu ihm mitgebracht haben. Wer über einzelne Worte und Ausdrücke subtilisirt, zertritt seine schönsten Blumen. Ob nun unser Verf. nicht unter die Klasse spitzfindiger Ausleger gehöre, wollen wir unsre Leser entscheiden lassen. Jesai. I. 5. 6. will Jesaias die Idee dichterisch darlegen. Alles im Staat ist voll Spuren der Strafen Gottes. Er personificirt den Staat, und nennt erst einzelne Theile, und dann den obersten und untersten Theil, um die Universalität auszudrücken. Das Haupt ist verwundet, das Herz ist krank, vom Kopf bis auf den Fuß ist kein heiler Fleck mehr u. s. w. Wer sieht nicht, daß von diesem Gemälde bloß das Ganze zu fassen ist, nur Ein Hauptsatz zu Grunde liegt, und alles übrige bloß zur Malerey gehört? Unserm Verf. aber — ist das kranke Haupt der König Ahas, der seine Armeen eingebüßt hatte, und Rezin's und Pekah's Verwüstungen keinen Einhalt thun konnte; das kranke Herz, der von Geld und Vermögen entblößte Staat, den Rezin und Pekah ausgeplündert hatten, und der durch die Subsidiengelder, die Tiglat Pileser erhalten, arm geworden war. Und die Fußsohlen sind — wie jeder denken kann — das gemeine Volk, das durch Plünderungen und Auflagen bettelarm geworden war. — Was heißt einen Dichter durch Spitzfindigkeiten mishandeln, wenn's hier nicht geschehen ist? Möchte uns doch der Verf. auch sagen, was das Haupt im 6ten V., in dem Ausdruck: von der Fußsohle bis aufs Haupt bedeute. Denn es müßte doch wohl das zweytemal eben so gut einen geheimen Sinn haben, als das erstemal. — Beyspiele solcher Subtilitäten könnten wir aus allen hier erklärten Kapiteln anführen. Man lese nur z. B. das 6te. Die schöne poetische Fiction, die daselbst zu Grund liegt, ist viel zu eigentlich genommen; es sollte mehr auf die Phantasie des malenden Dichters gerechnet seyn.

Philologie — Der Verf. braucht die übrigen morgenländischen Dialekte, und hat zuweilen aus ihnen ganz gute Erklärungen gehohlt, z. B. Jes. I. 6. bey שריה, welches er ganz richtig durch frisch übersetzt. Wir finden aber doch häufig auch unrecht angenommene Bedeutungen. Z. B. רעשתי Jes. I. 1. soll sein Kind versorgen sein Kind gleichsam erhöhen, be-

denken. Es kann aber unmöglich ein anderer Sinn, als der auch in גדלתי liegt, angenommen werden: und so kommt das Wort selbst noch im Jesaias vor. — אפוס soll Stall und nicht Krippe heissen. V. 4. זרע מרעים soll ein Haufen Böswichter anzeigen, gegen allen Gebrauch des Worts זרע in der Bibel. V. 8. wird כעיר נצורה übersetzt: wie eine abgesonderte Stadt, und zum Beweis der von נצורה angenommenen Bedeutung Jes. LXV. 4. citirt, wo es doch offenbar von Höhlen gebraucht wird.

Uebrigens ists sehr zu loben, daß der Verf. kein abergläubischer Anhänger des gedruckten hebräischen Texts ist, und die jetzt beygesetzten Vokalzeichen für kein Werk der Verfasser unsrer biblischen Bücher hält. Er drückt sich darüber oft sehr stark, und vielleicht nur zu heftig aus. Wir, ob wir gleich auch seiner Meynung sind, würden doch manchmal da keine Veränderung der Vokalpunkte vornehmen, wo er von ihnen abweicht, als Jes. VI. 9. Um die harte Figur wegzunehmen, punktirt er: שִׁמְעוּ sie hörens wohl, nämlich das Wort Gottes, aber sie wollens nicht verstehen, רְאוּ sie sehens wohl, aber wollens nicht begreifen, Und dann im folgenden V. הַשְׁמֵן und הַכְבֵּד ihr Herz ist unempfindlich, ihr Gehör verstopft, nach den LXX. und Matth. XIII. 15, wo aber die Alexandriner doch bloß beybehalten werden. — Aber finis obtentus steht doch so oft pro fine intento; der Sinn muß derselbe seyn, den auch unser Verf. annimmt, und in einer verständlichen Uebersetzung gerade zu ausgedrückt werden. So haben es auch die LXX. gemacht.

Sollte der Verf. seine Arbeit fortsetzen, so empfehlen wir ihm auch die Arbeiten neuerer Ausleger des Jesaias zu Rath zu ziehen. Hr. Döderlein scheint nicht gebraucht zu seyn. Aus diesem so wohl, als den noch neuern, einem Lowth und Dathe, bitten wir in Zukunft das Gute zu nützen.

Zum Beschluß wollen wir noch einiger Meynungen des Verf. erwähnen. Auffallend war uns der Begriff von Inspiration, der S. 11. geäussert wird. „Man wird, heißt es, „fast in allen Propheten eben so prächtige Bilder und Redensarten antreffen (als im Jesaias). Will man sagen, die andern „Propheten hätten selbige erst aus dem Buche des Jesaias genommen: so spricht man ihnen die unmittelbare göttliche Eingebung ab, und macht sie zu Betrügern, weil „ihre Weissagungen alsdenn nur auf ihrer eigenen Willkühr beruhet

„ruhet hätten, und sie die Redensarten dazu hätten entlehnen „können, woher sie gewollt. Sie wären also den Schü„lern gleich gewesen, die Imitationen machen, und bald „daher, bald dorther Redensarten nehmen, weil sie die Sprache „noch nicht in ihrer Gewalt haben.“ Giebt es denn aber nicht Nachahmungen verschiedener Art, schülerhafte und männliche? Hat jemand deswegen Horaz oder Virgil einen Schüler genannt, weil ersterer die griechischen Lyriker oft nachgeahmt, und letzterer den Homer so oft vor Augen gehabt hat?

Besser denken wir von der Vermuthung des Verf., von der Herausgabe und Bekanntmachung der Schriften des A. T. Er nimmt die Prophetenschulen zu Hülfe. Die Propheten sollen ihre Schriften von den Prophetenschülern haben abschreiben lassen, und die gemachten Abschriften nachher vertheilt haben. (Thats der Prophet nicht bey seinem Lebzeiten, so thats wohl einer seiner nächsten Nachfolger.) Eine Vermuthung, die, weil diese Materie noch so dunkel ist, Prüfung verdient.

Die berühmte Weissagung vom Immanuel versteht der Verf. vom Messias, und vertheidigt sie am Ende gegen Hrn. Isenbiehl, der, so viel wir wissen, noch immer im Gefängniß schmachtet. Mit welchem Glück er bestritten werde? — verbietet uns die Kürze zu untersuchen.

Fw.

Versuch einer neuen Uebersetzung des Propheten Obadjah und des zwey und siebenzigsten Psalms, mit Anmerkungen, nebst einem Anhange über das was zu einer guten Uebersetzung aus dem Hebräischen erfordert wird. Herausgegeben von Johann Kasimir Happach, Director des Gymnasiums zu Koburg. Koburg, bey Ahl. 1779. 212 S. in 8.

Der Verfasser hat Kenntnisse in Kritik und biblischer Philologie, und verbindet damit, wie diese Probe lehrt, fleißige Lektüre in alten und neuen Schriften. Dessen ohnerachtet glauben wir nicht, daß er je in Uebersetzung und Erklärung alter hebräischen Dichter sehr glücklich seyn werde; denn es fehlt ihm noch eine Gabe, mehr Geschmack und Kunst der Interpretation. Alles dieses mag sein Buch selbst beweisen.

Hier ist zuerst eine Probe von seiner Uebersetzermanier aus dem 72sten Psalm, V. 6. „Er ist einem Regen ähnlich, der „auf abgeschrapfte Saaten fällt, und einem Tropfenstrome, der „auf die niedrige Erde herabwirbelt. 7. Zu seiner Zeit wird „der Gerechte und große Glückseligkeit blühen, bis der Mond „nicht mehr verehret wird. 8. Er wird von einem Meere bis „an das andere, und vom Euphrat bis an das Ende der Erde „herrschen. 9. Vor ihm werden sich die Schiffer beugen, und „seine Feinde werden Staub lecken u. s. w.“

Beym Erklären geht der Verfasser nach neuen Auslegungen aus, die ihm aber selten natürlich genug gelingen: dann geht er zu spitzfindig mit Dichtern um. Hievon nur ein Paar Beyspiele!

Kap. 1. wird ציר nicht mit andern durch Bote, sondern durch geheime Briefe erklärt nach Anleitung der LXX, die es durch πρεσβυς geben. Nach alle dem, was der Verf. zur Rechtfertigung seiner Erklärung von πρεσβυς durch geheimer Brief anführt, ist es uns doch nicht deutlich genug, daß πρεσβυς allein gesetzt, dies bedeuten könne. Im Scholiasten des Thucydides (bey lib. I. 31.) steht των γραμματων πρεσβυς, und Apostg. 8, 32. πρεσβυς της γεφυρας. Endlich sehen wir keinen Grund von der bekannten Bedeutung Bote bey dem Worte ציר abzugehen, und eine noch so gut wie unerwiesene anzunehmen, da der Sinn der gewöhnlichen dem Zusammenhang so gemäß ist. — V. 3. soll שכני בחגוי סלע heißen: wir wohnen auf unersteiglichen Felsen, weil bey der Uebersetzung, die ihr mir auf unersteiglichen Felsen wohnet, das mir einen Nutzen oder Schaden, der Gott zuwachse, anzeigen würden, der doch bey ihm undenkbar sey. Viel zu gezwungen, und zu sehr subtilisirt! Das Mir steht ganz überflüßig, ohne alle Bedeutung in der Dichtersprache der Hebräer, und ist oft wohl bloße Füllsylbe im Metro der Hebräer gewesen. — In den letzten Versen soll gar von den Zeiten des Meßias die Rede seyn: wohl dem, der sich davon überzeugen kann! — Uebrigens ist der Verf. ein Kenner der kritischen und philologischen Hülfsmittel beym A. T., und hat nicht auf die Untrüglichkeit des masorethischen Textes geschworen. V. 9. erklärt er בציה für müßig, und fängt damit wie die 70 Dollmetscher, Araber, Vulgata und Syrer den 10 V. an. Er zeigt auch fleißig die Abweichungen der alten Uebersetzer an; nur seinem Urtheil können wir nicht überall beystimmen. So glauben wir nicht,

nicht, daß V. 7. in der Uebersetzung des Syrers: deine Freunde und Tischgenossen haben die Fallen gelegt, die Lesart וְלַחְמֵךְ statt לחמך liege. Der Syrer flickte wohl die copula blos exegetice ein. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß der Chaldäer V. 12 und 13 für בְּ jedesmal עַל gelesen habe, weil er immer und weil ausdrückt. Ohnedem würde עַל allein diesen Sinn nicht haben können: wahrscheinlich übersetzte er nur nicht ganz treu.

Der Anhang von dem, was zu einer guten Uebersetzung aus dem Hebräischen erfordert wird, zeigt, daß der Verf. über seinen Gegenstand nachgedacht habe.

G.

1. Der Könige erster Band, das 1ste und 2te Buch enthaltend, verdeutscht und mit Anmerkungen versehen, durch Ignaz Weitenauer, ehemals k. k. Lehrer der morgenländischen Sprachen. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, im Verlage der Wolffischen Buchhandlung. 1779. 8. 316 S.

2. Der Könige zweyter Band, das dritte und vierte Buch enthaltend — — 1779. 333 Seiten.

3. Salomon und Sirachs Sohn — — 1780. 597 Seiten.

4. Esaia, Jeremia und Bâruch — — 1780. 584 Seiten.

5. Ezechiel, Daniel, Oseä, Joel, Amos, Abdia, Jona, Michäa — — 1780. 496 Seiten.

6. Nahum, Habakuk, Sophonia, Haggäus, Zacharia, Malachia und die Maccabäer — — 1780. 509 Seiten.

7. Biblia Sacra, oder die heilige Schrift des neuen Teſtaments. Die heiligen Evangeliſten, Matthäus, Markus, Lukas und Johannes; verdeutſcht, und mit Anmerkungen verſehen, durch Ignaz Weitenauer — — 1777. 8. 628 Seiten.

8. Der Apoſtel Geſchichte und Sendſchreiben ſammt der geheimen Offenbarung — — 1778. in fortlaufender Seitenzahl 1310 Seiten.

9. Anweiſungen, wie man an der chriſtlichen Kindererzucht mit Nutzen und gutem Erfolge arbeiten ſoll. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch Georg M*** Wien, gedruckt bey Trattnern, 1780. gr. 8. 355 Seiten.

10. Sonntagspredigten auf acht Jahre, geſammelt und vorgetragen von Thomas Weydeſſer, Weltprieſter und Mitgliede des königlichen Schuleninſtituts. Dritter Theil. Zweite Sonntagspredigten — Breslau, bey Korn. 1780. 464 Seiten.

Vierter Theil. — 1780. 428 Seiten.

11. Neue Sammlung auserleſener Kanzelreden über die vornehmſten Gegenſtände in der Kirche. Achter Band — Augsburg, im Verlag der Wolffiſchen Buchhandlung. 1780. 8.

12. Kurze Anleitung zum ewigen Leben, beſtehend in einer heilſamen Erinnerung über das Geſchäft des Heils, dann einigen Tugendsübungen, ſammt Morgen- Abend- Beicht- Communion- und Meßgebethern. Verfaſſet von P. A. A. B. Wien, gedruckt mit von Ghelenſchen Schriften. 1779.

13. Sammlung anmuthiger und wahrhafter Geſchichten zur Bildung der Rechtſchaffenheit und Tugend

aus

aus gröſsern Werken und fremden Sprachen zusammengetragen. Dritter Band — Augsburg, in der Wolffischen Buchhandlung. 1780. 8. 320 Seiten.

14. Frag, ob Luther, gemäſs seinen Unternehmungen nicht die allergröſsten Wunder hätte wirken sollen, und ob er jemals ein Wunder gewirkt habe? Auf das Fest der heil. Hilaria beantwortet von Aloysius Merz — 1780. 32 Seiten in 4.

15. Frag, ob Gott durch die Verkündiger der katholischen Glaubenslehre nicht wahre Wunder sowohl vor, als nach der Ankunft Luthers und Kalvins gewirkt habe? In den heil. Osterfeyertagen beantwortet von A. Merz — 1780. 40 Seiten in 4.

16. Frag, ob Gott durch die Stifter katholischer Ordensstände nicht sowohl vor, als nach der sogenannten Reformation wahre Wunder gewirkt habe? in den heiligen Pfingstfeyertagen beantwortet von ebendemselben — 1780.

17. Lobrede auf den heiligen Kirchenlehrer Bernhardus, in dem freyen Reichsstifte Kaisersheim, des h. Ordens von Cisterz vorgetragen im Jahre 1780. von ebendemselben — 32 Seiten in 4.

18. *Ioan. Rud. Rzikovsky*, equitis a Dobrschitz, insig. ac perantiq. ecclesiae colleg. Cremsirienſis Canonici etc. praenotiones pastorales ad vsum praeficiendorum. Vindobonae, 1780. sumtibus de Ghelen. 8. 132 Seiten.

19. Commentatio historica sistens Lutheranorum nouissima dissidia de *Canone* Scripturarum, expositа luci publicae a *Iosepho Bene-*

dicto Sohm, Altdorfenſi Suevo, S. S. Theol. Baccal. atque pro licentia examinato et approbato, Epiſcopalis Seminarii Marisburgenſis ad S. Carolum Borr. Alumno Clerico. Conſtantiae, Typis Lydolph. 1780. 62 Seiten.

20. Dom Nicolas Jamin, Prieſters der Congregation von St. Maur, Abhandlung von chriſtlicher Auswahl und nützlicher Leſung der Bücher. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Johann Baptiſt Caſpar Anton Auer, Proton. Apoſtol. Rector und Pfarrer zu Römerſchwyl — Augsburg, bey Riegers ſel. Söhnen. 1780. 8. 294 Seiten.

21. R. P. Friderici a Ieſu, Carmelitarum discalceatorum provinciae Bavaricae Provincialis, vniuerſa theologia moralis tripartita ex operibus Benedicti XIV. P. M. nec non caſibus conſcientiae, de mandato ejusdem propoſitis et reſolutis collecta, ac doctrinis Thomae Aquinatis accommodata et illuſtrata. *Pars Prima* continens tractatus I. de actibus humanis, voluntario et involuntario. II. de conſcientia. III. de legibus. IV. de peccatis. V. de virtutibus. VI. de fide et ſpe. VII. de charitate Dei et proximi. VIII. de religione. IX. de oppoſitis religioni. X. de juramento. XI. de voto. Superiorum approbatione. Auguſtae Vindelicorum. Sumptibus Matthaei Rieger p. m. Filiorum. 1780. 8. 452 Seiten.

— — — *Pars ſecunda.* Continens tractatus I. de horis canonicis. II. de virtutibus cardinalibus. III. de contractibus in genere et ſpecie. IV. de vltimis voluntatibus. V. de decalogo. VI. de reſtitutione. VII. de quinque ecclе-

eccleſiae praeceptis. VIII. de clericis et beneficiis eccleſiaſticis. IX. de ſtatu religioſo. X. de immunitate eccleſiaſtica, aſyli, indulgentiis et jubilaeo. XI. de cenſuris, et poenis eccleſiaſticis. 1780. 664 Seiten.

— — — *Pars tertia.* Continens tractatus I. de ſacramentis eccleſiae in genere. II. et ſequentes de ſacramentis in ſpecie — 1780. 622 Seiten.

22. Inſtitutiones theologiae paſtoralis compendioſae ad normam praeſcriptam a caeſareo-regia ſtudiorum commiſſione exaratae a *Ioſepho Lauber*, theologiae paſtoralis profeſſore publ. ord. *Tomus primus.* Brunae, typis haeredum Swobodianorum. 1780. 8. 359 Seiten. *Tomus ſecundus.* 1780. 418 Seiten. *Tomus tertius.* 1781. 236 Seiten.

23. P. *Dominici Schram,* Benedictini Banthenſis S. S. Theologiae et S. S. Canonum profeſſoris emeriti, Analyſis operum S. S. Patrum et Scriptorum eccleſiaſticorum. *Tomus I.* continens opera S. Barnabae. Hermae Paſtoris. S. Clementis Papae. S. Ignatii Epiſcopi et Martyris. S. Polycarpi epiſcopi Smirnenſis et Martyris. S. Dionyſii Areopagitae. S. Iuſtini Philoſophi, et Martyris. Tatiani Aſſyrii. Athenagorae Philoſophi chriſtiani. S. Theophili Epiſcopi Antiocheni. Hermiae Philoſophi, cum duplici indice, vno operum Patrum, punctorum dogmaticorum et moralium, altero rerum memorabilium. Superiorum permiſſu et approbatione. Auguſtae Vindelicorum, ſumptibus Rieger p. m. Filiorum. 1780. 8. 720 Seiten.

— — — *Tomus II.* continens opera S. Irenaei Episcopi Lugdunensis et martyris et S. Clementis presbyteri et catechistae Alexandrini — ibidem, sumptibus eorundem. 1780. 944 Seiten.

24. P. Franz Neumayrs, der Gesellschaft Jesu, weiland der hohen Domstiftskirche in Augsburg ordentlichen Predigers, gründliche und praktische Christenlehren für jedes Alter. Aus dem lateinischen übersetzt, und nach eigner Vorschrift des Verfassers vermehrt. — Augsburg, bey Riegers sel. Söhnen. 1780. 8. 247 Seiten.

25. P. Franz Neumayrs — wahrer Begriff der ascetischen Theologie, welche die Wissenschaft der Heiligen, das ist die Kunst heilig zu werden, klar und gründlich vorträgt. Zum allgemeinen Nutzen derer, die sich der christlichen Vollkommenheit befleißigen. — Augsburg, bey ebendemselben. 1781. 8. 207 Seiten.

26. Sammlung einiger Predigten von Carl Höck, der Gottesgelahrheit Baccalaureus und Prediger in Preßburg. Erster Theil. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey ebendemselben. 1781. 8. 294 Seiten.

27. Neue Sammlung auserlesener Kanzelreden über die vornehmsten Gegenstände in der Kirche. — Augsburg, in der Wolffischen Buchhandlung. 1781. 8. 348 Seiten.

28. Claudii Fleurii Abbatis Historia ecclesiastica a R. P. *Alexandro* — continuata. Continuationis *Tomus quadragesimus*, seu in ordine *Tomus LXIV.* Ab anno Christi 1675 usque ad

ad annum 1681. Augustae Vindelicorum, impensis officinae librariae Wolff. 1780. 733 Seiten.

— — — Continuationis *Tomus quadragesimus primus*, seu in ordine *Tomus LXV.* Ab anno Christi 1682. vsque ad annum 1690. — 1781. 8. 748 Seiten.

— — — Continuationis *Tomus quadragesimus secundus*, seu in ordine *Tomus LXVI.* Ab anno Christi 1691. vsque ad annum 1701. — 1781. 766 Seiten.

29. Antons Godeau — allgemeine Kirchengeschichte aus dem Französischen und Italiänischen übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Don Arnald Speroni — aus dem Italiänischen ins Deutsche übersetzt, von P. Bernard Hyper, achtzehnter Theil, enthält die Kirchengeschichte des siebenten Jahrhunderts vom Jahre Christi 626 bis 658. Augsburg, verlegt bey Riegers sel. Söhnen. 1780. 8. 360 Seiten, nebst 256 Seiten chronologische Tafeln und Verzeichnisse.

30. P. *Udalrici Reiss*, Sac. Ord. Praed. Studii Generalis Augustani Regentis et SS. Theologiae lectoris primarii, Synopsis doctrinae christianae de veris falsisque miraculis in duas partes distributa. *Pars Prior*, complectitur doctrinam christianam de veris falsisque miraculis in genere. Superiorum permissu et approbatione. Augustae Vindelicorum, sumtibus Rieger p. m. Filiorum. 1780. 8. 280 Seiten.

31. Frag

31. Frag, ob durch das unterthänigste Gutachten gewisser protestantischer Herren Geistlichen und weltlichen Räthe über die Bahrdtische Sache, die katholischen Religionsgründe nicht vollkommen gebilliget, die protestantischen aber nicht werkthätig verworfen werden; in den heiligen Weinachtsfeyertagen beantwortet von Aloysius Merz ꝛc. Im Jahr 1780. Augsburg, im Verlage der Wolffischen Buchhandlung. 4 Bogen in 4.

32. Schreiben aus Konstanz an einen Freund, geschrieben während der Anwesenheit des Kapuziner-Generals. 1780. 8. 30 Seiten.

33. Antwort auf das Schreiben eines Freundes aus Konstanz vom 25sten des Herbstmonats 1780. während der Anwesenheit des Kapuziner-Generals. Mit Erlaubniß der Obern. 1780. 8. 38 Seiten.

34. Die gesegnete Familie aus der alten Welt: In sechs Predigten über das Buch Tobias von J. M. Sailer, Mitgliede des Churfürstl. Bayerischen Predigerinstituts. Gehalten in der Kreuzkirche zu Ingolstadt an den Fastensonntagen im Jahre 1780. München, 1780. Verlegts Fritz. 8. 136 Seiten.

35. Predigten über verschiedene Materien, vor dem Könige, von dem Pater Soanen, Priestern des Oratorii, gehalten. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil. 1781. bey Korn dem Aeltern. 8. 440 Seiten. Zweyter Theil. 1781. 508 Seiten.

36. Flexiers von Reval, der ehemaligen Gesellschaft Jesu Priesters, philosophischen Katechismus, oder Sammlung von Beobachtungen, wodurch die christliche Religion gegen ihre Feinde vertheidiget wird. Ein nützliches Werk, sowohl für diejenigen, welche

sich

sich vor der Seuche des heutigen Unglaubens zu verwahren suchen, als besonders für Geistliche, denen die Erhalung der theuren Hinterlage des Glaubens anvertrauet ist. Nach der neuesten französischen Ausgabe übersetzt von Joh. Just. Herwig, Sr. Hochf. Durchl. des regierenden Herrn Fürsten von Hohenlohe Hofrath und Bibliothekar. Erster Band. Augsburg, bey Riegers sel. Söhnen. 1781. 8. 311 Seiten. Zweyter Band. 1781. 420 Seiten.

37. Hirtenbrief des hochwürdigsten und durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Clemens Wenceslaus, Erzbischofs zu Trier, des H. R. R. Kurfürsten ꝛc. an seine geliebte Kirche von Augsburg. Augsburg, auf Kosten des bischöfl. Siegelamts, und in Commission bey Riegers sel. Söhnen. 1780. 8. 370 Seiten.

No. 1 - 8. sind die Bücher der von Hrn. Weitenauer übersetzten Bibel, deren in der Bibliothek noch nicht gedacht worden. Rec. findet nicht Ursache besser von diesen, als den vorhergehenden zu urtheilen. Wie mikrologisch ist fast jede Anmerkung. Spuren, daß der Uebersetzer der römischen Kirche zugethan sey, finden sich überall, wenn sein Name auch nicht dem Werke vorstünde, besonders in dem neuen Testament. 3. B. Kol. 2, 16. ist übersetzt: „Also urtheile niemand von „euch (nach dem alten Gesetze) betreffend den Tag des Neumon„den, des Sabbaths, oder eines andern mosaischen Festes“. Warum mag wohl das εν μερει η εν νουμ, das doch im Texte steht, so ganz willkührlich ausgelassen seyn? Die Ursache sieht man leicht. Dem Layen wird doch das apostolische Sendschreiben damit sehr verstümmelt geliefert, wenn gleich der gelehrte Schriftforscher, der die Uebersetzung mit dem Grundtext vergleicht, den Defect gewahr wird. 1 Tim. 3, 2, 12. übersetzt der Verf. das δει ουν επισκοπον ειναι μιας γυναικος ανδρα, und διακονους εσεσθαι μιας γυναικος ανδρες durch: „So muß dann ein „Bischof sich nicht öfter, als einmal verehelichet haben. — „Die Diakonen sollen nicht öfter als einmal geheurathet haben“ mit der Note unter dem Text: „An beyden Stellen kann die „Meinung des Apostels nicht dahin gehen, als wollte er den „Pie-

„Priestern und Diakonen den Ehestand anweisen, jedoch nicht „mehr, als eine Frau gestatten: denn hieraus würde folgen, „den übrigen Christen, welche dem Herrn in dem weltlichen „Stande dieneten, wären zwo Frauen zugleich erlaubt gewesen. „Welches nicht nur falsch ist, sondern den Ausdruck des Apo„stels einfältig und lächerlich machen würde.“ Mit nichten, würde ich Hrn W. sagen. Er weiß doch wohl, daß bey den Juden die Vielweiberey erlaubt war. Wenn nun ein zum Christenthum übergetretener Jude mehr als eine Frau gehabt hatte, sollte er so ungerecht werden, und sich von der einen, die seine rechtmäßige Ehegattinn so gut, wie die andere, gewesen war, scheiden? Christus hatte wohl die Scheidung, es sey denn um Ehebruchs willen, verboten, aber kein ausdrückliches Gesetz wider die Mehrweiberey gegeben. Einige Christen behielten die Weiber, die sie als Juden schon gehabt hatten. Um aber den Heiden nicht anstößig zu seyn, sollten die Bischöfe und Kirchendiener nicht mehr als eine Frau haben; denn wenn die in Vielweiberey gelebt hätten, würde man solche als von dem Christenthum gebilligt angesehen haben, und das sollte verhütet werden. Dem allgemeinen Cälibat der Geistlichen ist doch die Stelle schnurgerade entgegen. — Bey der Stelle Kap. 4, 1-5. die Hr. W. sonst richtig übersetzt, erinnert er in der Anmerkung: „Alle Speisen werden geheiliget, durch das Wort Gottes in der „Erschaffung, und durch das Wort des Heilandes, welcher al„len jüdischen Unterschied der Speisen aufgehoben. Uebrigens „kann uns die Kirche, wie Gott den ersten Aeltern, zu ge„wissen Zeiten einige Speisen verbieten, welches (welchem) „der Apostel nicht widerspricht, indem er nur die abergläubi„schen Gebote falscher Lehrer verdammet“. Also mag die Kirche verbieten, was der Apostel, was Gottes Wort gerade zu, und (ohne gewisse Zeiten auszunehmen) unbedingt für unverboten erklärt? So ist es kein Aberglaube, das Fleisch, das man den Montag und Dienstag gegessen hat, den Freytag nicht essen zu dürfen? — 1 Kor. 9, 5. konnte man erwarten, daß dem Uebersetzer γυναικα περιαγειν nicht ein Eheweib auf der Reise bey sich haben heißen würde, sondern eine christliche Weibsperson, zur Verschaffung des nothwendigen Unterhalts. „Also, sagt er in der Note, die Kirchenväter, „aus welchen nicht ein einziger ist, der von dem Petrus, oder „einem andern Apostel sagt, sie hätten sich Zeit dieses heiligen „Amts der Ehe gebrauchet“. Und doch ist es bekannt, daß Petrus Frau und Kinder gehabt habe.

No. 9. giebt christlichen Eltern viel gute, vortreffliche Erziehungsregeln, die auch allgemein anzuwenden sind. Wer aber nicht gerade jedes junge Mädchen zur Nonne, und jeden Knaben zum Mönch erziehen will, der wird doch dem Rath des guten Duguet nicht in allen Stücken befolgen können, und dürfen. Das klösterliche klebt der Moral des V. überall an. —

Beyde Theile der Weydesserschen Predigten, No. 10. sind von gleichem Werth mit den vorhergehenden (XLIV. 2. 341.)

In No. 11. finde ich nichts auserlesenes —

No. 12. ist besser, als die gewöhnlichen katholischen Andachtsbücher zu seyn pflegen. Was der V. wider den Misbrauch der Beichte und des Abendmahls vorträgt, ist sehr gegründet. „Von Blindheit ganz eingenommen, sagt er, sehen „die Leute den Beichtstuhl gleich einem Mauthause an, wo man „die Lastwägen nur abmauren, und so weiter auf dem nämlichen Wege sicher fortfahren kann.“ Die Vergleichung ist ein wenig platt, aber doch wahr. Viele Lutheraner denken davon leider nicht anders.

No. 13. enthält Lebensgeschichte jüdischer Könige und Priester, und dann neuere aus dem Französischen des Hrn. Duché und Abts von Choisy. So viel Geschichte von Königinnen, Prinzessinnen, Damen und Patriarchen, so viel Lobreden auf das Einsiedler- und Klosterleben; gerade als ob Rechtschaffenheit und Tugend sich nur in den Klöstern auf ihrem höchsten Gipfel zeigten.

In No. 14-16. hat nun Hr. Merz versprochenermaßen die Protestanten, die er so oft aus dem Felde geschlagen, in ihrer letzten, für unüberwindlich gehaltenen Festung, angegriffen, und auch diese glücklich erobert. Das Läugnen hilft nicht mehr, denn hier sprechen Thatsachen. Zeichen und Wunder, welche sich „gar oft in (vor) den Augen ganzer Familien, ganzer Gemeinden, vieler hundert, ja tausend Menschen, zugetragen „haben, und von denen, welchen geholfen wurde, selbst mündlich, schriftlich, eidlich betheuert sind“. Luther hat wohl zuweilen Wunder zu thun versucht, aber niemals gekonnt. Im Jahr 1545 wollte er ein vom bösen Geist geplagtes Mädchen aus Meissen, (wie Staphilus erzählt) in der Sacristey der Wittenbergischen Pfarrkirche exorcisiren, aber der Handel lief übel ab. Der Plaggeist wich vor Luthers Beschwörungen

nicht.

nicht. Luther wollte vor Angst endlich flüchtig werden, aber der Teufel hielt ihm die Sakristeythüre so fest verschlossen, daß man sie weder von innen noch außen öffnen konnte. Er versuchte aus dem Fenster zu springen, aber er konnte nicht durch das Gitter durch. Luthern gieng einem gebährenden Schafe ähnlich, der Angstschweiß aus, er erblaßte und zitterte. Der Küster brachte zuletzt eine Axt, gab sie dem Staphilus, der nachmals wieder zu der Mutterkirche überlief, und das Factum bezeugt hat, und dieser brach das Gitter durch, daß sich der Exorcist davon machen konnte. „Es ist meine Gewohnheit „nicht, sagt Hr. M., mit Fabeln oder lächerlichen Märchen die „Kanzel oder das Publikum zu entehren. Was ich erzähle, „erzähle ich einem Manne nach, der ein Augenzeuge war". — Dem Kalvin mißglückte das Wunderthun auf gleiche Art, wie Bolsek in der Geschichte von dessen Leben meldet — Hingegen in der katholischen Kirche sind Wunder über Wunder, vor der Reformation und nach der Reformation, von Glaubenslehrern und Ordensstiftern gewirket, in großer Anzahl No. 15. und 16. von P. Merz aufgezählt, und ganz auferbaulich zu lesen. Z. B. Wie der heil. Ignatius Lojola durch sein Gebet im Collegium zu Loretto die bösen Geister, welche lange Zeit bey nächtlicher Weile in fürchterlichen Gestalten erschienen waren, vertrieben und durch seinen Brief Ruhe geschafft habe — wie derselbe einen kranken Arzt Petronius in einem stockfinstern Zimmer besucht und bey dem Eintritt des Heiligen ein so helles Licht aus seinem Gesicht gestralt habe, daß das ganze Zimmer dadurch erleuchtet worden, und der Kranke gleich darauf vollkommen genesen — imgleichen, daß Ignatius in seinen Entzückungen, die er im Gebete gehabt, frey in der Luft geschwebt, und einen sichtbaren höchst verwunderlichen Glanz von sich geworfen habe (No. 16. S. 25, 26.) — Mehr als hundert solche Wundergeschichten sind in diesen Controversprädigten zu lesen. Und was folgt daraus? Natürlicher Weise dies: Der allmächtige Gott ist für die ächte katholische Kirche, aber die Protestanten sind von ihm verlassen. „Wenn man, schließt Hr. M. No. 16., „hier immer sagen wollte: Possen „— — Einfältigkeiten — — ich glaubs nicht — — „ist dies Gelehrtheit, oder Thorheit? — — ists Witz, oder „Unsinn?" Vor so siegreichen Waffen müssen ja wohl alle Lutheraner und Reformirten das Feld räumen. Ich für mein Theil weiß gegen Gründe, die so imponiren, kein Wort auf-

zu-

zubringen, sondern schlage mich gern auf den Mund, und falle dem Sieger ehrerbietigst zu Füßen. —

Die Stärke des Hrn. Merz in Lobreden auf Heilige, die der in Controverspredigten nichts nachgiebt, kennt man schon aus andern Proben, und No. 17. giebt einen neuen Beweis davon.

Der Inhalt von No. 18 ist nach den fünf Abschnitten folgender: Sect. I. Dialogus erotematicus inter vicarium generalem et praefieiendum. II. De verbo divino et competenter annuntiando. III. Memoriale practicum pro Ministris infirmorum et moribundorum. IV. Decisiones sacrae rituum congregationis. V. De arte artium, quae est regimen animarum. Wenn ein künftiger katholischer Priester dies Kompendium auswendig lernet, welches so schwer nicht seyn müßte, mag er bey der ihm anzustellenden Prüfung wohl recht gut bestehen.

No. 19. enthält eine treue Erzählung der Streitigkeiten über den Kanon und die Theopneustie der Bibel, welche seit einiger Zeit unter den lutherischen Gottesgelehrten geführt worden. Man sieht mit Vergnügen, daß Hr. Solym die Schriften beyder Parteien mit Kenntniß der Sache gelesen habe. Er liefert hier einen Auszug daraus, setzet die Meinungen und die Gründe derer, welche itzt freyer, als sonst öffentlich geschahe, vom Kanon urtheilen, in deutlicher Kürze auseinander, und stellt die Argumente, welche die Vertheidiger der altgläubigen Lehre ihnen entgegensetzen, daneben. Der V. pflichtet natürlicher Weise den letztern bey, und findet es höchst ketzerisch, nur das in der Bibel für Gottes Wort zu halten, was zu dem vom Paulus 2 Tim. 3, 16. angegebenen Zweck der ganzen heiligen Schrift beyträgt. Er meynt Seite 39, wenn nun jemand spräche: Diese Stelle ist auch nicht von Gott, denn sie bewegt mich, so aufmerksam ich ihr auch nachdenke, weder zu guten Gesinnungen, noch Handlungen, was man ihm dann antworten wollte? Ich sollte aber denken; kein verständiger Mensch würde diese Einwendung je, ohne sich selbst zu widersprechen, machen können. Denn gerade in dem hier angegebenen untrüglichen Kennzeichen einer Gottesgeistigen Schrift, (γραφὴ θεόπνευστος), gerade in dem Dogma: Der einzige und Hauptendzweck aller biblischen, Gott zum Urheber habenden Belehrungen, ist praktische Nützlichkeit; für den Menschen, der dadurch zu allen gutem Werk geschickt werden soll, liegen die dringendsten Motive zur rechten Anwendung der heiligen Schrift, die

ſtärkſten Bewegungsgründe ſo zu denken und zu handeln, als es ihre Unterweiſungen mit ſich bringen. Hr. Sohm giebt am Schluß des Buchs zu erkennen, es würde auf die Art mit dem Lutherthum wohl ein Ende nehmen. Da die Proteſtanten das Anſehen der Kirche verwürfen und alſo bey ihren Streitigkeiten keinen entſcheidenden Richter hätten, ſondern nach ihren Privateinſichten über die Dogmen des chriſtlichen Glaubens entſcheiden wollten, ſo könnte es zuletzt nicht anders kommen, welches kluge Männer ſchon lange vorher geſagt hätten.

In No. 20. wird über die Nützlichkeit des Leſens, über die Wahl der Bücher, über die Art, wie, und den Zweck, wozu man ſie leſen ſoll, viel wahres und gutes geſagt, denn freylich wäre es für die Moralität vieler Menſchen zuträglicher geweſen, wenn ſie dies und jenes Buch nicht geleſen hätten. Ein Roman, den die verſtändige Mutter ohne Schaden, oder gar mit Nutzen leſen kann, würde vielleicht der ſechzehnjährigen Tochter den Kopf verrücken, und ſie zur völligen Närrinn machen. Ein Buch wider die chriſtliche Religion, das dem Gottesgelehrten zu leſen nützlich iſt, könnte einem gemeinen Chriſten, wenn er es läſe, und die Zweifel, die ihm der Verf. in den Kopf ſetzte, nicht aufzulöſen wüßte, ſehr ſchädlich werden. Ich ſtimme alſo dem V. völlig bey, wenn er im 4ten Hauptſt. vor Leſung unkeuſcher Bücher warnet. Aber äußerſt ungereimt iſt es denn doch, wenn der V. alle Bücher, die nicht den Katholicismus lehren, oder gar ein Wörtchen dagegen ſagen, ſchlechthin für gottlos erklärt; äußerſt unverſtändig, wenn er um 2 Joh. 10. und Röm. 16, 17. willen, es ſeinen Glaubensbrüdern zur Sünde macht, ein ſogenanntes ketzeriſches Buch in die Hände zu nehmen. Entweder misdeuten Verfaſſer und Ueberſetzer dieſen bey damaligen äußerlichen Umſtänden der Chriſten nöthigen klugen Rath der Apoſtel, ſich des vertraulichen Umganges mit Feinden ihrer Religion zu enthalten, und legen den Worten des Johannes und Paulus einen ganz unrichtigen Sinn bey; oder Voltaire hatte Recht, wenn er ſich zum Beweiſe, daß die chriſtliche Lehre Unduldſamkeit und Menſchenfeindſchaft predige, darauf berief. Nach gerade ſollten ſich doch katholiſche Schriftſteller ſolcher erbärmlich roſtigen Waffen zur Aufrechthaltung ihrer Kirchenlehre ſchämen. Aber freylich, wenn ſie ſelbſt kein unkatholiſches Buch je mit Unparteylichkeit und Prüfungsgeiſt geleſen haben, ſondern es lieber verbrennen als leſen würden, ſo iſt es kein Wunder, wenn ſie

ihre

ihre Leute überreden, der Teufel spreche aus solchen Büchern, und vor dem Teufel müsse man ein Kreuz machen.

Was das voluminöse Werk No. 21. enthält, zeiget der weitläuftige Titel zur Gnüge an.

Wenn es bey den gottesdienstlichen Verrichtungen der katholischen Priester nicht auf so unendlich viel äußerliche kleine Dinge, wovon sie unterrichtet werden müssen, nicht auf so viel Gebräuche und Ceremonien, deren Ursprung und Bedeutung ihnen gezeigt werden muß, ankäme: so könnte so eine Pastoraltheologie wie No. 22. ziemlich viel kürzer ausfallen. Es nimmt mich allemal Wunder, wenn ich dergleichen Instructionen lese, wie es möglich ist, alle diese Dinge im Kopfe zu behalten. In Ansehung der mannigfaltigen Bewegungen, Gesten, Kniebeugungen beym Messehalten (S. 383), stelle ich mir vor, der Meßpriester müsse seine äußerste Aufmerksamkeit anstrengen, um nichts zu vergessen, und jedes was Zunge, Hand und Fuß dabey zu thun haben, zu rechter Zeit und in der gehörigen Folge zu thun. An die Sache muß er gar nicht denken können, sonst würde er in der mechanischen Bewegung ohne Unterlaß fehlen. Und doch soll die Anbetung Gottes ἐν πνεύματι καὶ ἀληθείᾳ geschehen. Die Weitläuftigkeit dieser Lauberschen Pastoraltheologie rührt hauptsächlich daher, daß so viel Sachen aus der Dogmatik, Moral und Kirchengeschichte mit hineingebracht worden, welche wir Protestanten davon abzusondern pflegen.

No. 23. zeuget von der Gelehrsamkeit und dem mühsamen Fleiß des Herausgebers. Hr. Schram will denen, die nicht Muße genug haben, die weitläuftigen Werke der Kirchenväter ganz durchzulesen, oder keine Mittel besitzen, sich solche anzuschaffen, die Lesung und Anschaffung derselben erleichtern. Er macht mit diesen beyden Theilen, auf deren Titel die Namen der Kirchenväter, deren Schriften sie enthalten, angegeben sind, den Anfang, und wird damit, so lange er lebt, fortfahren. Die dabey beobachtete Methode ist folgende: Er giebt 1. eine kurze Nachricht von jedem Kirchenvater, von dessen ächten, unächten und zweifelhaften Schriften und deren Ausgaben, ohne sich auf kritische Untersuchungen und Streitigkeiten darüber einzulassen. 2. zeigt er den Inhalt, die Absicht und Veranlassung eines jeden Werks, und wider wen es geschrieben worden, in der Kürze an. Alsdenn liefert er 3. einen Auszug daraus, nach den besten Ausgaben, mit Bemerkung der Summarien jeden Abschnitts, am Rande oder im Context, der

Nummer der Section und der Seitenzahl in der gebrauchten Ausgabe. Er behält die eignen Worte des Schriftstellers bey, und unterscheidet sie durch Zeichen von seinen eigenen Zusätzen. Digressionen von der Hauptmaterie, zu allegorische Erläuterungen und Wiederholungen derselben Sachen, läßt er aus, und bemerkt es durch das Zeichen — — — — 4. Schwierigkeiten und Dunkelheiten in den Schriften der Kirchenväter sucht er in kurzen in Parentheſen eingeschlossenen Noten aufzuklären, Irrthümer aber, in welche etliche Väter gefallen sind, werden durch weitläuftigere Anmerkungen, unter der Section aufs reine gebracht. Daß doppelte Register dabey sind, besagt schon das Titelblatt. Wenn Hr. Schram nicht ein so gehorsamer Sohn seiner untrüglich seyn sollenden Kirche wäre, daß er über jedes Wort der guten Väter auch nach den Aussprüchen der Kirche urtheilte: so möchte das Werk auch für Protestanten brauchbar seyn. Aber da seine Urtheile so sehr fixirt sind, so hat es für diese wenig oder gar keine Brauchbarkeit.

Gleich die Vorrede fängt schon mit dem katholischen Grundsatz an: Sacram Scripturam non continere omnia ad salutem scitu et creditu necessaria, sed praeter eam traditiones — tamquam fidei et morum regulam — esse admittendas. Am merkwürdigsten ist immer der ewige Zirkel, in dem sich der Beweis, daß ein großer Theil des überlieferten göttlichen Worts auf dem untrüglichen Ansehen der Kirchenväter beruhe, herumdrehet. Ad cognoscendam infallibilitatem auctoritatis Patrum, heißt es Seite VI. der Vorrede, illi vel ut Doctores privati, vel ut Doctores ecclesiae, et testes illius doctrinae spectari debent. Ut doctores privati peculiares suas ideas proponunt, et tantum valet eorum auctoritas, quantum allata ab illis ratio. Ut doctores ecclesiae, et testes illius doctrinae, ecclesiae fidem referunt, quam illa ab Apostolis accepit et amplectitur. Proinde pondus auctoritatis Patrum proprie residet in unanimi eorum consensu cum fide, seu traditione ecclesiae: nec utimur illorum auctoritate ad catholicas veritates confirmandas, sed auctoritate ipsius ecclesiae sive, Traditionis, cujus nobis depositum Patres conservarunt. Also das Ansehen der Kirchenväter stützet sich auf die Tradition der Kirche. Und die Tradition der Kirche? Worauf anders, als auf die Kirchenväter, die selbige ad depositum genommen haben, bey denen sie dann soviel Jahrhunderte durch sicher gelegen hat. Zirkelförmiger kann man doch den Beweis eines Satzes nicht führen.

Der

Der Raum verstattet nicht, die ebenfalls in der Vorrede angegebenen Regeln, wonach man die Privatmeynungen der Kirchenväter von dem, was sie im Namen der Kirche lehren, zu unterscheiden habe, durchzugehen, sonst würde sich viel dabey erinnern lassen. Unter andern soll man auch einen Unterscheid machen zwischen dem, was ein Kirchenvater in jüngeren Jahren, und im höheren Alter, wo er manchmal seine vorigen Meynungen wiederrief, geschrieben hat. Seine späteren Behauptungen gelten in dem Fall als Wahrheit, nicht die früheren. Man soll unterscheiden, was die Väter nebenher, und was sie ex professo über ein Dogma gelehrt haben. Das Ansehen eines Kirchenvaters, den Gott besonders zur Vertheidigung einiger Glaubenslehren wider die Ketzer erweckt hat, muß dem Ansehen eines anders vorgehen, der solche Lehren nur obenhin berührt hat — Nothwendig muß der Begriff von dem, was in den patristischen Lehrsätzen Wahrheit ist, immer dabey höchst schwankend und ungewiß bleiben.

No. 24—27. sind katholische Andachtsbücher von gewöhnlichem Schlage. Hr. Höck hat Anlagen zum guten Prediger. Aber freylich die Vernunft muß man bey vielen Dingen, die er sagt, so völlig unterdrücken, wie bey Hrn. Neumayr.

Die Herausgabe der beyden großen historischen Werke No. 28 und 29. geht, wie man sieht, in ununterbrochener Ordnung fort.

No. 30. ist anfänglich nur zum Gebrauch für des Verf. Schüler in der Theologie geschrieben. Es wird darinn die gewöhnliche katholische Lehre von den Wunderwerken nach scientifischer Lehrart abgehandelt. Wo dem V. nicht gewisse Dogmen seiner Kirche im Wege stehen, da philosophirt er recht gut. In seinen Widerlegungen des Spinozismus: z. B. habe ich sehr gesunde Raisonnements, Spuren von wahrer Philosophie angetroffen. Aber in dem Abschnitt von Wundern, die die Teufel sollen verrichten können, verkennt man auch wieder ganz und gar den philosophischen Denker. Der V. zeigt übrigens viel Belesenheit in den Schriften protestantischer Gottesgelehrten, unter denen er besonders Hrn. Lilienthal lobt. Da dieser glaubt, die Engel hätten vor Zeiten manchmal die Propheten aus einer Weltgegend in die andere durch die Luft fortgeführt *): so war er freylich ein guter Gewährsmann für

*) Allg. D. Bibl. XVI. 1. 126.

Hrn. Reiß Theorie von den Wunderwerken der Dämonen. Der V. empfiehlt auch die Lesung der protestantischen Theologen, welches seinem Verstande Ehre macht. — Das größte Wunder auf dem Erdboden, an dem das ganze unermeßliche Weltall, wenigstens unser Sonnensystem, Theil genommen, den Stillstand der Sonne auf das Wort Josua am Tage der Schlacht mit den Amoritern, rettet der V. S. 48. so: Deus ab aeterno decrevit, ut sol cursum suum diurnum intra 24 horas absolvat, sed simul ab universali hoc decreto diem illum exemit, quo sol ad vocem Josuae cursum suum tamdiu stitit, donec Amalecitae ad internecionem essent deleti. Dum itaque hoc in tempore illo contigit, Deus nec ea die novum, quod antea non habuerat, decretum concepit; nec contra generale illud de diurno solis cursu decretum egit, cum dies illa jam ab aeterno in decreto illo fuerit exemta. Ob Hr. R. durch diese im Buche Josua sicherlich poetisch erzählte Geschichte auch wohl das Kopernikanische System für widerlegt halten mag, wie man ehedem dafür hielte?

Auch die Bahrdtische Sache, wie man aus No. 31. sieht, hat Hr. Merz auf die Kanzel gebracht, und mit einer Mäßigung davon geurtheilt, die ich rühmen muß. Ein gewisses unterthänigstes Gutachten wegen der itzigen Religionsbewegungen, besonders in der evangelischen Kirche, wie auch über das kaiserliche Commissionsdecret in der Bahrdtischen Sache, 1780. gab dem V. Gelegenheit, öffentlich darüber zu reden. Ich hätte es selbst in seiner Stelle gethan, denn es ließ sich in der That zum Vortheil des katholischen Lehrbegriffs viel darüber sagen. Die Verfasser jenes Gutachtens hatten unter andern den Ausspruch gethan: „Der Lehrsatz, der jedem Christen die Freyheit einräumt, „von der Göttlich- oder Menschlichkeit der heiligen Schrift ganzer Bücher, und derselben einzelnen Theilen, nach eigener Einsicht und Gutbefinden zu urtheilen, untergräbt offenbar den „ganzen Grund der christlichen Religion von allen Partheyen, „und heißt in der That nichts anders als: Es giebt keine allgemeine christliche Religion, noch ein gewisses und erweisliches Lehrgebäude und System derselbigen, sondern jeder hat „die Freyheit, davon soviel oder so wenig zu glauben, als ihm „selbst beliebt. Welch eine abentheuerliche Religion!„ Solch ein Urtheil war allerdings Wasser auf Hrn. M. Mühle. Er nimmt

nimmt die Verf. also beym Wort und saat: Urtheilt, Ihr Herren, so über Bahrdts und anderer von ihm namhaft gemachten itzt lebenden Gottesgelehrten eurer Kirche verlangte Gewissens- und Lehrfreyheit, über seine bekanntgemachte Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriff, was werdet Ihr denn von euren ersten Reformatoren, von Luthern und Melanchton, die nach gleichen Grundsätzen handelten und eben diese Gewissens- und Lehrfreyheit verlangten, urtheilen? Wofür werdet Ihr deren aufgebrachte neue Lehre erklären müssen? Wenn Ihr Recht habt, so hat ja Luther auch und zwar zuerst den ganzen Grund der christlichen Religion untergraben; so ist ja eure ganze protestantische Lehre eine abentheuerliche Religion. Ich habe es schon lange vermuthet, daß einmal ein katholischer Gottesgelehrter diejenigen von unsern lutherischen und reformirten Theologen, denen jede Läuterung der Religionserkenntniß ein Gräuel ist, mit ihrer eigenen Ruthe, die sie sich gebunden haben, schlagen würde. Und hier trifft der Fall in terminis ein.

Hr. Merz sucht in seiner Rede zu zeigen: 1. alles was er vom Ursprunge der so sehr einreissenden Freygeisterey (wozu Luther durch seine Reformation den ersten Grund gelegt,) in mehr Reden behauptet habe, werde durch das Gutachten der protestantischen geistlichen Räthe ausdrücklich und vollkommen bestätigt: 2. Alle Schritte und Unternehmungen, welche die Urheber der protestantischen Kirche zur Zeit der Trennung machten, werden dadurch werkthätig gemisbilliget, und als höchst schädliche verworfen.

Zu dem Ende sammelt er aus Luthers Schriften die Grundsätze, wonach dieser bey der Reformation gehandelt habe, und zieht die Stellen an, in denen der dreiste Mann die apostolische katholischer Seits behauptete Tradition, das Ansehen der Kirchenväter, die Autorität des Pabstes und der allgemeinen Concilien, gerade zu verwirft und ableugnet. Ich muß mit Vergnügen gestehen, daß Hr. Merz in Luthers Schriften bewanderter ist, als viele von den Herren, die sich für seine stärksten Anhänger ausgeben und auf jedes seiner Worte schwören. Er hat gerade die kühnsten Stellen dazu ausgesucht, die vielleicht mancher lutherische Theolog noch nie in seinem Leben gelesen hat. Auch die freyen Urtheile, die Luther über einzelne biblische Bücher gefället hat, citirt er. In einer Note zählt Hr. M., vom Jahr 1587 an, die vornehmsten deutschen Bi-

belüberſetzungen auf, welche nach der Lutheriſchen bis auf die Wertheimer 1736 herausgekommen ſind, und bemerkt dabey, wie ſeit Jakob Schmidels Zeiten, der wider die vom David Pareus zu Neuſtadt an der Hardt aufgelegte deutſche Bibel Luthers eine Schrift unter dem Titel: Chriſtliche treuherzige Wahrnung von der zu Neuſtadt an der Hardt nachgedruckten verfälſchten und mit kalviniſcher Gottesläſterlicher Lehre beſchmitzten Bibel D. Martin Luthers. Tübingen. 1588. in 4 herausgab, wie ſeit dem über jede der angeführten neuen Ueberſetzungen ein ſolcher Lerm unter den Theologen entſtanden ſey, als neuerlich über die Bahrdtiſche. Da in dem Gutachten beſonders die allgem. deutſche Bibliothek als ein Werk angegeben worden, „deren Verfaſſer keine Scheu trügen, bald auf eine geſittete, „bald ſpöttiſche, bald grobe und beleidigende Art (manche Leute nennen grob und beleidigend, was ohne Anſehen der Perſon, frey von der Leber weg, etwas nachdrücklich geſagt wird) „alle Kräfte anzuwenden, den itzigen Religionsbegriff zu untergraben, verdächtig zu machen und über den Haufen zu werfen, dagegen aber eine chriſtliche Religion einzuführen, die „bloß den Namen einer chriſtlichen trüge, allen deren Grundſätzen aber (ja wohl! die Menſchen zu Grundſätzen gemacht haben) „gerade zu widerſpräche:„ ſo fragt Hr. M. ob er nicht in ſeiner Hilarienpredigt 1771, und in ſeiner Weihnachtspredigt 1774 wider dieſe Verkündiger und Schützer der Freydenkerey das nämliche behauptet habe? Er rühmt die Räthe, die das Gutachten ausgeſtellt haben, daß ſie den itzigen Zuſtand ihrer Kirche nach der Wahrheit abſchildern, Bahrdts verlangte Gewiſſensfreyheit für unzuläßig, zur abentheuerlichen Religion führend erklären, und ſeinen Lehrbegriff verdammen. Aber dann fragt er ſie: „Hat der Doktor Luther ſagen dürfen: Mein Geiſt kann ſich in dieſe und jene Bücher (der Bibel) „nicht ſchicken, warum ſoll der Dokt. Bahrdt nicht gleiches Recht haben? Hr. B. iſt ein Doktor wie Luther war; er „lebt zu aufgeklärteren Zeiten, als Luther; er hat ein größeres „philoſophiſches Kenntniß; er hat mehr Hülfsmittel eine ächte „Kritik fällen zu können; er und ſeine Anhänger verſtehen die „Grundſprache beſſer als Luther und ſeine erſten Mitarbeiter. Da „nun dieſe ſich des Rechts (das Recht) anmaßten zu beurtheilen, ob dieſes oder jenes Buch, dies oder jenes Kapitel, dieſe oder jene Stelle in der Bibel göttlich oder ungöttlich ſey, „würden die proteſtantiſchen Chriſten nicht gar zu partheyiſch „han-

„handeln, wenn sie bey einem misbilligten und verdammten, „was sie bey einem andern gebilliget und gelobt haben?“

Die Frage ist sehr vernünftig. Die folgende sammt dem Raisonnement dazu nicht weniger. Ich will die eigenen Worte des Hrn. M. hersetzen, vielleicht giebt es Anlaß, daß es einmal zur näheren Sprache darüber kömmt. “Darum sey mir „erlaubt, fährt er fort, an die Herren geistlichen und weltlichen „Räthe, die ihrem Landesherrn ihr Gutachten gegeben haben, „eine Frage zu stellen. Billigen Sie die Schritte, Lehr- und „Grundsätze des Luthers, seiner ersten Anhänger und Mitar„beiter, oder nicht? Billigen sie dieselben, wie können sie jene „des D. Bahrdts und seiner Anhänger im wahren Ernst mis„billigen? Würden sie gleichförmig denken, wäre es nicht ein „klares Zeichen, daß sie es im Herzen mit Hrn. D. Bahrdt „hielten, und nur auf den Schein sich wider seine Lehr- und „Grundsätze ereiferten? Wäre nicht eben dies eine abscheuliche „Heucheley, durch die das Publikum und vorzüglich ihr gnä„digster Landesfürst getäuscht würde?

„Misbilligen, verabscheuen und verdammen sie aber die „Schritte und Gründe des D. Bahrdts, sehen sie dieselben „als grundverderbliche und der Religion als höchst nachtheilige „an: sind sie nicht gezwungen, die Schritte, Lehrsätze und Un„ternehmungen des Luthers, seiner Mitarbeiter und ersten „Anhänger gleichfalls zu verabscheuen, und als grundverderbli„che zu verdammen? Müssen Sie nicht das Geständniß ma„chen, daß die Urheber der Trennung und Stifter der prote„stantischen Kirche solche Gründe angenommen, und darnach „gehandelt haben, durch welche das ganze Christenthum offen„bar untergraben und eine abentheuerliche Religion gestaltet „werden muß? Fürwahr, wohin sie sich immer wenden, kön„nen sie nicht entkommen. Sollten sie sagen, D. Luther „und D. Bahrdt, sammt ihren viel tausend und abermal tau„senden haben so Unrecht nicht gethan, daß sie sich in eine sol„che Gewissensfreyheit gesetzt haben, so erklären sie sich selbst, „und zwar gemäß ihres eigenen Gutachtens, als Feinde und „Bestürmer des Christenthums. Misbilligen sie aber, wieder„holt Hr. M. noch einmal, mit aufrichtigem Herzen, wie ich „gar nicht zweifele, die Grundsätze des Hrn. D. B. und der „heutigen Neuerer — so müssen sie als ehrliche und gewissen„hafte Männer das nämliche Urtheil über die Grundsätze des „Luthers — fällen; sie müssen eingestehen, daß die —

„Stifter des Proteſtantismus ſich Gründe eigen gemacht und „darnach ſich regulirt haben, die zur zügelloſeſten Freydenkerey „führen, und ſchlüßlich die ganze Religion umſtürzen. Hier „giebts keine Ausflucht. Ich ſelbſt würde denjenigen als mei„nen Beſieger ausrufen, der auf dieſes Dilemm eine gründli„che Antwort zu geben weiß.„

Hat Hr. M. jemals richtig argumentirt, ſo hat er es dies„mal gethan. Auch darinn irret er nicht, wenn er S. 29. noch hinzuſetzt: „Hätten die Verfaſſ. des Gutachtens zu Zeiten Lu„thers gelebt, ſo hätten ſie ihm und ſeinen Anhängern ſicher „eben ſo, wie dem D. B. widerſprochen, und ſeine Schritte „und Grundſätze als ärgerliche, grundverderbliche und aben„theuerliche verworfen. Sie wären gewiß nicht lutheriſch ev„angeliſch geworden. Sie hätten dem Luther eben das geſagt, „was ſie itzt den Neuerern antworten.„ Ich gehe noch weiter und behaupte, ſie hätten ſicherlich zu Chriſti Zeiten deſſen Lehre nicht angenommen, ſondern wären Juden geblieben und hätten es nach ihren Grundſätzen bleiben müſſen, denn Jeſus reformirte auch das Judenthum von Grund aus und brachte neue Lehren auf die Bahn, die der Schriftgelehrte und Phariſäer für grundſtürzende Irrthümer hielte. Auch Hr. Merz wäre nach ſeinen Principien nie ein Chriſt geworden. Die jüdiſchen Traditionen, die unſer Heiland angriff, hatten ſo viel und noch mehr für ſich, als die chriſtkatholiſchen.

Wir werden ja ſehen, ob es Hrn. M. gelingen wird, die Verf. des Gutachtens durch ſeine Rede in den Schooß der Kirchen zurückzubringen, wozu er ſie ſo dringend einladet. Wer weiß, ob es nicht hilft, da er es ihnen ſo nahe legt. Ich habe ſchon oft gedacht, was Hr. M. ſagt, die Herren, die ſchlechterdings keine Freyheit, Luthers Lehrbegriff von manchen ihm noch anklebenden uralten Widerſinnigkeiten und Mängeln immer mehr zu reinigen verſtatten wollen, thäten am beſten, wenn ſie katholiſch würden, und am Ende wird es auch davon herkommen; denn entweder müſſen ſie Luthers Freyheit allen wahren Gottesgelehrten auf alle Zeiten geſtatten, oder Hr. M. gewinnt ihnen den Sieg ab. Ich komme gewiß zu ihm, wenn er mir die unumſtößlichen Beweiſe von gewiſſen Lehrſätzen, die ich mir anderswo von ihm ausgebeten habe, geben wird. Bis dahin trifft Rec. dieſe Rede, die ich für eine der gründlichſten von allen ſeinen Controverspredigten halte, ganz und gar nicht, denn ich billige, was Luther gethan hat, und bin überzeugt,

daß

daß wir es ihm in seinem Wahrheitsforschenden Geist immerfort nachthun dürfen und sollen. Dadurch wird die christliche Lehre ihrer ursprünglichen höchsten Vernunftmäßigkeit, ihrer den Verstand und das Gewissen des Menschen mächtig überzeugenden Einfalt stets näher gebracht, und die Freygeisterey in üblem Verstande, die gerade da, wo man den Glauben an widersinnige Menschenlehren durch kirchliche und politische Vorkehrungen erzwingen will, aufs höchste steiget, muß alsdenn schlechterdings fallen und allmählig aufhören. So lange in der katholischen und protestantischen Kirche der Untersuchungsgeist noch immer gedämpft und die Gewissensfreyheit eingeschränkt wird, (in jener mehr, in dieser weniger; das thut aber hier zur Sache nichts) so lange wird man in beyden Kirchen auf der nämlichen Stuffe der Religionserkenntniß, auf der man bisher gestanden hat, ferner stehen bleiben, und da sie noch in ihren Begriffen und Lehrsätzen zu weit auseinander sind, so wird an kein näheres Zusammentreten, das durch wer weiß wie viel Controverspredigten nicht erreicht wird, zu denken seyn. Aber wenn man in beyden Kirchen das Licht des menschlichen Verstandes, den hellen Glanz ächter evangelischer Wahrheit, wird ungehindert von Zeit zu Zeit sich ausbreiten lassen, alsdenn wird, sey es auch erst nach hundert, nach zweyhundert und mehr Jahren, die Vereinigung aller Gläubigen zu einem wahren Geist des Christenthums von selbst erfolgen.

Sobald die gesunde Vernunft unter den Katholiken in Religionssachen und bey Auslegung der heiligen Schrift auch ein Wörtchen wird mitsprechen dürfen, so bald möchte freylich so eine Lehre, als die vom Ablaß, vom vollkommenen und unvollkommenen, vom hunderttägigen oder mehrjährigen, bischöfflichen und päbstlichen Ablaß, den er durch einen ausserordentlichen Gesandten ertheilen läßt, wohl etwas ins Gedränge kommen. Ein einsichtsvoller unbefangener Katholik zu Constanz urtheilt in No. 32. ziemlich frey über das Geschäft des hochwürdigen Kapuziner Generals, den Se. Päbstliche Heiligkeit von Rom zur Ablaßverkündigung in dortiges Bißthum neuerlich gesendet hätten. Es will ihm nicht in den Sinn, „daß ein Mann aus „Rom, der dort nichts weiter zu thun hat, als zu sehen, ob „des Franciscus Regel von denen, die sich dazu bekennen, „recht beobachtet werde, daß der Metalle weihet und schriftlich „und mündlich an allen Orten, wo er hinkömmt, Ablässe für „Lebendige, Ablässe für Sterbende, Ablässe für Verstorbene,

„voll-

„vollkommene und unvollkommene ohne Zahl und Ende verkün„digen lässet.„ Er findet solches dem christlichen Bußgeiste schnurgerade entgegen, und schüttet am Ende in den Schooß seines Freundes die bitterste Klage darüber aus: „daß man in „unsern Tagen, in denen so viel Licht herrschen könnte, wenn „man nicht bey hellem Tage die Augen schliessen wollte, in einer „bischöfflichen Stadt, (von der alle derley Ungereimtheiten am „weitesten entfernt, und schlechterdings verboten seyn sollten, „daß niemand, er komme her, wo er wolle, Sachen unter das „Volk bringe, die nicht zur Erbauung, sondern zum Verderben „erfunden sind) mit so dummen und dem Geiste unserer heilig„sten Religion so widrigen Andächteleyen, und zwar mit Er„laubniß der Obern, aufziehen dürfe.„ Es thut ihm Leid, die Religion dadurch lächerlich gemacht zu sehen, aus der er alle mönchische Grillenfängereyen doch einmal gänzlich ausgemerzt wünschet.

Der V. von No. 33. geht seines Freundes Schreiben Periode für Periode durch und giebt ihm auf jede dreiste Behauptung, auf jeden leichtfertigen Spott, ich weiß nicht, ob im Ernst oder im Scherz, eine Antwort, der man, ohne eben ein scharfes Auge nöthig zu haben, die Unzulänglichkeit ansieht. Z. B. auf seine Befremdung, daß der Kapuzinergeneral von Rom kömmt, sagt er ihm S. 10. „Was verwundern Sie sich so sehr über die„sen Mann, mein Freund! kann denn der Stadthalter Christi „die Ablaßschätze den Gläubigen nicht ausspenden lassen, durch „wen er will? Die Weihung der Rosenkränze, Kreuze u. s. w. „auf welche ein Ablaß gegeben wird, ist auch kein neuer, son„dern ein alter Gebrauch in der Kirche. S. 11. Die römischen „Bischöffe und die gelehrtesten Theologen, welche das Evange„lium Jesu Christi besser, als Sie verstehen, finden in dieser „Art Ablässe zu verleihen, keinen Mißbrauch; sie sehen nicht, „daß dieselbe den Kirchenordnungen und dem christlichen Buß„geiste zuwider seyn. Wie dürfen Sie also sich erfrechen, Ih„re Meynung Derselben Meynungen vorzuziehen?„ — Der Constanzer hatte gemeynt, man sollte lieber auf Früchte der Busse bey den Leuten dringen und auf Kirchenzucht halten, das würde besser seyn, als Ablässe ertheilen. Sein Freund antwortet ihm S. 25: „Freylich waren die alten Bischöffe nicht so „freygebig im Nachlassen der Sündenstrafen. Es war ihnen „aber auch solche Strafe ohne wichtige Ursache nachzulassen „verboten, weil die Christen dazumal sich leicht auch zu „den schwersten Bussen bequemten. Nachdem aber der

„Buß-

„Bußeifer nach und nach erkaltet ist, und die öffentlichen „Kirchenstrafen meistentheils in Abgang gerathen sind, „eröffneten die Stadthalter Christi, um diesen Abgang der „Bußwerke zu ersetzen, die Schätze der unendlichen Ver„dienste Jesu Christi, und ertheilten den reumüthigen Sündern „häufigere Ablässe, doch also, daß ihre eigene Genugthuung „nicht gänzlich ausgeschlossen würde — Die Kirche prediget „dem Sünder beständig, er solle strenge Busse für seine Sün„den wirken. Will er nicht, so schreibt sie ihm gelindere „Mittel des Ablasses vor. Vernachlässiget er aber beydes, „so kann er zusehen, wie es ihm in der andern Welt ergehen „werde, wo er seine Sündenschulden bis auf den letzten Heller „wird bezahlen müssen; wenn seine Peinen nicht durch gu„te Werke der Lebendigen und Ablässe verkürzet wer„den. Vielleicht aber zweifeln Sie, mein Freund, auch an „diesen Ablässen?„ — Der Konstanzer hatte sich auf das Concilium von Cambray berufen, welches befahl: die Pfarrer sollten ihr Volk fleißig ermahnen, daß es gewissen Büchelchen, die wie die Marktschreyerrecepte herumgetragen werden, und die größten Ablässe aus geringen, eiteln und abergläubischen Ursachen versprechen, nicht leicht Glauben beymässe. Sein Freund antwortet S. 29. 30. „Wollen Sie vielleicht durch dieses sagen, der Ab„laßzettel, welchen P. General zu Konstanz hat austheilen las„sen, sey auch ein solches Marktschreyerrecept? Dieses wäre „gewißlich eine höchst sträfliche Ehrenverletzung nicht nur des „hochwürdigen P. Generals, sondern Sr. päbstlichen Heiligkeit „selbsten; denn der Titel des Ablaßzedels ist folgender: Kur„zer Begriff derer Päbstl. H. Ablässen, welche Ihro „Heiligkeit Pius VI. auf die Kreuze, Rosenkränze und „Metallien oder Pfennige, so *RRmus P. Erhardus* „von *Radkospurgo*, Capuciner General, während seiner „Visitation zu weihen pflegt, allergnädigst verliehen „hat — S. 31. Eben dieses Concilium sagt kein Wort von „Marktschreyerrecepten, sondern dieses haben Sie, mein Freund „dazu geflickt, den Ablaß verächtlich zu machen. S. 36. Wie „können Sie schreiben: Schade, daß ein Mann von so guten „Eigenschaften (wie der Kapuziner General) nicht bessere „Grundsätze hat, und für seine Pedantereyen so eifrig ist, als „er es für die eigentlichen Religionslehren seyn sollte. Es ist „ein frommer gelehrter Mann, ein ansehnlicher Ordensvorste„her, ein Grand von Spanien — der päbstliche Ablässe aus-

„spendet

„spendet.„ Mich dünkt der V. ist ein Schalk, der sich das Ansehen eines Vertheidigers der Ablaßkrämerey giebt, mit der er es im Herzen nicht um ein Haar besser meynet, als sein Freund zu Constanz.

Hr. Sailer, der V. von No. 34. hat ganz Recht, daß die häusliche Frömmigkeit und Tugend einzelner Familien grossen Einfluß in die öffentliche bürgerliche Glückseligkeit habe, und das Buch Tobias giebt dem christlichen Prediger Anleitung genug, seinen Zuhörern ihre häuslichen Pflichten einzuschärfen. Nur wünschte ich, Hr. S. wäre, anstatt sich bey jedem kleinen Umstande der Geschichte aufzuhalten, mehr in die Entwicklung einzelner Familientugenden hineingegangen. Dies ist aber nicht geschehen. Bey Gelegenheit der Fabel von der Fischleber auf glühenden Kohlen gelegt, die den Teufel vertreiben soll, der Raguels Tochter sieben ihr vertraute Männer hinter einander die erste Nacht erwürget, macht der V. die Anmerkung: „Ich „rechne die Schwachheit unter die größte Schwachheiten unsers „Jahrhunderts, daß, da das Reich des Satans so fürchterliche „Eroberungen macht, sich die blinden Sterblichen bereden „wollen, Satan sey gebunden, und seine Macht gelähmet. Ach! wenn er je herrschte: so herrscht er in unsern „Tagen, und um ungestört zu herrschen, so hat er Gelehrte „und Ungelehrte glauben gemacht, daß er nicht herrsche. Um „ungehindert schaden zu können, hat er den Irrthum allgemein verbreitet, daß er nicht schaden kann — Es ist offenbar „wider den Geist des Evangeliums, da keine Würkungen des „Teufels sehen wollen, wo er offenbar triumphirt.„

Jeder Theil der Soanenschen Predigten No. 35. enthält vierzehn Reden. Ich habe nichts dawider, wenn sie jemand für Muster der katholischen Kanzelberedsamkeit hält. Sie füllen das Ohr trefflich. Ohne Unterlaß nehmen die Gedanken des Redners einen hohen Schwung. „Das ist die günstige Zeit„ heißt es in der Predigt von der Feyerlichkeit der heiligen Woche, „das sind die Tage des Heils; dies salutis: Tage, an welchen „die Priester und Bischöffe das Volk, nicht mit dem Blute der „Böcke und Ochsen, sondern mit dem Blute Jesu Christi selbst „besprengen — Ihr heiligen Beichtstühle, die ihr als so viele „Brunnen dieses kostbaren Bluts, die Mittel in euch fasset, „die uns von unsern Krankheiten befreyen können, lasset diese „lebendigmachende Gnade, die ihr aufbewahrt, und welche wir „höchst nöthig haben, bis auf uns fliessen. — Und du heiliger „Tisch

„Tisch, um welchen herum die wahren Kinder der Kirche, wie „junge Oelbäume wachsen, sey für uns ein Ort der Erquickung „und der beständige Gegenstand unsers Verlangens. — O „Kreuz! (Predigt auf den Charfreytag) du ewiges Denkmal „der Barmherzigkeit meines Gottes, das ich als die Schule „aller Wahrheit ansehe, fahre fort mich mit deinen Strahlen „zu umgeben, so werde ich mehr wissen, als alle Weltweisen„ In solchen rhetorischen Figuren deklamirt Hr. S. fast beständig. — Diese Predigten sind sammt den Predigten des ältern Neuville auch unter dem Titel: Sammlung der besten französischen Predigten übersetzt und mit besondern Eingängen versehen, in vier Theilen, bey dem Verleger zu bekommen.

Nr. 36. mag allerdings für katholische Priester und Layen, die die Lehren ihrer Kirche nicht weiter prüfen, sondern sie auf deren Autorität im guten Glauben annehmen wollen, ein ganz nützliches Werk seyn, um sie daraus zu lernen. Auf dem Titelblatte wird es wenigstens als ein Präservativmittel gegen die Seuche des Unglaubens angekündiget. Aber Leuten, die über ihre Religion denken und eine vernünftige Ueberzeugung in Glaubenssachen suchen, möchte ich diesen philosophischen Katechismus eben nicht empfehlen. Sie würden auch das Buch bald wieder weglegen, denn es wird ihnen gar zu oft darinn gesagt, daß sie über die Religionslehren der einigen wahren Kirche nicht denken, nicht ihre Vernunft dabey brauchen müßten. Indessen wird doch in dem ganzen ersten Bande bloß philosophirt, I. über das Daseyn Gottes, wobey auch die ewige Materie, Ewigkeit der Bewegung, die Atomen, die anziehende Kraft, die Ewigkeit der Welt, und dergleichen, in metaphysische Untersuchung gezogen werden. II. über die Seele des Menschen, ihre Spiritualität, Unsterblichkeit und Freyheit. III. über die natürliche und geoffenbarte Religion überhaupt. In dem zweyten Bande, werden denn die eigentlichen Dogmen der katholischen Kirche vorgetragen: I. Das Evangelium an sich selbst betrachtet. II. Die Bücher der Offenbarung. III. Beweise des Christenthums, nämlich Wunder; Weissagungen, Fortpflanzung des Christenthums, Märtyrer, heilige Väter und Wirkungen des Christenthums. IV. Der Glaube, dessen Natur, Wirkungen und Nothwendigkeit. V. Die Geheimnisse. Dreyeinigkeit, Menschwerdung Christi, heil. Abendmahl, Erbsünde, Auferstehung der Todten, Hölle. VI. Die katholische Kirche.

VII. Untersuchung besonderer Materien, nämlich Beicht, Ceremonien der Kirche, Ansehen des Pabstes, Kirchengüter, scholastische Theologie, eheloser Stand der Priester, Aberglauben und Mißbrauche. VIII. Gesinnungen des Christenmenschen in Ansehung des Unglaubens. Das ganze Buch ist nach katechetischer Lehrart in Frag und Antwort geschrieben und freylich nicht für Gemeine, sondern gelehrt seyn wollende Katholiken. In wie weit Hr. Flexiers von Reval zu den scharfsinnigen Philosophen gehöre, mögen einige Sätze aus dem 3ten Buch des 1. Bandes von der Toleranz beweisen. Toleranz in der Religion, und Gleichgültigkeit gegen jede Art der Gottesverehrung, sind ihm einerley, jene wird durch diese erklärt. Weil nun, sagt er, Gleichgültigkeit gegen jede Art des Gottesdienstes dem Begriff eines einigen, weisen, heiligen, und wahrhaften Gottes widerspräche, eine förmliche Verachtung der Wahrheit, und eine Unempfindlichkeit sich zu unterrichten, voraussetzte, auch die Kette der Wahrheit unheilbar wäre: so wäre auch eine tolerante Religion keine Religion, vielmehr die Zernichtung alles Gottesdienstes und ein abscheuliches System. Er beruft sich dabey sogar auf die französischen Encyclopädisten, welche behaupteten: „die katholisch- apostolische „und römische Religion sey unwidersprechlich die einzige, gute, „sichere und wahre. Sie fordere zugleich von denen, die sich „zu ihr bekennen, eine völlige Unterwerfung der Vernunft.“ Und das sey recht, “denn wenn ein unruhiger aufrührerischer Geist erst anfienge, sich zum Richter über die Wahrheit der Glaubenslehren aufzuwerfen, so würde er leicht Protestant; bald alsdenn Socinianer, darauf Deist, hernach Pyrrhonist und am Ende völliger Atheist.“ Der Verf. rühmt die Encyclopädisten, daß sie für diese Wahrheit solche Ehrfurcht bezeugten. „Die Toleranz, sagt er S. 297, entledigt die Bande der Re„ligion, und schwächt ihren Einfluß auf das Glück der Völker „und die Sicherheit der Staaten; sie kann also eben so we„nig eine Freundinn der Menschlichkeit seyn, als der Deismus, „zu dem sie nach und nach führet.

„Frage! Woher kömmt es, daß fast alle christliche Sek„ten sich zur christlichen Toleranz bekennen, und daß allein die „katholische Religion keinen andern Weg der Seligkeit kennet, „als den sie lehret. Antwort. Die Ketzer müssen tolerant „seyn, wenn sie in ihrem Verfahren vernünftig handeln wol„len. Wer der Unterweisung der Kirche entsagt, um sich nach „Belieben ein Religionssystem zu bilden, darf es nicht übel neh-

„nehmen, wenn sich andere eben dieser Freyheit bedienen — „Weyn aber die Katholischen keine ihrer Gesellschaft entgegen„gesetzte Sekte dulden, so kann man sie keiner Unvernunft da„bey beschuldigen — weil sie andern die Freyheit nicht zugeste„hen wollen, welche sie selbst nicht für sich nehmen. Sie ha„ben den Glauben als eine heilige Niederlage von Jesu Christo „durch den Weg der Apostel und ihrer Nachfolger empfangen: „sie wollen, daß ihre Brüder denselben eben so bewahren sol„len.„ — Wenn das wahr ist, was der Verf. B. VI. Kap. VII. S. 400 auf die Frage: Was soll man von den Deklamationen unserer Gegner wider Aberglauben und Mißbräuche halten? antworten lässet, nämlich: „Wer die „katholische Religion und den Geist der Kirche kennet, wird „dieser heiligen Braut Christi niemals die Mißbräuche, den „Aberglauben, den Fanatismus, die lächerliche und kindische „Andacht zuschreiben, welche man bey einigen ihrer Kinder „findet: so müssen viel erleuchtete Katholiken geistlichen und weltlichen Standes ihre eigene Religion und Kirche nicht gekannt haben. Sie gestanden gewisse abergläubische Meynungen, Gebräuche und Andachten einmüthig zu, wünschten und versuchten ihre Abstellung, aber es wollte bis auf den heutigen Tag nimmer damit gehen. Oder glückte es damit in diesem und jenem katholischen Lande, so kam die Abstellung der Mißbräuche nicht von Rom, nicht von den Häuptern des Clerus her, sondern von den weltlichen Fürsten, welche Muth genug hatten in einer Sache durchzugreifen, die bey dem Statthalter und den Brautführern Christi, bey Bischöffen und Erzbischöffen, ewig Widerstand gefunden hätte.

Nr. 37. ist als Hirtenbrief betrachtet, sehr gut geschrieben. Den gewöhnlichen Inhalt von dergleichen Hirtenbriefen weiß man. Die heilige römisch katholische Kirche ist die einzige wahre untrügliche apostolische, an der sich jeder gläubige Christ halten muß; hingegen die von Luthern veranlaßte Spaltung ist höchst widerrechtlich und gottlos gewesen, und die der Sekte der Protestanten anhangen, wandeln noch immerfort auf den Irrwegen des Verderbens. Jenes wird in dem ersten, dieses in dem zweyten Theil des Hirtenbriefes, der Augsburgischen Kirche klar vor Augen gelegt. Der durchlauchtigste Erzbischoff ermahnt also die katholischen Schaafe seiner Heerde, von der Er zu seinem Leidwesen noch immer abwesend seyn muß, in Kraft seines Oberhirtenamts, dem Glauben der römi n

Kirche unverrückt treu zu bleiben, und bittet die Nichtkatholischen, aus Liebe zu ihrem geistlichen und ewigen Wohl, in den beweglichsten Vorstellungen, daß sie doch ihr Seelenheil bedenken und in den Schooß der ächten Mutterkirche zurückkehren möchten. Hier sind Sr. Durchl. eigene Worte an die letztern: "Wir strecken euch, nicht minder Geliebte, die eine unglückliche Spaltung unserm Schooße, nicht aber unserer Liebe entrissen hat, die Hände zu, um euch zu jener zärtlichen Mutter zurück zu leiten, welche euch schon so lange zu sich ruft. Wir zeigen euch die Gründe, aus welchen man ihr und zwar ihr allein, die apostolische Gewalt zugestehen muß. Wir decken euch jene giftige Quellen der Gottlosigkeit auf, (nämlich den Gebrauch der eigenen Vernunft in Glaubenssachen, die von Luthern sich herausgenommene Freyheit, die heilige Schrift selbst, ohne Rücksicht auf die Tradition der Kirche, auslegen zu wollen, den Socinianismus, der so weit um sich greift und zum Deismus führt) welche ihr, eben so wohl als wir, beweinet. Ihr werdet sehen, daß sie in den Grundsätzen der Unabhängigkeit verborgen liegen; welche, gleich wie sie euch der Gewalt der Oberhirten entziehen, also auch den einzigen Damm durchstechen, welcher noch im Stande war, den Afterwitz des menschlichen Verstandes, und den Hochmuth einer verderblichen Scheinweisheit einzuhalten." — Auf die Sachen in dem Hirtenbriefe kann und darf Rec. sich nicht näher einlassen.

Qf.

2. Rechtsgelahrheit.

Anleitung zum Proceßregistraturwesen, und über Verbesserung derer Registraturen überhaupt, von A. J. W. Buchhorn. Magdeburg. 1781. 128 S. in 8. Mit 6 Tabellen.

Diese Abhandlung zeugt von einer mit vielem Nachdenken und Scharfsinn verbundenen vieljährigen Erfahrung, und kann, nicht sowohl denen, welche noch gar keine Kenntniß vom Registraturwesen haben, als vielmehr solchen, welchen Registratu-

ſtraturen anvertraut ſind, als das beſte Handbuch empfohlen werden. Es handelt in zwo Abtheilungen: I. von Wiederauffindung der Sachen, II. von Nachweiſung der verabfolgten Sachen (Schriften). Die erſte Hauptabtheilung handelt wieder in fünf Abſchnitten: 1. von der innern Einrichtung, 2. von der Aufbewahrung, und 3. vom Rubriciren der Acten; 4. von Einrichtung der Repertorien, und 5. von Eintragung der Sachen in dieſelbe. Ueberall werden vortreffliche, und unfehlbar durch die Erfahrung bewährt erfundene Vorſchriften und Vorſchläge an die Hand gegeben, wie überhaupt alles dahin einzurichten, daß alle Verwirrung und Unbequemlichkeiten in der Regiſtratur vermieden, daß alles, was darinn enthalten iſt, ſicher und bald gefunden, und alle unnöthige Mühe und Weitläuftigkeit erſpart werde, und alle vom V. angegebene Vorſchriften werden durch Anzeige der aus ihrer Unterlaſſung entſtehenden Mängel, und durch die beygefügte Tabellen aufs deutlichſte erläutert.

Von dem juramento dandorum et reſpondendorum, ſowohl überhaupt, als insbeſondere im Hochſtifte Osnabrück. Nebſt einer Theorie von Anwendung der Geſetze, von Auguſt Wilhelm Mayer, der Rechten Doktor. Göttingen. 1780. 47 S. 8.

Nach einem langen Eingange, welcher von dem Begriff eines Staats anfängt, und bis auf die Satzſtücke (Poſitiones) heruntersteigt, wird in dieſer Schrift behauptet, daß es zweyerley Gattungen von Satzſtücken gebe; andere nämlich, in welchen allein das der Klage zum Grund gelegte Faktum enthalten iſt, in der Abſicht, zu erforſchen, was der Beklagte eingeſtehe oder abläugne; andere, in welche alle Umſtände, durch welche das Faktum bewieſen werden kann, in Fragen eingekleidet ſind, welche im Hochſtift Osnabrück und andern Orten als eine beſondere Beweisart angenommen ſind. Die Verordnung des neueſten Reichsabſchieds §. 41. kraft welcher keine poſitiones additionales, und kein Diſputiren über die Antworten geſtattet werden, ſolle nur die Satzſtücke erſter Art betreffen. Allein dieſer Unterſchied dünkt uns weder in Geſetzen, noch im Gerichtsbrauche gegründet zu ſeyn, ſo wie auch andere Sätze des V. z. B. daß Additionalbeweisartikel auch noch nach Ab-

lauf der Beweisfrist zugelassen werden, daß Satzstücke von Beweisartikeln nur darinn unterschieden seyen, daß in jenen der, gegen welchen erwiesen wird, Zeuge in seiner eigenen Sache werde; daß überhaupt Positionen eine Beweisart seyen, nicht richtig sind. Ueberhaupt würde man auch ohne die Vorrede leicht errathen, daß der V. nicht um ein neues Licht in der gelehrten Welt aufzustecken, sondern um seiner Parthie in einer wirklich anhängigen Proceßsache einen Dienst zu erweisen, geschrieben habe. Besonders auffallend ist, daß der V. immer nur den Beklagten eine Neigung zu Chikanen zuschreibt, und ihm gar nicht beyfällt, daß eben dieses auch der Fall des Klägers seye, und dieser insbesondere die Positionen in dieser Rücksicht sehr mißbrauchen kann.

Adam Sigismund Philipp Semlers — Untersuchung, ob die berathenen oder abgesonderten Kinder bey der Berechnung des Pflichttheils mit zu zählen sind, oder nicht? Halle. (Ohne Jahrzahl.) 32 S. in 4.

Die Meynung dieses neuen Schriftstellers geht kürzlich dahin: Kinder, welche von der väterlichen Gewalt durch Verheirathung oder auf eigene Kosten errichtete besondere Haushaltung abgesondert werden, weil sie ihr Erbrecht nicht verlieren, müssen auch bey Bestimmung des Pflichttheils der Kinder mit eingerechnet werden. Kinder, welche nur von der Intestaterbfolge abgesondert werden, sind noch einzurechnen, wenn sie nur wörtlich durch mündliche Zuweisung ihres Erbtheils abgesondert werden, weil sie in diesem Fall nach Absterben der Eltern wirklich erben, und nicht ihr Erbrecht, sondern nur die Art der Theilung durch diese Absonderung verändert wird. Wenn sie aber durch wirkliche Uebergabe von elterlichen Gütern abgesondert worden sind, und also eine Grund- und Todttheilung vorgegangen, so werden sie dadurch von aller Intestaterbfolge, also auch vom Pflichttheile ausgeschlossen, und erben nach der Eltern Absterben nicht mehr mit den nicht abgefundenen Kindern, folglich wird ihre Person nicht in die Anzahl der Kinder eingerechnet, nach welcher K. Justinian den Pflichttheil zu berechnen verordnet.

Diese Entscheidung trägt der Verf. deutlich und ordentlich vor; wir können ihm aber nicht beystimmen, und finden unsern

sem wichtigsten Zweifel nicht berührt. Nämlich die abgefundenen Kinder haben durch die ihnen wirklich übergebene Güter das bekommen, was sie wahrscheinlich nach der Eltern Absterben erben würden; diese Güter vertreten die Stelle ihres Erbtheils, und sind die Ursache, warum sie nach der Eltern Absterben nicht erben. Im Grunde erben sie also doch, und vermindern die Masse, von welcher die übrigen Kinder ihren Pflichtheil beziehen; folglich würde die grösseste Unbilligkeit entstehen, wenn ihre Person nicht auch in die Anzahl der Kinder eingerechnet würde.

Processus Germaniae civilis communis Theoria — in usum praelectionum. Erlangae. 1780. S. 204. in 8.

Auch nicht eine der Erwartungen, die unsere Neugierde beym Anblick dieses Buchs in Bewegung setzte, ist befriediget worden. Keine bessere Art in Bearbeitung des Ganzen, keine lichtvollere Darstellung einzelner Wahrheiten, keine genauere Bestimmung der Grundbegriffe und weitere Entwickelung derselben, keine bessere Schreibart! Hingerissen, wie gewöhnlich, vom ersten ausbrausenden Gedanken, auch über den Proceß ein Lehrbuch zu schreiben, und ohne weitere Vorbereitung, legte der V. seine Feder an, und schrieb mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit alles, was ihm zuerst in Sinn kam, flugs nieder, schrieb mit anhaltender Geduld, und nur durchs Wiehern seines geliebten Rosinante, dem er sein Futter aufzustecken hatte, unterbrochen, einen Bogen nach dem andern voll, welche dann, so wie sie den Händen des Meisters entgiengen, unverzüglich der Presse überlassen wurden. So ward vielleicht in einem Zeitraum von einem Vierteljahre, vom Schriftsteller und Buchdrucker ein Werk zur Vollendung gebracht, welches die Schaumburg, Knorr, Nettelbladt, Claproth u. a verdrängen sollte. Wahrlich, wann sich der V. auch bey der Dedikation nicht genannt hätte, so würde ihn alles verrathen haben, daß er der berühmte Straßburgische Hr. Doktor und Erlangische Professor Böll ist, der sich schon durch andere von uns angezeigte Schriften rühmlichst bekannt gemacht, übrigens, so viel uns bekannt ist, sich niemals mit processualischen Arbeiten abgegeben hat.

Das vor uns liegende Buch ist nur ein Theil der ganzen Proceßlehre, und handelt allein den dilatorischen Theil des Pro-

ceſſes ab. Die Ordnung der hier vorgetragenen Wahrheiten iſt ganz nach dem Gang der hier eintretenden proceſſualiſchen Handlungen eingerichtet, und die gewöhnliche. In den Prolegomenen wird der Begriff vom Proceß überhaupt, ſowohl im Stand der Natur, als nach den geſellſchaftlichen Verhältniſſen angegeben, und dann die Natur des Proceſſes unterſucht, und alle deſſen bekannte Eintheilungen müſſen der Reihe nach die Muſterung paſſiren; hierauf geht der V. zum deutſchen Proceß über, betrachtet die Eintheilungen deſſelben, und zeigt die Quellen und vorzüglichſten Schriftſteller, wobey jedoch z. B. Hofmann, Nettelbladt, Neurodes, u. a. vergeſſen ſind; überall ſind auch intereſſante Bemerkungen eingeſtreut, z. B. daß der Proceß für die Wohlfarth des Staats von den wichtigſten Folgen ſeye, ob der Proceß zur Theorie oder Praxis gehöre und dergl. wo ein Lehrer reichen Stoff zu mancherley Betrachtungen bekommt.

So viel vom Plan des Ganzen. Noch einige Belege zur Rechtfertigung unſers Urtheils, wozu wir die nächſten beſten Stellen ausheben wollen. Im erſten § der Prolegomenen, wo der V. vom Proceß im Naturſtande ſpricht, ſagt er in der Note: die Menſchen, keinem Oberhaupt noch unterworfen, ſeyen wegen der Unbequemlichkeiten der Selbſthülfe genöthigt, ſich Richter zu erleſen, vertragsweiſe unter ſich peinliche Geſetze aufzuſtellen, und ſogar einen peinlichen Proceß feſtzuſetzen. Iſt das noch Stand der Natur, oder ſind nicht nach jenen Vorausſetzungen ſchon Geſellſchaften unter den Menſchen; iſt nicht der Proceß im Stande der Natur mit demjenigen verwechſelt, welcher auf die Verhältniſſe der Menſchen unter ſich allein, ohne Einmiſchung geſetzlicher Beſtimmungen ſich gründet. Die Definition des Proceſſes: eſt jurium obligationumque circa modum, cauſam in judicium deductam diſcutiendi decidendique complexus, bezeichnet nicht den Proceß, ſondern das Proceſſualrecht, es wäre alſo beſſer die alte Definition beybehalten worden. Vom Verſuch über den Vergleich wollen wir den V. ſelbſt reden laſſen: An *ea*, (ſc. tentamen amicabilis compoſitionis) magnae ſit utilitatis, de eo quidem inter viros doctos acriter, nec ſine animorum contentione, quae abeſſe tamen deberet, diſputatum, et adhuc ſub judice lis eſt, facili quod mihi videtur, negotio componenda, cum omnia a ſolerte et prudente judice pendeant. Experientia edoctus, graviſſimas vidi lites a judice harum rerum intelligente ſopitas, quas alii componere nullo potuiſſent modo

modo, et hoc, prouti ceteris in mortalium rebus fieri solet, licuit animadvertere, quod duo cum faciunt idem, non semper sit idem, sic facile in concordiam redigendi Doctores. Rejiciendum est amicabilis compositionis tentamen, si qui tentare debet judex, harum non sit intelligens rerum, conservandum vero et retinendum excellentissimum sine sumtibus et strepitu sopiendorum remedium, si hi, qui constituuntur judices, sint prudentes, et a corradendi et quodvis lucrum captandi libidine alieni. Logomachiarum juridicarum cumulum augent, quae hac de re in publicum emissa sunt scripta. Welche Unwahrheiten, welches Weibergewäsche; Ohe, jam satis est. Niemand wird uns zumuthen weiter zu gehen, und mehr Unkraut auszureissen; alles am Buch ist schlecht, selbst der Styl barbarisch, und das Papier Löschpapier. Gar nichts von Literatur, ausser einigen Streitschriften. Das par nobile fratrum, (sind die eigenen Worte des V.) möchte sich wohl die Ehre der Dedikation, noch gewisser aber das Publikum solche Lehrbücher inskünftige verbitten, und wir ersuchen den schreibfertigen V. angelegentlichst, sein Lehrbuch über die Pandecten, womit er uns schon öffentlich bedroht hat, noch zwanzig oder lieber dreissig Jahre ins Schreibpult zu verschliessen, indessen weiter in Kenntnissen fortzuschreiten, das Erlernte besser zu verdauen, die Wichtigkeit seines Vorsatzes wohl zu überlegen, und bey kälterem Blut ihn wieder aufzugeben.

Im.

Prolegomena juris publici Germaniae, quae variis variorum dissertationibus aliisque id genus libellis explicantur atque illustrantur. In auditorum suorum usus — recensuit atque adnotationes aliquot adjecit *Joh. Ant. Rieggerus*, Eq. Aug. a Cons. in Reg. Bohem. Gubern. et Jur. Prof. Prag. 1781. ap. Gerlium. 8. Fascic. I.

Der hier gesammelten kleinen Schriften sind fünfe. 1) Christ. Aug. *Beckii*, Pr. Vienn. — de origine et natura errorum in jure publico J. R. G. Vienn. 1748. 4.

2) J. J. *Maſcovii* Pr. Lipſ. or. de ortu et progreſſu jur. publ. Germ. Lipſ. rec. 1736. 4. 3) Gottl. S. *Treuer* Pr. Goett. progr. de cautione in tractando jure publ. R. G. adhibenda. Goett. rec. 1737. 4. 4) G. D. *Hoffmannus* de jure publico, potiſſimum I. R. G. generatim. Tubing. 1762. 4. 5) J. B. *Geigeri* Pr. Erl. de origine et fatis doctrinae jur. publici I. R. G. Erl. 1764.

Faſc. II. 1) Abr. Gottl. *Winckler* de ſectae ſtudio in jure publ. I. R. G. Lipſ. 1747. 4. 2) Henr. Gottl. *Franck* Notitia uberior variorum juris publici ſyſtematum. Lipſ. 1739. 4.

Die Anmerkungen des gelehrten Hrn. Herausgebers betreffen die Litteratur — vornämlich Ergänzungen derſelben aus den neueren Zeiten.

Gleiche Beſchaffenheit hat es mit einer ähnlichen Sammlung von eben demſelben, die zu gleicher Zeit in demſelben Format bey demſelben Verleger herausgekommen:

De Capitulatione Imperatoris, variae variorum diſſertationes aliique id genus libelli.

Faſc. I. S. 116. 1) Caſp. H. *Hornii*, Pr. Vit. de capitulatione caeſarea. Vit. 1697. 4. 2) S. *Rachelii* Pr. Kil. de capitulatione regni Germanici. Fr. et Lipſ. 1725. 4.

Faſ. II. S. 117—224. 1) H. G. Franken's Prof. zu Leipz. Einleitung von verſchiedenen Benennungen, Urſprung, Schickſalen, Schriftſtellern der K. Wahlkapitulation K. Franz I. Frk. und Leipz. 1762. 8. 2) Er. *Ungepaueri* Pr. Jen. diſſ. de lege regia tum Romanorum antiqua, tum Germanorum hodierna. Jen. 1642. pars poſterior. 3) G. D. *Hoffmanni* Pr. Tub. poſitiones extemporales de capitulatione regum Romanorum. Tub. 1764. 4. 5) Je. *Schacht* Pr. Gryphisw. de capitulatione Imper. R. G. ex ſuffragiis omnium ordinum concipienda. Gryph. 4.

Faſc. III. S. 225—370. 1) Joh. Ant. Comitis ab *Oettingen* de imperatoris capitulatione. Helmſt. 1741. 4. 2) Chriſt. *Wildvogel.* Pr. Jen. ſ. Gerl. Ad. de *Münchhauſen* de capitulatione perpetua. Jen. 1710. 4.

Cle-

Clement von Hueber, J. U. L. — „Von dem Unterschied zwischen der jetzigen Churpfälzischen Präsentation von wegen der fünften Chur, und der ehemaligen Churpfälzischen Präsentation von wegen der jetzterloschenen achten Chur, zu den Assessoratstellen bey dem Kayserlichen Reichskammergerichte." 1781. 4. 16½ Bogen.

Wir merken diese Schrift blos an, um die zu diesem Präsentationsstreit gehörigen Aktenstücke vollzählig zu haben, die schon neulich von uns recensirt worden sind. In der Hauptsache kommt sie mit der vorigen Hueberischen überein. Nur scheint dem Rec. der Satz, den Hr. Hueber und der V. von der in Ansehung der Churpfälzischen Präsentation — vorgegangenen Veränderung, und dem dadurch eröffneten Evangelischen Präsentationsrecht — behaupten, daß Churpfalz wie bisher *) der achten Chur, so nun der fünften Chur halben **) durch das zwischen beyden Religionsparteyen vertheilte Präsentationswesen — nicht nur berechtiget, sondern sogar verbunden seye, — dieser Satz scheint Rec. so ganz erwiesen noch nicht zu seyn: denn die Präsentation ist ein Churfürstliches Vorrecht, und von Reichs wegen ist bloß die Anzahl der Präsentationen zwischen beyden Religionsparteyen verglichen und verbindlich gemacht worden. Ob denn nun gleich kein Churfürst vermittelst seines Vorrechts befugt ist, die verglichene Anzahl zu ändern und dem Reichsgesetzlichen Präsentationsschema einigen Eintrag zu thun, mithin die einer jeden Religionspartey sowohl im Reiche überhaupt, als in den Kreysen zuzeschiedene Anzahl von Präsentationen nicht verändern kann, so sind doch die Churfürstlichen Präsentationen selbst nie zwischen beyden Religionsparteyen verglichen, und auf eine gewisse unabänderliche Anzahl festgesetzt worden. Mithin nach dem Rechte, als Churpfalz seit 1648 der achten Chur halben sich einer Evangelischen Präsentation angemaßt hat, nach demselben scheint die in diesem Churhause seit 1685 gefolgte Katholische Linie zu einer katholischen Präsentation berechtiget gewesen zu seyn. Eben so würde dann auch der fünften Chur

*) zu einer Evangelischen

**) zu einer Katholischen Präsentation.

mehrmalen angemerkt worden, daß außer dem Hrn. Moser schlechterdings noch niemand anders auf eine solche Auslegung des Wolfgangischen Testaments gefallen wäre.

Ob.

Heinrich Arnold Lange, Hochf. Brand. würklichen Hof- Cammer- und Consistorialraths zu Bayreuth, Anmerkungen und Berichtigungen zu weyl. Hrn. Joh. Jod. Bek, rechtlichen Abhandlung von Nachsteuer und Handlohn, nebst einem Anhang von Handroßhandlohn. Bayreuth, 1781. 4. bey Lübeck. 3 Alph. 13 Bogen.

Ob von dem Lochnerischen Verlage des Beckischen Traktats vom J. 1725. keine Exemplarien mehr vorräthig sind, wissen wir nicht. Aber von so viel Gebrauch dieß praktische Buch seyn mag, ist es doch nicht selten. Denen also, die das Buch schon haben, hat der V. mit dem neuen wörtlichen Abdrucke desselben keinen Dienst geleistet, und würde allerdings überhaupt besser gethan haben, wenn er dem, laut der Vorrede schon von andern Rechtsgelehrten ertheiltem Rathe gefolgt, oder — noch besser gethan und seine gesammelte Anmerkungen über diese Rechtsmaterie oder den Beikschen Tractat — besonders herausgegeben hätte.

Der Bekische Tractat beträgt — ohne Vorrede und Register — 424 S. der neue Abdruck mit den Langischen Anmerkungen — 656 S. und ist also um den Drittheil vermehrt, aber doch nicht ganz in demselben Maaße — auch würklich bereichert.

Zwar hat der V. aus neuern Schriftstellern, aus neuern Sämmlungen von Landesgesetzen, aus selbsteingezogenen Nachrichten und eigenen Erfahrungen — viele schätzbare Beyträge geliefert, und in deren Betracht verdient allerdings die neue Ausgabe vor der alten einen Vorzug. Dagegen sind mehrere der neuesten hieher gehörigen, und zum Theil erheblichen Schriften nicht einmal angeführt, vielweniger benutzt worden: als die Bonhöfferische Diss. de jure detractus &c. Göttingen, 1773. 4. Die Erbische, de jure detractus, speciatim Wurtembergico. Tub. 1773. 4. Dgs Waltherische System der Abzugsgerechtigkeit ꝛc. Bern, 1775. 4. Die Heydische

diſche Diſſ. de jure emigrandi in Germania. Tub. 1775. 4. Desgleichen ſind neuere Sammlungen von Rechtsſprüchen, z. B. die Canngieſeriſche, T. II. Caſſellis. 1768-71. f. unbenutzt geblieben. Endlich finden wir unter den Langiſchen Anmerkungen hie und da Sätze, die nun wieder einer Berichtigung bedürfen, wenn Hr. L. z. B. S. 5. ſo gerade zu ſagt: „Die „Erſchwerung des zur Entvölkerung der Länder gereichenden „häufigen Abziehens iſt der wahre Grund der Nachſteuer“ — ferner S. 7. den Unterſchied zwiſchen Nachſteuer und Abzugsgeld durchaus für unerheblich hält; u. ſ. w.

3. Arzneygelahrheit.

Joſeph Mohrenheims, der Wundarzn. Geburtshelf. und Augenkrankheiten Meiſters — Beobachtungen verſchiedener chirurgiſcher Vorfälle. Mit Kupfern. Erſter Band. Wien, in der Gräfferſchen Buchhandlung. 1780. S. 214 in gr. 8.

Der Verf. erkannte, ohnerachtet der großen Menge von Beobachtungen, doch ſehr bald, wie nöthig es ſey, neue zu machen: er fand, wie täuſchend oft die aufs ſchönſte erzählte Erfahrungen, ohne weitere Unterſuchung waren; wie ſchwer es ſey, richtig zu beobachten; wie nöthig, das weſentliche zu bemerken, und es nicht verſchweigen zu wollen: die Folgerungen nicht zu weit auszudehnen u. ſ. w.; daher machte er es ſich zum Geſetze, die Beobachtungen und Operationen auf die einfachſte und ungeſchmückteſte Art zu erzählen, und nur die ungezwungenſten Folgerungen hinzuzufügen: nur Liebe zur Wahrheit, nie Neuerungsſucht habe ihn geleitet; er habe mehrentheils alltägliche Fälle gewählt, weil man dieſe nur zu ſehr vernachläßiget habe.

Beobachtungen von Augenkrankheiten.

1 Beob. Von einem grauen Staare. Eine 76jährige blaße aufgedunſene, mit ſchlechten Säften verſehene Frau verlor ſeit drey Jahren nach und nach das Geſicht am linken, ſeit zweyen, am rechten Auge. Sie ſchrieb dies dem Staube bey dem Baumwollespinnen zu. Die Pupille war weiter, größtentheils

theils unbeweglich: bald flogen weiße, bald feurige Funken vor den Augen. Die Operation geschah mit schlechter Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, nach Hr. Richter. Die Linse war braun und fester und größer als natürlich. Die Kranke sah nichts: eine starke Entzündung und Staphylom gab sich (unter andern auf den Gebrauch warmer Mittel) nur langsam. — Die Unbeweglichkeit der Pupille beweißt nicht stets einen schwarzen Staar: hier fand ich, daß es schwarze Staare mit beweglichen Pupillen gebe. 2 Beob. Von einem grauen Staare. Er war, bey einem 66jährigen Manne, vierjährig, und auf beyden Augen, angeblich von heftigen Kopfschmerzen, ohne weitere Zufälle entstanden; doch konnte er Gegenstände noch, roth, sehen, aber nicht unterscheiden. Rings um die durchsichtige Hornhaut war ein weißer Streif, an Gestalt und Farbe wie eine Narbe vom herausgezogenen Staare. Nach geöffneter Hornhaut zog sich die Pupille enge zusammen, und erweiterte sich nur auf einen gelinden Druck. Da man, um den Staar, der braun, hart und groß war, aus der geöffneten Haut heraus zu bringen, etwas drücken mußte, floß etwas gläserne Feuchtigkeit heraus: man mußte also jenen mit einem (Taf. I. Fig. 1.) abgezeichneten Häckchen herausziehen. Der Kranke konnte nun die Gegenstände unterscheiden. Durch einige abführende Mittel wurde alles Fieber und die Entzündung vermieden. Den Staar am andern Auge mußte man niederdrücken, und auch hierdurch bekam er das völlige Gesicht. Das Häckchen sey besser, als Daviels Löffel, der zu viel reizt, und die Pupille zu sehr ausdehnt: mit jenem kann man auch verdunkelte Stücke ausziehen, nur ist die Regenbogenhaut damit nicht zu verletzen. 3 Beob. Ein angebohrner grauer Staar bey einer 28jährigen Frau am linken, und ein vierjähriger am rechten Auge: überdem schielte sie, und bekam beym Vorwärtssehen, ein starkes krampfhaftes Zucken in demselben; auch hatte sie öftere seröse Entzündungen; überdem noch eine herumschweifende Gliedersucht. Im rechten Auge war die vordere Fläche der Kapsel mit der Traubenhaut verwachsen, die Linse gleichsam käsicht; und mit Mühe wurde die Pupille rein, und sie konnte die Gegenstände mit ihren Farben unterscheiden. Nach einigen Tagen war ein Stück der Linse vor die Pupille getreten: nach durchschnittener Hornhaut floß etwas gläserne Feuchtigkeit mit dem verdunkelten Stücke heraus: nach einiger Zeit verließ sie das Hospital völlig sehend. Das Schielen und die Zuckungen machten die Operation beschwerlich. Die weißfleckige Farbe des Staars ist ein wahr-

wahrscheinliches Zeichen seiner Weichheit. 4. Beob. Von einem Nachstaare. Ein 69jähriger Mann hatte einen vier und dreyjährigen Staar, (welche er dem beständigen Lasttragen und Stiegensteigen zuschrieb); überdem eine üble Leibesbeschaffenheit: er konnte mit dem linken noch Gegenstände, mit dem rechten Licht und Finsterniß unterscheiden. Der Verf. zog den rechten Staar ohne Kapsel heraus, und er konnte alles unterscheiden: er bekam etwas Fieber, und eine Augenentzündung: er konnte nun nur Licht und Finsterniß, und den Schatten der Körper erkennen. Der Nachstaar hatte eine gelbe Farbe: durch kaltes Wasser und ein Blasenpflaster im Nacken fieng der Nachstaar an sich zu zertheilen: ein Augenwasser mit Zinkblumen that ihm gute Dienste. — Der Nachstaar schien von den üblen Säften, und dem gewaltigen Husten zu entstehen; das Aufstehen aus dem Bette vermindert die Entzündung: das Auge muß man täglich besehen, um allen Zufällen bald zuvorkommen zu können. 5 Beob. Von einem Sackstaare. Aus der zerrissenen Kapsel floß eine Menge weißgelbliche Feuchtigkeit, worinn der Staar aufgelößt war, heraus. Die Pupille blieb noch immer von der dunkeln Krystallhaut verfinstert, welche nur in mehreren Stücken herausgezogen werden konnte. 6 Beob. Von einem häutigen Staare, und einem darauf erfolgten Nachstaare. Nach glücklich vollendeter Operation bekam der Kranke den Nachstaar, und zuletzt eine Verengerung der Pupille, weil er das Auge zu viel dem Lichte gleich im Anfange ausgesetzt hatte; wofür man überhaupt die Kranken sehr hüten muß. Im Hospitale müssen auch dergleichen Leute ein besonderes Zimmer haben. Eine Frau, welcher der Staar glücklich herausgezogen war, bekam von denen sie Umgebenden das Spitalfieber, davon eine Rose an der Seite des Gesichts, wo man operirt hatte, und Verschließung der Pupille. 7 Beob. Von einem grauen Staare. Die Niederdrückung fällt öfters erwünschter aus, als das Ausziehen: glückt das letzte, so ist die Wunde in 24 Stunden schon geschlossen, und man hat sonst nichts mehr zu besorgen: im gegentheiligen Falle passen aber die Ränder der Wunde nicht gehörig auf einander, worauf Entzündung und Flecken der Hornhaut entsteht: oder die Wunde steht, wegen fremder dazwischen liegender Theile aus einander, da zum Beweis die vorgefallene Regenbogenhaut, oder glasigte Feuchtigkeit, oder ein zurückgebliebenes Stück Staar sich darin befindet. Derhalb wird es höchstnothwendig, einige Stunden nach der Operation nach dem Auge zu sehen, und die Hindernisse wegzuräumen.

m on. Der Schnitt ſe
Kann der zu große St
einen Vorfall der Reg
die Niederdrückung beſſ
Cur deſſelben durch das
dunckelt und angewachſ
ſteigende Häutchen löſt
keit ganz auf. Die A
ſel hat einerley Zeichen
Verf. dieſen und jenes
Vom grauen Staare:
nachdem vorher einige
ſich deutlich wieder a
hatten. 10 Beob. A
bliebene Theile eines S
Augenkammer wurde n
mit blauen Vitriol vo
bliebenen Stückchen u
Kranke alles blau ſieh
muß der Körper vollk
derdrucken vorzuziehen.
man einen Brey von
und Safran auf; ſo w
ſtaar erfolgen. 11 Beo
durch die Niederdrückun
kaum einmal in die Hö
wenn er mit unverletzt
Von einer Bälgleinsge
Erbſe groß, weiß, ho
gewachſen. Sie wurd
berätzſtein betupft, u
Zufall entſtand von in
immer Rückſicht nehm
felle. Das eine Auge n
Vitriol und Tutienpul
rothem Präcipitat und
zwey Fontanelle; inn
ſchelle. Nach etwas
Silberätzſtein, woraus
durch die b[illegible]e Küchenſ
ſie würkſa[illegible] iſt, die Zu
entſtand v[illegible]n ſcharfen

Beobachtungen verschiedener chirurgischer Vorfälle.

1. Von einer gehauenen Kopfwunde. Zwey Wunden drangen bis an die gläserne Tafel des Stirnbeins. Der Kranke hatte sehr schlechte Säfte, und daher starb er an seiner Wunde. Richtige Bemerkung bey dieser Veranlassung, die verhergewohnte Diät bey Kranken nicht gänzlich umzuändern. 2. Eine gequetschte Kopfwunde (durch einen Fall). Die Hirnschale war, auf einen Gulden groß, entblößt: in der Folge aber schloß sich, mittelst einer Compression, der abgelößte Lappe an jene wieder an. Dergleichen Fälle der Verf. mehrere gehabt hat. Sprünge, oder Brüche der Hirnschale sind an sich unbedeutend, und heilen durch die bloße Natur. 3. Eine tödtliche Kopfverletzung, (von einer großen an dem Kopfe vorbeystreichenden Kanonenkugel): die an mehreren Orten gebrochenen Beine waren zum Theil unter einander geschoben, man trepanirte zweymal, aber der Tod erfolgte doch. Lob der Schmuckerschen kalten Umschläge. 4. Eine tödtliche gequetschte Wunde (durch einen auf den Kopf gefallenen Stein, wovon ein Stück Bein bis an die Seitengehirnskammer gedrungen.) Doch blieb der Kranke sich stets gegenwärtig. 5. und 6. Eine gequetschte Kopfwunde. 7. Abnehmung einer krebshaften Brust. Die Absetzung einer critischen Materie auf die Brust ist die gewöhnlichste Ursache des Krebses, welcher auch hier anfänglich wieder zu entstehen drohte. Ursache der Spitalfieber. 8. Eine Verhärtung in der Brust, die sich von einem kleinen Knoten, nach der Entbindung entspann. Harte Knoten werden oft nach Breyumschlägen weiter, und bis die Zertheilung geschieht, größer und schmerzhafter; doch fahre man unabgeschreckt fort; so wird er endlich täglich kleiner werden. Man setze, nach der Zertheilung, innerlich auflösende und abführende Mittel noch fort, damit sich die Materie nicht auf andere drüsigte Theile setze. 9. Verhärtung einer Brust. Die Kranke hatte zweymal gebohren, aber nie keine Reinigung, auch keine Beschwerden davon gehabt. Die häufig ausfließende Milch nach der Niederkunft stockte plötzlich, erweckte eine Entzündung und Vereiterung, nach der jedoch ein steinharter Knoten blieb: er wurde durch auflösende und abführende Mittel, und durch Breyumschläge von erweichenden Mitteln und Schierling mit venetianischer Seiffe, ganz zertheilt. Auf ähnliche Art sind solche, selbst zweyjährige Knoten, besonders durch Schierling und Eisenhutsextract gehoben. 10. Eröffnung der Brusthöhle bey einer Brustwassersucht. Ihre Zeichen waren

1) das Liegen nur auf einer Seite: 2) die erweiterten Zwischenräume der Ribben derselben Seite. 3) daß wenn man mit dem Finger unter die letzte falsche Ribbe gegen das Zwerchfell drückte, dasselbe beym Einathmen, wie eine gespannte Blase zu fühlen war, welche beym Ausathmen sehr geschwind verschwand, wobey die Zwischenräume der Ribben derselben Seite sich nicht im geringsten verengerten. Die Oeffnung geschah eine Queerhand von den dornichten Fortsätzen der Wirbel, zwischen der dritten und vierten falschen Ribbe. Das wenig ausfliessende Wasser vermehrte sich bis zu fünf Pfund, als durch den Finger die angewachsene leberharte Lunge abgetrennt wurde. Ohnerachtet der großen Erleichterung starb der Kranke sieben Wochen hernach an einem abzehrenden Fieber. Auswendig fand man an der Lunge keine Eytergeschwüre: inwendig war sie ganz voll flüßigen Eyters, das daher von Zeit zu Zeit auf ihrer Oberfläche ausgeschwitzt seyn mußte. 11. Von einer Schußwunde an der Brust. 12. Von einem eingeklemmten Leistenbruche. Er wurde geschnitten, ob man gleich durch die charakteristischen Zeichen, eine starke Verwachsung desselben erwarten mußte. Man fand auch bey der Leichenöffnung, daß alle Theile des Bruchs, theils unter sich, theils an den Bruchsack, theils an den Bauchring, fleischigt verwachsen waren. Die Haut muß über den ganzen Bauchring gespalten werden u. s. w.; überhaupt giebt der Vf. hier sehr gute Bemerkungen. 13. Von einem eingeklemmten Leistenbruche. Gründe, den Bruchsack zu öffnen. Versuche an Leichen nach eingesprützten Arterien, bey welcher Art des Schnitts die Oberbauchschlagader verletzt wurde. Es geschah allemal, wenn der Ring auf- und etwas auswärts gespalten wurde; wenig seltener, wenn man schief ein- und aufwärts schnitt; niemals fast, wenn man die Wunde queer einwärts gegen die weisse Linie machte. 14. Von einem eingeklemmten Bruche. Der Sack hatte gerade in seiner Mitte queer eine Scheidewand, welche den vorgefallenen Darm einklemmte. — Beschreibung und Figur einer guten gekrümmten, zu beyden Seiten mit Flügeln versehenen Hohlsonde, und einem nach der Sonde gerichteten Messer, mit einem stumpfen Stachel. 15. Von einem eingeklemmten Leistenbruche; bey einer Weibsperson, die wegen eines Vorfalls ein Mutterkränzchen trug; dies wurde herausgenommen, worauf sich der Bruch zur Hälfte, und nach einem warmen dreystündigen Bade, ganz zurückbringen ließ. — Der fleischigte Bauchring kann sich nicht zusammenziehen. 16. Von einem, mit üblen Zufällen vergesellschafteten Hodensackbruche.

Es

Es war ein eigentlicher Ileus, an welchem der Bruch nur mittelbar Ursache hatte, und sich nach ausgeführtem Unrathe zurückbringen ließ. — Es ist gefährlich, einen alten Bruch zugleich mit dem neuhereingefallenen Stücke ganz zurück zu bringen, wenn man es auch kann. 17. Ein besonderer Fall eines gespaltenen Rückgrades. Es war eine kegelförmige 8″ lange, weißliche Geschwulst, einer mit Wasser angefüllten Schweinsblase gleich, auf dem letzten Lendenwirbel. Nach dem Tode sahe man, daß das Ende des Rückenmarkes mit der Haut jenes Sackes verwachsen war: das Wasser schien aus den sehr angefüllten Gehirnkammern sich einen Weg hier herunter gebahnt zu haben. — Bey dem gespaltenen Rückgrade ist immer ein innerer Wasserkopf; die Geschwulst muß man mit kalten und stärkenden Mitteln, und gelinder Compression behandeln; nie öffnen. 18. Von einer wahren Schlagadergeschwulst am Arme (nach einer Aderlaß); man drückte sie mittelst eines länglichten in Form einer Rinne ausgehöhlten Pantoffelholzes zusammen, (welches oft, so wie auch hier, nicht hilft; bey Alten schadet) Operation; Vorzug der Methode von D. Monro. 19. Verrenkung der großen Ellenbogenröhre. 20. Ein Bruch des Oberarmbeins, und einige gequetschte Wunden. Wahrscheinlich verursachte das aus diesen eingesogene, faule Blut den Tetanus, woran die Kranke starb: besser also, man lasse jenes aus, statt es zu zertheilen; welches letzte so fruchtbar an übeln Folgen ist. 21. Von einer zerschmetterten Hand. — Man soll nie gebrochene Knochenstücke und losgerissene Finger, wenn sie anders noch in etwas an der Haut, oder den Muskeln hangen abschneiden; sie werden oft, bey gehörigem Verfahren, erhalten; wie mehrere Exempel erweisen. 22. Ein heftig gequetschtes Kniegelenke. 23. Ein zerschmetterter Vorderschenkel. 24. Ein zerschmettertes Fußgelenke, das nach der Abnehmung, wegen der schlechten Beschaffenheit der Säfte, tödlich ausfiel. Hierauf folgt die Beschreibung eines neuerfundenen Tourniquets zur Schlüsselbeinschlagader; das sich jedoch ohne Kupfer nicht deutlich machen läßt; aber viel verspricht: ferner die Erklärung der Figuren auf den übrigen Kupfertafeln. Alle diese Beobachtungen erweisen den erfahrnen und einsichtsvollen Wundarzt, und werden nicht ohne Nutzen gelesen werden.

Er.

Für einen erwachsenen starken Menschen sind drey Unzen die gehörige Dose. Neugebohrnen giebt man einen Theelöffel voll einige mal des Tages; das ranzichte Oel wird durch Schütteln wieder gut. Es laxirt fast ohne allen Reiz, und wirkt in obiger, nach den Umständen abgeänderten Dose zuverläßig. Dr. Odier gab es einer hämorrhoidalischen Frau, die von den angewohnten Aloepillen starken Reiz empfand, mit bestem Nutzen. Dies Oel läßt auch nicht, wie so viele andere Purgiermittel, den harten Abgang zurück, sondern führt ihn sicher mit aus. Einer Frau, die einen dreymonatlichen Durchfall hatte, führts es vielen harten Unrath aus, und heilte sie dadurch. Hr. de la Chapelle fand es heilsam in Entzündungs- und convulsivischen Krankheiten, in Blutflüssen, eingeklemmten Bruche, bey Schwangern, Kindbettfiebern. Odier gab es einem Menschen, der nach genommenem Arsenik, die entsetzlichsten Colikschmerzen hatte, und überhaupt dem Tode nahe schien: 12 Unzen in 48 Stunden genommen, befreyten ihn. — Sein Nutzen in der Bleykolik: die verschiedenen Methoden, die lindernde, die drastische, nach welcher Burette 1200 Kranke kurirt, und nur 20 darunter unheilbar gefunden habe; die Strackische, zu deren Bestätigung zwey vom Prof. Gebhart beobachtete Fälle angeführt werden. Alle diese verschiedenen Curarten lassen sich durch das Ricinusöl vereinigen. Man gebe alle halbe oder alle Stunden einen Löffel voll, bis Oeffnung erfolgt; so wird es eben so gewiß und hinlänglich, doch nicht so heftig als drastischen Mittel, wirken — zwey Fälle in dieser Krankheit; ein anderer, wo Dr. Milmann gegen eine Art des Aussatzes, äußerlich Bleysalbe, zugleich aber täglich 1 Unze Ricinusöl rieth, das letzte wurde etliche mal vergessen, und jedesmal entstanden heftige Colikschmerzen, die aber durch dies Oel wieder gehoben, und vermittelst desselben die Kur glücklich geendigt wurde. — Dr. Odier wandte zuerst in Europa dies Mittel gegen die Würmer an, besonders den Bandwurm. Einem Manne war durch das Roufferische Mittel ein solcher mit Lebensgefahr abgetrieben; doch war er nicht ganz davon entledigt; 3 Unzen des Oels befreyten ihn von mehreren Stücken des Bandwurms, er ward gesund, und hernach gieng ihm durch eben dies Mittel nichts mehr ab. Einem andern war auch ein solcher Wurm, aber nicht ganz, unter den größten Beschwerden durch das Rouffrische Mittel abgetrieben. Odier gab ihm 3 Quentchen Farnkrautwurzel, zwey Stunden hernach das Ricinusöl, bis zu 3 Unzen, wornach ein ganzer sieben bis acht Ellen langer

Wurm abgieng. Noch ein anderer ähnlicher Fall; seit der Zeit bedienen sich die Genfer Aerzte dieses Verfahrens, statt des zu heftigen, gefährlichen und unnützen Nouffrischen Mittels, und man hatte schon 30 Bandwürmer dadurch, ohne allen Schmerz oder heftiges Angreifen abgetrieben. Einer wurde darnach von drey vollständigen Bandwürmern auf einmal befreyt. Ein alter schwacher, sehr reizbarer, mit einem doppelten Bruche versehener Mann verlohr diesen Wurm darnach; so wie ein anderer, der alle andere Arzney sonst wegbrach. — Drey ausführlich erzählte Fälle. — In einem waren zwey vollständige Würmer vorhanden gewesen. — Die Farrenkrautwurzel sey nicht immer nothwendig; das Oel könne es allein schon bewürken. — Die Amerikaner brauchen die Körner und das Oel gegen das venerische Uebel. Brown brauchte es statt des Baumöls, zum Salate, hatte einige Oeffnung darnach, und eine Linderung heftiger Gicht- und Steinschmerzen. — Ein Mann bekam bey einem starken Fieber eine heftige Bräune, vermuthlich von podagrischer Materie. Wegen dreytägiger Verstopfung nahm er eine Unze Oel, bekam vier Oeffnungen, das Fieber legte sich den nächsten Morgen; worauf sich das ordentliche Podagra einfand. — Die Blätter mit Milch zum Breye gekocht, zeitigen ungemein, auch heilen sie die Wunden von Blasenpflastern zu. In Essig geweicht, dienen sie gegen die Flechten, die Krätze, den Kopfgrind. Bauhin und andere empfehlen sie bey Milchgeschwulsten. — Der Verf. verdient für die Sammlung dieser Nachrichten allen Dank. Recens. will sich gleichfalls als einen Zeugen der guten Wirkung dieses Mittels in Großbritannien anführen: hernach hat er es selbst als ein sicheres Laxiermittel gefunden; besonders rettete er einmal dadurch ein Kind von Wurmzufällen, das sonst nichts nehmen wollte. — Der lateinische Styl ist äusserst schlecht.

Db.

Ge. Gottlob Richteri opuscula medica, antehac in academia Göttingensi seorsim edita, nunc vero collecta studio *Io. Chr. Gottl. Ackermanni*, M. D. praefatus est *D. W. Triller*. *Volum. primum.* Francof. 1780. 4. Fleischer.

Je seltner heutiges Tages die Aerzte von Richters Gelehsamkeit werden, desto mehr muß man Hr. Ackermann danken, daß

daß er die kleinen zum Theil schon rar gewordenen Schriften hier gesammelt hat. Richter war ein großer Humanist, und besaß eine vorzügliche Stärke in Kenntniß der ältern Aerzte. Seine Schriften sind daher auch fast alle entweder diätetischen, philologischen oder antiquarischen Inhalts, und wenn sie sich gleich nicht durch neue Entdeckungen empfehlen, so erhalten die darin vorgetragenen Wahrheiten doch gemeiniglich durch die Wendungen und Einkleidung einen neuen Werth, den mancher von unsern modernen zierlichen Aerzten aber nicht zu schätzen weiß, weil er Richters vortreffliche Sprachkenntniß nicht hat, und ihn nicht versteht. Wir dürfen und können nichts zur Empfehlung dieser Schriften hinzusetzen, und glauben zum Lobe derselben blos die Titel hersetzen zu müssen. Dieser erste Band macht 464 Seiten aus, und enthält außer Trillers Vorrede, worin Richters Latinität besonders gepriesen wird, auch noch das Programm des Hofr. Heyne zu Göttingen, worin er den Tod anzeigt, und eine kurze zierliche Lebensbeschreibung liefert, ferner 1) De lacte insonte. 1737. 2) De Morbo hypochondriaco. 1739. 3) De divino Hippocratis. 1739. 4) De Malo hysterico. 1741. 5) De Fluxu ventris dysenterico. 1742. 6) De Medicina ex Talmudicis illustrat. 1743. 7) De Scorbulo. 1744. 8) De Erysipelate. 1744. 9) De Cunis infantum maxime nobiliorum. 1745. 10) De Cachexia icterica. 1745. 11) De medicina plagosa. 1746. 12) De Insolatione seu potestate solis in corpus humanum. 1747. 13) De Natura morborum per morbos victrice. 1747. 14) De Tussi. 1747. 15) De Tenuitate humorum temere laudata. 1750. 16) De Cardialgia. 1750. 17) De Tremore. 1750.

At.

John Hunters, Mitglieds der Königlich englischen Gesellschaft der Wissenschaften — natürliche Geschichte der Zähne und Beschreibung ihrer Krankheiten, in zween Theilen. Mit Kupfern, aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1780.

Hunters Name ist schon zu berühmt, und sein Ansehen zu gegründet, als daß man bey der Recension dieses Werks

eine weitläuftige Lobrede vorauszusetzen nöthig hätte. Es verdiente also in allem Betracht eine Uebersetzung. In dem ersten Theil wird von dem Bau, Nutzen, Bildung und Wachsthum der Zähne gehandelt. Von der obern Kinnlade; der untern Kinnlade; den Zahnhöhlenfortsätzen; den Gelenken des Unterkiefers. Von dem Bau der Zähne, und zuerst von dem Schmelz. An demselben ist kein Zeichen zu finden, daß er Gefäße hat, und in ihm ein Umlauf der Säfte geschieht, da die feinste Einspritzungen nicht in ihn dringen. Er wird bey Thieren, selbst bey jungen, die man mit Färberröthe füttert, niemals so wie die übrigen Knochen des Körpers roth gefärbt, und wenn er in eine gelinde Säure gelegt wird, so entdeckt man in ihm keine knorpelichte, oder fleischigte Substanz, die mit den erdigten Theilen verbunden gewesen wäre. Bey allen mit der Färberröthe angestellten Versuchen, hat er nie gefunden, daß bey einem noch wachsenden, oder schon völlig ausgebildeten Zahn, der Schmelz nur im geringsten gefärbt worden wäre. Hiebey macht er die Anmerkung, daß ihm diejenigen Namen, die man den animalischen Substanzen gewöhnlich beylegt, z. E. Leim gar nicht das ausdrücken, was man eigentlich dadurch anzeigen will. Denn in einem Thier ist gar keine Substanz, wie der Leim, vorhanden, wofern nicht die Fäulniß vorhergegangen, oder der Theil durch die Wärme verändert worden ist. Die Erde zählt er auch nicht unter die thierische Bestandtheile, und es macht dieselbe nie einen Theil der thierischen Substanz aus. Von dem knöchernen Theil der Zähne. Obgleich einige Umstände, nämlich die dem Winddorn ähnliche Geschwülste, welche sich manchmal an den Wurzeln der Zähne zu finden pflegen, und die Vereinigung der Zähne mit der Zahnhöle durch eine knöcherne und unbiegsame Verwachsung, das Daseyn der Gefäße an dem knöchernen Theil zu beweisen scheinen, so sind doch andere Gründe gegen ihre Gegenwart vorhanden. Man kann durch die Einspritzungen keine Gefäße in denselben entdecken. Nie kann man auch ein Gefäß, aus der breyichten Substanz, in welcher sich der Zahn erzeuget, in einen neu gebildeten Zahn gehen sehen, und man wird allemal finden, daß derselbe gleich vollkommen ausgebildet ist, welches bey andern Knochen nicht zu geschehen pflegt. Wenn man ferner ein junges Thier, zum Beyspiel ein Ferkel, drey bis vier Wochen lang mit Färberröthe füttert, und es hernach schlachtet, so wird man finden, daß wenn bey diesem Thier schon vor der Zeit, da dasselbe auf diese Weise gefüttert worden, einige Theile

der

der Zähne gebildet waren, dieselbe sich dadurch auszeichnen, daß sie ihre natürliche Farbe behalten, da hingegen die übrigen Theile, welche während der Zeit entstanden sind, da das Thier die Färberröthe bekam, eine rothe Farbe angenommen haben. Es sind hierinn die Zähne von allen übrigen Theilen des Körpers verschieden, als welche, wie die Erfahrung bezeugt, auch nachdem sie bereits gebildet sind, doch von der Färberröthe noch gefärbt werden können. Da nun aber alle Knochen, auch nachdem sie vollkommen ausgebildet sind, noch Gefäße enthalten, und folglich von der genossenen Färberröthe gefärbt werden können, so beweißt dieses, daß die Zähne, weil solche, so bald sie einmal ausgebildet sind, nicht mehr dadurch gefärbt werden, auch keine Gefäße enthalten können. Wenn man ferner ein Ferkel einige Zeit mit Färberröthe füttert, sodann aber eine geraume Zeit vorher, ehe man solches schlachtet, mit diesem Futter wieder aufhört, so wird man finden, daß zwar noch immer einige Theile eine rothe Farbe haben; daß hingegen aber die andern alle, die nach der Zeit, da man mit der Färberröthe zu füttern aufgehört hat, entstanden sind, eine weiße Farbe besitzen. Dieses beweißt, daß die Zähne, wann sie einmal durch die Färberröthe gefärbt worden, ihre rothe Farbe nicht wieder verlieren. Da aber alle andere Knochen derjenigen Röthe, welche sie von der Färberröthe angenommen haben, mit der Zeit, obgleich sehr langsam wieder beraubt werden, wann das Thier nicht mit dieser Wurzel gefüttert wird, und da diese rothgefärbte Knochentheile, durch die absorbirende Gefäße wieder in den Körper aufgenommen werden müssen, so scheint es, daß in den Zähnen, sowohl die einsaugende als alle andere Gefäße überhaupt mangeln. Von den Zahnhöhlen; von der Anzahl der Zähne. Er theilt die Zähne in vier Klassen ein, in die Schneidezähne, in die Spitzzähne, (Cuspidati) oder die sogenannte Hundezähne; in die von ihm genannte zweyspitzige Zähne (Bicuspidati), welche die beyden vordern der Backenzähne sind, und in die drey letztern, oder eigentliche Backenzähne. Beschreibung der verschiedenen Gattungen der Zähne. Der Zahnhöhlenfortsatz der Backenzähne in der obern Kinnlade ist nicht so stark, als in der untern. Dieser Umstand ist auch vielleicht die Ursache, warum die Backenzähne in der obern Kinnlade drey Wurzeln zu haben pflegen, da man in dem der untern Kinnlade nur zwey findet. Die Ursache dieses besondern Baues des Zahnhöhlenfortsatzes, in der obern Kinnlade ist vielleicht darin zu suchen, daß dadurch

der Platz für die Schleimhöhle dieses Kinnbackens größer geworden ist. Nimmt man aber dieses an, so mußten auch die Wurzeln nach dieser Absicht, das ist, so beschaffen seyn, daß sie nicht bis in die Höhlung selbst getrieben werden konnten. Indem sie sich nun aber von ihrem Körper an, immer weiter von einander ausbreiten, so schließen sie den Grund der Schleimhöhle gleichsam ein, und drücken nicht auf die Mitte derselben, welche der schwächste Theil dieser Höhle ist. Es thun auch die Spitzen der drey divergirenden Wurzeln einen größern Widerstand, oder werden nicht so leicht hineingestoßen, als wenn die Wurzeln gerade neben einander liefen. Hätten die Backenzähne der obern Kinnlade nur zwey Wurzeln, wie die Backenzähne der untern, so müßten solche gerade auf den dünnsten Theil der Schleimhöhle stoßen. Daß aber die Schwäche, die man in Ansehung der Befestigung der Zähne in der obern Kinnlade bemerkt, blos davon herkommt, daß die Natur zur Bildung der Schleimhöhle, einen größern Raum gewinnen wollte, wird auch dadurch noch wahrscheinlich, daß alle Zähne aus der obern Kinnlade, den nämlichen Zähnen aus der untern ziemlich gleich sind, diejenigen ausgenommen, welche gerade unter der Schleimhöhle liegen. Wir übergehen andere Gründe: Von der Artikulation der Zähne. Dem Zahnfleisch. Von der Würkung der Zähne, die von der Bewegung der untern Kinnlade abhängt. Allgemeine Vergleichung zwischen der Bewegung der untern Kinnlade bey jungen und alten Personen. Von der Bildung des Zahnhöhlenfortsatzes. Von der Erzeugung der Zähne bey neugebohrnen Kindern. Von der Ursache des Schmerzens beym Zahnen. Von der Art und Weise, auf welche ein Zahn gebildet wird. Er entsteht aus einer breyartigen Substanz, welche mit einer Haut umgeben ist, zwischen diesen beyden befindet sich eine Feuchtigkeit, die der Gelenkschmiere gleich ist. Von der Verknöcherung des Zahns auf seiner breyartigen Substanz. Vortrefflich abgehandelt. Von der Bildung des Schmelzes der Zähne. Er glaubt, daß er aus der Capsel, welche den Körper des Zahns einschließt, abgesondert werde. Er entsteht nach dem knöchernen Theil, besteht aus einer kalkartigen Erde, die wahrscheinlicher Weise in den Säften unsers Körpers aufgelößt war, und nun abgesondert von dem knöchernen Theil, der alsdann schon völlig gebildet vorhanden ist, angezogen wird, auf dessen Oberfläche sie sich hernach crystallisirt. Von dem Wachsthum der Zähne; von dem Wechsel der

derselben, von ihrer Empfindlichkeit. Im zweyten Theil, dem praktischen, beschreibt er die Krankheit der Zähne, schränkt sich aber dabey auf die eigentliche Krankheit derselben, des Zahnfleisches, und der Zahnhohlenfortsatze ein. Vom Beinfraß. Die Verderbniß der Zähne scheint nichtsgänzlich bloß die Würkung einer zufälligen Ursache zu seyn, als man es dem ersten Ansehen nach glauben sollte. Denn es werden zuweilen die nämlichen Zähne auf beyden Seiten der Kinnlade zu gleicher Zeit hohl, in welchem Fall es von einer gewissen ursprünglichen, im Körper selbst liegenden Ursache herzukommen scheint, die zu einer gewissen bestimmten Zeit zu würken anfängt, weil die Zähne, die auf beyden Seiten der Kinnlade liegen, allemal ordentliche Namen haben, und einander nicht nur in Ansehung der Krankheit, sonddrn auch in ihrer Lage, Gestalt u. s. w. vollkommen ähnlich sind. Diese Meynung wird in etwas auch noch durch die Bemerkung bestärkt, daß die Vorderzähne in der untern Kinnlade, nicht so leicht, als die in der obern hohl werden, ob solche gleich im übrigen allen den Zufällen unterworfen sind, welche von einem äusserlichen Einfluß entstehen, und die Krankheit, von der hier die Rede ist, hervorbringen können. Von der Entzündung und deren Folgen. Von dem Ausfallen der Zähne. Von der Verderbniß der Zähne, die von der Entblössung ihrer Substanz entsteht. Von der Geschwulst der Wurzeln der Zähne. Von den Zahngeschwüren. Von dem wilden Fleisch, das aus dem Zahnfleisch hervorwächst. Von tiefgelegenen Eitergeschülsten in den Kinnladen. Von Eitersammlung in der Schleimhöhle der obern Kinnlade. Von den Krankheiten des Zahnhöhlenfortsatzes und den Folgen derselben. Von den Krankheiten des Zahnfleisches, dem Scorbut, callösen Verdickung, und den Folgen desselben. Von dem Nervenschmerz in den Kinnladen, oder demjenigen widernatürlichen Reissen in solchen, dessen Ursache lediglich in einem widernatürlichen Zustande der Nerven liegt. Von der fremdartigen Materie oder dem sogenannten Weinsteine, welcher sich an die Zähne setzt. Von dem unregelmäßigen Wachsthum und Verhältniß der Zähne. Von dem unregelmäßigen Verhältniß zwischen den Zähnen und der Kinnlade und den überflüßigen Zähnen. Von der allzu starken Hervorragung der untern Kinnlade. Von dem Herausnehmen, Wiedereinsetzen und Verpflanzen der Zähne. Von der hiezu nöthigen Beschaffenheit des Zahnfleisches und der Zahnhöhlen.

Von

Von dem Alter der Person, bey welcher man einen Zahn, von einer andern einsetzen will. Von dem Zahn einer lebenden Person, der an die Stelle eines andern eingesetzt wird. Von der Wiedereinsetzung eines gefunden Zahns, den man durch einen Irrthum herausgenommen hat. Von dem Verpflanzen eines todten Zahns. Von der Befestigung eines verpflanzten Zahns. Von dem Zahnen, und den damit verknüpften Zufällen. Von der Heilung der von dem Zahnen entstehenden Krankheiten. Von dem Aufschneiden oder Oeffnung des Zahnfleisches. Zuletzt verschiedene Krankengeschichte die Zähne betreffend. In den beygefügten acht Kupfertafeln wird das, was die Zähne, Kinnladen und Bildung derselben betrifft, vorgestellt.

Ek.

Ueber Tripper und Tode von Friedr. Hoffmann, d. A. D. Koppenh. u. Leipz. 1781. 8. 62 S.

Die Balfour-Todesche Trippertheorie, vermöge welcher der Tripper nie venerisch seyn soll, ist zur Gnüge bekannt. Auch das, was von verschiedenen angesehenen Aerzten dagegen ist erinnert worden. Diese so allgemein gemachte Hypothese ist offenbar falsch, und die vom Hrn. Tode angeführten Gründe sind nicht befriedigend: denn Schimpfen heißt nicht, Widerlegen. Hier tritt ein neuer Gegner auf, und zeigt mit vieler Kenntniß der strittigen Lehre das Schädliche, Schwankende, Ungewisse und Unerwiesene dieser Meynung. Duncan und Tode — beyde werden auf die treffendste Art geprüft, gerichtet, und zu leicht befunden, alle ihre Klopffechtereyen vereitelt, und die Blendwerke zerstreuet, die sie bisher so vielen Lesern vormachten. Ob dies Salz dem Hrn. Tode behagen werde, ist eine andere Frage. Die Folge wird es lehren, nur wünschten wir, er möchte die Einwürfe wohl beherzigen, und dann gründlich beantworten.

Anweisung, wie die schädlichen Folgen des Bisses von einem wüthenden Thiere zu vermeiden, und wie Personen, die von solchen verletzt worden, zu behan-

deln sind. Auf hohen Befehl bekannt gemacht durch D. Friedr. Hoffmann. Altenb. 1781. 8. 32 S.

Diese Anweisung ist populär geschrieben, und enthält alles, was in den Fällen von den besten Aerzten empfohlen worden ist.

Marc. Ant. Plenciz, Med. Vind. Tract. de Scarlatina, olim cum aliis ejusdem operibus, modo vero separatim et ab auct. ipso novis observationibus auctus in lucem prodit. Vindob. typ. de Trattnern. 1780. 8. 225 S.

Vorliegende Schrift ist in der Materie vom Scharlachfieber, als klassisch anzusehen, so lange wir noch keine vollständigere und bessere haben. Vor kurzem erschien aber eine deutsche Uebersetzung, und diese hat, nach dem kurzen Berichte des Herausgebers, auch den besondern lateinischen Abdruck verursacht. Uebrigens stehen die neuen Beobachtungen nur auf dem Titel, im Buche aber nicht mehr und nicht weniger, als in der ersten Ausgabe und in der deutschen Uebersetzung.

Ferd. Martini, Königl. Dän. Regimentsfeldscheers, Betrachtungen in der Lehre von den Kopfwunden. Hamb. in Commission von Herolds Wittwe. 1780. 8. 286. S.

Gegenwärtige Schrift enthält manches Gute und Nützliche, unter viel Schlechtes und Falsches geflichtet, in einem Schwalle von Worten und gelehrten Anführungen vergraben, und größtentheils nach der mathematischen Methode geformet, fast wie des Hrn. Nicolai Pathologie. Nur gleich der §. 2. Die Pulsadern haben in ihrer Wand etwas, das reizbar ist, und sich ohne Rücksicht auf Nerven bewegt, wenn es gereizt wird. Der Bau der Adern und die Lage dieses Reizbaren macht es nothwendig, daß jede durch den Reiz thätig gemachte Bewegung ihrer Wand eine Verengerung derselben bewirket. Es ist glaublich, daß dieses Reizbare ꝛc. So, und an manchen Stellen noch ärger, gehet es durch das ganze Buch. Wer Geduld hat, lese

66,

es, zumal die Vorrede, in welcher der Verf. seine strenge Vertheidigung der Grundsätze und ihrer Kettung, ingleichen des Lehrgebäudes, liefert, aber auch von dem Kunstrichter (fast scheinet es, als ob er seinen edeln Landsmann, Hrn. Tode, vor sich hätte) wie vom Grashüpfer, ausrufenden Marktschreyer, Hanswurst und Affen, vom Schattenspiel an der Wand, von gespickten und ungespickten Haasen ꝛc. spricht. Nur noch das Glaubensbekenntniß des Verf. (S. 15. Vorr.) selbst, und dann kein Wort weiter. „Es haben sich hin und wieder einige hypochondrische Perioden eingeschlichen, die lang und schwerfällig sind, aber doch verstanden werden können, auch wohl, wenn ich an die Verachtung der Theorie dachte, einige spöttische Witzeley, die ich tadele, und die mich nie kleidet, hin und wieder ein falscher Ausdruck, eine Weitschweifigkeit, und oft ein Sprachfehler, den ich, zerstreuet und zu flüchtig, größtentheils bey der Korrektur erst hinsetzte. Ich bitte darum den Käufer um Vergebung. Wie ich mich aber zuweilen auf Beobachtungen beziehe, die ich verspreche in der Folge anzuführen, und die ich doch in der Folge nicht angeführet habe, so will ich bitten, darum nicht nachtheilig zu urtheilen: denn ich werde diese Arbeit fortsetzen. Ich empfehle mich dem Käufer und den Orakeln unserer Zeit, von welchen es abhängt, ob ich Käufer finde.„ – Mein Hr. Autor, nur obige Fehler sorgfältig vermieden, und dann brauchen Sie, weder Käufer, noch Orakel, um Nachsicht zu bitten.

Ferd. Martini, Königl. Dän. Regimentsfeldscheers, Betrachtungen in der Lehre von den Kopfwunden. Zweyter Theil. Hamburg, bey Herolds Wittwe. 1781. 8. 288 S.

Der Verf. liefert hier das Hauptstück VI—IX. und in denselben lauter Betrachtungen über die Möglichkeit der Empfindungen, der Erschütterungen des Hirnes, der Luftsammlungen und ihrer Anzeige bey Kopfwunden, Betrachtungen über die Zeichen der Kopfwunden aus den Empfindungen im Kopfe, anstatt der Zugabe aber eine unerhebliche Beobachtung. Wir finden nicht nöthig, unser voriges Urtheil zurück zu nehmen. Allenthalben herrschte der nämliche Ton, die nämliche Demonstrirsucht

ſtirſucht, die nämlichen pöbelhaften Ausdrücke oder Vergleichungen, und die nämlichen Ausfälle auf Kunſtrichter. Wem alſo mit einer ſtärkern Andrückung der Fühlhörner der Seele, ſteuermäßigen Verſtande, pfiffig Diſputiren, Gellerts Eſel, Beundäuchtungsſchriften, die Eier bekakelt, die Speckpalliſaden der Muthmaſſungen gedienet iſt, dem wollen wir unſern Verf. beſtiſſentlichſt empfehlen. Daß er ein Landsmann des Hrn. Tode iſt, geben die ſonderbaren Ausdrücke, ſchnurrigen Einfälle und lächerlichen Gleichniſſe leicht zu erkennen. Der Erzählungen halber, die er von Ahndungen hat, kann er vielleicht deren neueſten Verfaſſ. den Hrn. Hennings in Jena behagen.

D. Lor. Heiſters, ehemaligen Prof. in Helmſtedt — Kleine Chirurgie oder Handbuch der Wundarzney, in welchem ein kurzer, doch hinlänglicher Unterricht von dieſer Wiſſenſchaft gegeben, und die nöthigſten hierzu gehörenden Werkzeuge in acht Kupfern vorgeſtellt werden. Wien, bey Trattner. 1780. 8. 423 S. (nebſt dem Bildniſſe des Verf.)

Das Heiſterſche Handbuch iſt zur Gnüge bekannt, und hier unverändert nach der Ausgabe von 1755. abgedruckt. So überflüßig es gegenwärtig ſcheinet, von dem Werthe dieſer Schrift weitläuftig zu reden, eben ſo ſehr müſſen wir uns wundern, daß der Herausgeber, er ſey und heiſſe, wie er wolle, gerade dieſes Handbuch gewählet hat. Denn die Chirurgie hat ſeit der Zeit ſehr viele Fortſchritte in den Operationen, Werkzeugen und Mitteln gethan, und dennoch findet man hier nicht das Geringſte von allen dieſen neuen Verbeſſerungen. Wollte der Verleger ein Chirurgiſches Compendium nachdrucken, warum wählte er nicht lieber ein vollkommeners und beſſeres? Inzwiſchen werden unſere Wundärzte von gewöhnlicher Art den Namen geſchickter Männer verdienen, wenn ſie nur das alles wiſſen und auszuüben ſuchen, was ihnen Heiſter gelehret hat.

Hermann Börhaavs Phyſiologie überſetzt und mit Zuſätzen vermehrt von Dokt. Johann Peter Eberhard.

hard. Zweyte verbesserte Auflage. Halle, in der Rengerischen Buchhandlung. 1780. 8. 704 S.

Börhaaves Verdienste um die bessere und vernünftige Medicin sind allgemein anerkannt, und seine Schriften, der wenigen Flecken, so von Zeit und Umständen abhängen, und der etwanigen nöthigen Veränderungen ohnerachtet, noch immer brauchbar, zumal wenn, wie es hier geschehen ist, die schicklichen Berichtigungen gehörigen Ortes angebracht werden. Inzwischen können sie ohnmöglich zum akademischen Vortrage und zur Grundlage der medicinischen Kenntnisse hinreichend seyn. Allenthalben stosset man auf Mängel, Hypothesen damaliger Zeit, und darauf gebauete Folgerungen, und ist gezwungen, mehrmalen zu ändern, oder treulich nachzuberen, was der sel. Autor gesagt hat. Das nämliche Urtheil trifft auch diese Physiologie, so wie die vom Hrn. Delius herausgegebene Börhaavische Diätetik und Semiotik, und der verstorbene Herr von Haller zeigte dies einleuchtend durch die Verfertigung seiner grösern und kleinern Physiologie. Das Eigene dieser Uebersetzung bestehet darinnen, daß sie frey, hier und da erweitert ist; daß die nöthigen Anmerkungen und Erläuterungen aus den Vorlesungen des Börhaaves und aus der Hallerschen Physiologie, beygefügt, mitzu auch durch Hrn. Eberhards ergänzt und noch mehr berichtiget worden; daß die im Börhaave zu Ende eines jeden Abschnitts stehenden Fragen, welche den grossen und dennoch zweifelnden Arzt sehr wohl kleiden, aber dem Anfänger nicht selten Räthsel sind, zum Theil durch den Hrn. von Haller oder durch den Uebersetzer beantwortet worden. Vorzüge, die sich beym Lesen erst recht zeigen. Auf der andern Seite sind dennoch manche Mängel stehen geblieben, die wenigstens durch einen Wink angezeigt werden sollten, mantz Zusätze und Berichtigungen aus den Neuern unterbleiben. Daß die deutsche Uebersetzung Bedürfniß unserer Zeit ist, liegt am Tage; aber wie traurig ist die Aussicht in die Zukunft, wenn unsere Aerzte auch nicht einmal das Nothwendigste zu lernen sich bemühen, Sprache und Sachen auf gleiche Art vernachlässigen, und nach Erfindungen haschen, wie die Kinder nach Schmetterlingen.

Erotiani Galeni et Herodoti Glossaria in Hippocratem ex recens. *Henr. Stephani*, Graece et Lati-

Latine. Accesſ. Emendationes *Henr. Steph. Barth. Euſtachii*, *Adr. Heringae* &c. Recenſ. varietatem lect. ex Mſt. codd. Dorvillii et Mosquenti addidit ſuasque animad. adjecit *Jo. Ge. Frid. Franzius*. Lipſ. ap. Junium, 1780. 8. 622 S. ohne Autor- und Sachregiſter.

Hippokrates gehöret ohnſtreitig unter die größten Aerzte, ſo jemals gelebt haben, und unter die ächten Meiſter ſeiner Kunſt. Mit wenigen Hülfsmitteln und mangelhaften Erfahrungen der Vorfahren verſehen, wagte er es, die dunkelſten Gegenden zu erhellen, und durch ſorgfältige Beobachtungen, ohne Hypotheſen- und Theorienſucht das Gebäude zu gründen, das noch nach Jahrtauſenden unerſchüttert bleibt. Hätten ſeine Nachfolger den gebahnten Weg der Erfahrung betreten, nicht aber Irrwege geſucht, ſchöne Phantaſien für Wahrheit genommen, und die Natur nach ihren Grillen geformet, ſo könnte die Arzneywiſſenſchaft ſich einer gewiſſen Vollkommenheit rühmen. Daher läßt ſich das große Anſehen erklären, das Hippokrates bey der Nachwelt erlangt hat. Seine ächten Schriften bleiben ein immerwährendes Denkmal ſeiner Größe, und für den edeldenkenden Arzt ein Muſter der Nachahmung im Beobachten und Behandeln. Nur ſind ſie von jeher wegen der Kürze der Schreibart, wegen der Menge veralteter oder doch in ganz beſonderer Bedeutung genommener Worte, wegen der nervichten Beſchreibung mancher Kunſtdinge, wo immer Dunkelheit übrig bleibt, für Aerzte und Sprachforſcher ein Stein des Anſtoſſes geweſen, und folglich finden ſich in den ältern und neuern Zeiten nicht wenig Commentatoren und Gloſſatoren, die viel Mühe angewandt, aber öfters wenig Licht verbreitet haben. Unter dieſe gehören Erotian, aus dem erſten Jahrhunderte, Galen, und der Verfaſſer der ſogenannten Herodoteiſchen Gloſſen. In dieſen werden viele, aber bey weiten nicht alle, ſchwere, ungewöhnliche und veralterte Worte mit bekanntern ausgedrückt, und das Buch, woraus es genommen iſt, mehrmals bemerkt. Daher kann kein Arzt dieſelben zum guten Verſtändniſſe des Alten von Kos entbehren, und gleichwohl ſind die einzelnen Ausgaben dieſer Gloſſarien, z. B. des Henr. Stephani Dictionarium medicum, 1564. 8. Euſtachii verſ. lat. Ven. 1566. 4. und die Ausgaben des Mercurialis und Chartier ſelten und theuer. Alſo unſern ganzen

Dank dem Herausgeber, Hrn. D. Franz, der durch den neuen Abdruck dieſem Mangel abhilft, und dadurch Gelegenheit giebt, den Alten in der Urſprache zu verſtehen, indeß Hr. Gruner durch eine beſtmöglichſt treue und verſtändliche Ueberſetzung die Lektüre ebenfalls anzufachen bemühet iſt. Die Gloſſarien ſelbſt weitläuftig zu beſchreiben, und die Behandlungsart darzuſtellen, iſt wohl überflüßige Arbeit. Wir wollen alſo nur kurz anführen, was der Herausgeber gethan hat, und dann ſagen, was wir wünſchten, er hätte dies gethan. Der Titel ſagt beynahe alles, was hier geſucht werden kann, und die Vorrede, in welcher auch eine genaue Beſchreibung der vorhandenen und gebrauchten Hülfsmittel vorkommet, ein mehreres. Die Stephaniſche Ausgabe iſt zum Grunde gelegt, und zwar mit Recht, weil ſie die erſte und aus Handſchriften entlehnt iſt. Dem griechiſchen gegen über ſtehet die lateiniſche Ueberſetzung, unter dem Texte die Varianten aus der Pariſer und Dorvilliſchen Handſchrift, die Conjekturen des Euſtach, Gesner, Stephan, Foeſius ꝛc. und zuletzt die nöthigen Anmerkungen aus den bekannten und benamten Autoren. Eben ſo beym Galeniſchen Gloſſar, nur daß die vom Hrn. Hofr. Gruner mitgetheilten Varianten der Moſkauer Handſchrift und des Cornars Conjekturen beygefügt ſind. Das Herodoteiſche Lexicon hat, auſſer den Stephaniſchen und Weſſelingiſchen Beyträgen, die Milde des Herausgebers erfahren. Ein zweyfaches Regiſter macht den Beſchluß. So zweckmäſſig dies alles geſchehen iſt, ſo ſehr wäre zu wünſchen, daß der Herausgeber die fremden Anmerkungen mehr ausgewählt, hier und da zuſammengezogen, auch allenfalls berichtiget, wenigſtens durch einen Finger kenntlich gemacht, und in ſeinen eigenen Anmerkungen das lehrhafte verbeſſert, und die noch immer häufigen Lücken ausfüllet hätte. Sed contenti ſimus hoc Catone. So lange deutſchen Gelehrten alles aus ſich ſelbſt ſeyn, werden und ſollen; ſo lange ſie keinen Zugang zu alten Handſchriften, hier zu den Handſchriften des Hippokrates haben, ſo lange iſt es faſt nicht möglich, alle Hinderniſſe zu beſiegen, und jeder Herausgeber hat genug gethan, wenn er die vorhandenen Schätze kennet und ſo gut nutzet, als es immer möglich iſt.

Compendium Medicum Practicum per faſciculos diſtributum. Faſc. III. Debilitates et Hallucinationes ſiſtens autore *Sal. Theoph. de Meza*,

Meza, Poliat. Hafnienſ. Hafn. ap. Proft. 1780. 8. 96 Seit nebſt beygedruckten Titelblatt: *Sal. Theoph. de Meza*, M. D. Pol. Hafn. Compendium medicum practicum per faſciculos diſtributum. *Vol. I.* tres faſc. ſc. I. De Febribus. II. De Inflammationibus et Doloribus. III. De Debilitatibus et Hallucinationibus continens. Hafn. ap. Proft. 1780.

Plan, Ausführung und Behandlung iſt hier, wie in den beyden vorhergehenden Theilen, Faſt alles wird nur ſo obenhin mitgenommen, manches, als Krankheit angegeben, was bloſſes, ſelbſt auf die Geſundheit nicht merklichen Einfluß habendes Symptom iſt, z. B. die Presbyopia ec. Myopia, manche Krankheit unter die Klaſſe der Schwäche geſetzt, die wohl nicht eigentlich hieher gehöret, z. B. die Melancholie und Manie; manche jetzt nicht mehr für Krankheit geachtete Krankheit, als ſolche aufgeſtellet, z. B. Daemonomania, Tarantiſmus; manche Materie hieher gebracht, die höchſtens in den Prolegomenis ſtehen konnte, z. B. de Aquis mineralibus, endlich von allen viel zu wenig und unbeſtimmt, oft falſch, geſagt. Beweiſe laſſen ſich dazu auf allen Seiten finden. Die angeſchloſſenen Formeln ſind ebenfalls nicht beſſer. Man lieſt noch die Confectio Hamech und ähnliche altväteriſche, unnütze oder doch mit beſſern zu vertauſchende Mittel. Zu wünſchen iſt, daß der Verf. dem wir eine gute Empirie nicht abſprechen, mit dieſem Bande ſeine gelehrte Laufbahn endigen, und wieder werden möge, wozu ihn der Himmel beſtimmt zu haben ſcheint — ein erträglicher Praktiker.

Hr.

Anonymi Fragmentum de Venae ſectione, nunc primum graece et latine edidit *Chr. Godofr. Gruner*. Jenae. 1779. 8vo.

Ganz mit Stillſchweigen dürfen wir dieſe itzt zuerſt aus der Moſkauer Bibliothek bekannt gemachte Schrift nicht übergehen, wenn ſie gleich für die gelehrte Welt und für die Medicin ſo ſehr wichtig nicht iſt. Es ſind eigentlich drey auf ein-

ander folgende Programme, in welche Hr. Gruner den Text mit der lateinischen Uebersetzung, und den Anmerkungen vertheilt hat. Der Verfasser ist einer von den späten Griechen, der oft Wort für Wort den Galenus und Paulus von Aegina ausgeschrieben, auch vieles von arabischen Aerzten genommen hat. Die Anmerkungen gehen hauptsächlich dahin, daß die genutzten Stellen des Galenus und Paulus angezeigt, und einige neugriechische Worte erläutert werden. Dessen ungeachtet sind noch viele Fehler im Texte zurück geblieben, weil die Handschrift ausserordentlich schlecht geschrieben war.

Tb.

Medicinische Responsa von D. Wilhelm Friedrich Cappel — Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung. 1780. in 8. 88 Seiten.

Es sind dieses diejenigen Responsa, welche dem V. zur Ausarbeitung in seinen verschiedenen Decanaten vorgekommen. Weil nun eine ähnliche Sammlung seines Vorgängers Fabricius so günstig vom Publikum aufgenommen worden; so hofft und wünscht derselbe eine gleich gute Aufnahme. Es sind der Fälle sechs, wovon wir nur die Aufschriften hier verzeichnen können. Erster Fall: von einen jungen Menschen, der sich durch Manuskupration einen unwillkührlichen Abgang des Saamens zugezogen hat. Zweyter: von einer verheelten Geburt und vermuthetem Kindermord. Dritter: von einem, durch einen Schlag mit einem Haselstock am Kopf in den Schlaf verübten angeblichen Todtschlag. Der vierte Fall begreift einen, zwischen einem Doktor und Apotheker entstandenen Streit wegen des Syrupi domestici — giebt traun! einen kläglichen Beweis von der Gemüthsbeschaffenheit des Arztes. Der fünfte Fall: von einem Kindermord. Der sechste: von einer heimlichen Geburt und angeblichem Kindermord.

Herrn Albrecht von Hallers Sammlung akademischer Streitschriften, die Geschichte und Heilung der Krankheit betreffend. In einen vollständigen Auszug gebracht und mit Anmerkungen versehen von D. Lorenz Crell, Prof. der Arzneygelahrheit zu Helmstedt.

ſtedt. Dritter Band. Helmſtedt, verlegts Kühnlin. 1780. in 8. 592 S.

Dieſer Band enthält ſechs und dreiſſig Streitſchriften, welche der, für die Aufnahme der Arzneywiſſenſchaft und der nützlichen Lektüre unermüdete Herr Bergrath Crell in einen körnigten Auszug gebracht, und mit praktiſchen Anmerkungen verſehen hat. Zur Schonung des Raums können wir nichts weiter geben, als die Aufſchriften, und hin und wieder etwas von den Anmerkungen berühren. Ritter von der langen Enthaltſamkeit von Speiſen und Getränke Triller von einem tödtlichen Hunger wegen der ſchwielichten Verhärtung des Magenmundes Dieſes Uebel entſtand von dem häufigen Genuſſe des Eiſes Langguth von einer gänzlichen Abzehrung aus einer Verengerung des untern Magenmundes. Henrici von der Gallenkrankheit. Kämpf von der Verſtopfung der Magengefäſſe, iſt eine der wichtigſten Schriften über dieſen Gegenſtand, worüber Recenſ. Hrn. Crell ſeine Dankbarkeit hiermit zu erkennen giebt, vorzüglich aber für die hinzugefügten Anmerkungen. Sand von einem ſeltenen Magengeſchwäre. Thiery von der Schädlichkeit oller kupfernen Küchengeſchirre. Möhring von der Schädlichkeit der Muſcheln, und einem dadurch bewirkten Ausſchlage — Eckel, Erbrechungen, Zuckungen und eine Neſſelſucht waren die Folgen des Genuſſes. (wahrſcheinlich waren dieſe Muſcheln giftig) Hoffmann von der Entwickelung der Luft in innern Theilen, nach äuſſern Verletzungen. Vater von der Darmgicht des Celſus. Feller von der Weinprobe, und dem Nachtheile des durch Bleyglätte verfälſchten Weins. In einer Anmerkung hat Herr B. R. Crell die neueſten Entdeckungen über dieſen Gegenſtand hinzugefügt. Aſtruc von dem Nutzen des Blutlaſſens aus dem Arme in der Bleykolik. Du Bois von der Schädlichkeit des Blutlaſſens in der Kolik der Töpfer. Ilſemann von der Bleykolik der Hüttenarbeiter. Kühn von der Darmgicht. Leidenfroſt von einer beſondern Verſchlingung der Gedärme, welche durch Weinumſchläge, auſſer einem kleinen Geſchwüre des Darms wieder gehoben wurde. Kupfer von der Heilung der vom Blute entſtandenen Darmgicht. Merkwürdig iſt in allem Betracht die Beobachtung, daß in Liefland die Hämorrhoiden ſehr ſelten ſeyn. Gruber von einem hitzigen epidemiſchen, mit einem Ausſchlage und der Ruhr verbundenen Fieber. Vater von einer epidemiſchen ſehr bösartigen Ruhr. Laurich von einer beſondern Ruhr in Oſtin-

dien — Der Mißbrauch des Obstes soll die Ursache hievon seyn, und das beste Mittel sey Reißwasser und rother Wein mit Muskatennuß. Ernst vom Bandwurme — Die in Holland häufige Art des Bandwurms finde sich sehr selten in der Schweitz. Bauer von Gewächsen in den Gedärmen. König von einer besondern Erzeugung von Steinen im menschlichen Körper — Diese Steine welche sowohl durch Erbrechen als den Stuhlgang abgiengen, zerfielen in der Luft zu Pulver und lößten sich in bloßer Salpetersäure auf. Weismann's Krankengeschichte einer Steine, gebährenden Frau. Lembke von einem Theile des leeren Darms, der ohne Schaden durch den Aster abgieng. Hamberger von der Zerberstung des Zwölffingerdarms. Kalschmidt von dem durch die Mispelsteine angefressenen und durchbohrten Krumdarme. Henrici von einer Verschwärung des Gekröses, und der Muskeln des Unterleibes. Scherb von einer, durch einen Stein in dem Milchbehälter entstandenen Wassersucht. Camerarius Zergliederung der an Leberverhärtungen Verstorbenen. Vater Beweis, daß die Leber bey Wassersuchten nicht immer schadhaft sey. Walther von der schwarzen Galle. Petermann von der Gelbsucht durch Steine in der Gallblase. Bezold vom Gallensteine. Wislicen von lymphatischgallichten Steinen, die aus dem Unterleibe geschworen sind. Teichmeyer von Gallensteinen — Diese Steine entzündeten sich bey der Untersuchung, und löseten sich im Salpetergeiste auf. Dieser Band ist von dem Hrn. Herausgeber der Churfürstlich-Mayntzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Erfurt gewidmet.

Ueber die Glaubwürdigkeit der Medicinalberichte in peinlichen Rechtshändeln. Berlin, bey Haude und Spener. 1780. in 8. 172 Seiten.

In dem Vorberichte behauptet der unbekannte Verf. daß die Preußischen Staaten die glücklichste Einrichtung des Medicinalwesens hätten, vorzüglich zeichne sich der Vorzug dieser Einrichtung vor vielen übrigen in der Anwendung aus. Allerdings hat die gerichtliche Arzneygelahrheit, auch bey der großen Menge der Schriften, so wir darüber besitzen, ihre großen Mängel, aber kein Zweig derselben hat deren mehrere, als die Lehre von den Besichtigungen der todten Körper, und der Verwundungen. Der V. wünscht und hofft, daß diese seine Schrift etwas dazu beytragen möge, diese Mängel bekannter zu machen, und

und die Aufmerksamkeit derer zu erregen, welche die Macht haben, ihnen abzuhelfen. Noch verspricht derselbe: Bemerkungen über eine gute Medicinalverfassung und ihre Zweige, vielleicht in nicht langer Zeit, zu liefern, welches Recens. sehr wünscht, weil er aus gegenwärtiger Schrift überzeugt ist, daß der V. in diesem Fach viel leisten könne. Nun etwas von dem Inhalte selbst. In den drey ersten Abschnitten breitet sich derselbe aus: über Glauben und Gewißheit, Wahrheit und Wahrscheinlichkeit überhaupt; über die physikalische und medicinische Glaubwürdigkeit; von der Nothwendigkeit der Besichtigung, Leichenöffnung und Prüfung des Gemüthszustandes. Bey dieser Gelegenheit werden einige Gründe des berühmten Rechtslehrers Polycarp Leyser, der die Vorschrift der Kriminalgesetze für überflüßig erklärte, geprüft, und gewiesen, daß die Leyserschen Gründe, wornach die Besichtigung der erschlagenen Körper überflüßig seyn soll, durchaus verwerflich sey. Allerdings würden auf diese Weise Todschläger, Giftmischer u. dgl. ungestraft davon kommen, wenn die Leichenöffnungen aus den Gerichtshöfen verwiesen werden sollten — Das Land würde in Gefahr stehen, daß doppelte Blutschuld über dasselbe komme, wenn bald ein wirklicher Todschläger der richterlichen Untersuchung trotzen kann, bald das Blut eines Unschuldigen fliessen soll. Vierter Abschnitt. Von der Prüfung des Gemüthszustandes insbesondere. Auch dieses gehört allerdings dem Arzte, besonders wenn von Fällen die Rede ist, welche zur peinlichen Untersuchung kommen. Schwermuth und Tollheit sind die zwo Gattungen des Wahnsinns, welche in Kriminalprocessen vorkommen, und hiervon und deren Gelegenheitsursachen werden gute und passende Beyspiele gegeben, vorzüglich dehnt sich derselbe über die unterlassene Unterbindung der Nabelschnur des Kindes bey einer geschwächten Person aus, und zeigt durch Beyspiele, daß die Gebährende, wenn sie ohne anderer Beyhülfe, gebiert, diese Unterbindung gar leicht unterlassen könne, besonders wenn dieselbe in eine lange Ohnmacht fällt. Ganz anders ist es, wenn dieses Unterbinden mit Vorsatz unterlassen wird. Schöne Beweise zur Entschuldigung giebt der menschenfreundliche V. S. 89 u. ff. In dem fünften und sechsten Abschnitte werden die Eigenschaften eines Physikus und gerichtlichen Arztes, und die Eigenschaften eines glaubwürdigen Medicinalberichtes gegeben. Das gemeine Sprichwort: wenn zweye Einerley thun, ist es nicht einerley, findet bey einer medicinischen Untersuchung ganz besonders statt, und um dieses zu beweisen,

läßt der V. vier verschiedenen Aerzten, davon der eine ein dogmatischer Thraso, der zweyte ein purer Empiriker, der dritte ein vortrefflicher ausübender Arzt, und der vierte ein wahrer Physikus seyn soll; einerley Gegenstand, nämlich die Untersuchung eines todtgefundenen Kindes, behandeln, und zeigt, daß alle viere verschiedene Meynungen vortragen. Aus diesem nun folgert er alle die Eigenschaften, die ein gerichtlicher Arzt, und dessen Zeugniß haben müssen, er beruft sich hierbey auf den Ausspruch des Hrn. D. Selle (siehe dessen Einleitung in das Studium der Natur- und Arzneyw. Berlin. 1777. S. 57–62.) welcher gewiesen hat, was für Eigenschaften ein Mann haben müsse, wann er ein untadelhafter Physikus seyn will. In dem siebenten Abschnitte kommt ein Beyspiel eines glaubwürdigen Berichts vor, welchem der Glaube versagt worden, weil der Physikus bey der Untersuchung einer, wegen einer verheimlichten Geburt, verdächtigen Weibsperson, nicht selbst Hand angelegt, sondern solches durch die Hebamme verrichten lassen. Achter Abschnitt. Beyspiel eines nur wahrscheinlichen, aber doch glaubwürdigen Berichts, und endlich im neunten und zehnten Abschnitte findet man einige königlich Preußische Gesetze, Auszug aus der Instruktion für Physikos, Gutachten über die neue Folter und dergl. Allerdings sollten die Physici öfter die Thäter untersuchen, als zeither bey Gerichtshöfen gewöhnlich gewesen.

Ck.

Warnung an das Publikum für einem in manchen Brandteweinen enthaltenen Gift, sammt den Mitteln es zu entdecken und auszuscheiden, von W. H. Moucquet — Tübingen, bey Heerbrandt. 1780. 4 Bogen in 8.

Wieder eine Schrift, die nicht allein den Arzt, sondern auch den Menschenfreund und so gar den Staatsmann interessirt. Der gelehrte und menschenliebende Verf. warnt in dieser Schrift das Publikum, gegen das in den Brandteweinen enthaltene Kupfer. Eine Menge von Erfahrungen beweisen die giftige Natur des Kupfers, so daß der Verf. sie mit Recht als entschieden voraussetzt, und der allgemeine Gebrauch des Brandweins, den man bald in Kirschengeist, Aquavit, Liqueuren, Rosoglio, Punsch ꝛc. als ein Erquickungs- oder Verdauungsmittel,

tel, oft in großer Menge, nimmt, bald so gar auch von Aerzten in verschiedenen Arzeneyen erhält, macht allerdings die Warnung wichtig und höchst praktisch. Das Kupfer verräth sich zwar bey verschiedenen Mischungen durch seine grüne oder blaue Farbe; aber in dichten und dunklen Flüßigkeiten wird man es, wenn es nicht in großer Menge vorhanden ist, schwer mit bloßen Augen erkennen können, aber selbst in durchsichtigen hellen flüßigen Körpern ist es öfters in nicht unbeträchtlicher Menge vorhanden, ohne daß es sich durch seine Farben entdeckt. Daß auch in Salzen Kupfer seyn könne, ohne daß es ihre Weisse zerstört, lehrte den P. P. eine Erfahrung, da er in einem Topf das Fiebersalz des Sylvius zubereitete, das auch in schneeweissen Kristallen anschoß, die aber einen eckeln starken Kupfergeschmack hätten, den der V. daraus erklärte, weil in diesem Topf eine Kupfervitriolauflösung, nur einen Tag lang, gestanden hatte. Auch beym Nekarwein und Weinessig fand der V. von dem darinn aufgelößten Kupfer keine Veränderung der natürlichen Farbe. Die Gelegenheit zu der Entdeckung der Vergiftung des Brandeweins mit Kupfer gab dem Verf. eine Tinktur aus Quajacholz und Brandtwein; als man diese Tinktur in Wasser goß, fiel das Quajakharz alsbald weiß auf den Boden. Dieser Niederschlag färbte sich aber nach einer kleinen Weile ganz dunkelaschfarb. Der zu dieser Tinktur gebrauchte Brandewein war weiß und hell, aber mit Salmiakgeist färbte er sich blau, und verrieth also das in ihm befindliche Kupfer. Die in mit Kupfer verunreinigten Nekarwein geschabte gemeine Seife wurde bald ganz grün; ungelöschter Kalk machte den Wein ganz trüb, und wurde auf der Oberfläche schwärzlich grün; Magnesie wurde noch schwärzer und unreiner, auch der Salmiakgeist machte den Wein dunkel und grünlicht. Zur Entdeckung des Kupfers im Brandwein empfiehlt P. P. vorzüglich den ungelöschten Kalk, weil er nicht nur die Gegenwart des Kupfers alsbald durch seine grüne Farbe zeigt; sondern weil er auch den Brandwein von dem darinn befindlichen Kupfer befreyet, den Brandtwein nicht verdirbt sondern ihm vielmehr, indem er seine überflüßige Säure dämpfet, einen angenehmen Geschmack mittheilt. Zur Verhinderung dieser Kupfervergiftung des Brandeweins, räth der Verf. die kupfernen Röhren des Brennzeugs immer in Wasser zu halten, um die äussere Luft abzuhalten, und den Kupferrost abzuwaschen. Sicherer ist der Vorschlag, statt der kupfernen Röhren in den Kühlfässern gläserne zu brauchen. Recensent wünscht herzlich, daß diese Warnung benutzt und an-

gewendet werden möge, doch wagt er, nach dem jetzigen Weltlauf, kaum es auch zu hoffen.

Lm.

Anweisung die Pferde nützlicher und besser als bishero zu beschlagen, nebst den Krankheiten des Hufs und der Art solche zu heilen, zum Gebrauch der Schmiede, von F. M. F. Bouwingshausen von Wallmerode, Herzoglich. Würtenbergischen Cammerjunker und Stallmeister. Stuttgard, bey Erhard. 1780. mit 5 Kupfertafeln. 322 S. 8.

Der Verf. rühmt in der Vorrede nach Verdienst, die über das Beschlag von Kersting und Weber herausgekommenen Bücher, glaubt aber, daß selbige für den größten Theil der unwissenden Schmiede zu gelehrt und weitläuftig geschrieben und hat deswegen diesen Versuch einer deutlichern und eingeschränktern Erklärung und Verbesserung des Beschlägs, und was dahin gehöret, entworfen. Recens. findet Kersting und Weber eben so deutlich und Letztern noch kürzer als diese, sonst alles Beyfalls würdige Anweisung, und so sehr er auch wünschet, daß der gute Zweck des Verfass. erreicht werden möge, so fürchtet er doch das Gegentheil; denn für so unwissende Schmiede, wie die Würtenbergischen in der Vorrede beschrieben, bleibt aller Unterricht durch Bücher immer unzureichend: je unwissender und dümmer diese Art Leute sind, desto größer ist ihr Zunft- und Gildenmäßiger Eigensinn, und desto weniger lässet selbiger eine freywillige Belehrung zu, sie muß anfänglich fast erzwungen werden, und dieses kann nur durch Landesherrliche Verordnungen geschehen, welche jeden Schmiedegesellen verbinden, bevor er Meister werden kann, einige Zeit in Stuttgard zu dienen und in einem daselbst, zu diesem Zweck angelegten Institute, sich einige praktische Kenntnisse zu erwerben. In einem Lande, wo jedes Pferd beschlagen werden muß, wäre dieses äusserst nothwendig, denn der Schaden, so dorten durch schlechte Schmiede gestiftet wird, lässet sich gar nicht glauben. Der Verfass. eifert mit Recht, gegen das so höchstschädliche starke Ausschneiden auch Raspeln des Hufs und Aufbrennen des Eisens, so wie auch gegen die verwünschte Methode, den Fuß nach dem Eisen paßlich zu schneiden. Faulheit der Schmiede

ist

ist der Grund hievon, sie nehmen keine ordentliche Maaße, machen die Eisen nach Gutdünken, und um nicht noch eines zu machen, wird der Fuß nach dem Eisen paßlich oft bis zum lahm werden weggeschnitten, statt das Eisen nach dem Fuß gerichtet seyn sollte. In den mehrsten Stücken kommt der V. mit Kersting und auch Weber überein, nur bey den Heilmitteln gehet er hin und wieder ab.

Auf der dritten Kupfertafel sind bey Abbildung der vom V. vorgeschlagenen Hufeisen, für Reit- und Wagenpferde, die No. XIV. und XV. unrecht gesetzt, und muß eine auf der andern ihre Stelle stehen.

Des Herrn Baron von Eisenberg entdeckte Roßtäuscherkünste, mit Anmerkungen und Zusätzen von Joh. F. Rosenzweig, Churfürstlichsischem Stallmeister, mit Kupfer. Leipzig. 1780 bey Weidmanns Erben und Reich. 184 Seiten 8.

In dem Vorberichte giebt der Hr. Stallmeister Rosenzweig die Gründe an, welche ihn, sowohl zur Herausgabe dieses Buches, als auch zur Beyfügung seiner Anmerkungen und Zusätze, veranlasset. Sollte dies Buch herausgegeben werden, so waren freylich Anmerkungen und Zusätze unumgänglich nothwendig, denn sonst hätte der Inhalt des Buchs dem Titel gar nicht entsprochen, indem es mehr eine Art von Unterricht zur Pferdekenntniß, als Aufdeckung der Roßtäuscherkünste war, und überhaupt schrieb der Hr. v. Eisenberg dies Buch zu einer Zeit, wo man über viele Dinge noch ganz anders dachte wie itzo, wo man den Werth eines jeden Pferdes nur nach seiner Brauchbarkeit, aus der Manege, und nicht nach seiner Tüchtigkeit zum eigentlichen, oder Felddienst bestimmte, wo man in Hinsicht der weissen Abzeichnungen, sowohl am Kopf als Füssen sehr critisch war, große Abzeichnungen, als üble Vorbedeutungen ansah, und überhaupt selbige nicht anders als ganz regulair duldete. Um nun dieses zu verbessern, und das Fehlende zu ergänzen, fügte der Herausgeber seine in 40jähriger Erfahrung gesammlete Kenntnisse, in Anmerkungen und Zusätzen bey, und hiedurch ist denn der Verf. berichtiget, und das Buch, in so weit es der ganzen Einrichtung nach thunlich war, zur Erlangung einer theoretischen Kenntniß von Pferden und ihren Fehlern

lern, und zur Aufdeckung mancher betriegerischer Roßtäuscherkünste, brauchbar geworden. Die in 12 Hauptstücken besonders beygefügten Zusätze, zeugen von Kenntniß und Erfahrung des Herausgebers, und der darinn S. 173 gegebene Rath, nämlich ein junges scheues, widerspenstiges Pferd einem vernünftigen Bereiter zu übergeben, ist sehr zu empfehlen, und ist die Zeit von drey Monaten, worinnen dem Pferde seine Laster abgewöhnet und es auch dressirt seyn soll, zu kurz bestimmt.

Die beygefügten Kupfer drücken, in so weit es Kupfer thun können, mehrentheils das aus, was sie sollen.

Der vollkommne Pferdekenner, welcher nicht nur alle Schönheiten, Fehler, und verschiedene Landesarten der Pferde, mit schönen Kupfern zu erkennen giebt, sondern auch anweiset, wie man mit dem Pferde vom Ursprung an umgehen muß, wie es zum reiten und fahren zu gewöhnen, wie Sattel, Zäumung und Beschlag beschaffen seyn muß, wie alle Krankheiten zu erkennen und zu heilen, wie man bey dem Wallachen, englisiren und chirurgischen Operationen verfähret, nebst Verzeichniß der hebräischen Wörter und Redensarten der Juden auf Roßmärkten. Zwey Theile, durchgesehen und mit einer Vorrede begleitet von dem Freyherrn von Reitzenstein, Anspach Bayreutschen Oberstallmeister. Anspach. 1780. bey Haueisen. 163 S. in 4.

Ein ganz unveränderter Abdruck der ersten, 1764 zu Uffenheim herausgekommenen Auflage dieses Buchs. Schon damals kam dies Buch, seinem Inhalt nach viel zu spät, und itzo ist es vollends unbegreiflich, was zum abermaligen Abdruck Anlaß gegeben haben kann. Das darinn enthaltene wenige Gute, und zu itziger Zeit noch Nützliche schwimmet in einem Meer von Unrath, und würde der wahre innere Gehalt, von den unnützen und oft schädlichen Zusätzen geschieden, so würden mehr wie zwey Drittel des Ganzen, wie Schlacken wegfallen.

Im ersten Theil bey Beschreibung der Landesarten sagt der Verfasser, die deutschen Pferde unterscheiden sich bloß durch

„durch ihre Fehler von andern Landesarten, und heis„sen darum Bauren,“ und ganz dieser falschen Beschreibung gleich, ist der Kupferstich eines deutschen Pferdes, eine Sammlung aller Fehler. Ferner: “Die dänischen Pferde werfen „die vordern Füsse neben aus, und sind gut im Krie„ge,“ das weiß doch itzo schon jeder Maquignon, daß ein Pferd, welches vorne auswirft, zum Dienst im Felde unbrauchbar ist, und fast bey keiner Remonte mehr angenommen wird. Unter den Versuchen, welche man vor Ankaufung eines Pferdes, mit selbigem im Stall machen soll, kommt S. 45 folgender: “Man schlage das stillstehende Pferd mit dem Fuß in„wendig an seine Kniekehlen, wenn es davon die Knie „nicht stark biegt, und nicht darauf niederfällt, so „ist es gut auf den Vorderfüssen.“ In wie weit die angegebenen Künste möglich und glaublich, urtheile ein jeder aus folgenden, “gestossene Eichhornklauen dem Pferde ein„gegeben, oder Bilsensamen ins rechte Ohr gestreuet, „machen daß sich das Pferd tod stellet, pulverisirte „Wolfsleber in der Luft gestreuet, macht, daß Pferde „auf der Stelle stillstehen.“

Höchst schädlich und gefährlich ist der Rath, einer bedeckten Stute kalt Wasser ins Ohr zu giessen, und aus ihren mehreren oder wenigern Schütteln zu erfahren, ob sie bestanden sey. Was vom Zahmmachen der Füllen, und der bey Abrichtung der Pferde, anzuwendenden Güte, gesagt wird, verdienet allen Beyfall; das Mittel aber, so S. 71. gegen das zu weite Vorgreiffen oder Einhauen, mit den Vorderfüssen angerathen wird, ist ganz von keinem Nutzen und unanwendlich, so wie überhaupt alles, was vom Abrichten der Pferde und von den Schulen gesagt wird, unvollkommen und zu itziger Zeit nicht brauchbar mehr ist.

Bey Beschreibung der Untugenden und hauptsächlich des Koppens endlich weitläuftig, nach erzählten 11 unzulänglichen Mitteln kömmt endlich das 12te, so vom Hrn. v Reizenstein erfunden ist, nämlich eine am Raumpfost befestigte Maschine, mit einer Spießruthe, welche ein verborgen stehender Knecht regieret, und bey jeden Koppen damit dem Pferde einen Streich giebt, so lange das Pferd in demselben Stall und Raum bleibt, kann hiedurch das Koppen unterdrückt aber schwerlich so abgewöhnet werden, daß bey Veränderung des Stalls, das Pferd es nicht wieder anfängt, und überhaupt ist das Koppen, in

der Krippe ein Fehler, deſſen Schädlichkeit weit gröſſer in der Idee, als Würklichkeit iſt, dies kann Rec. aus vieler Erfahrung bezeugen.

Pferde, die beym Beſchlagen nicht ſtillſtehen wollen, räth der Verfaſſ. vorher ſchwindelich zu machen, auch ein ſtätiges Pferd ſolle man ſchwindelich machen, dann gehe es von der Stelle.

Um den Pferden Anſehen zu geben, iſt der V. unerſchöpflich an unnützen Mitteln, er macht Bläſſe, gelbe, rothe und ſchwarze Flecken, durch angegebene Beizen. Mit Turteltaubenblut und Maulwurfsfett, färbet er ein weiſſes Pferd ſchwarz, auch die groſſen Augengruben füllet er mit Gerſtengraupen und Wicken, in Roſenwaſſer gekocht, aus.

Was von Sätteln, Zäumungen und Beſchlagen geſagt wird, mag zu ſeiner Zeit gut genug geweſen ſeyn, itzo hat man hierüber aber weit reichhaltigere Anweiſungen.

Der zweyte Theil enthält die chirurgiſchen Operationen bey Pferden, Bereitung der Arzneymittel und Beſchreibung nebſt Heilung aller Krankheiten. Er iſt dem erſten ganz gleich, der V. giebt auch alle flüſſige Arzeneyen durch die Naſe ein, und bricht oder quäbſt die Fiebeln auch, nach der von allen denkenden Thierärzten längſt relegirten Methode. Dies ſey genug von einem ſo wenig brauchbaren Buche.

Ern.

Joan. Alexand. Brambilla, Auguſt. Imperatoris Joſeph. II. Chirurgi ordinarii, Caſtrenſium et Praetorianorum Imperalium primarii, Academiae Regiae Chirurgiae Pariſ. Montiſpel. Bonon. et Mant. Membri, Inſtrumentorium Chirurgicum Viennenſe, oder Wieneriſche chirurgiſche Inſtrumentenſammlung. 1780. groß Folio.

Prächtig gedruckt und geſtochen. Die Inſtrumente ſind auf 65 Tafeln in natürlicher Gröſſe abgebildet. Aber zu welchem Endzweck? das iſt eine andre Frage. Soll es bloß eine Sammlung derer Inſtrumente ſeyn, die nicht jedem bekannt, und doch brauchbar ſind? Mit nichten; die allerbekannteſten Inſtru-

ſtrumente, die der Wundarzt täglich in Händen und vor Augen hat; Sonden, Scheeren, Biſtouri, Zangen, Spritzen, Aderlaßſchnepper, das Schröpfeiſen, ſogar die Talglampe zum Schröpfen, der Zahnſtocher von einem Federkiel, die Sägſpähne bey dem Trepaniren auszuräumen, und was wirklich beynahe lächerlich iſt, zwey Schröpfköpfe, beyde von einerley Geſtalt und Größe jedoch mit der Erinnerung im Texte, daß der eine vom Metall, der andre vom Glas iſt, u. ſ. w. ſind hier abgezeichnet. — Oder ſoll es eine Sammlung der auserleſenſten, brauchbarſten und nöthigſten Inſtrumente ſeyn? Nichts weniger. Eine Menge ganz unbrauchbarer, allgemein verworfener, zum Theil längſt vergeßner, ſogar ſchädlicher Inſtrumente, namentlich die alten Augen- Mund- Mutter und Maſtdarmſpiegel, ſogar das alte unſinnige Werkzeug die zu langen Augenlieder abzukneipen, und das ungeheure Werkzeug, zur Verkürzung des Zapfens, mehrerer nicht zu gedenken, ſind hier abgebildet. Soll dies Werk dem jungen Wundarzte eine allgemeine hiſtoriſche Kenntniß der chirurgiſchen Inſtrumente verſchaffen? Auch nicht. Die mehreſten Inſtrumente ſind im Texte nur mit ein paar Worten genannt, und, welches ſehr übel iſt, nicht einmal der Name ihrer Erfinder, wodurch doch viele Inſtrumente allein ſchon kenntlich werden, iſt angezeigt: dies gilt z. E. vom Elevatorium der Hrn. Petit, Louis, von den Mejanſchen, Laforetſchen, Cabaniſſiſchen, Anelſchen Inſtrumenten zur Thränenfiſtel, von der Pibracſchen Zungenbandage, vom Levretſchen Inſtrumenten zu den Polypen, von den mehreſten Inſtrumenten zum Steinſchnitt u. ſ. w. Von dem Gebrauche und der Anwendung der Inſtrumente iſt hier vollends die Rede nicht. Es läßt ſich alſo wirklich die Abſicht des V. bey dieſem Werke, und der Nutzen, den es ſtiften ſoll, nicht wohl errathen. Eben ſo wenig läßt ſichs einſehen, warum er es Inſtrumentorium Viennenſe betitelt hat. Die in demſelben abgezeichneten Inſtrumente ſind allenthalben bekannt, und zum Theil im Gebrauche, ſo daß man es eben ſowohl Inſtrumentorium Berolinenſe oder Pariſienſe nennen könnte.

In der Einleitung, welche 32 Folioſeiten einnimmt, hätte freylich wohl manches wichtige über die chirurgiſchen Inſtrumente überhaupt geſagt werden können. Statt deſſen theilt der V. alle chirurgiſche Inſtrumente in drey Klaſſen ein; die erſte enthält die ſchneidenden, ſtechenden und brennenden Inſtrumente; die zweyte, die Inſtrumente zur Heilung gebrochner und ver-

verrenkter Glieder; die dritte, die Bandagen, Kompressen u. s. w. Und in welche Klassen gehören nun wohl die Polypeninstrumente, die Catheters, die Bougies u. s. w. Aber wozu die ganze Eintheilung? Auch die alte Eintheilung der Chirurgie, in Synthesis, Diaeresis, Exeresis, und Prosthesis, welche ganz ohne Nutzen ist, und auch beym Schneider und Tischlerhandwerke statt findet, wird weitläuftig erörtert. Die nöthigen Eigenschaften eines Wundarzts; und endlich etwas von der Geschichte der ältern und neuern Chirurgie, aber sehr unvollständig und flüchtig. Die Nachrichten, von der Aufmerksamkeit des jetzt regierenden Kaisers auf die Wundarzneykunst, von den öffentlichen Anstalten zur Aufnahme dieser Wissenschaft, und zur Bildung der jungen Wundärzte, und von der Anschaffung öffentlicher Instrumentensammlungen, haben wir mit großem Vergnügen gelesen.

* * *

D. Joh. Fried. Weissenborns Anleitung zur Geburtshülfe, für die Hebammen des Erfurtischen Gebietes. Erfurt, mit Gradelmüllerischen Schriften, 1780. 19 Bogen in klein 8.

Die vor kurzem in Erfurt errichtete Hebammenschule, bey der Hr. W. als Lehrer angestellt worden, hat ihm die Veranlassung zu gegenwärtiger Schrift gegeben, welche theils einen Leitfaden zu seinen Vorlesungen und zur alljährigen Prüfung abgeben, theils auch den Hebammen zu Hause zur Wiederholung der vorgetragenen Lehren dienen sollte. Letzteres mag wohl die Ursache gewesen seyn, warum der Verf. seinen Gegenstand so ausführlich zu behandeln gesucht hat, wie man schon aus der Bogenzahl wahrnehmen kann. Eigentlich betrifft sein Unterricht nur die zur natürlichen Geburt gehörige Kenntnisse und Handgriffe; doch zählt er auch dazu die leichtern Arten von Fuß-, Knie- und Steißgeburten, weil bey diesen mehrentheils, wie bey jener, ein Kind ohne fremde Beyhülfe geboren werden kann. In allen diesen Geburten giebt der V. seinen Hebammen die Regel, bey jeder nur irgend beträchtlichen Schwierigkeit einen Geburtshelfer zeitig herzurufen zu lassen, und bestimmt die Fälle, wo letzteres nöthig ist. Dies ist, im Ganzen genommen, zu billig, weil man es den Hebammen nicht genug einprägen kann, sich nicht zu viel auf ihre eigene Kräf-

Kräfte zu verlassen; doch scheint es besser zu seyn, wenn man die Hebammen auch mit der Wendung und andern zur Behandlung widernatürlicher Geburten nöthigen Handgriffen — Instrumente ausgenommen — bekannt macht, weil sonst der Fälle gar zu viele vorkommen, in welchen die Gegenwart des Geburtshelfers, den gemeine Leute, oft aus Vorurtheil, oft aber auch aus bloßer Armuth, nicht gerne kommen lassen, erforderlich ist. Recens. kennt Gegenden, in welchen gemeine Hebammen auf dem Lande durch den Unterricht ihrer Lehrer so weit gekommen sind, daß sie sehr beschwerliche und widernatürliche Geburten mit dem besten Erfolg behandelt haben.

Von einem Lehrbuch, das nur für die ersten Anfänger in der Kunst geschrieben ist, darf man mit Recht fordern, daß es nichts als wesentlich nothwendige Dinge, aber richtig, vollständig und in einem deutlichen und bestimmten Vortrag, enthalten soll. Diesen Forderungen leistet der Verf. nicht in allem Genüge, obgleich wir übrigens mit voller Ueberzeugung versichern können, daß sein Buch noch immer eins von den besten der Art ist, die uns seit langer Zeit zu Gesichte gekommen. Es scheint uns daher auch der Mühe werth zu seyn, das, was wir dagegen einzuwenden haben, anzugeben, um den Verf. dadurch zu veranlassen, seiner Arbeit, bey einer etwanigen neuen Auflage, noch mehr Vollkommenheit zu verschaffen, als sie gegenwärtig schon besitzt.

Ueberflüssig scheint uns das zu seyn, was der Verf von der Schwangerschaft ausserhalb der Gebährmutter, von der Möglichkeit, bey verschloßner Mutterscheide zu empfangen und zu gebähren, von der Ueberfruchtung und vom Wasserkopf anführt. Zwar sagt er S. 248, daß es gut sey, wenn Wehemütter auch von seltnen Erscheinungen der Natur eine deutliche und klare Vorstellung haben, weil man sich von diesen seltnen Vorfällen gemeiniglich ganz falsche Vorstellungen zu machen pflegt. Dies rechtfertigt ihn aber noch nicht darüber, daß er seinen Schülerinnen, die nur das lernen sollen, was in den natürlichsten und leichtesten Fällen vorkommt, Dinge sagt, die sich nur äusserst selten zutragen, und vielleicht keiner von diesen Personen in ihrem Leben vorkommen werden. Wollte er ja solcher Umstände erwähnen, so müßte es nur mit wenig Worten, und nicht in Seitenlangen Kapiteln geschehen.

Unvollständig ist der Verf. in der Beschreibung der äussern Geburtstheile, wo er der innern Schaamlefzen oder Nymphen, der äussern Oeffnung der Harnröhre, des Schaambändchens, des Mittelfleisches gar nicht Erwähnung thut. Bey der Beschreibung des Beckenknochen ist das Vorgebirge des Heiligbeins, das eyförmige Loch, die Pfanne, die Axe des Beckens vergessen. Von schiefen oder verschobnen Becken kommt gar nichts vor; von den Maaßen des Beckens sagt der V. etwas, giebt aber nicht an, wie man sie mit den Fingern zu nehmen hat. Bey der Beschreibung der Häute des Eyes ist die dritte oder die flockigte Haut übergangen. Von der Nabelschnur spricht der V. zu allgemein, daß sie nach der Leber des Kindes hingehe. (Kommen denn die Nabelpulsadern auch von der Leber des Kindes her?) Bey den Kennzeichen der Schwangerschaft fehlt gerade das Wichtigste, nämlich, daß der sich zuvor als eine Queerspalte verrathende Muttermund sich wie eine kleine runde Grube anfühlen läßt; auch sind die Veränderungen, welche man in den verschiednen Perioden der Schwangerschaft äusserlich am Unterleibe wahrnimmt, nicht vollständig angegeben. Von der Unterstützung des Mittelfleisches beym Einschneiden und Durchdringen des Kopfs, und von der zu Zeiten nöthigen Leitung des Kopfs durch den in den Mastdarm gebrachten Finger, finden wir ebenfalls nichts gedacht. Unter den Zeichen des in die Geburt eintretenden Hintern fehlt wiederum das wichtigste und deutlichste, nämlich, daß man die spitzen Fortsätze der Wirbelbeine fühlt; auch hat der V. überhaupt von den Merkmalen, aus welchen man den vorliegenden Theil des Kindes erkennen kann, fast gar nichts, oder nur beyläufig etwas wenigs gesagt. Bey den Zeichen des Todes des Kindes geht der V. über die sich verrathende Fäulniß gar zu leicht hinweg. Wir empfehlen ihm hiebey Hrn. Wrisbergs vor kurzem herausgekommenes vortreffliches Programm: *observationes de signis foetus vivi et mortui*, zum Nachlesen.

Unrichtig ist es, wenn der Verf. S. 19. sagt, daß ein Mondelkern die Höhle der jungfräulichen Gebährmutter ganz ausfüllen im Stande ist, da doch eigentlich die beyden Flächen der Gebährmutter so nah zusammenliegen, daß sie beynahe einander berühren, und mehr eine nur mögliche, als wirkliche Höhle bilden. Unrichtig ist es, wenn der Verf. den in die Mutterscheide herabhängenden Theil der Gebährmutter Muttermund nennt S. 20, da er doch in der Folge, z. B. S. 27 unter dem Mut-

Muttermund die Oeffnung desſelben verſteht. (Letztere führt eigentlich den Namen des Muttermundes, da hingegen jener Theil der untere Abſchnitt der Gebährmutter genannt wird). Auch iſt die Beſchreibung der falſchen Wehen, mit welchem Namen der V. die während der Schwangerſchaft eintretenden Kolikſchmerzen belegt S. 51, nicht richtig. (Falſche Wehen unterſcheiden ſich von den wahren dadurch, daß bey dieſen ſich die Gebährmutter regelmäßig, bey jenen aber unregelmäßig zuſammenzieht. Alle Schmerzen aber, die gar nicht in der Gebährmutter, ſondern in den Gedärmen ihren Sitz haben, ſind nicht Wehen zu nennen). Zu den Unrichtigkeiten rechnen wir auch das Verfahren des V., wenn er beym Einſchneiden des Kopfs das Mittelfleiſch mit den Fingern zurückſchieben läßt S. 90. (Dies iſt nicht allein überflüßig, ſondern auch in der That ſchädlich. Das bloſſe Unterſtützen des Mittelfleiſches während der Wehen iſt hier anzurathen; das Zurückſchieben bewirkt der allmählig durchdringende Kopf von ſelbſt. Und warum ſoll man die ſchon genug geſpannten Theile durch das Hereinbringen der Finger noch mehr ausſpannen?) Endlich iſt es auch unrichtig, wenn Hr. W. die noch nicht ausgebildete und unvollkommene Gebährmutter unter die Urſachen des Abortus rechnet. Dieſe ſoll man mit der größten Wahrſcheinlichkeit bey Weibern vermuthen, welche zu jung geheurathet haben, und deren ganzer Bau des Körpers noch nicht zur gehörigen Reife und Feſtigkeit gelangt iſt, S. 226. (Kann wohl ein Mädchen, das noch nicht mannbar iſt, empfangen? Und kann man bey einer Perſon, die ſchon mannbar iſt, empfangen hat, und wirklich ſchwanger iſt, eine noch nicht völlig ausgebildete und unvollkommene Gebährmutter vorausſetzen?) Die Beſchreibung der Nerven S. 260, nach welcher dieſe "Kanäle oder natürliche Wege ſind, durch welche die Empfindungen der Mutter bis auf das Kind fortgepflanzt werden können", möchte auch wohl nicht Stich halten, und den Hebammen einen richtigen Begriff von Nerven geben.

Mangel an Beſtimmtheit finden wir darinn, wenn der Verf. S. 79 zu den frühzeitigen Geburten nur diejenigen zählt, welche von der Hälfte des 7ten Monats an erfolgen. (Auch die Geburt im Anfang des 7ten Monats, ja wohl in den letzten Tagen des 6ten Monats, gehört hieher. Die frühzeitige Geburt unterſcheidet ſich nämlich von der unzeitigen dadurch, daß Kinder, welche frühzeitig zur Welt kommen, ihr Leben fortſetzen können, welches unzeitige Kinder nicht können).

Eben so unbestimmt ist es auch, wenn der V. seinen Hebammen den Rath giebt, bey bevorstehenden Zuckungen, wenn die Gebährende vollblütig und roth im Gesicht ist, ihr am Fuß (warum nicht lieber am Arm?) eine Ader zu öffnen, und kühlende und krampfstillende Mittel zu geben, S. 221, ohne daß er diese Mittel besonders namhaft macht. (Wird wohl eine Hebamme aus dieser allgemeinen Angabe wissen, was für Mittel sie in diesem bestimmten Fall zu wählen hat?)

Ganz unangeführt können wir es nicht lassen, daß Hr. V. die Nabelschnur allemal doppelt unterbinden, und zwischen beyden Ligaturen abschneiden läßt, damit, wenn noch ein Zwillingskind in der Gebährmutter zurück ist, dieses sich nicht durch die Nabelschnur des ersten zu todt bluten könne; und daß er den Rath giebt, bey schwachen Kindern, die wenig Zeichen des Lebens von sich geben, die Nabelschnur nicht zu unterbinden und abzuschneiden, sondern das Kind an der Nabelschnur hängen zu lassen, und es einige Zeit auf dem Schooß warm bedeckt zu halten, damit der Kreislauf zwischen Mutter und Kind erhalten werde. (Letzteres ist ein Einfall eines Franzosen, Claubry, im Journ. de Méd. 1778. Tom. 50. welcher damit 3 todtscheinende Kinder zum Leben gebracht haben will, den wir bey unserm V. und in einem Hebammenbuch eben so wenig gesucht haben würden, als den Einfall einiger Aerzte, daß das Ausstreichen des Bluts aus der durchschnittenen Nabelschnur das Kind vor bösartigen Blattern bewahren soll, welches letztere unser V. seinen Hebammen S. 95. in einem sehr ernsthaften Ton empfielt.) Sehr gefallen hat es uns, daß Hr. V. S. 148. ausdrücklich widerräth, den Kopf bey der Fußgeburt dadurch herauszubringen, daß man einige Finger in den Mund steckt, und den Kopf so herabzieht; weil einige neuere Schriftsteller, und sogar auch Herr Stein — der doch so gern für unfehlbar gehalten seyn möchte — diesen unvernünftigen und gefährlichen Rath geben.

Mehr aus gegenwärtiger Schrift anzuführen, dürfte überflüßig seyn. Der Verfasser wird aus diesen Erinnerungen sehen können, daß Recens. sein Buch ganz durchgelesen hat, und es nicht für unwichtig hält. Der deutliche und leichte Vortrag ist an ihm besonders zu rühmen.

Eg.

Medici-

Medicinische Annalen für Aerzte und Gesundheitliebende, vom Herbstmonate 1779 bis dahin 1780. Herausgegeben von Johann Gottlieb Fritze, Kön: Preuß. Hofrath Erster Band. Leipzig. Weygand. 1781. In 8. 468 Seiten.

„Die Idee, alles Wissenswürdige der Arzneykenntniß von Jahr zu Jahr in gedrängter Kürze in Einer Schrift dargestellt zu sehen, war schon seit mehrern Jahren der Wunsch des Verf., und er hoffte und wünschte, daß Männer von großen Talenten und Erfahrungen dieser Bemühung sich unterziehen würden: aber seine Erwartung blieb unerfüllt. Ein Winterstudium der Breslauer Natur- und Kunstgeschichte gab dem Wunsche, etwas Aehnliches ausgeführt zu wissen, neue Bewegung. In dem festen Vertrauen zu dem Medicinalpublikum, es werde eine gute Sache nicht ohne kräftige Unterstützung lassen, (oho!) entschloß er sich dazu, den Versuch zu machen. Er kündigte sein Vorhaben öffentlich und durch häufigen Briefwechsel an: aber auch diese Hoffnung schlug größtentheils fehl, und da die Ankündigung einmal geschehen war; so mußte er für diesesmal aus dem vorräthigen Stoffe doch Etwas bilden, das die Erwartung des Publikums einigermaaßen befriedigen könnte, und er bittet, diesesmal so fürlieb zu nehmen. Auf die Neujahrsmesse 1782 wird er einen zweyten Band liefern, wofern die Beyträge so eingehen, wie ers wünschet.“ Möchten sie doch bey einem so löblichen Vorhaben nicht fehlen! Allein gesetzt sie fehlten: dürften wir nicht den Vorschlag thun, daß Hr. F. alsdann seinen Plan lieber nur einschränkte, als ihn ganz fahren ließ? Boerhaave wünschte beständig, das ganze Pflanzenreich in seinem Garten beysammen zu haben. Nimmer gelangte er bis dahin, und wer hätte ihm das nicht vorhersagen können? Unterdessen ward doch durch diese täuschende Hoffnung sein botanischer Garten der reichste und beste seiner Zeit. Will uns Hr. F. um des Mangels fremder Beyträge willen auch seine eignen entziehen: so hätten wir seine Bescheidenheit zu rühmen; aber das wär es auch alles. Besser ist es immer, daß wenigstens ihm die Kunst Etwas zu danken habe, und er ist der Mann dazu. Ein selbstdenkender Kopf, ein hellsehender Beobachter, frey vom Vorurtheil und Anhänglichkeit, ein eifriger Beförderer seiner Kunst, erfahren und geübt, und ein geistreicher Schreiber. Was man ihm etwa nachzusehen hat, möchte

eine gewisse Heftigkeit, Härte und Uebertreibung in Lob und Tadel bey Sachen und Personen seyn, die er gut findet oder mißbilligt, die schwerlich bey vielen Lesern für ihn selbst, noch auch bey denen, die es angeht, zur Erreichung des Zwecks einen guten Effekt thun möchte. Millmannen will er Ehrensäulen setzen, und Ailhaud wird er aufhenken lassen! — Doch zur Schrift selbst.

Der Plan erhellt am Besten aus den Rubriken, die wir nach der Reihe anzeigen wollen. Den Werth derselben bestimmt Rec. ganz unmaßgeblich, wie sichs versteht, nach seinem Gefühle. Der Inhalt eines jeden Aufsatzes kann nur sehr kurz berührt werden; denn bey einer so reichen Sammlung kleiner Abhandlungen ist nicht an Auszüge zu denken.

2. Biographie. Es ist hier Waglers litterarischer Charakter, von Hrn. D. Pott in Braunschweig und der moralische von Herrn Domprediger Fedderſen entworfen. Sanft ruhe die Asche dieses fleißigen, gelehrten und guten Mannes!

2. Meteorologische Beobachtungen vom Herbstmonate 1779 bis Ende Julii 1780. An diesen hat der Hr. Vicar Osten in Halberstadt vorzüglich Antheil. Sie sind angemein fleißig gemacht, und bey jedem Monate mit Bemerkungen von Naturbegebenheiten begleitet.

3. Monatliches Detail der vornehmsten Krankheiten, die in des V. Wirkungskreise geherrscht haben, mit raisonnirenden Bemerkungen über die Wirk- und Unwirksamkeit gewisser sonst vorzüglich thätiger Medicamente. Von S. 78-268. Das trefflichste Stück dieses ganzen Bandes. Dann und wann ein wenig Theorie abgerechnet, ist hier Alles genaue und feine Betrachtung eines wahren praktischen Geistes, scharfer Blick in die Natur der Krankheiten und die simpelste, aber gemeiniglich treffendste Heilungsmethode Vielerley eingemischte Reflexionen, praktische Cautelen und Warnungen erhöhen den Werth dieses Aufsatzes und machen ihn ausübenden Aerzten ungemein lehrreich und schätzbar. Hr. F. spricht bey der Ruhr und den Gallenfiebern, die unter so viel Namen andrer hitziger Krankheiten höchst gemein sind, und unzählige mal verkannt werden, sehr für die Brechmittel und Abführungen, und vielleicht ist sein Ton der rechte, der endlich einmal, besonders bey noch vielen Hof- Land- Stadt- und Universitätsärzten Gehör findet, um sie von den schon Tausenden

den fatal gewordenen Bedenklichkeiten gegen die ausleerenden, und vorzüglich gegen die Brechmittel in diesen und dergleichen hitzigen Krankheiten abzubringen. Umsonst haben dieß ältere, umsonst auch wieder in unsern Zeiten so viel treffliche Feld- Schiff- Hospital- und Wundärzte gepredigt; freylich Männer, die nicht so leicht als Jene über ihre Curarten chicanirt, nicht so leicht von Neidern und Nebenbuhlern blamirt, nicht von Weibern und respectabeln Unwissenden so leicht als kühne Waghälse verschrien werden; die aber auch größtentheils von der Verzögerung der Genesung ihrer Kranken keinen Vortheil, kein System eines grübelnden Stubenarztes im Kopfe, und in ihren Stationen keine Hoffnung haben, durch muthlose Cunctation sich Achtung und Beyfall zu erschleichen. Man wird hier allerley Beyspiele lesen, wie sehr eine vernünftig herzhafte ausleerende Curart zur Ehre der Kunst mit der säuberlich hülflosen antiphlogistischen, und mit der gemeiniglich zu früh angebrachten und dann eben so trostlosen antiseptischen contrastire. Möchten doch alle Aerzte, die bey jedem Fieberpulse und Mangel der Kräfte vor Brechmitteln und Abführungen erzittern und nur an Fieberrinde gedenken, überzeugt werden, daß unsre allermeisten anhaltenden Fieber aus Unreinigkeiten in den ersten Wegen entspringen, wenigstens aus dieser trüben Quelle ihre größeste Nahrung und Uebermacht erhalten; daß ein Kranker mit reinen Gedärmen gemeiniglich nur die halbe Gefahr laufe; daß die besten Arzneyen ohne diese Voraussetzung wenig oder nichts vermögen; und daß Fieber und Schwäche am öftersten weit besser durch ausleerende Mittel, als durch Fieberrinde und Nervenarzneyen curirt werden. Neu ist diese Lehre nicht, weder bey Stoll, noch bey unserm V., aber noch immer wird es die durchgängige Annahme und Ausübung derselben seyn! Von besondern Nutzen sind auch die Warnungen, welche Hr. F. wegen der bey der Ruhr und andern Krankheiten gewöhnlichen Hausmittel giebt, und um deswillen wünschten wir dieß Buch auch in die Hände der Layen und Halbgelehrten unsrer Kunst, die weit mehr Gelegenheit haben, diesen Mißbräuchen Einhalt zu thun, als die Aerzte. Ueber die Gelbsucht, Flüsse am Haupte, Bluthusten, falsche Seitenstiche, Wassersuchten, besonders über die Schwindsucht und das große Heer der dagegen gerühmten und üblichen Mittel, schreibt H. F. praktisch lehrreich, und auf Natur und Erfahrung gegründet. Gern möchten wir das Meiste hier abschreiben, empfehlen, ja aufdringen, gern auch über Manches ein wenig streiten, ohne zu befürchten, daß dieß

Hr. F. für Gift ins Weihrauchfaß halten möchte, wenn uns nicht der bloß anzuzeigenden Artikel zu viele wären, als daß wir uns eine solche Ausführlichkeit erlauben dürften. Das Isländische Moos, die Salebwurzel, die bittre Polygala, den rohen Gurkensaft rühmt Hr. F. vorzüglich in der Schwindsucht; die Myrrhe, nur bey Eiterung ohne Blutwallung; das Opium nur im krampfhaften Zustande der Brust; die Milchdiät und was dahin einschlägt, am meisten zum Schlusse der Cur. Das Bergpechöl und alle hitzige Balsame werden, trotz aller Anpreisungen verworfen; so auch der Dampf von Colophonium, Wachs und Pech, statt dessen man sich des Dunsts von heißem gelben Wachs allein bedienen möchte. Bey den Ursachen der itzt sehr allgemein werdenden Schwindsucht äußert er sehr gegründete Bedenklichkeiten über die Entblößung der Brust der Kinder, um sie stark zu gewöhnen, die noch weit mehr unsre jungen Herren beherzigen sollten, die itzt eine Galanterie daraus zu machen anfangen, die Brust entblößt zu tragen. Die Ansteckung der Schwindsucht, besonders unter Eheleuten, bestätigt er durch warnende Beispiele, denen wir einige ganz unläugbare beyfügen könnten.

4. Medicinische Casus. 1. Eine äußerst seltene Krankheitsgeschichte, verfaßt vom Herrn Physicus Kuhland in Ulm. Ein ungewöhnlich gestalteter Lumbricus im Magen verursachte periodische Convulsionen, Ohnmachten ꝛc. die aufhörten, nachdem ein starkes Brechmittel den Wurm herausgebracht hatte. 2. Von eben demselben: die fast komische Geschichte einiger schwäbischen Soldaten, die nach einander von heftigen Convulsionen befallen wurden, welche blos eine Wirkung der Einbildungskraft und Angst waren, die ihnen ein Camerad, der damit behaftet war, und im Paroxysmo mit dem Munde nach ihnen schnappte, verursachte. Ein Pendant zu der bekannten Geschichte der fallsüchtigen Kinder, die Boerhaave durch die Drohung mit einem glühenden Eisen curirte. Hr. Kuhland curirte seine Helden auf ähnliche Art. 3. Eine merkwürdige Cur zerschmetterter Knochen und einer Erschütterung des Rückenmarks von einem Falle vom Dache eines hohen Hauses, von Hr. Bütefisch in Braunschweig. 4 - 6. Zufälle von verschluckten Eidechsen und Schnecken, die durch Brechmittel herausgebracht worden sind.

5. Neue Arzneymittel und Instrumente. Ein abgebildetes Instrument, den Zapfen zu verkürzen, von Hrn. D. Trom-

Trampel. — Ein Hausmittel gegen die Gicht, ilex aquifolium. von Heyer. — Versuche mit der Wurzel des rheum palmatum. — Kölpin, vom Nutzen der Ephedra monostachya in Gichtzufällen. — Eine gute Grindsalbe u. s. w.

Nach diesen eingeschickten Aufsätzen folgt ein beurtheiltes Verzeichniß der neuern Operationen, Instrumente und Arzneymittel, von Hr. Fritze. S. 314 - 380. Enthält es nicht alles, so ist es doch für einmal genug. Dieser Artikel ist wieder einer der besten. Zuerst gegen Aithauds Pulver. Sehr hart, fast härter als es ein Gelehrter von weichen Sitten können sollte: aber doch pro receptivitate des Empfängers noch wohl zu schwach. — Gegen den neuen Gebrauch des Arsenicks. Uns deucht, die hier angeführten Gründe treffen auch den Sublimat, der ein nicht weniger fürchterliches Gift, und doch eine sehr heilsame Arzney ist. Hr. F. wünscht ein Verbesserungsmittel, das die ungeheure Schärfe des Arseniks stumpf machte: aber, wenn man den Sublimat und die andern heilsamen Gifte so entkräften wollte, würden sie dann auch die Würkungen thun, die sie itzt, eben durch ihre Giftkraft verrichten? Die sichre Dosin, das beste Vehikel, den nahen Fall und die vorsichtigste Art des Gebrauchs zu bestimmen, und allen eigenmächtigen Gebrauch zu verbieten, das ist wohl meist alles, was man bey solchen Arzneyen einzuschärfen hat. Die Warnung gegen die in Zeitungen angekündigten heroischen Arzneyen wünschten wir an alle Gerichtsstuben angeschlagen zu sehen. „Ihr Väter der Stadt, Censoren! macht es euch doch „zur Pflicht, hinführo in euren öffentlichen Zeitungen nicht jede „Wunderarzney bekannt machen zu lassen, die so oft Betrüscherey ist. Von Gott und dem Staate seyd ihr dazu gesetzt, „über das Leben und die Gesundheit eurer Mitbürger zu wachen, „und durch eure Nachsicht, daß der Verleger etwa einige „Groschen für dergleichen Ankündigungen erhalte, gebt „ihr Gelegenheit, daß dem dummen Haufen, der nur fürs „Wunderbare gestimmt ist, solche Mittel bekannt werden, wo„mit er sich erwürgen kann, und sich endlich würklich erwürgt". S. 321. Wie aber, wenn die Herrn Stadtväter mit den Verlegern auf ein Floreat commercium! anstoßen? — Der Gebrauch der Dentellaria gegen die Krätze, aus Summire Preisschrift. S. 234 — Das granulirte Eisenbad, nach Lentins Empfehlung. S. 326 — Nachricht von einem elektrischen Krankenzimmer, nach Hr. Böckmanns zu Carlsruh Anschlage. S. 328 — Die feste Luft als Arzney. S. 332. — Der lie-

genschwamm wider Kröpfe und Drüsengeschwülste am Halse, und böse um sich fressende Geschwüre, nach **Bernhardt und Whistling**. S. 335. — Schnee auf den Rücken und eiskalte Getränke zur Beförderung der Geburtsreinigung, ist in Sicilien gebräuchlich, S. 337, wo nach **Brydone**, Vol. 2. p. 192. in Entzündungsfiebern gemeiniglich Eiswasser zu trinken gegeben, und die Brust und der Bauch der Kranken mit Schnee oder Eis belegt wird, „and they assure us, in many cases, with great success. Butt, in deed, I ought in justice to add, that this practice has not been generally adopted!" — Hallers saures Vitriolelixir, in großen Gaben, bey Nervenschwäche, überspannter Reizbarkeit, heftigen Blutflüßen, Bleichsuchten, wenn nur keine Eingeweide verstopft sind, gar sehr erhoben. Hr. F. lacht darüber, daß es den Magen anfressen soll. Wir glauben das auch nicht, aber wohl, daß es ihn zuweilen verderbe und sehr angreife. Und dann so fürchtete doch Haller selbst die Eßigkur wider die Fettigkeit, wegen des Schadens, den die Säure am Magen anrichtete, aus eigenen Beobachtungen. S. 338. — Daß doch der Dampf von Judenkirschen wirkliche Käsemadenähnliche Würmer aus den hohlen Zähnen treibe, wird S. 342 bestätigt. — Vom Kirschlorbeerwasser heißt es, S. 344, daß es beynahe das einzige Mittel sey, das die Materia medica aufzuweisen hat, welches das Blut verdünnet, ohne es zu erhitzen und die festen Theile zu reizen. — Die kalten Clystiere höchst empfohlen, S. 345. Wir stimmen herzlich bey, aus eigener Erfahrung. — Vom **Mesmerschen Magnetismus** urtheilt H. F. mit Zurückhaltung; S. 351, doch im Grunde trauet er ihm wenig zu. Ein Brief des berühmten Churbayrischen Leibarztes, Herrn **Wolter** erklärt Mesmern für einen Windbeutel, und endigt sehr unerwartet, wie folgt. „Die Wirkungen des Magneten und der Elektricität „sind wirklich ganz sonderbar, und ich glaube, daß die nähern „Kenntnisse und Anwendung dieser heilsamen Naturkräfte der „Nachwelt aufbehalten sind. Die Kuren des verstorbenen Gaßners waren viel geheimnißvoller; ich habe aber wenigstens „den Trost, durch ihn meine Tochter an den Convulsionen von „Grund aus geheilt zu sehen!" Man sollte, wenn von den Kräften des Magneten die Rede ist, nicht **Mesmerischer Magnetismus** sagen: denn man weiß, daß **Mesmer** seine Kuren zuletzt ohne alle Magneten verrichtete, und daß er eigentlich behauptet, sein Körper besitze die Kräfte des Magneten, und sie wären eine Eigenschaft thierischer Körper. Man kann dem

dem Magneten Einflüße in die thierischen Körper zutrauen, ohne an dieser Grille Antheil zu nehmen, so wie man der Elektricität Einflüsse zuschreiben kann, ohne den thierischen Körper etwa für einen Elektricitätsträger zu halten. Eben so wenig sollte man sich bey der Frage aufhalten, ob der Magnetismus Wunderkuren verrichte? sondern nur, ob er wirklich Einfluß auf die thierische Oeconomie habe? Alsdann würde die Sache so wenig Spott und Zweifel verdienen, daß der vernünftigste Mann sich nicht würde schämen dürfen, sie seiner ernsthaftesten Untersuchung zu würdigen. Wer sie so noch lächerlich findet, der kennt wenigstens die erstaunlichen und unläugbaren Wirkungen des Magneten auf den Zitteraal nicht; und wer diese kennt, dem muß es fürwahr ein Nodus vindice dignus seyn, zu untersuchen, ob eine solche Kraft nicht auch auf andre Thiere und den Menschen, wenigstens unter gewissen Bedingungen, ebenfalls wirken, und ob sie nicht in manchen Krankheiten brauchbar seyn könne? — Die Maywürmer wider den Hundsbiß scheinen ein qui pro quo zu seyn. S. 355 — Das fast vergessene Arcanum duplicatum wird hier, nach den neuern Anpreisungen und Hrn. F. eignen Erfahrungen, als ein Milchvertreibendes Mittel sehr erhoben. S. 358 — Phosphorus in Nervenschwäche bey bösartigen Fiebern, nach Le Roi Erfahrungen, empfohlen. S. 361. — Tabacksklystiere, zu unsrer Verwunderung, desto weniger. S. 373. Freylich sind die Fälle zu unterscheiden: aber bey welchem sehr wirksamen Mittel sind sie das nicht! — Doch wir verweilen uns bey diesem höchstinteressanten Artikel zu lange, und doch überschlagen wir so viel Gutes!

6. Offenbare Todtschläge und Charlatanerien doctorirter Pfuscher, u. dgl. Wer Beyspiele sehen will, was Gott erhalten kann, wenn er will, der lese die Kuren des Doctor Lenhardt in Quedlinburg, der unter andern einem Manne in Zeit von etwa einem Monate 328 Gran Jalappenharz, ausser viel andern Purganzen und einem Brechmittel von 8 Gran Brechweinstein; einem Burschen von 13 Jahren in der Ruhr, binnen 18 Stunden 51 Gran Vitrum antimonii ceratum, und Tags darauf 6 Gran Brechweinstein; einem schwindsüchtigen Mädchen in einem Tage 30 Gran Jalappenharz gegeben, u. s. w. und diese Leute sind doch nicht alle, und nicht gleich auf der Stelle gestorben. Auch sind hier allerhand tröstliche Recepte von Hamburger und Heßischen Practicis anzustaunen.

7. Verzeichniß der Gebohrnen, Gestorbenen, Getrauten, in den vornehmsten Ländern und Städten Europens. Wegen der Unvollständigkeit entschuldigt sich Hr. F. in der Vorrede.

8. 9 10. Todesfälle; Beförderungen und ansehnliche Belohnungen; heilsame Veranstaltungen zur Aufnahme der Arzneywissenschaft.

11. Miscellanien. 1. Ein tägliches Gebet eines jüdischen Arztes zu Aegypten, im zwölften Jahrhunderte. Unter andern: „Verbanne vom Lager meiner Kranken alle Afterärzte und das ganze Heer von Rathgebenden Verwandtinnen und überweisen Wärterinnen: denn es ist ein grausames Volk, das aus Eitelkeit die besten Werke der großen Kunst vernichtet, und oft deinen Geschöpfen den Tod aufdringt.“ Ist bis dato noch nicht erhört; kann auch nicht wohl. 2. Nachricht von einer ärgerlichen Streitigkeit zweyer Mitglieder des neuerrichteten medicinischen Collegium zu Münster, und des Directors mit den juristischen Beysitzern. Bellum omnium contra omnes. Vielleicht will Hr. Wirtensohn dem Collegio einen Beweis von seiner Erfindung geben, man könne virus cordis debilitare, et motum tamen sanguinis augere. Die ältern Collegia medica werden vermuthlich bey dieser Gelegenheit sagen: C'est tout comme chez nous! — Anecdoten: von der Begünstigung der anatomischen Zergliederungen in Jena, wo noch im vorigen Jahrhunderte Rolfinck, der sie damals zuerst in Gang brachte, mit Steinwürfen verfolgt wurde, und die Delinquenten sich als eine Gnade ausbaten, sie nach dem Tode nicht rolfincken zu lassen; ferner, von einer Ruhr im Jülichschen, wo 1779. in einem Flecken täglich bis 15 begraben wurden, und die Einwohner schlechterdings den Rath des ihnen zu Hülfe gesendeten Arztes verstießen, weil er — ein Protestant war. 3. Komische Gedichte. Spott über Aerzte, wie man sie in den hundert Jahren seit Moliere zu necken pflegt. Das erste Stück ist das Beste. — Ein Verzeichniß von Druck und Sprachfehlern wäre am Ende nicht übel gewesen.

Wm.

4. Schöne Wissenschaften.

Die Warnung des Schicksals, oder das Reich der Mode. Ein allegorisches Lustspiel in drey Aufzügen. Wien, bey Gräffer. 1781. 8½ Bogen. 8.

Eine ganz artige Satire auf den Verfall unserer Zeiten. Man findet da einige komische Züge — Leider! aber ruchtet das alles nicht. Die Welt bleibt, wie sie ist. Das Declamiren und Schreiben gegen allgemeines Verderbniß hält den Strom der Cultur nicht auf. Werkthätige Anstalten der bessern Menschen — das allein kann Hülfe gewähren. Ein jeder verbreite in seinem Zirkel so viel Gutes, als er kann, bewahre Kopf und Herz vor der allgemeinen Corruption, und suche der Welt, nach seinem Abschiede aus derselben, ein Paar gebildete Menschen zu hinterlassen — dann hat er alles gethan, was er thun konnte; mehr gethan, als wenn er tausend allegorische Schauspiele geschrieben hätte, und wer das nicht kann, der dulde, seufze — und schweige.

Yr.

Neue Schauspiele vom (von) Karl Grafen von Traun. Zweyter Band. Wien, bey Gerold. 1781.

Um des Himmels Willen! Was sollen wir wieder mit diesen elenden Stücken machen? In dem 2ten Stücke des XLVI. Bandes dieser Bibl. haben wir unser Urtheil über den ersten Theil gesagt. Der gegenwärtige rechtfertigt dies Urtheil, denn er ist vollkommen so schlecht gerathen. Sollte ein Autor nicht so viel Selbsterkenntniß haben, daß er nicht wagte, (wenn er nicht einmal leidlich deutsch schreiben kann, und dabey gänzlich unwissend in allem ist, was man von einem dramatischen Dichter zum allerwenigsten fordern kann,) solches Zeug in die Welt zu schicken?

Chlotar, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Bremen, bey Förster. 7 Bogen in 8.

Fran-

Franziska Montenegro. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Magdeburg, bey Creuz. 1781. 6 Bogen in 8.

Stilpo und seine Kinder. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Basel, bey Thurneysen. 1780. 12½ Bogen in 8.

Das unerträglichste bey dem ersten Stücke ist der Dialog und die Sprache, welche hochtrabend seyn soll, und immer weit ausholt, um die alltäglichsten Sachen, in abgebrochenen Sätzen zu sagen. Man sieht, daß der Verfasser bald Shakespearn, bald Lessingen, bald Leisewitzen hätte nachahmen mögen, und daß es nur an der Hauptsache gemangelt hat. Hie und da ist wohl einmal eine Stelle, welche Anlage, unausgebaute Anlage verräth. Mehrentheils sind aber doch die Bilder weit hergeholt, gesucht, nicht wahr genug. Die ganze Behandlung soll in Shakespearscher Manier seyn. Viel Greuel, viel Verwirrung, aber keine wahre Größe, keine Natur. Daß die böse Königinn, da sie der Verf. längst gern aus der Welt geschafft hätte, zur Strafe im letzten Auftritte vom Blitze erschlagen wird, fällt sehr auf. Noch eine Kleinigkeit müssen wir anmerken. Die Geschichte ist aus den Zeiten des achten Jahrhunderts, und doch führt Seite 35 der König einen Spruch aus Luthers Bibelübersetzung an.

Im zweyten Stücke sind Banditen, Pfaffen, Wache, Bedienten, und überhaupt eine Menge Spectakel. Da glauben die Herren, wenn es nur recht bunt darinn zugeht, so ist alles gut — Ja! mit Nichten! Menschen will man sehen, sie handeln sehen; aber man will sehen, warum sie so handeln, wie es in ihrem Innern aussieht. Da soll unser Blick mit unwiderstehlicher Gewalt auf ein Gemälde gezogen werden, welches Gedanken in uns erweckt, die lange in der Seele liegen, und itzt, durch diese Darstellung entwickelt werden. Dann hängen wir mit ganzem Interesse an dem Schicksal der lieben Leute. Unser Herz schlägt wärmer für die verschwisterte Seele — Aber was hilft es, darüber zu schwätzen? Wie viel Stücke solcher Art werden in einem Jahrhundert geschrieben? — Dieses Stück ist nun freylich weit davon entfernt. Wie unnatürlich, z. B. daß Katelli im vierten Auftritte des 4ten Akts dem Don Pedrillo

Pedrillo nicht den Degen durch den Leib rennt, sondern eine halbe Stunde seinen Spaß mit seinem Todfeinde hat? — doch das ist das Geringste — das Ganze taugt nichts.

Stilpo ist ein noch schlechteres Product. Die Sprache ist verschroben, abgebrochen, schwache Nachahmung von Shakespears Manier. Aber nur leerer Wortprunk, nichts ausgezeichnet. Ueberhaupt ohne Kraft und Interesse.

G.

Gedichte im Geschmack des Grecourt. London, bey Dodsley und Compagnie. 1780. 16½ Bogen in 8.

Ueber den poetischen und moralischen Werth dieser Gedichte, ist schon bey der Anzeige ihrer vorigen Ausgabe (B. XXII. S. 514. f.) das nöthige erinnert worden. Jener ist sehr ungleich; es giebt einige vortrefliche, aber auch sehr mittelmäßige und unbedeutende Stücke darunter, die offenbar den Antheil mehrerer Verfasser von ungleichen Talenten an dieser Sammlung verrathen. Von Seiten ihres moralischen Werths verdienen sie freylich noch weniger Empfehlung; Schade nur, daß meistens die schönsten Stücke, in Betracht der Poesie, die verwerflichsten in Rücksicht auf den Inhalt sind. Der neue Herausgeber sagt in einer Nachschrift an die Verfasser, er habe ihren Gedichten einige Gespielen, sicher von eben der Mutter, vielleicht gar von eben den Vätern, zugesellt, und sie standesmäßig gekleidet.

Bk.

Theatralischer Zeitvertreib; eine Wochenschrift; herausgegeben von Theophilus Friederikus Lorenz, Hochfürstl. Thurn- und Taxischem Schauspieler. Zwey Theile. Regensburg, in Kommission bey Montag. 1779 und 1780. in 8.

Unter der Menge dramaturgischer Armseligkeiten, die sich seit funfzehn Jahren stromweise über Deutschland ergossen haben, ist dieser Zeitvertreib vielleicht die kläglichste, dessen Durchsicht für den Recensenten wahrer Zeitverderb geworden ist. Lauter Mischmasch zusammengeraffter Stücke, ohne Wahl und

und Verträglichkeit, aus den Theateralmanachen, aus der berlinischen Theaterzeitung, aus dem Greise, und andern periodischen Schriften, hie und da mit eigner Arbeit des Hrn. Lorenz durchspickt, die sich allemal durch ihre Erbärmlichkeit auszeichnet. Recht gut, daß ein eben so unerwarteter als ungewöhnlicher Vorfall Hrn. L. nöthigte, den zweyten Theil dieses Zeitvertreibs mit dem fünfzehnten Stücke zu endigen; wiewohl es an den gelieferten fünf und vierzig Stücken schon viel zu viel war, und die gnädigst gnädigen und hochgeneigten Leser, denen er für ihre Aufmerksamkeit und Unterstützung dankt, beydes wohl hätten besser anwenden können. — Im dreißigsten Stücke des ersten Theils werden die Feuer- und Wasser-römischen und deutschen, Haupt- Luft- und Scharfhätzer angezeigt, und dabey dem Steineisel das Lob gegeben, er sey unter dem ganzen Häz-Personale das vernünftigste Geschöpf. Dies veranlaßte folgende Broschüre:

Danksagungsschreiben des Steineisels aus dem Häzhause an den Verfasser des Theatralischen Zeitvertreibes, für die ihm in seinem Wochenblatt ertheilten Lobsprüche, nebst dessen Schattenbild. Regensburg, 1780. 1 Bogen in 8.

Der Witz dieses Bogens ist seines vorgeblichen Verfassers würdig. Der schnurrigste Einfall dabey ist die auf dem Titelkupfer angebrachte Silhouette des Esels; denn auch Hr. Theophilus Friedrikus Lorenz hatte die seinige, als Frontispiz, beygelegt. Ohne Lavater zu seyn, wird man in beyden Schattenbildern auffallende Züge eines ganz wider Recht und Billigkeit angemaßten Uebermuths, und einer lächerlichen Selbstgenügsamkeit in beyden Physionomien deutlich wahrnehmen.

Jakob Harris Abhandlungen über Kunst, Musik, Dichtkunst und Glückseligkeit. Aus dem Englischen, nach der dritten sehr vermehrten und verbesserten Londner Ausgabe übersezt. Halle, bey Gebauer, 1780. 16¼ Bogen in gr. 8.

Unter den vielen schäzbaren ästhetischen Schriften der Engländer behaupten die gegenwärtigen Abhandlungen schon längst

längst einen vorzüglichen Rang. Sie erschienen im Jahr 1744 zuerst im Original, aber in einer weit unvollständigern Form, und so wurden sie schon im J. 1756 zu Danzig, aber sehr mittelmäßig übersetzt. Die größere Vollständigkeit, die sie von dem Verf. in der dritten Ausgabe von 1773 erhielten, ist hauptsächlich in den weit ausführlichern, zahlreichern und gründlichern Anmerkungen sichtbar, die besonders dazu dienen, die im Texte mit Scharfsinn und ächter Philosophie vorgetragenen Grundsätze durch lehrreiche Stellen alter Scribenten, vornehmlich der griechischen, zu unterstützen. Man ist daher dem ungenannten Uebersetzer Dank schuldig, der eine so lehrreiche und in seinen Beobachtungen reichhaltige Schrift in dieser bessern und vollständigern Gestalt auch für unsre Landesleute gemeinnütziger gemacht hat; um so mehr, da seine Uebersetzung, im Ganzen genommen, mit Fleiß, Genauigkeit und eigener Sachkenntniß verfertigt ist.

Gr.

Shakespears Geist. — — Erste Sammlung. Altona, 1780. Gedruckt bey Eckhardt. 10½ Bogen in 8.

„Jedes durch den Druck der Presse edirtes (edirte) Buch, sagt der Sammler in der Zuschrift an seinen Bruder, ist „ein durch den Druck der Wolken edirter Blitz, und der Recen„sent, der die Güte oder Ungüte des Buchs beurtheilt, ist der „Donner, der die Heftigkeit oder Unheftigkeit des Blitzes an„zeigt.“ — Wir wollen einmal diese Vergleichung gelten lassen; und dem Verf. versichern, daß er von unsrer ziemlich spätten Recension eben so wenig zu fürchten habe, als man von dem Blitze fürchten darf, dem ein später Donner folgt. — Ohne Metapher zu reden, ist die Idee dieser Sammlung wohl zuerst vom Hrn. Hofrath Wieland veranlaßt, der in einem der ersten Jahrgänge seines Merkurs eine Auswahl dieser Art, unter eben der Aufschrift, anfieng. Schon lange vorher hatte der unglückliche Dodd eine ähnliche Anthologie aus Shakespear's Schauspielen gemacht; und vor etwa fünf Jahren lieferte die Frau Griffith eine Chrestomathie seiner moralischen Stellen. Wie es nun aber mit allen solchen Blumenlesen ist; die Blumen werden verpflanzt, und verlieren dabey nicht selten; zuweilen verduften oder welken sie sogar durch diese Verpflanzung.

Denn Anlaß, Beziehung und Zusammenhang, da
und Charakter derer Personen, denen der dramat
eine Rede in den Mund legt, thun alle gar viel zu ihre
und Eindrucke. Vollends ist das bey Shakespear
der gewiß nicht Sentenzen und pathetische oder witzige
den haschte, oder gar aus seinen Kollektaneen in seine
trug, sondern alles, was er seine Personen sagen ließ,
der Natur und Empfindung schöpfte, und aus jenem
worin er noch nie erreicht ist, sich ganz in den vor ih
fenen Charakter, ganz in dessen Denkart und
versetzen. Nicht zu gedenken, daß die Zusam
überall ausgehobenen Stellen leicht auch ihr
die Ermüdung und Abspannung des Geistes ver
die bey dem, der sie nach einander fortlesen wollte,
entstehen müßte. Der beste Gebrauch, den
Sammlung machen könnte, wäre vielleicht der,
die wider Shakespear eingenommen sind, durch dergle
zelne Stellen aufmerksamer machte, und vortheilhafter
und sie von der Lesung der hier ausgezeichneten
Lesung des ganzen Dichters fortführte. — Uebrige
erste Sammlung folgende Rubriken: Vermischte
— Liebe — Dialogen und prosaische Epigr
zweyte soll Schilderungen und Auszüge en
braucht wohl kaum der Bemerkung, daß diese Ein
der, logisch richtig, noch für den Leser, der irgend
aufsuchen will, brauchbar genug sey, denn die
spearischen Stellen gehören in mehr als Eine die

Kayserlich-Königliches Nationaltheater.
Band. Wien, in der Gräfferischen
lung, 1779. 8. — Dritter Band,
8. — Vierter Band, ebend. 1780. 8. —
ter Band, ebend. 1781. 8.

Jedes einzelne Stück dieser Sammlung kritisch
würde zu weitläuftig, und bey solchen
durch ihre Aufführung fast überall bekannt, oder
gedruckt, und in dieser Bibliothek a
seyn. Wir begnügen uns also mit

jeden Bandes. Der zweyte, der an Güte der darin gelieferten Schauspiele vor dem ersten einen merklichen Vorzug haben sollte, hat diesen Vorzug doch eben nicht; die Herausgeber räumen diese Unvollkommenheit in der Vorrede selbst ein, und beschweren sich über die Unwirksamkeit ihrer ermunternden Aufforderungen. Er enthält: I. Athelstan, ein Trauerspiel nach dem Englischen, von Herrn Leonardi bearbeitet. II. Die Ueberraschung, ein Lustspiel in zwey Aufzügen, von Herrn Stephanie dem Jüngern. III. Das Intelligenzblatt, nach einer im deutschen Museum befindlichen Erzählung von Herrn Sprickmann, dramatisirt von Hrn. Ludwig Ysenburg von Buri, Lieutenant und Theaterdirector zu Neuwied. IV. Wer hat sich nun betrogen? ein Lustspiel in drey Aufzügen; nach einem Stücke von Hrn. Bock, umgearbeitet von einem Ungenannten. V Nichts, ein Lustspiel in Einem Aufzuge, von Hrn. Stephanie dem Jüngern.

Der dritte Band entspricht mehr den Absichten der Herausgeber, und hoffentlich auch den Erwartungen des Publikums. Er enthält lauter ursprünglich deutsche Originalschauspiele, denen als Preisstücken für das k. k. Nationaltheater, zufolge der öffentlichen Ankündigung die Einnahme der dritten Vorstellung zu Theil wurde: I. Edwin und Emma, ein Trauerspiel in fünf Akten, von Hrn. Schrämbl, k. k. Normalschuldirektor in Schlesien. Die dem Verf. zugefallene Einnahme des dritten Abends betrug 512 Fl. 27 Kr. II. Der Adjutant, ein Lustspiel in drey Aufzügen, von einem ungenannten Verfasser, der dafür 309 Fl. 48 Kr. erhielt. III. Der Schmuck, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, vom Hrn. Rath Sprickmann, hier mit einigen Abänderungen von dem Verf. selbst abgedruckt; unstreitig wohl das beste Stück dieser Sammlung, dessen dritte Einnahme doch nur 171 Gulden betrug. IV. Alte Liebe rostet wohl, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von dem Hrn. Obristen v. Ayrenhoff, der die Preiseinnahme von 264 Fl. 25 Kr. als ein Geschenk für das Wienerische Wayfenhaus bestimmte.

Im vierten Bande findet man: I. Ottilie, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Hrn. Brandes, welcher der Theaterdirection noch verschiedene andre Stücke in der Handschrift übersandt hat. II. Die gute Tochter, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von einem Ungenannten. III. Der Oberamtmann und die Soldaten, ein Schauspiel in fünf Aufzügen,

von Herrn Stephanie dem Jüngern, nach dem Spanischen des Calderone, und dem Französischen des Collot d'Herbois frey bearbeitet. IV. Die Verlobung, ein Lustspiel in einem Aufzuge, vom Hrn. Secretär Brömel, dem Verfasser des im vorigen Bande eingerückten Adjutanten. V. Hedwigis von Westenwang, oder, die Belagerung von Wien, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von einem Ungenannten.

In der Vorrede des fünften Bandes werden die Schauspieldichter vom ersten Range durch die Vorstellung der itzt erweiterten Censurfreyheit in Wien zur Einschickung ihrer Arbeiten aufs neue ermuntert. Er enthält folgende Preisstücke: I. Betrug für Betrug, oder, Wer hat nun die Wette gewonnen? ein Lustspiel in drey Aufzügen, von Hrn. Schlenter. II. Natur und Liebe im Streit, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Hrn. d'Arien. III. Erwine von Steinheim, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Hrn. Blumauer. IV. Die Schwäger, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen; und V. Wer wird sie kriegen? ein Lustspiel in Einem Aufzuge, beyde von einem ungenannten jungen Schriftsteller, der gegenwärtig in kaiserl. königl. Diensten als gemeiner Cadet steht.

Stephanie des Jüngern sämmtliche Schauspiele. Mit Kupfern. Fünfter Band. Wien, in der Ghelenschen Buchhandlung, 1780. 1 Alph. gr. 8.

Keinen von den vorigen Bänden seiner Schauspiele hat Hr. St. so bescheiden eingeleitet, als den gegenwärtigen; denn er gesteht in der Vorrede, er würde nie ein Stück auf die Bühne haben kommen lassen, wenn er dazumal, als er zu schreiben anfieng, die Schwürigkeiten eingesehen hätte, etwas, er will nicht sagen, vollkommenes, nur sich auszeichnendes, ans Licht zu bringen. Wenn indeß, wie Hr St. hier hinzusetzt, den großen Haufen befriedigen, so viel heißt, als, Schauspielern Brod backen; so kann er in seinem Autorsessen ziemlich ruhig seyn; denn noch immer läuft der Haufe seinen Stücken nach, und der Director, vornehmlich der einer schlechten oder mittelmäßigen Truppe findet sie dienend. Von dieser Seite sieht nun endlich ihr Verfasser sie an, und hält aus seinen fünf Bänden höchstens zwey Stücke der Aufnahme bey einem vollkommen gereinigten Theater

„Genug, theure Leser, fährt er fort, ich bin zur Erkenntniß „meiner Autorsünden gekommen, will daher die Theaterautor„schaft an Nagel hängen, und wünsche von ganzer Seele, ich „könnte das Spaßmachen und das Tragieren oben drauf hän„gen!“ Die Ursache dieses letzten Wunsches ist Furcht eines Gallenfiebers, aus Verdruß, es nicht allen Leuten recht machen zu können. Indeß läßt er doch hernach noch einen sechsten Band hoffen, mit dem man aber, wenn er erscheint, besser zufrieden seyn soll, als mit allen vorhergehenden. In diesem fünften Bande findet man: 1. **Die Bekanntschaften im Bade**, ein Lustspiel in fünf Aufzügen; 2. **Das Mädchen in der Irre**, ein Lustspiel in drey Aufzügen; sonst hatte es den Titel: **Sie lebt in der Einbildung.** 3. **Die Art, eine Bedienung zu erhalten**, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Es hieß sonst: **Der Unterschied bey Dienstbewerbungen.** 4. **Die Wildschützen**, ein Lustspiel mit Gesängen in drey Aufzügen; ehedem schon einzeln in dieser Bibliothek recensirt. Uebrigens sind alle vier Stücke bey diesem neuen Abdruck aufs neue durchgesehen und beträchtlich geändert.

Bk.

5. Romanen.

Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel. Volksroman mit Kupfern. Zweyter Theil. Gedruckt 1779. und zu haben in allen Buchhandlungen Deutschlands. 208 Seiten in 8.

Wie der erste Theil, so auch dieser zweyte humoristischer Mißwachs! Doch glauben wir mitten unter dieser litterarischen Tresp ein Waitzenkörnlein hier aufkeimen zu sehen, das ist das auf der 59sten Seite eingerückte Drama mit Gesang: Maler Eulenspiegel betittelt. Diese Posse ist aus einer Historie des Eulenspiegels genommen, und das einzige Stück im ganzen Buche, das glücklich travestiret worden ist, und hierher paßt. Wenn alles so wäre, wie dieses, so würde der V. mit seinem Unternehmen Beyfall verdient haben, und nicht zum Nasenrümpfen seyn verurtheilet worden.

Des jungen Blendheims Klage im Schattenreiche, eine Geschichte aus der Schwedenzeit. Mit Kupfern. Dresden, im Verlag Gerlach. 148 S. 8.

Halb Traum und halb Geschichte, eine Komposition wie ehmals die Gespräche im Reiche der Todten. Der Verf. quirlet ein wenig Heidenthum und Christenthum durch einander, um seiner empfindsamen Schüssel einen Hochgeschmack dadurch zu geben. Der junge Blendheim, sonst ein guter Christ, verirrt sich nach seinem Hinscheiden aus dieser Zeitlichkeit, von dem gewöhnlichen Himmelswege der Christen in den alten heidnischen Orkus, wo Charon noch immer die Schatten übersetzt; aber mit seinem Ruder diesen neuen Ankömmling zurückescheucht, aus welcher Ursache, das wird nicht gemeldet. Des langen Harrens müde, erzählt dieser Schatten zum Zeitvertreibe, einer jungen Spanierinn seine Geschichte aus der Oberwelt. Ein dritter Schatten, der eben eine kleine Spazierreise auf den Harz machen will, hört das mit an, und erzählt diese Novelle aus dem Orkus einem Wandrer unter einer alten Eiche des Harzgebirgs wieder, wo die Gebeine dieses herumirrenden Schattens verwesen. Dieser seltsame Eingang bereitet nun eine ganz gewöhnliche tragische Romangeschichte vor, die übrigens mit der Geisterwelt nichts weiter gemein hat. Weil der V. wollte, daß seine Geschichte ein trauriges Ende nehmen sollte, so behandelt er seinen Helden immer als Schlachtvieh, und droht ihm bald mit dem Richtschwerdt, bald mit dem Dolch oder Degen seiner Nebenbuhler. Er fällt durch den letztern; zum Vortheil der Geschichte hätte es aber durch das erstere geschehen sollen: denn die Scene, wo Juliane, Blendheims Geliebte, zu ihm ins Gefängniß kommt, und die letzte Nacht vor seiner vermeyntlichen Enthauptung mit ihm zubringt, hat etwas rührendes. Alles übrige aber, was darauf folgt, schleppt als ein unförmlicher Schwanz hinterher. Und wie hat doch der V. sein Büchlein durch die abscheulichen Kupfer von seiner eignen Fabrik so verunzieren können?

Bibliothek der Romanen. Fünfter Band. Berlin, bey Himburg, 1780. 314 S.

Sechster Band. 278 S. 8.

Durch

Durch Mannigfaltigkeit und Abwechselung, auch gefällige Einkleidung des Vortrags der Romanen so mancher Nationen und Zungen, dürfte diese Sammlung die Leser vermuthlich noch lange bey guter Laune erhalten. Die beyden vorliegenden Theile liefern unter den gewöhnlichen Rubriken wieder viel unterhaltendes. Zuerst wie gewöhnlich, eine Rittergeschichte Ogier aus Dännemark, die durch das eingemischte Feenspiel der Phantasie behagt. In Absicht der deutschen Romane hat sich der Herausgeber entschlossen, in Zukunft keine Auszüge mehr von neuen oder allzubekannten zu geben, (wohlgesprochen!) sondern nur ältere aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert skizzirt, zu liefern. Die hier eingerückte Geschichte des Camillo und der Emilia vom Jahr 1587 giebt ein Beyspiel von der Denkungsart unsrer alten Romanziers, in Ansehung verbotner Liebe. Camillo rettet sich aus der Kammer seiner Geliebten bey der Dazwischenkunft des Ehemannes, durch einen Sprung zum Fenster hinaus, 50 Ellen hoch von der Erde, und kommt glücklich davon, welches Wunder der Verfasser der göttlichen Erbarmung und dem Mitleid gegen die Liebenden zuschreibt. Gerade so mischen unsre empfindsamen Skribenten itzt bey ihren Minneleiden Gott auch allenthalben ins Spiel, und führen ihn alle Augenblicke zum Zeugen und Theilnehmer an diesen Tändeleyen an. Die Geschichte: Der Teufel Amor, ein rechter Leckerbissen für die Phantasie, wird hier geendigt. Sie ist auch besonders gedruckt, und verkauft sich, so viel wir wissen, häufig, zum Beweiß, daß sie Beyfall gefunden hat. Die Abhandlung über die Edda lassen wir in ihren Würden; aber sie dünkt uns hier ein heterogenes Einschiebsel zu seyn; Leser einer Romanen-Bibliothek mögen so was nicht, und die so was mögen, lesen schwerlich eine Romanen-Bibliothek. Der Herausgeber giebt den Rath, diesen Aufsatz zu überschlagen: aber warum steht er denn da?

Der sechste Theil enthält die Geschichte der vier Söhne Herzog Aymon's, nebst einem Nachtrag zur Abhandlung vom Ritterwesen im ersten Bande, wozu ein Kupfer gehört, auf welchem die alten ritterlichen Rüstungen vorgestellt werden. Die bekannte Historie von Herzog Ernst in Bayern als Volksroman, der sich auf den Märkten, das Stück zu 6 Pfenning, verkauft, ist hier durch einen guten Vortrag aufgefrischt. Anstatt des deutschen Romans folgt ein Auszug aus einem alten Buche, Scherz mit der Wahrheit betitelt, welches in einer Kompilation kleiner Geschichte, weiser Sittensprüche u. s. w. besteht.

Die durch Nathan den Weisen des Herrn Lessing merkwürdig gewordene Erzählung von den drey Ringen erzählt hier der Kompilator dem Boccaz nach, und sie ist in seiner alten Mundart hier abgedruckt. Die Historie vom Schön Mühmchen, im Orignal: Histoire et plaisante Chronique de petit Iehan zeichnet sich in diesem Bande vorzüglich aus. Den Beschluß macht eine kleine Geschichte, Damentreue benennt, im Geschmack morgenländischer Erzählungen, welche fortgesetzt wird.

Qf.

Die Geschichte Florentins von Fahlendorn, von Heinrich Stilling. Erster Theil. Manheim, 1781. 256 Seiten in 8.

Zweyter Theil. 192 Seiten in 8.

Man kennt schon die Manier des Verfassers; mit redlichen Absichten, und voll warmer Liebe für Religion, mahlt er immer, und immer eine Welt von Menschen, wie sie nur in seinem Kopf existiren. Alle sind so überempfindsam, vom Edelmann bis zum Bauer, alle lassen sich so von Ahndungen, wonnevollem Schauer, starkem Glauben an innerlichen Gefühlen hinreissen, denen sie als untrüglichen Rathgebern getrost folgen, daß man dergleichen unter seinen Mitmenschen schwerlich finden wird. Die Mischung des Guten und Bösen, die der Menschenkenner in der Welt so allgemein antrifft, entgeht dem Auge des Verf. ganz und gar. Alle seine guten Menschen stehen auf dem höchsten Gipfel. So auch die bösen, deren er, um seine trefflichen Menschen durch Unglück zu versuchen, bedarf. Daher eine langweilige Einförmigkeit in den Charaktern, die ganz den Gesetzen der Natur zuwider ist.

Jenen Grundsätzen ist der Verf. auch hier getreu geblieben. Der Held der Geschichte ist ein verlassener Knabe, der bettelnd von gutherzigen Bauren aufgenommen wird, eine adeliche Erziehung bey einem Edelmann erhält, sich in ein Bauermädchen Rosine, die mit ihm auferzogen wird, verliebt, und von ihr, durch Seelenverkäufer, die ihn nach Surinam schicken, getrennt wird.

Der Gang der Geschichte ist äußerst romanhaft, voller Unwahrscheinlichkeiten, und man sieht fast auf jeder Seite, wie eingeschränkt des Verfassers Weltkenntniß ist. Aber dafür hält denn

dem wieder manche meisterhafte Schilderung von Naturscenen schadlos, und mancher den ganzen Charakter des Menschen malende Zug. Nur Schade, daß der V. nun auch alles malen will, oft die unwichtigsten Kleinigkeiten, die nichts bestimmen. Dabey ist des Weinens und Augenwischens kein Ende. Die Liebeserklärungen sehen ganz sonderbar aus. Zum Beyspiel wollen wir die S. 90 hersetzen.

Florentin, der sich mit Rosinen an einem schönen Frühlingsabend in einer schönen Waldgegend befindet, „stellte sich „vor ihr hin, sein Gesicht wurde glühend, alle seine Glieder zit„terten, und diese Stellung drang wie ein scharfer Dolch tief „in Rosinens Herz. Noch nie (sagt er) habe ich in dem Ton „mit dir gesprochen, in welchem ich jetzt mit dir sprechen will. „Wir liebten uns bisher, wie die zärtlichsten Freunde, kaum „daß wir auf den Unterschied unsers Geschlechts merkten: zu„weilen flog ein Bote der ehelichen Liebe mit rosenfarbe„nen Flügeln, wie ein heller Seraph, meiner Seelen vorüber; „aber dann war es vorbey. Wir redeten oft von unsrer zukünf„tigen Verbindung, aber kalt, als von einer Sache, die uns „eben so anlag, als wenn wir einmal unsre Aeltern besuchen „wollten. Aber jetzt senkt sich die wahre reine keusche eheliche „Liebe in aller ihrer Herrlichkeit, wie ein ganzes Paradies auf „mich hernieder; ich berühre die Erde nicht mehr!“ (welch Galimathias! fesselt doch eben die reine eheliche Liebe an die Erde, und stimmt die Schwärmerey bis zu dem Ton herab, der allein dauerndes Glück ist!) „und in dir, du reines holdes „Bild der jungfräulichen Schönheit! in dir seh ich itzt einer „Glückseligkeit entgegen, von deren Hoheit ich nie einen Vor„geschmack gehabt habe! Jedes Wort war ein Blitzstrahl in „Rosinens Seele, der alle ihre geheimsten Winkel erleuchtete, „und alle ihre Nerven erschütterte. Sie fieng an zu zittern, „sie blühte wie eine Rose, und sagte mit sanfter zärtlicher „Stimme: Hör auf, Florentin, hör auf! das halte ich nicht „aus ꝛc. — Sie sanken sich in die Arme. Die Lippen ruhten „mit solcher Inbrunst auf einander, daß eine völlige Ohnmacht „daraus entstanden wäre, wenn nicht eine Nachtigall mit den „allerlebhaftesten Tönen ihr göttliches Lied mit eingestimmt, sie „munter erhalten, und ihre schwindenden Geister gefesselt hätte“.

Wer kann solche Schwärmereyen billigen? Zwar verbittet der Verfasser in der Vorrede alle Recensionen von andern als Stillings Freunden (wie er sie poßierlich nennt). Daß es

dieſer Stillings Freunde noch immer ſo viel gebe, (wie der V. verſichert) daß er für ſie ſchreiben, und der Verleger für ſie drucken könne, daran zweifeln wir nicht. Aber iſt das Entſchuldigung? Der Recenſent weiß ſich auch wohl zu beſcheiden, daß ſeine Stimme nur Eine ſey — aber er kann doch den Wunſch nicht unterdrücken, daß es der ſogenannten Stillings Freunde, die mit allen den Schwärmereyen ſympathiſiren können, immer weniger geben möge. Er verkennt das Gute nicht, aber er muß auch das tadeln, was ihm nach ſeinen Einſichten misfällt, und er ehrt darum nicht weniger den guten Mann, der in jedem Menſchen ſich ſelbſt ſieht und malt. Iſt gleich die Abſicht unſträflich; ſo kann es doch durchaus nicht gebilliget werden, alles bey dem Menſchen auf überſpannte Gefühle ſtimmen zu wollen, da in unſerm kränkelnden Zeitalter Seelenſchwäche ſich ohnehin ſo unglaublich verbreitet.

Die beſten Werke der Frau Marie Riccoboni. Erſter Band. Leipzig, bey Dyk. 1781. 8.

Enthält Briefe der Gräfinn v. Sancerre, zwey Hefte. Geſchichte des Marquis von Creßy. Aemilie nach einem komiſchen Roman v. Fielding.

Der Ueberſetzer hat mit ziemlicher Leichtigkeit gearbeitet, und darum mögen ſich dieſe Stücke für müßige Leute, für welche die Vorrede des Hrn. Dyk Werke dieſer Art inſonderheit claſſificirt, ganz gut leſen laſſen. Ueber den Werth des Originals ſelbſt zu urtheilen, iſt hier der Ort nicht.

Geſchichte Carls von Hellberg. Erſte Hälfte. Leipzig, bey Kummer. 1781. 285 S. in 8.

Ein Roman, der ſich durch nichts von denen vom gewöhnlichen Schlage auszeichnet. Mit ermüdender Weitſchweifigkeit hat uns der V. durch den erſten Band geführt, und man bleibt zweifelhaft, ob er ſeinen Helden zu einem Gegenſtand des Bedauerns, oder zum Beyſpiel der Warnung darſtellen möchte? Aber alles Intereſſe fehlt, bey dem langweilig witzelnden Ton, und dem Detail der unbedeutendſten Sachen. Hin und wieder iſt ein Zug im Charakter geglückt, auch eine Familienſcene gut gezeichnet, aber das Ganze iſt nichts weniger als unterhaltend.

Mt.

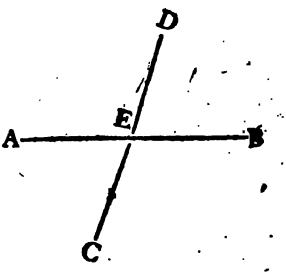
6. Mathe-

6. Mathematik.

Beym Antritt des Amts eines öffentlichen Lehrers der Mathematik und Naturlehre zu Halle wird der Anzeige seiner Vorlesungen der Versuch einer völlig berichtigten Theorie von den Parallellinien beygefügt von W. J. G. Karsten, Hofrath und verschiedener Akademien Mitglied. 1778. 20 Seiten in 4.

Wer einigermassen mit der Geschichte der Geometrie bekannt ist, der weiß es, daß ohngeachtet aller Bemühungen der tiefsinnigsten Geometer die Theorie von den Parallellinien noch immer als unberichtiget angesehen werden müsse. Der jetzige verdiente Helmstädtische Professor Herr Klügel hat im Jahr 63 in einer eigenen Disputation 28 verschiedene Versuche recensirt, und bey jedem das Unvollständige im Beweisen angegeben. Alles kommt darauf an, den 11ten Grundsatz des Euclids überzeugend darzuthun. Dieses nämlich läßt sich scharf beweisen, daß zwo gerade Linien, die, wenn sie von einer dritten durchgeschnitten werden, mit derselben zwey innere Winkel machen, deren Summe zwey rechten Winkeln gleich ist, parallel sind. Auch der umgekehrte Satz: Parallellinien machen, mit jeder dritten sie durchschneidenden geraden Linie zwey innere Winkel, deren Summe zwey rechten Winkeln gleich ist, ist nach logischen Regeln particular wahr. Ob aber dieser Satz auch allgemein ausgedrückt überzeugend wahr sey, solches erfordert einen eigentlichen Beweis. Dieser Beweis wäre nun leicht, wenn man darthun könnte: daß zwo gerade Linien in einer Ebene nicht parallel sind, wenn sie mit einer dritten sie durchschneidenden Linie zwey innere Winkel machen, die zwey rechten Winkeln nicht gleich sind. Da Euclides vermuthlich keinen Beweis für diesen Satz wußte, so nahm er ihn als Grundsatz an, und Herr Karsten sucht ihn nun auf eine überzeugende Art zu beweisen; er stellt zu dieser Absicht sechs Grundsätze auf, von welchen wir mit ihm glauben, daß solche leicht von jedermann zugestanden werden müssen. Geschieht dieses, so läßt sich dann die Theorie von den Parallellini scharf beweisen, welches auch Herr Karsten in der Folge d

ſer Abhandlung nach unſerm Urtheile glücklich bewerkſtelliget. Da dieſe zwar kleine, aber für die Litteraturgeſchichte der Mathematik wichtige Schrift vielleicht nicht in die Hände eines jeden Gelehrten gekommen iſt, den dieſe Materie doch intereſſirt, ſo wollen wir wenigſtens jene ſechs Prämiſſen herſetzen und dann dem Denker überlaſſen, die nöthigen Folgerungen ſelbſt daraus herzuleiten, oder ſich zu bemühen, dieſe paar Bogen zum Durchleſen zu erhalten. Die Grundſätze ſelbſt ſind folgende:



1. Wenn durch einen Punkt E eine grade Linie AB läuft, und durch denſelben Punkt E noch eine andre mit der vorigen AB in einerley Lage gezogen werden ſoll; ſo muß ſie mit AB zuſammenfallen. Die Lage einer durch E laufenden Linie iſt beſtimmt, wenn auſſer E noch ein Punkt gegeben iſt, durch den die Linie laufen ſoll. Wenn alſo durch E auſſer AB noch eine Linie laufen ſoll, die mit AB einerley Lage hat, ſo muß ſie auſſer E durch noch einen andern Punkt laufen, der auch in AB liegt, das heißt: ſie muß mit AB zuſammenfallen.

2. Zwo grade Linien AB, CD, die einander in E ſchneiden, haben nicht einerley Lage. Denn hätten ſie einerley Lage, und liefen ſie überdem durch einen Punkt E; ſo müßten ſie völlig zuſammen fallen. (1. Satz).

3. Zwo verſchiedene grade Linien alſo, die in einer Ebene einerley Lage haben, können einander nicht ſchneiden. Denn ſchnitten ſie einander, ſo hätten ſie nicht einerley Lage (2. Satz).

4. Zwo grade Linien AB, CD, die gegen eine dritte EF, welche beyde ſchneidet, unter gleichen übereinſtimmig liegenden Winkeln EGB, EHD, geneigt ſind, haben gegen dieſe dritte EF einerley Lage. Wenn die Oeffnungen der gleichen Winkeln nach einerley Endpunkt E der ſchneidenden Linie EF gerichtet ſind, auch beyde auf eben der Seite dieſer Linie liegen; ſo nenne ich ſie übereinſtimmig lie-

gende

gende Winkel. Fielen die Punkte G und H zusammen, so würde auch AB mit CD zusammen fallen. Wenn also ausser dem Winkel EGB, unter welchem AB gegen EF geneigt ist, auch der Punkt G, worinn EF von AB geschnitten wird, und überdem die Lage der graden Linie EF in der Ebene des Winkels EGB bekannt ist; so ist zugleich die Stelle der graden Linie AB bekannt, welche sie in dieser Ebene einnimmt. Der Winkel EGB allein bestimmt nur die Lage der AB gegen EF ohne Rücksicht auf die Stelle, welche AB einnimmt.

5. Aber zwo grade Linien haben auch nur alsdenn gegen die dritte, welche sie beyde schneidet, einerley Lage, wenn sie dagegen unter gleichen übereinstimmig liegenden Winkeln geneigt sind. Grade Linien, die eine dritte unter ungleichen und sonst übereinstimmig liegenden Winkeln schneiden, haben gegen die dritte nicht einerley Lage.

6. Jede grade Linie in einer Ebene hat für sich ihre bestimmte Lage. Wenn also zwo grade Linien gegen eine dritte, die mit ihnen in einerley Ebene liegt, einerley Lage haben, so haben sie in derselben Ebene auch für sich einerley Lage. Wenn aber zwo grade Linien gegen eine dritte mit denselben in einerley Ebene liegende nicht einerley Lage haben, so haben sie in derselben Ebene auch für sich nicht einerley Lage.

Wer diese 6 Grundsätze dem Hrn. Karsten einmal eingeräumt hat, der muß sogleich folgenden Satz als eine nothwendige Folge gelten lassen: Zwo grade Linien, die in einerley Ebene einerley Lage haben, müssen jede dritte, welche in eben der Ebene die vorigen beyden schneidet, unter gleichen übereinstimmig liegenden Winkeln schneiden. Zwo grade Linien aber, die in einerley Ebene nicht einerley Lage haben, sind gegen jede dritte, welche sie beyde schneidet, unter ungleichen übereinstimmigliegenden Winkeln geneigt. Und nun ist er, wie Hr. Karsten mit Recht fordern kann, genöthigt, das folgende als eine scharf bewiesene Theorie von den Parallellinien mit ihm anzunehmen.

Ef.

Die Kunst alles in Grundriß zu bringen, was auf den Krieg oder auf die bürgerliche und ökonomische Baukunst einige Beziehung hat, von dem Hrn. *Dupain*

pain de Monteſſon — im Jahr 1763. Aus den Franzöſiſchen überſetzet. Dresden u. Leipz. 1781. 8. 15 Bogen, 5 Kupfertafeln und 2 Tabellen.

Wir ſind gänzlich einerley Meynung mit dem Ueberſetzer dieſer Schrift: „daß eine Anleitung zum Aufnehmen und „Feldmeſſen, worinn die verſchiedenen Arten dieſer Arbeit nebſt „vielen vortrefflichen praktiſchen Vortheilen dabey zum Gebrauch „im Kriege und im bürgerlichen Leben ſo gründlich, ſo leicht „und faßlich, und dennoch in ſolcher Kürze beſchrieben ſind, als „in gegenwärtiger Abhandlung gelehret wird, daß eine ſolche „Abhandlung im deutſchen aufzufinden in der That ein wenig „in Verlegenheit ſetzen könnte.„ Der Ueberſ. verdienet alſo nicht allein allen Dank, dieſe Abhandlung durch eine deutſche Ueberſetzung ſeinen Landesleuten bekannt gemacht zu haben, ſondern es machet auch ſeiner Einſicht Ehre, ſelbige aus der Menge franzöſiſcher Schmierereyen gezogen zu haben; welche, da ſie nur Zeitverluſt und unnütze Koſten verurſachen, dem größeſten Theil vernünftiger deutſchen Leſer verborgen bleiben. Wir freuen uns daher, dieſes fremde Produkt auf deutſchen Boden gepflanzt zu ſehen, weil wir uns gute Früchte davon verſprechen können. Wir wollen alſo dasjenige, wodurch wir dieſe Schrift deutſchen Leſern, welche ſie noch nicht kennen, empfehlen können, kürzlich aus ſelbiger zuſammenziehen.

Die ganze Abhandlung iſt in vier Theile eingetheilet. Der erſte handelt von der Art und Weiſe den Grund zu einer Karte zu legen, und die vielen verſchiedenen Oerter eines Landes, von einer Mittagslinie und ihre Perpendiculair zu beſtimmen. Im zweyten Theil giebet der V. eine Anweiſung das Detail von einem Lande aufzunehmen und wie durch angewandten Fleiß, aus erlangten Anzeigen und Kenntniſſen eine Karte zu verfertigen iſt, hiernächſt auch ein Muſter zu einem Reiſebuche oder Wegweiſer. Im dritten Theil wird gelehret, wie ein Lager, Linien, Verſchanzungen, Laufgräben, nebſt einer Stadt und Feſtungswerke aufgenommen werden ſoll. Der vierte handelt vom Aufnehmen bürgerlicher Gebäude und was dem anhängig; ferner wie allerhand Entwürfe von dem Papiere abgeſtecket werden müſſen, hiernächſt auch wie Alleen und Wege durch ein Holz zu führen ſind.

Alle dieſe vier Theile enthalten ungemein viel unterrichtendes in einem ſehr deutlichen Vortrage. Vorzüglich aber hat uns

uns die Anweisung, wie der Grund zu einer Karte geleget werden soll, gefallen. Der V. zeiget darinn nicht allein viel theoretische Kenntnisse, sondern er hat, wie man aus der Behandlung der Materie siehet, selbst dergleichen Geschäft unter Händen gehabt. Er hat nichts unbemerkt gelassen, wodurch man sich bey dem Messen überzeugen kann, ob man richtig verfahren hat oder nicht. Er verwirfet billig die ordinairen Astrolabien, weil, wenn die Gegenstände, nach welchen man visiret, über oder unter der Horizontallinie des Standpunktes liegen, man nur auf selbige zu visiren, die Scheibe des Instrumentes heben, oder senken muß, wodurch alsdann falsche Winkel entstehen; dieses aber hat man mit einem beweglichen Aufsatz auf einer Gradscheibe, den man Wagerecht und Vertical richten kann, oder mit einer Alidade, nicht zu besorgen. Bey der trigonometrischen Berechnung der Dreyecke, welche den Abstand der Oerter bestimmen, giebet der V. ein Schema zu einer Tabelle, worinn man in verschiedenen Rubriken mit Ordnung sowohl die Logarithmen, als die Weiten, welche durch selbigen gefunden werden, einträget, und wodurch man bey den ferneren Aufträgen, wenn ein Fehler entstehet, solchen leicht finden und verbessern kann. Er wendet die von ihm so genannte Theorie des Hrn. Potherot zur Meßkunst an, diese ist ein Folgesatz von der Aufgabe, einen Zirkelabschnitt zu beschreiben, der eines gegebenen Winkels fähig ist. Clairaut hat ihn schon in seiner Geometrie auf die Meßkunst, nach einer geometrischen Operation angewandt. Der V. löset aber diese Aufgabe trigonometrisch auf. Er unterlässet nicht zu bemerken, in welcher Verlegenheit man sich öfters bey den Auftragen befindet, wenn sich die Linien eines Dreyeckes schleiffen, welche die Länge eines Ortes bestimmen sollen. Er schläget daher einen anderen Weg vor, nämlich die Lage der Oerter durch Perpendiculairlinien zu bestimmen, welche auf der Mittagslinie gezogen werden, wodurch gewiß diese Unbequemlichkeit und Irrung abgeholfen werden kann. Zu dem Ende werden zwey Manieren gezeiget, wie man durch ein gewöhnliches Meßinstrument die Mittagslinie finden kann, unter welchen die am Tage wohl die leichteste und bequemste ist. Wer würde in diesem Fall anrathen, daß der Landmesser sich nicht verdriesse lliesse, die Lage der Oerter zuerst auf dem Papier durch Triangel zu bestimmen, und alsdann nochmals auf denselben Papier diese Lagen nach einer angenommenen Mittagslinie zu suchen. Hiedurch würde man, wenn sich ein oder der andere Fehler eingeschlichen hätte, denselben sowohl leicht

ent-

entdecken, als auch die wahre Lage der Oerter mit mehrer Zuverläßigkeit bestimmen können, Der V. hält den Meßtisch bey Aufnahme fester Punkte ganzer Provinzen nicht zuverläßig, aber wohl das Detail eines Landes aufzunehmen, worinn man ihm nicht Unrecht geben kann. Ueberhaupt findet man in dem ersten Theil alles, was von der Art, wie der Grund oder die festen Punkte zu einer Karte geleget werden sollen, gründliches gesaget werden kann. Hierauf schreitet er im zweyten Theil zur Aufnahme des Detail eines Landes zwischen den in der Karte aufgetragenen festen Punkten. Er handelt diese Materie äusserst deutlich und umständlich ab, ja seine Manier ist so genau, daß auch bey aller menschlichen Vorsicht selbige nicht fehlerfrey befolget werden kann. Wir tadeln dieses aber in der Absicht, da der V. für ungeübte schreibet, gar nicht, indem man diese im Anfang nicht genug ins Detail führen kann. Allein bey zunehmender Fertigkeit würden wir doch niemanden rathen, so viele Winkel und Schenkel zu messen als der V. solches anweiset, denn bey dieser Manier kann man auch mit aller möglichen Accuratesse und Vorsicht nicht Fehler vermeiden. Z. B. werden wir niemand rathen, wenn er den Lauf des Flusses auf der 2ten Tafel die 14te Figur von Grand pont bis Gien messen wollte, nach des V. Anweisung sich in alle Krümmungen des Flusses mit dem Instrument zu stellen und Winkel und Schenkel zu messen. Ein bis zwey Winkel und zwey Linien zu messen, ist hierzu hinlänglich genug, wenn man auf diesen Linien noch an die Vertices derer Winkel, welche die Krümmung des Flusses formiren, Perpendikuliarlinien errichtet und selbige misset. Wir empfehlen jedem Ungeübten im Aufnehmen, die Anweisung, welche der Verfasser giebt, wie man sich überzeugen könne, ob man mit der Mensel richtig operiret habe, und wie man mit derselben aufnehmen soll, mit Bedacht zu lesen. Das einzige ist uns bey dieser Anweisung aufgefallen, daß der V. zu wenig den Anfänger auf die horizontal Stellung des Meßtisches aufmerksam machet Die Unrichtigkeiten der Boußole beklaget der V. gewiß mit allen denen, welche mit diesem Instrument arbeiten müssen. Die Anweisung mit selbiger das Detail eines Landes aufzunehmen, ist ebenfalls ungemein gründlich und deutlich. So ausführlich der V. in diesen ersten Theilen ist, so kurz fasset er sich in den letzten. Die Anweisung, eine Gegend durch gestochene Karten aufzunehmen, ist kurz und für einen Ungeübten nicht befriedigend. Die Anweisung wie man Städte aufnehmen soll, ist deutlich und voll

vollständig. Im dritten Theil wo der V. lehrt, wie man Lager, Festungen, Laufgräben mit dem Meßtisch aufnehmen soll, ist wohl, wenn man Zeit genug dazu hat, recht gut, aber ein Ingenieur befindet sich selten in dem Fall. Jedoch wird jeder, der nur etwas Kopf, und die Anweisung des V. in den ersteren Theilen gut gefasset hat, wohl nach Zeit und Umständen kürzere Wege hierzu finden. Er vergisset keine Art des Aufnehmens, wie wohl manche, ziemlich kurz zu berühren, besonders was das Aufnehmen des Augenmaasses betrifft. Hiervon giebet es aber im Deutschen Bücher genug, als das Werk eines Gaudi, Tielke, Markards, welches unter den falschen Namen Pirscher herausgekommen, u. a. m. Man findet noch in dieser Abhandlung ein Schema zu einer Reisetabelle, worinn man sehr bequem die Beschaffenheit der Gegend, worinn man reiset, aufnehmen kann. Man könnte sie noch durch die Rubriken Wald, Moraſt, Dämme, Brücken, Flüsse, vollständiger machen. S. 153. findet man ein Schema einer Tabelle, welche in 10 Fächer getheilet ist, und woraus man das Vermögen eines Landes mit einem Blick übersehen kann, dergleichen Tabellen so vortrefflich sie auch seyn, möchten doch für einen Partikulier manche Rubriken leer lassen. Desgleichen litte die Einquartirungstabelle, welche der V. giebet, auch noch manche Verbesserung. Aber es ist löblich genug, daß er seinen Lesern hiedurch die Idee zu dergleichen Tabellen giebet, welche von vielen Nutzen seyn können.

Sind wir in unserer Anzeige weitläuftiger gewesen, als es die Bedingung der A. D. B. in Ansehung fremder Produkte heischet, so ist es nur in der Absicht geschehen, dieses nützliche Werk deutschen Lesern mehr zu empfehlen. Die Uebersetzung ist, so viel wir ohne Original urtheilen können, gut und deutlich ausgefallen.

Kf.

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

Bernhard von Fontenelle Dialogen über die Mehrheit der Welten. Mit Anmerk. und Kupfert. v. Joh. Elert Bode, Astronom d. Königl. Akad. d. Wiss. zu Berlin. Berlin, bey Himburg. 1780. 355

Octavſ. und Kupfer, ohne Titelkupfer und Fontenelles Bruſtbild auf dem Titel.

Gottſcheds Ueberſetzung, wenn man ſie auch ihres Alters und ihres Verfaſſers wegen nicht für unlesbar hielt, iſt doch itzo nicht ſo häufig zu bekommen. So war eine neue Bekanntmachung dieſes Buches nicht undienlich, und dabey wohlgethan, das deutſche Kleid nach der jetzigen Mode zu machen. Die Ueberſetzung läßt ſich ſehr gut leſen, und drücket die Stellen, wo der Rec. ſie mit dem Original verglichen hat, richtig aus. Zweymal ſteht 51 S. für den Weg eines Punkts im Erdäquator innerhalb einer Umdrehung neunhundert franz. Meilen, ſtatt neuntauſend, wie das Original und die Natur der Sache ſelbſt angiebt. Die Reden ſind abgeſetzt, und durch: Ich und Marquiſe unterſchieden, ſo werden eine Menge: ſagte ich, erwiederte ſie, ꝛc. des Originals erſpart. Hr. Bode ſchreibt ſich in der Vorerinnerung nur Anmerkungen und Zuſätze zu; die Ueberſetzung iſt des Verlegers Veranſtaltung. In den Anmerkungen werden beſonders die carteſianiſchen Lehren, nach neuern Einſichten berichtiget, auch wird ſonſt ſehr vieles beygefügt. Die Kupfer erläutern aſtronomiſche Begriffe, zeigen, wie Weltkörper durchs Fernrohr ausſehen, die Erde, wie ſie der Mond ſieht, wie er ſich im Berliner Mittagskreiſe und zugleich im Aequator befindet, Kometenbahn, Planiſphären. So iſt dieſes Buch dienlich, ſo viel von der Aſtronomie zu lernen, als ſich ohne mathematiſche Einſichten faſſen läßt.

Fontenellens Buch, als das erſte und berühmteſte, in dem die Aſtronomie populär iſt vorgetragen worden, verdient immer bekannt zu bleiben. Von Harris, dem Verfaſſ. des Lexicon Technicum, hat man Aſtronomical Dialogues between a Gentleman and a Lady, die zweyte Ausg. Lond. 1729; die dritte, nur kleiner Octav 1745. Die engliſche Dame treibt die Sache freylich noch ein wenig ernſthafter als die Franzöſinn, ſie lernt ſelbſt den Gebrauch der Armillarſphäre und Weltkugel n.

Lw.

lanzen-Organologie, oder: Etwas aus dem Pflanzenreiche, inſonderheit die ſonderbare Würkungen des Nahrungsſaftes in den Gewächſen. Heraus-

gegeben

gegeben von C. G. Feuereisen, Königl. Grosbritanischen Gärtner zu Herrenhausen. Hannover. 1780. 8.

Wem zu gefallen diese zwey Bogen geschrieben sind, vermögen wir nicht zu entscheiden, wenn wir nicht den Grund dazu in einer Schreibseligkeit des Verf. finden. Er hätte sie nicht drucken lassen sollen, da er selbst sagt: „daß wir in verschiedenen Erscheinungen der Natur überall nichts als Finsterniß, dunkle Wolken, Hüllen, Räthsel und unüberwindliche Schwierigkeiten finden, und wir in der eigentlichen Physiologie der Pflanzen bessere Werke haben. Der Verf. kennet solche entweder nicht, oder hat sie nicht kennen wollen, da er sich die Freude machte, diese Gedanken als völlig wahr und unbezweifelt nieder zu schreiben, und alsdenn hat er Recht, wenn er nach S. 17. bittet: das Fehlerhafte derselben gütigst zu entschuldigen.„ Der Recens. thut ihm dieses gerne zu Gefallen, da eine Gefälligkeit aber der anderen werth ist, so bittet er wiederum, für das Publikum ins künftige nichts aufzutischen, das vorher nicht recht durchgedacht ist. Hätte der Verf. sein Mspt. einem wahrheitsliebenden Manne vor dem Abdrucke gezeiget, er würde ihn widerrathen haben. — Wahre gefüllte Blumen geben nie Saamen, was der Verf. auch nach S. 11. davon sagt, denn alsdenn sind sie niemals vollständig gefüllt. Die Vergleichung zwischen den Wurzeln der Pflanzen und den Adern des menschlichen Körpers S. 18. ist wohl nicht passend, so wenig man S. 23. bestimmt zu sagen sich getrauen darf, daß der große Eichbaum verkleinert in einer Eichel lieget.

Sz.

Vollständige Anleitung zu einer systematischen Pomologie, wodurch die genaueste Kenntniß von der Natur, Beschaffenheit und den unterschiedenen Merkmalen aller Obstarten erhalten werden kann. Erster Theil von den Aepfeln. Nebst einem Kupferabdruck. Leipz. 1780. Fol.

Du Hamel du Monceau in seinem Werke von zwey Quartbänden: Traité des arbres fruitiers, à Paris 1768. ist der erste gewesen, der eine etwas systematische Eintheilung

man weiß, zu welchen Arten und Nebenarten sie gehören. Auf diese Eintheilungen folget ein Versuch einer Eintheilung der Aepfel nach Beschaffenheit der Haut und den Eigenschaften ihres Fleisches, die uns aber so wenig wie dem Verf. gefallen hat, und die er auch nur so tabellarisch zur unterscheidenden Beurtheilung seines Systems darstellet, lateinische Benennungen verschiedener Aepfel, oder schätzbarer Beytrag, und ein alphabetisches Verzeichniß der deutschen, französischen, englischen und holländischen Namen. Weil alle diese Eintheilungen zu besserer Uebersicht tabellarisch haben abgefaßt werden müssen, so hat man zu dem Werke selbst das Folioformat gewählet, und so lesen wir die Rubriken solcher Tabellen — Name der Hauptart und Vaterland — Abänderungen dieser Hauptarten — Beschaffenheit des Baums an sich selbst — das Laub oder die Blätter und deren Stiele — die Blüthe und deren Blätter — Fruchtgröße — Fruchtauge — Fruchtstiel — Farbe und Beschaffenheit der Haut — Fleisch — Saft — Geschmäck und Geruch — Kernen und Kernhaus — Zeit der Reife — Güte und Werth. Die Kenner sehen, was sie hier zu erwarten haben, mit wie vielem Fleisse und mit wie vieler Kenntniß alles zusammen getragen ist, mögen sie bey Lesung des Buches selbst erkennen, das wir jedem mehr als bloß nachbetenden Obstliebhaber nothwendig empfehlen, und daher der Erscheinung der folgenden Theile mit Verlangen entgegen sehen müssen. Daß wir von dem Verf. selbst als einem so fleißigen Manne in der Folge noch verschiedene Berichtigungen und Verbesserungen zu erwarten haben, glauben wir dabey sicher versprechen zu dürfen, denn nur der in seinem Fache wahre Gelehrte beurtheilet seine Arbeit am strengsten. Die beygefügten Anmerkungen lassen dieses auch muthmassen, und geben schon für sich einen Commentar über die Geschichte der Aepfelarten ab. Erinnern wollen wir nur, daß ein eiförmiger, elliptischer, hyperbolischer und parabolischer Apfel als Apfel doch oft in der Gestalt gar leicht verwechselt werden könne.

Primitiae Florae Holsaticae, quas Praes. *D. Jo. Christ. Kerstens*, Med. P. O. Acad. Imp. N. C. Coll. pro summis in medicina honoribus de-

fendet Auctor *Frid. Henr. Wiggers.* Kiliae. 1780. 8. pag. 112.

Da haben wir denn endlich einmal von einer unserer nördlichen deutschen Akademien eine Dissertation in Octav als Nachahmung der Wiener, an Statt des bisherigen gewöhnlichen Quartformats, das wir gerne damit vertauschen, wenn dergleichen einen so körnigen Inhalt als diese führen. Sie füllet eine Lücke in den den Botanikern noch fehlenden Floren von Deutschlands Provinzen aus. Recens. glaubt nicht zu irren, wenn er Pr. Webers zu Kiel Arbeit in diesen Bogen bemerket, zum wenigsten gestehet der kurze Vorbericht, daß die neuere Eintheilung der Cryptogamisten und die mehresten Bemerkungen von ihm herrühren. Alle diejenigen Pflanzen, die sich in den Herzogthümern Schleswig und Holstein und in den angränzenden Gegenden von Hamburg und Lübeck finden lassen, sind in diesen so genannten Primitiis zu 1166 Stücken verzeichnet. In Gärten cultivirte Pflanzen sind, wie billig, aus der Sammlung weggelassen. Die mehresten Benennungen sind Linneisch, die es nicht sind, stammen vom Prof. Weber her. Auch die Schwämme, wenn sie gleich als wahrscheinlich thierischen Ursprungs nicht zu den Vegetabilien mehr gehören, jedoch noch nicht gänzlich aus diesem Reiche verstossen sind, sind mit aufgeführet, und der Verfass. hat versucht, davon bestimmte Geschlechter anzugeben. Wir wollen nur etwas auszeichnen, und den forschenden Botanisten auf sie selbst verweisen. Er muß sie lesen, und er wird sie mit Vergnügen lesen, wenn er auch gleich hin und wieder anderer Meynung seyn sollte. — Von Hippuris findet sich eine niedrige Abart, die aber schon von Reichard bemerkt zu seyn scheint, eben so wie Callitriche intermedia, nämlich zwischen verna und autumnali, (die hier wohl als Druckfehler Stellaria heisset) wahrscheinlich die von Reichard angeführte Stellaria Hall. helv. 554. ist. Veronica longifolia wird nur als eine Abart der maritimae angenommen, und wie schon geschehen ist, mit Recht bezweifelt, daß Anthoxanthum paniculatum vom odorato merklich unterschieden sey. Digitaria sanguinea nach Haller, sonst Panicum sanguinale L., soll eine polygama seyn, u. s. w. Arundo canescens, die in Torpfgründen wächset, ist eine neue Art Menganthes Nymphoides L. macht ein neues Geschlecht Waldschmidiam, wohin denn auch M. indica gehöret, da sie sich offenbar von der eigentlichen Menganthes unterscheiden.

Nach

Nach Scopoli findet sich Anthericum calyculatum mit der Scheuchzeria vereinigt. Aus den Linneschen Abarten des Ranunculi aquatilis werden hier Arten unter R. heterophyllus, R. aquatilis und R. fluviatilis gemacht. Ehrhartia clandestina, Hamalocenchrus Mieg. Act. Helv. T. IV.. ist ein neues Geschlecht, wohin Phalaris oryzoides gehöret, zu Ehren des Hannoverschen Ehrharts benennet, bey der es sich frägt, ob die von dem jüngeren Linné nach Thunberg benannte Ehrhartia eben dieselbige seyn wird. Selten für deutsche Floren sind Isnardia palustris, die nunmehr auch bey Hannover gefunden seyn soll, Angelica archangelica, Mentha gratissima Hallers Mentha nr. 328. Phalaris oryzoides u. a. m. Die Eintheilung der Cryptogamisten setzen wir billig noch her: Classis XXIV. CRYPTOGAMIA. *O.* 1. *Filices.* Inflorescentia spicata, antherifera, a foliis distincta. *Ophioglossum*, *Osmunda.* *O.* 2. *Epiphyllospermae* Inflorescentia antherifera, sessilis in pagina inferiori foliis. *Pteris*, *Struthiopteris*, *Asplenium*, *Polypodium.* *O.* 3. *Rhizospermae* Fructificationes pone radicem collocatae. *Pilularia*, *Isoëtes.* *O.* 4. *Julospermae* Antherae? sessiles in amentis nudis. *Equisetum.* *O.* 5. *Metaxillares* Fructificationes sessiles in axillis foliorum. *Chara*, *Lycopodium.* *O.* 6. *Musci* Caspulae liberae, uniloculares, polyspermae, pedunculo plus minus insigni affixae. *Fontinalis*, *Weissia*, *Polytrichum*, *Hypnum*, *Bryum*, *Phascum*, wobey die von D. Hedwig erklärte weibliche und männliche Befruchtungstheile nur Gemmen und Nahrungsgefässe seyn sollen. *O.* 7. *Coleofissae* Inflorescentia fissa in duas aut plures partes, *Iungermannia*, *Cenocephalum* nach *Hill*, *Marchantia*, *Anthoceros.* *O* 8. *Sphaerospermae* semina rotundata substantia plantae immersa, *Riccia*, *Blasia*, *Fucus*, *Sphaeria.* *O.* 9. *Aspidoferae* Fructificationes planiusculae suborbiculatae, oblongae, ovatae aut sphaericae distinctae a substantia plantae, *Verrucaria*, *Tubercularia*, welche beyde Lichenes anderer Schriftsteller enthalten, *Sphaerocephalum*, *Placodium* &c. *O.* 10. *Aspermae* Fructificationes nullae. *Ceramium*, das Fucos enthält, *Conferva*, *Byssus* &c. Der Appendix begreift noch *Plantas fungoideas: Agaricus*, *Merulius*, *Phallus*, *Clathrus*, *Elvela*, *Peziza*, *Cyathus*, *Patella*, *Lycoperdon*, *Tuber*, *Arcyria*, *Stemonitis*, *Embolus*, *Hydrogera*, *Mucor*, *Monilia*, *Mucilago*, *Fuligo.* Alles Eintheilungen, die, wie wir

sehen, viel neues in Geschlechtern und Arten enthalten, und unter ihnen eine starke Anzahl solcher Pflanzen, die sich in Linneschen Schriften nicht finden. Cicero güldener Spruch für den Naturforscher beschließt das Buch: Intrandum est in rerum naturam, et penitus, quid ea postulat, pervidendum.

Praktische Abhandlungen über einige wichtige Gegenstände in der feinen Gärtnerey. Nebst einem Anhange von einigen in Gewächshäusern, Mistbeeten und in freyen Gärten schädlichen Insekten, und den Mitteln dagegen, abgefaßt von C. G. Feuereisen, Königlich Großbrittann. Gärtner zu Herrenhausen. Mit Kupfern. Hannover. 1780. 8.

Nach der Zueignungsschrift hat der Verf. zur Absicht gehabt, "Erfahrungen und Gründe über einige Gegenstände in der feinen Gärtnerey zum Unterricht für Gärtner, denen es an Gelegenheit fehlet, Erfahrungen zu machen, bekannt zu machen, auch selbst seine eigenen Kräfte zu versuchen." Wenn wir aus diesem vorgeschriebenen Gesichtspunkte das Buch betrachten, so würde und müßte ein ernsthafter Tadel das Loos der Beurtheilung seyn; besser wäre es gewesen, der Verf. hätte praktische Bemerkungen der Gärtnerey für praktische Gärtner geschrieben, und wer schreiben und drucken lassen will, muß wissen, daß er schreiben und drucken lassen kann, und nichts darinn versuchen wollen. Indessen gestehen wir aufrichtig, daß es uns scheint, der Verf. habe eigentlich praktisch für praktische Arbeiter schreiben wollen; daß er dies gethan hat, zeigt seine Arbeit. Und so müssen wir dieselbe als nutzbar angeben, aber zugleich auch rathen, künftig einen jeden neuen Vorsatz, andere zu belehren, reiflich zu erwägen, nichts unnöthig zu sagen, und seine Aufsätze durch sich und andere streng zu prüfen, ehe sie dem Verleger und dem Drucke übergeben werden. — Der erste Abschnitt. Von der Orangerie. Der Verf. hat denselben mit vieler Mühe bearbeitet, ohnerachtet Orangerien mehr und mehr aus Deutschlands Gärten verdrängt werden. Er berechnet S. 57. den Ertrag des Nutzens von funfzig tragbaren Bäumen, die eine Krone von 5 Fuß im Durchschnitte haben, jährlich zu 68 Rthl., die Kosten zu ihrer Erhaltung hingegen zu 28 Rthl., so daß also 40 Rthl. Ueberschuß

schuß bleiben. Wir vermissen aber dabey den Betrag der Kosten ihrer Anschaffung, worauf doch vorzüglich hätte Rücksicht genommen werden müssen, wenn die Berechnung richtig ausfallen soll. Hrn. Medicus Vorschläge, süsse Pomeranzen gewissermassen im Freyen anzuziehen, scheinen dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn, so wie wir es bedauren, daß unsere Gärtner des Vortheils entbehren müssen, für die Frucht einer Citrone einen halben Gulden zu erhalten, wenn die Männer, wie in des Verf. Vaterlande, des Sonntages ihren Schönen eine Citrone mit einem grünen Zweige zum Geschenke machten. Den Schluß dieses Abschnittes macht ein Verzeichniß der zu Herrenhausen befindlichen Arten der Orangerie, Gärtnermäßig und fehlerhaft beschrieben. Des sel. Münchhausen Verzeichnisse in dessen Hausvater gefallen uns besser. Der zweyte Abschnitt. Von Glas- und Treibhäusern. Vollkommen gut abgehandelt, so wie der dritte Abschnitt, von Ananassen. Der vierte Abschnitt, von den Mistbeeten und dem Melonenbau, enthält die Münchhausensche Beschreibung in der Wiederholung mit einigen eingestreuten Erfahrungen des Verf. Dergleichen sind z. E. daß man in Mistbeeten zu Melonen, Gurken, Sallat und Radies die Erde $\frac{3}{4}$ Fuß, und zu Wurzeln und Blumenkohl einen ganzen Fuß hoch nehmen soll, hingegen ist zu allen frühen Pflanzen, als Sellerie, Levcojen u. dergl. ein halber Fuß hoch Erde hinreichend. Fünfter Abschnitt, von Pfirsich- und Weintreiberey, ein Abschnitt, den wir ebenfalls als gut bearbeitet empfehlen können. Nach dieser unserer Beurtheilung müssen wir sagen, daß der Verf. da, wo er von praktischen Erfahrungen redet, für Gärtner brauchbar sich zeiget, wo aber geläuterte Botanik stehen sollte, vermissen wir dieselbe gänzlich. Daher sind von S. 206 bis 207. die Verzeichnisse von ein- und ausländischen Bäumen, Sträuchern und Staudengewächsen des Gartens zu Herrenhausen für den Kenner von keinem Werth, und wenn sie gleich beweisen, daß daselbst viel herrliche seltene Gewächse mit gezogen werden, so bleiben doch bey vielen Benennungen Zweifel und Fragen übrig. Acer striatum, den uns Münchhausen und Du Roi, zuerst beschrieben haben, ist doch sicher keine Spielart, sondern eine eigene Art, und Tayetes an Statt Tagetes ein Druckfehler. Wir wissen, daß Hr. Botanist Ehrhart im Begriffe ist, von den Herrenhausenschen Pflanzen ein Verzeichniß aufzunehmen. Wenn solches der Verf. erwartet hätte, würde es wahrscheinlicher Wei-

se bestimmter und bemerkungswürdiger ausgefallen seyn. Von S. 271—312 stehet ein Anhang von Insekten, welche in Gewächshäusern und Mistbeeten, desgleichen auch im freyen Garten den Gewächsen schädlich sind. Gedanken, die der Verf. bey der Preisaufgabe der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Jahre 1778. aufsetzte, die aber bey derselben zu spät einliefen und folglich nicht angenommen werden konnten. Sie beschreiben die Milbenspinne der Melonen, die durch schwarze Seife mit Wasser aufgelöset und verdünnet vertrieben wird, die Schildläuse, die freylich schwer zu vertilgen sind, den Mehlthau oder die Pflanzenläuse, wogegen eine Sole von Küchensalze das beste Mittel seyn soll, die Kellereseln, und die Ohrwürmer, welche man öfters aufsuchen und alsdenn tödten muß. — Auf den dem Buche beygefügten drey Kupfertafeln finden sich eine Verpflanzmaschine zu großen Bäumen, Grundrisse von Ananashäusern und Glashäusern, und ein Melonenheber, davon der letztere wohl eben keiner besonderen Abbildung bedurft hätte, da er dem Gärtner bekannt genug ist.

Rm.

Versuch einer Geschichte der Färberkunst, von ihrer Entstehung an, bis auf unsere Zeiten, entworfen und mit einer Vorrede von Johann Beckmann, ordentlichem Professor der Oekonomie — begleitet, herausgegeben von Joh. Nic. Bischoff. Stendal, bey Franzen und Großz. 1780. in 8. 275 Seiten. Nebst einer kurzen Zueignung an den regierenden Herrn Herzog von Sachsen Weimar und Eisenach.

Gegenwärtiger V. kann allerdings viel leisten, und hat solches unsers Bedünkens auch gethan, weil dessen Vater ein Färber von Profession ist, Herrn Prof. Beckmanns Vorrede zufolge hat der V. in der Einleitung die Absicht und den Nutzen dieser Schrift so vollständig und gut angezeigt, daß er (Hr. Prof. B.) nichts weiter hinzuzusetzen wüste, und da uns zeither noch ein Buch gefehlt habe, welches die ersten Begriffe von der Färberey, ihre Geschichte, ihre Rechte und die Einrichtung der Innung, so kurz und verständlich zeigt, als ebenwärtiger V. gethan habe; so sey sie allen denen zu empfeh-

pfehlen, welche als Sachwalter oder Richter, Streitigkeiten der Färber zu beurtheilen haben, nicht minder auch denenjenigen, welche zur Aufnahme dieses wichtigen Gewerbes Vorschläge und Anordnungen machen wollen. Auch finden die Färber von Profession selbst höchstwichtige Nachrichten zur Aufnahme ihrer Kunst und bessern Beurtheilung der Färbematerien, als die meisten derselben zeither gehabt. Gleich anfangs werden die Farben physisch betrachtet, auch von den chymischen Theorieen des Färbens, und von allgemeinen Grundsätzen der praktischen Färberey ziemlich ausführlich gehandelt. Die Geschichte selbst ist in drey Abschnitte vertheilt, und den Beschluß macht ein Anhang, welcher die Innungsartikel der Breslauer Färber; die Reichsgesetze, welche die Färberey betreffen; Landsgesetze über eben diesen Gegenstand; auch Auszüge aus Büchern, und ein alphabetisches Verzeichniß von Schriftstellern, zur Geschichte der Färberey u. s. w. enthält. Bey den Persern sey die Färbekunst schon früh im Ansehen gewesen, und der V. beweiset aus einem Schriftsteller (Sike) daß die Färber dieser Nation ungeachtet des Mahometismus, Christum zu ihrem Patron erkohren, und es gehe unter ihnen eine Tradition, daß er selbst von ihrer Profession gewesen sey, daher sie noch jetzt ein Färbehaus Christs Werkstätte nennen. Eben der Sike erzählt diese Tradition folgendermassen: Christus sey bey einem Färber in die Lehre getreten, der ihm befohlen, Zeuge von verschiedenen Farben zu färben; Christus habe diese alle in einen Kessel gethan, und da sie der Färber erschrocken herausgezogen, seyen die Zeuge alle von bestimmten Farben gewesen. Allerdings haben Eitelkeit und der Hang sich vor seines Gleichen auszuzeichnen, die Erfindung der Färberey bewürkt, wovon der V. artige Beyspiele giebt. Der Saft der zerquetschten Gewächse, Beeren und dergl. selbst das Blut, haben dann dieser Neigung mehr Nahrung verliehen. Der Purpur ist doch die erste Farbe, von welcher in der ältesten Geschichte Meldung geschiehet, und welche auf folgende Art entdeckt seyn soll: ein Schäferhund zerbiß eine am Meerufer liegende Schnecke, wodurch sein Maul schön roth gefärbt wurde; als die Geliebte des Schäfers dieses gewahr wurde, bat sie ihren Geliebten um ein Kleid von dieser Farbe, welcher dann so lange nachspürte, bis er mehrere Purpurschnecken fand. Andere glauben, daß ein Tyrier Namens Herkules der Erfinder des Purpurs sey — er habe diese Fa einem phönicischen Könige gebracht, und dieser habe sol vorzüglicher Neigung, zu einer eigenthümlichen

Könige gemacht. Weil indessen der Purpur der Alten ganz verlohren gegangen war, so hat ein gewisser Cole um das Jahr 1686 an den Küsten von Sommersetshire eine gleiche Art von Schnecken gefunden. Reaumur und du Hamel haben die mehresten Versuche mit den neuern Purpurarten angestellt. Reaumur fand eine Art von Buccinum an den Küsten von Poitou; besonders aber gewisse ovale Kügelchen, die von ihm Purpureyer genannt wurden, diese enthielten einen gelblichten Saft, der in freyer Luft und Sonne binnen wenigen Secunden alle Schattirungen von gelb, grün, blau, u. s. w. durchlief, bis er sich am Ende in Purpur verwandelte. Zu Alexanders des Großen Zeiten fiengen die Griechen an die schwarze, dunkelblaue, gelbe, grüne und andere Farben zu verschönern. Schon die Weiber der alten Deutschen konnten zu Tacitus Zeiten Leinenzeug purpurroth färben. Nach dem eilften Jahrhundert änderte sich der Geschmack so, daß man den Scharlach dem Purpur vorzog, und daher gerieth das Purpurfärben im Orient im drauffolgenden Jahrhundert gänzlich in Vergessenheit. Diesem folgen noch verschiedene interessante Nachrichten, welche wir Kürze halber übergehen müssen. Nach der Entdeckung von Amerika bekam die Färberey, wegen der verschiedenen neuern daher gebrachten Farbematerien einen ganz neuen Schwung, und in der Mitte des sechszehenden Jahrhunderts legte ein Niederländer Namens Schmidt in Gera eine Schönfärberey an, u. s. w.

DW.

Historische Nachricht von Verfertigung des Glases: abgefaßt von Georg Ludewig Hochgesang, berufenem Pfarrer der Gemeinden zu Riechheim und Güglöben: mit dazu gehörigen Rissen. Gotha, bey Ettinger. 1780. 84 S. 8.

Die wenigen, zum Theil seltenen und kostbaren Schriften über diese Kunst, die noch dazu, nicht immer auf den gegenwärtigen Zustand passen, bewogen den Verfasser zu dieser historischen Nachricht, die er mehr für den Wißbegierigen, als den Kunstler bestimmt hat. Zu dergleichen guten Nachrichten war er sehr im Stande, da er 13 Jahre als Pfarrer auf der Gesel-

Geelbergischen Glasfabrique gestanden, und sich vorzüglich um richtige Kenntnisse derselben bekümmert hat.

Im 1. Abschnitt handelt der Verf. vom Ursprunge, und Erfindung der Glasmacherkunst; im 2ten von denen verschiedenen Gattungen desselben: gutes Glas; und zwar, Kristall; farbigtes; Töpes; Calcedonier; und dann schlechtes Glas. 3. Abschn. von den Bestandtheilen des Glases. Die Vorschrift zum Kristall ist nach Kunkel; bey dem farbigten Glase, sind manche Fehler: als zum blauen, Kobold und Braunstein: (der letzte ist keinesweges zu dieser Farbe an sich schicklich; noch nothwendig; und giebt bloß dem blauen eine etwas ins röthliche spielende Farbe;) gebrannter Eisenhammerschlag mit Braunstein, schön grün. (Beym Hermes Trismegistus! welche Mischung! das daraus verfertigte Glas mögte ich doch gern sehen!) schön blau durch Silber! (das mögen mir herrliche Glasfärber seyn, die vermögend sind, solche Mischung für grün und blau auszugeben.) Kupfer und Messingblech würkt grüne und blaue Farbe (die erste wohl, nicht die letzte: doch fast alles von den gefärbten Gläsern ist unrichtig; und das wenige richtige sehr mangelhaft.) Zum Calcedonier wird auch das Queckſilber als Zusatz angegeben. 4. Absch. von der Zubereitung der Bestandtheile: Kiesel, Pottasche, Gips! Braunstein. 5. Abschn. von der Werkstatt, und nöthigen Werkzeuge. Bekannte Sachen: die Beschreibung des Ofens, und dessen Risse sind für den, der noch keinen gesehen hat, das beste: doch werden bey derselben öfters Worte gebraucht, die dem Fremdlinge unbekannt seyn mögen. 6. Abschn. von den nöthigen Personen in einer Glashütte: nebst einer Beschreibung ihrer Arbeiten. 7. Abschnitt von der mancherley Benennung des Glases. 8. Abschnitt von den Eigenschaften des Glases: bekannte Sachen; und nicht einmal alle. 9. Abschn. von der Auszierung der Gläser. 10. Abschn. vom Einbinden und Einpacken der Gläser. 11. Absch. von der Nutzbarkeit des Glases; in poetischer Prose besungen: z. B. "deiner Leyer, o Apoll! o Orpheus! machet jetzo das Glas die Lieblichkeit der Harmonie streitig, welche so oft als unüberwindlich besungen worden." 12. Absch. vom Nutzen einer Glasfabrik in einem Lande — Diese Nachricht wird allerdings dem Wißbegierigen einige Kenntniß des Glaswesens verschaffen; ob sie aber auch nicht für ihn genauer und vollständiger seyn könne, diese Frage mögte sich leicht beantworten lassen. Ew.

Beobachtungen über das sogenannte natürliche Berlinerblau. Leipz. 1780. 8. S. 32.

Man findet bekanntlich bey Eckartsberg eine blaue Erde, der man den Namen von natürlichem Berlinerblau gegeben, weil jener Farbe mit diesem Aehnlichkeit hat. Auch kommen sie beyde darinn überein, daß das Brennbare der Grund eben dieser blauen Farbe ist. Man findet auch an eben demselben Orte, neben der gefärbten Erde, eine weisse, die aber sehr geschwind durchaus blau wird, wenn man sie in phlogistisirte und brennbare Luft bringt; sie scheint das Brennbare daraus in sich zu nehmen, denn beyde Luftarten werden dadurch rein. Indessen würde man sehr übereilt schliessen, wenn man behaupten wollte, daß sie aus derselben Ursache in der Grube blau würde: alsdenn müßte ja die Luft zum Einathmen ganz untauglich seyn. Die Erfahrung selbst lehrt auch, daß die phlogistisirte und gemeine Luft diese Erde blau färbte, ob sie gleich kein brennbares Wesen aus jener herausziehen kann. Der Verf. meynt, das der weissen Erde beygemischte brennbare Wesen, habe sich in Bewegung gesetzt, um aus derselben, in die benachbarten dephlogistisirten Körper, nach den Gesetzen der Verwandschaft überzugehen; das Brennbare bleibe aber, bey diesem Uebergange, wegen der stärkern Neigung zur Eisenerde, an derselben hangen. (vielleicht ist die Erde auch wohl, wegen des zu vielen Brennbaren, weiß; so wie wir es bey dem Braunsteine sehen.) Der uns unbekannte Verfass. (der gute Kenntnisse verräth) vermuthet, daß man, diesen Bemerkungen zu Folge, die verschiedenen Luftarten dazu anwenden könnte, um verschiedene Abänderungen der blauen Farbe dadurch zu bewürken.

Fasciculus animadversionum physiologici atque mineralogico-chemici argumenti; auctore *Carolo Henrico Koestlin*, Med. et Phil. Doct. — Stuttgard apud Metzler. 1780. 4o p. 44.

Die erste Abhandlung, welche uns der V. mittheilt, führet die Aufschrift: Disquisitio observationum celeberrimi della Torre, de figura molecularum cruoris sanguinis. Zuerst die Beschreibung des Mikroskops des della Torre. Er nimmt vollkommen sphärische, durchsichtige sehr kleine Kügelchen, die im nur $\frac{1}{40}$‴, die zwischen 2 Blechelchen gefaßt werden; das Ob-

Objekt wird durch einen metalliſchen ſpiralförmigen Drath faſt ganz dichte an das Kügelchen gebracht, und wird von unten durch einen Spiegel erhellt. Das ganz friſche Blut z. B. kommt auf ein Blättgen von Frauenglaſe, und wird mit einem andern bedeckt, in den Brennpunkt gebracht. Durch ein Kügelchen von $\frac{4}{30}'''$ Pariſ., bekommen die Theilchen des Bluts, (welche bey geringerer Vergröſſerung, rund ſind) das Anſehen eines aufgetriebenen cylindriſchen Ringes, durch deſſen Loch man deutlich durchſehen kann. Um dieſe Beobachtung zu beurtheilen, bemerkt der V., daß jede ſphäriſche durchſichtige Kugel, die ihr Licht von einer Seite bekömmt, in der Axe am hellſten ſey: wenn aber die Helligkeit in der Axe einer ſolchen Sphäre nicht viel von der Helligkeit der umgebenden Theile unterſchieden iſt; ſo kann man eine ſolche Sphäre leicht für einen Ring halten. Dies lernte Fontana durch die Erfahrung: auch fand er, daß, wenn man die Blutkügelchen von oben ſchief erhellte, und den untern Spiegel wegließ; er keine Ringe ſahe; ſondern rothe, nicht durchſichtige, nicht durchbohrte Kügelchen. Der V. ſelbſt betrachtete höchſt kleine gläſerne rothgefärbte Kügelchen durch Torre's Mikroſkop und fand ſie auch in der Mitte durchſichtig; ſo daß, wenn man ſie gleich klein mit den Blutkügelchen hätte machen können, ſie eben das Anſehen von Ringen gehabt haben würden. Jene ganze Entdeckung ſinkt alſo zu einem optiſchen Betruge herab. II. Examen mineralogico-chemicum materiei, quae Herculaneum et Pompejos An. 79 aerae Chriſt. ſepelivit. Die pulverichte zuſammengebackene Aſche, die Pompeji bedeckt, iſt grau und ſchwärzlich: man findet weiſſen Bimſtein, abgerundete Lavenſtücken, und weiſſe dunkle, doch an den Ecken zu Zeiten durchſichtige Granaten, von der Größe einer Erbſe, bis zu einem Zolle im Durchmeſſer. Einige ſchlagen am Stahle Feuer, andere ſehen glaſigt aus, aber ſind ſehr zerbrechlich: noch andere beſtehen aus einem weiſſen Pulver, haben aber doch die völlige Granatfigur. Noch andere ſind völlig kriſtalliniſch; 18 — 24 eckicht: die kleinern ſind abgerundet und ſphäriſch. Endlich enthalten einige im Mittelpunkte einen Kern aus Aſche und Tuff. Die Aſche iſt pulverartig, oder hängt auch, aber ſehr ſchwach zuſammen, wird vom Magnet wenig oder gar nicht angezogen, und braußt wegen des eingemiſchten Kalks etwas. Die Aſche vom Herculaneum, iſt grünlich, gelb und grau, zu Tuff verhärtet, enthält Stücke ſchwammigter Lave und Kalkſteine, und braußt auf: Granaten bemerkt man nicht darinn. Dieſe Aſche wurde entweder

durch die Heftigkeit des Feuers über diese Städte geworfen, oder das heisse ausgeworfene Wasser hielt dieselbe schwebend in sich, und floß dahin; oder beyde Ursachen waren verbunden. Den letzten Fall nimmt der V. an: eine Stelle des Caßiodors macht ihm ihn wahrscheinlich: auch sind die bedeckten, unzerborstenen Häuser, inwendig mit Tuff angefüllt. Ein glühender Regen würde mehr Zeichen des Brandes zurückgelassen haben, die man auch wohl zu Herculaneum antrifft: bey Pompeji findet man sie fast gar nicht. Der neue Berg zu Puteoli, von 2000 Fuß, entstand in 41 Stunden durch einen solchen wäßrichleimichten Ausbruch; wahrscheinlich auch mehrere Hügel zu Marino, die unverkalchten Kalkstein, auch schalichte, unveränderte Seekörper enthalten: auch zeigen die ordentlichen Schichte des Tuffs seine Absetzung aus dem Wasser. Selbst aus den Granaten wird ein Feuerregen unwahrscheinlich, weil sie, wie sonst, durch die Heftigkeit des Feuers verändert worden seyn würden: die in ihnen eingeschlossene Tuffkerne beweisen ihren Ursprung im Tuff. Sollten sie sich mittelst des Wassers aus diesem erzeugt haben; so würden dergleichen Erzeugungen aus dem vielen, dem Wasser ausgesetzten Tuff noch täglich sich zutragen. Der V. bringt aus der Geschichte mehrere Beyspiele der wäßrichleimichten Ausbrüche bey. — Nach demselben kam zu der geschmolzenen Lava ein Strom vom Wasser, welcher, in elastische Dämpfe verwandelt, die Lava durchdrang, und sie in sehr kleine Theilchen zertheilte, welche jedoch noch einige Flüßigkeit behielten. Bey dem Ausbruche wurden die Dünste verdickt, und verursachten den flüßigen Pompeji, bedeckenden Teig, welcher in seinem Laufe Steinstückgen in sich nahm. Die Granaten entstanden, als die flüßigen, in den elastischen Dämpfen vorhandenen kieselartigen Theile erkälteten; die erdigten entsprangen von den mehreren beygemischten Thontheilchen. Da man bey den heissen, springenden Isländischen Quellen, Blumenkohlartige Erzeugungen wahrnimmt, welche, nach Bergmann, kieselartig sind, und eine wahre durch die heftigste Hitze bewürkte, Auflösung im Wasser voraussetzen; so können, auf diese Art auch bey den Vulkanen, durch die Erkältung, Granaten entstehen. Daß die daselbst gefundenen Kristallen, wahre Granaten sind, zeigen Bergmanns Versuche, die auch der V. selbst angestellt hat.

Hieraus zieht Hr. K. einige Folgerungen. Man findet in Italien viele Laven, in denen ähnliche Granaten sich befin-

finden; auch trifft man einige in den Basaltsäulen zu Bolsenna an. Jene Laven und Basalte sind von äußerst altem Ursprunge, und aus den neuern Beschreibungen vulkanischer Ausbrüche kann man nicht beweisen, daß dergleichen aus Schlacken entsprossen sind. Man kann aus vielen Umständen die Granaten, Schörle, und Basalte nicht für wahre Laven halten. Kein Mineraloge hat, während der vulkanischen Ausbrüche, dergleichen entstehen sehen. Die Nachbarschaft von Bergen, die Schörle enthalten, mit Vulkanen, beweiset nichts: die Schörle könnten auch unverändert die Hitze der Vulkane nicht ausstehen. Der Verf. fand 1778 nach zwölf Tagen die Vesuvische Lave noch flüßig: aber nicht einen einzigen Schörlkrystall: auch nicht in den Laven von 1760. 69. 70. 71. Er sammlete auf dem Vesuve zwar Schörl, aber einzeln in kalchigten, blendigten, talkichten Steinen, wo der Kalch ungebrannt war: in wahren Lavenschlacken fand er auch einige Schörle, die aber aus ihnen leicht herausgenommen werden konnten, und keine Spur des Eindrucks zeigten. Hamilton fand sie in kalchigten und blendigten Steinen, an den Vertiefungen des Vesuvs, wo sich das Wasser sammlen konnte. — Daß die Basalte vulkanische Geburten sind, kann man nicht bloß aus ihrer Nachbarschaft mit Vulkanen schließen, da man große Berge von ihnen, ohne weitere Zeichen eines heftigen Feuers, antrifft. Die Basalten und Schörle sind so schmelzbar, daß sie durch vulkanisches Feuer zu Glas hätten schmelzen müssen: auch durchbohrt der erste mächtige Kalkschichten, oder befindet sich in deren Nachbarschaft: liegt auch auf Granit und Thonschiefer: ebenfalls hat er oft Kalkspat, Zeolit, Feldspat beygemischt; und in allen diesen Steinarten findet sich keine Spur von den Veränderungen, die der Basalt, als eine geflossene Lave hätte hervorbringen müssen. Daher rechne ich denn auch diese Steinart zu der zweyten Gattung der ursprünglichen Gebürge; sie liegt auf dem Granit und Thonschiefer, und ist zu Zeiten mit uralten Kalklagen bedeckt. Seine nahe Verwandtschaft mit dem Trapp, der gewiß nicht vulkanisch ist, machet jene Meynung auch wahrscheinlich. Möglich scheint es dem Verf. indessen, daß mancher Basalt, eben so, wie er es von verschiedenen Laven gezeigt habe, von leimicht-wäßrigen vulkanischen Ausbrüchen entsprungen sey: welches ihm z. B. von dem zu Bolsenna, wahrscheinlich ist. — Aus der prismatischen Figur verschiedener Steine, z. B. des Granitello, hat man diese auch für Feuergeburten halten wollen. Jener besteht aus grauem, porösem, zu Zeiten angefressenem Quarz, Feldspat,

ſchwarzen, zu Zeiten 6eckigten Glimmer, und gelben Eiſenocher: allein, man findet bey ihm keine Feuerprodukte, und ſind dieſe Berge mit Aeſten der kalchigten Alpen benachbart; ſo begeben ſie ſich unter dieſe, und werden von ihnen bedeckt. Ueberdem findet man bey Oſeck Eiſen-Moor-Erz, in 5-6eckigten neben einanderſtehenden, geraden, krummen und gegliederten Prismen.

III. De origine pumicis officinalis. Die mehreſten halten den Bimſtein, beſonders den Pum. Vulc. L. für eine Feuersgeburt aus dem Asbeſt, wegen ähnlicher Textur gleicher Beſchaffenheit im Feuer, und eben den Beſtandtheilen, nach chemiſcher Unterſuchung. Allein eine faſerichte Textur haben mehrere Steine; der reine Asbeſt fließt vor ſich nicht, (welches der Bimſtein thut) und ähnliche Beſtandtheile zeigen bey der Unterſuchung noch mehrere Steine; auch findet man um die Vulkane keinen Asbeſt. Minaſi ſchenkte dem Verf. ſchwarzes vulkaniſches Glas, (das er hernach auch von der Inſel Stromboli bekam,) indem er ſehr häufig weißen Bimsſtein antraf, woraus er auf den Gedanken kam, (den mehrere Mineralogen wahrſcheinlich fanden,) der Bimſtein ſey nichts, als ein heftiges geſchmolzenes vulkaniſches Glas: denn der Stuffenweiſe Uebergang des einen in das andere war faſt augenſcheinlich. Er unterſuchte, ob jener mit dem gemeinen Bimſtein übereinkam; deshalb deſtillirte er ihn mit Vitriolöl, $\frac{7}{8}$ löſeten ſich nicht auf; ſchmolzen, aber mit Weinſteinſalz zu einem durchſichtigen, grüngelblichem Glaſe. Der aufgelößte Theil gab, abgedampft eine weiße ſehr ſaure Maſſe, die calcinirt ſehr viel ſaure Dämpfe von ſich ſtieß. Durch Waſſer wurden 2 Scrupel Bitterſalz herausgezogen, und 3 Gran Eiſenerde ſonderten ſich ab. Jener Bimſtein floß auch, wie der gewöhnliche, für ſich in heftigem Feuer. Kleine Stücken des vulkaniſchen Glaſes, vor den Borniſchen Blaſebalg gebracht, floſſen an den Seiten, und veränderten ſich bey länger anhaltendem Feuer, in eine weiße, ſchwammigte, dem Bimſtein ähnliche Maſſe. Beſtätigend iſt es, daß man nirgends Bimſtein findet, wo keine Lave iſt; und da bey den neuern Ausbrüchen des Veſuvs keine glaſigte Lave ſich zeigte; ſo traf man darnach auch keinen Bimſtein an. Bey Stromboli, dem Aetna und den isländiſchen Vulkanen findet man itzt noch glaſigte Lava, und häufigen Bimſtein. Er iſt anfänglich nicht ſchwarz, und bleicht ſich nicht durch die Sonne aus. Das vulkaniſche Glas unterſcheidet ſich von der andern Lava, daß es mehr Kieſelerde hat, reiner und feſter und gleichförmiger geſchmolzen

ſchmolzen iſt. Die Laven haben viele Aehnlichkeit mit manchen Eiſenſchlacken; und oft zeigt ſich über dem geſchmolzenen Eiſen eine weiße, faſerichte, ſehr leichte Materie, (Grigeons Asbeſt;) die dem gewöhnlichen Bimſteine ſehr ähnlich iſt: doch weiß man nicht, ob jene auch Bitterſalzerde enthält. Nach Wallerius geben die Steinkohlen und Schiefer im Feuer ein ſchwammigtes, Bimſteinartiges Product; auch erhielt Scopoli aus einer Art von Thon ſolche ähnliche Schlacken: allein hieraus kann man doch noch nicht ſchließen, daß der wahre Bimſtein aus dergleichen Körpern entſtehe. — Der Verf. zeigt in dieſer Schrift viele Kenntniſſe in der Naturkunde, Chemie, und beſonders Mineralogie, einen guten Beobachtungsgeiſt und Beurtheilung: und giebt große Hoffnungen von ſich auf die Zukunft.

Dw.

Geographiſche Geſchichte des Menſchen und der vierfüßigen Thiere. Zweyter Band. Enthält ein vollſtändiges Verzeichniß aller bekannten Quadrupeden, von E. A. W. Zimmermann. Leipzig, bey Weygand. 1780. 8. 432 S.

Schon die Aufſchrift zeigt den Inhalt dieſes Theils an, bey welchem Hr. Z. die beſten alten und neuen zoologiſchen Schriften, auch Reiſebeſchreibungen und ſelbſt ungedruckt ſchriftliche Nachrichten großer noch lebender Zoologen, eines Pallas, Pennant, Hermann, Schreber, Camper und Allamand genützt, und ſo, freylich nur noch ſehr obenhin bekannte Thiere mit eingerechnet, die Anzahl der Arten aus dieſer Claſſe über vierhundert gebracht hat. Zuweilen dürfte man freilich für das zugegebene Vaterland gültigere Beweiſe, als das Zeugniß flüchtiger, oft mit der Natur zu wenig vertrauter Reiſenden, einen reinern, geſchmeidigern Ausdruck, den Kürze unterſcheidet, eine fließendere Schreibart, mehr Beſtimmtheit im Ganzen, und welches, unſerm Ermeſſen nach, leicht hätte ſo eingerichtet werden können, weniger Wiederholung wünſchen. Den Anfang macht das Verzeichniß der Thiere, die ſich nur über beträchtliche Theile der alten Welt von wenigſtens 50° — 60° Länge, und 10° — 20° oder mehrere Grade der Breite erſtrecken. Die Wanderratze komme nicht in ſehr kalte Länder, finde ſich nicht in Norwegen, und verdiene daher den Namen: Norwe-

gische M… aus nicht. Den Damhirsch schließt Hr. Z. aus
merica au… s; Pennants amerikanischer habe Hörner ohne Sch…
feln, und … auch Rai's virginianischer sey eine eigene noch n…
genug bek… stimmte Art. Der Tonkong an der Gambia hat e…
Mähne, … und was man von Damhirschen aus der Gegend …
Kaps sag… t, sind Gazellen; das Thier kommt überhaupt we…
in den k… ltesten Ländern, noch in der heißen Zone vor. …
Höcker … es Kameels wird nicht von den Knochen des Rückg…
des geb… det. Der Tauro elephas gehöre zu dem Auerochs…
Der … e mit dem Hundskopfe findet sich auch bey Gibralt…
und m… hrere Gazellenarten in Asien und Africa, dissseits …
Wend… Kreises. Sehr richtig bemerkt Hr. Z. daß die stärk…
Bevö… rung in den warmen Ländern nicht die Ursache von …
Abnahme der Löwen seyn kann. Auf diese Thiere der al…
Welt folgen nun die Thiere der neuen Welt; und zuletzt u…
dem Tabl… solcher Thiere, welche kleinere Theile der Erde …
wohnen, ein Verzeichniß aller bekannten Säugthiere. …
halten wir für sehr überflüßig, selbst der Aufschrift widersp…
chend, hier alle wieder zu nennen, welche schon unter …
vorhergehenden Abtheilungen vorgekommen sind. Auch …
können wir, der ausführlich angeführten Gründe des V. un…
achtet, nicht billigen, daß er Rai's Ordnung zum Grunde le…
Nach einer ungedruckten Nachricht eines Gouverneurs in …
Hudsonsbay scheuen die amerikanischen Auerochsen den M…
schen, wissen sich aber sehr wohl gegen Wölfe zu vertheidig…
Hr. Z. hält den Bison für eine Art mit den Auerochsen. …
Bisamochs aus Neuwallis und den höhern Theilen von Cana…
eine eigene Art. Daß der Sarluk sich mit dem Hausoch…
begattet, würde uns noch nicht beweisen, daß er sehr nahe …
ihm verwandt sey. Das Thier im Lobo, das Allamand …
den Gnou deutet, sey eine andere Art der Gazelle (Ore…
auch der Taureau-cerf von Cosmas, nicht der Gnou.
die Meynung, daß es vormals auf dem festen Lande Einh…
gegeben habe, einige Gründe, die aber nach unserm Bedü…
den Gegengründen das Gleichgewicht nicht halten. Der
rang-Outang finde sich nur in Ostindien. Eine durch ihre
bissche Art am Cap sehr berüchtigte Spielart des grauen
vians, der Bärenpavian, von seinem Ansehen so genannt.
vierfingerichter schwarzbrauner Affe aus Guiana, mit ei…
rundlichten, gleichsam in eine große dicke Perücke von …
braunen Haaren eingehüllten Kopfe. Der Tarser u…
den Makis. Der mexikanische Wolf als eine bloße S…

art des gemeinen. Sehr richtig, der wahre Panther kommt nicht in Amerika vor. Der schwarze amerikanische Bär ist doch offenbar eine eigene Art, keine bloße Spielart des gemeinen. Der Quickhatch ist allem Anschein nach nur eine Spielart des Vielfraßes. Der Raccoon gehörte, weil er viel körperliches Geschick hat, weit eher unter den Dachs, als unter den Bär; auch den Surikatten, den braunen und rothen Rüsseltäger würden wir wegen ihres Körperbaues viel lieber dahin zählen. Der Stinkbiesen ist mit der Zorille einerley Art, die nicht in America, sondern im südlichen Afrika zu Hause ist. Ein greifender Schwanz dünkt uns kein schicklicher Ausdruck für cauda prehensilis. Sehr richtig zweifelt Hr. Z. ob Stein- und Feldmarder wirklich verschiedene Arten seyn. Unter Bavia das Wasserschwein, und eine neue Art aus Patagonien, sonst als patagonischer Hase bekannt. Schrebers Fetthier, auch noch unter diesem Geschlecht. Aus einer Abtheilung des Mäusegeschlechts ein neues Geschlecht Myoxus, unter welchem die große Haselmaus die erste Art ist. Drey neue elsässische Arten der Spitzmaus von Hrn. Hermann, mit weißen Zähnen, mit viereckigem und mit verkehrtem Schwanze. Piedra del porco kommt nicht vom gemeinen Stachelschwein. Unter den Fledermäusen ist eine neue Schrebetische Lasiurus eingerückt. Im Nachtrage von Hrn. Allamand, vorläufige Nachricht von einem ostindischen Hirsch oder Reh, und von einer Gazelle Oerebi genannt. Eine sehr schätzbare Nachricht von Hr. Pr. Camper, den Kuskus betreffend. Im dritten Bande macht uns nun Hr. Z. Hoffnung zu einer Anwendung dieser Zoologie auf Erdgeschichte, Erdrevolutionen ꝛc. und mit ihm wird auch die Zoologische Weltcharte ausgegeben werden.

Ht.

Description et usage de quelques lampes à air inflammable par *F. L. Ehrmann.* bei Hinz. 33 Seiten.

Oder: Beschreibung und Gebrauch einiger elektrischer Lampen von F. L. Ehrmann. Bey Bauer und Treutel. 36 Seiten. Beyde mit einer Kupfertafel. 1780. 8.

Unter dieſen Aufſchriften und in beyden Sprachen hat Hr. E. gezeigt, wie man die Entdeckungen der Neuern in der Lehre von der Elektricität und der brennbaren Luft, auch im gemeinen Leben nützlich anwenden kann. Dieſe Lampen ſind eine Art von Heronisbrunnen, in welchem die brennbare Luft durch das Waſſer in die Höhe getrieben, und wie ſie zur obern Mündung der Röhre in die freye Luft heraustritt, von dem elektriſchen Funken entzündet wird. Zugleich iſt dafür geſorgt, daß keine gemeine Luft in den untern Behälter kommen, und durch ihre Vermiſchung mit der brennbaren unerwartet ein Zerplatzen veranlaſſen kann. Die erſte Lampe von ſolcher Einrichtung erfand Hr. Fürſtenberger in Baſel, die zweyte Hr. Brander in Augsburg, die dritte Hr. D. Gabriel, die vierte Hr. E. ſelbſt; alle, ſo wie ihren Gebrauch und ihre Vortheile und Schwürigkeiten, hat Hr. E. ſehr faßlich beſchrieben, und durch beygebrachte Zeichnungen noch deutlicher gemacht. In der deutſchen Ausgabe iſt außer der Beſchreibung des Verfahrens, ſich entzündliche Luft zu verſchaffen, noch ein Anhang aus den engliſchen Tranſactionen für 1778 von Ingenhouß Methode, ein Licht durch einen electriſchen Schlag anzuzünden.

Proluſio diſſertationum de vtilitate phyſicae in rite obeundo munere ſacro; adjiciuntur annotationes quaedam de ſcientia phyſiognomonica ejusque recto vſu, quas praeſ. *Sal. Schinz* defendent *Steiner*, *Suizer*, *Hegner*, *Paulet*, *Mourier*. Turici. 4. 35 Seiten.

Oder: Sal. Schinz Einleitung zu einigen Abhandlungen über den Nutzen, welchen ein Geiſtlicher aus der Naturwiſſenſchaft ziehen kann, nebſt einigen Anmerkungen über die Phyſiognomik und derſelben richtigen Gebrauch. Aus dem Lateiniſchen überſetzt. Zürich und Winterthur, bey Füßli und Heinr. Steiner und Comp. 1780. 8. S. 72.

Aus ſehr triftigen Gründen zeigt Hr. Thorh. mit vieler Wärme den großen Nutzen, den eine gründlichere Kenntniß der Natur einem Gottesgelehrten, der alle Pflichten ſeines Berufs nach

nach ihrem ganzen Umfange zu erfüllen trachtet, verschaffen kann. Zugleich aber zeigt er, mit Anstand und Ernst, wie leicht und oft der allgemeine angebohrne physiognomische Sinn trüge, was an der Physiognomik wahres ist, wie wenig noch bisher darinn gethan ist, wie wenig selbst sein Freund und naher Anverwandter, für dessen Herz er eine große Hochachtung bezeugt, Lavater, bey allen seinen Bemühungen darinn geleistet habe: dann entwirft er die Grundlinien, nach welchen eine vernünftige Physiognomik behandelt werden müßte. Dieses hat uns der wichtigste Theil der ganzen Abhandlung geschienen, den wir den Liebhabern der Physiognomik zur Beherzigung empfehlen.

Der Uebersetzer, der nach der Unterschrift unter der Vorrede zu schließen, Hr. D. Ziegler in Winterthur ist, hat in eben dieser Vorrede in einer sehr nachdrucksvollen Sprache das Vorurtheil des Ansehens und die Moden in dem Reiche der Gelehrsamkeit gerügt, auch diese Schrift mit einigen Gaßnerischen Urkunden vermehrt, die den Lesern sehr angenehm seyn müssen. Zugleich erfahren wir, daß Hr. Lavater mit nächstem seine freundschaftliche Gedanken darüber öffentlich äußern wird.

J. Strange Abhandlung von den säulenartigen Gebirgen und andern vulkanischen Naturerscheinungen im venetianischen Gebiete in einem Schreiben an Hrn. Pringle. Aus dem Italiänischen von F. A. Weber. Mit Kupfern. Heydelberg, bey den Gebrüdern Pfähler. 1780. 8. 161 S.

Der Verfasser dieser Schrift macht sich dadurch ein Verdienst um die Naturgeschichte; er beschäftigt sich zu hauptsächlich mit den vulkanischen Denkmälern in Oberitalien, und vornemlich mit denjenigen, die in den euganeischen G birgen vorkommen, allein seine ausgebreitete Bekanntschaft n den besten Schriften anderer Naturforscher, die in diesem Fa gearbeitet haben, und mit andern Gegenden, die er bereis, und als Naturforscher untersucht hat, leiter ihn zur Erläuterung seines Hauptgegenstandes auf die Beschreibung mancher anderer Gegenden, oder auch einzelner Berge in denselbigen; in Auvergne, Velay, Vivarais, Gevauden, Lyonnois, in den Sevennen, in Hales, in Catalonien, Dalmatien, in dem Kirchenstaate, in

dem Großherzogthum Toscana und in dem Freystaate von Genua, welche dem Leser sehr angenehm seyn müssen. Nur hätten wir gewünscht, daß der V. sich an eine genauere Ordnung gebunden hätte, auch schien er uns hin und wieder sich nicht immer gleich zu bleiben, und besonders in Verfechtung gewisser Meynungen, das einmal fast ganz wieder zu läugnen, was er kurz zuvor mit sehr vielem Eifer vertheidigt hatte; und ob er gleich zuweilen die Nachrichten anderer Naturforscher von Italien berichtigt, so glauben wir doch, daß dem V. bey der Erklärung der gegenwärtigen Gestalt der sogenannten vulkanischen Berge und Produkte, Faujas de S. Fond, und bey der Erklärung der Entstehungsart des Granits Saussure, sehr zu statten gekommen wäre.

Der Monte rosso, ein isolirter Berg in der euganeischen Gebirgekette, nicht weit von den warmen Bädern bey Abano, besteht großentheils aus grauem Granit (Granitello), oder vielmehr aus einer Art Greßellstein ohne Feldspar, und nur an der südwestlichen Seite aus parallelen senkrechten Säulen von mancherley Gestalt und Größe von höchstens acht Zollen im Durchmesser, und zehen Schuhen in der Höhe, unter welchen sechsseitige die gewöhnlichste sind; dreyseitige nebst fünfseitigen und andern findet man auch in ganzen Colonnaden an einem Flusse bey Bassano, achtzig Schuhe hoch und noch höhere bey Vestena. Der Basalt von Monte rosso ist dem Granit, auf welchem er sitzt, im Innern ganz ähnlich, und hat mit ihm die gleiche Mischung; wir zweifeln sehr, ob er unter diesem Namen noch den Namen Basalt verdient, und würden noch weniger daraus folgern, daß die Steine aus den Bestandtheilen der Mutter entstehen, in welchen sie sitzen, so wahr dies in einigen Fällen seyn mag, auch nicht, bey den so einleuchtenden aus dem innern Bau der größern Granitberge entlehnten Beweisen des Hrn. v. Saussure für ihre Entstehung durch ein Niederfallen aus dem Wasser, daß der Granit durch ein vulkanisches Feuer entstanden seye; selbst die Stücke von Lava, die der V. hin und wieder in dem Granit angetroffen hat, streiten bey genauerer Prüfung und Vergleichung der auch von dem V. angeführten Berge, die halb aus Produkten des Feuers, halb aus Produkten des Meers bestehen, mehr für die letzte Hypothese. Darinn stimmen wir übrigens dem V. vollkommen bey, daß die regelmäßige Basaltsäulen nicht in dem tobenden Feuer des Vulkans selbst, sondern, wie dies auch Banks und Solander auf der Insel Staffe bemerkt haben, immer in einiger Entfernung

nung von dem eigentlichen Ausbruche entstehen. Daß der sogenannte Glasachat, welchen auch der Uebersetzer nach seiner Urschrift gegrabenes Glas nennt, nicht bey den noch tobenden Vulkanen vorkommen, mag vielleicht von den italiänischen wahr seyn; aber man findet ihn doch am Chimborake, Pitchinka, Hekla u. a. m. wenn er aber auch da nicht gefunden würde, so würden wir daraus eher schließen, das Feuer der Vulkane sey nicht stark genug, ein vollkommnes Glas zu schmelzen, da alle löcherichte vulkanische Schlacken in einem Feuer, das stärker als das Feuer der Vulkane ist, zu einem dichten Glase schmelzen, als mit dem V. das Feuer der Vulkane sey zu unregelmäßig. Auch ist es uns glaublich, daß das Feuer an der Gestalt der Berge, aus welchen es ausbricht, vornemlich, wenn sie aus Granit bestehen, nichts oder nur wenig ändert; aber aus der Aehnlichkeit einiger vulkanischen Schlacken mit Porphyr und Granit würden wir nicht schließen, daß letztere eben so, wie die erstere entstehen. Bey St. Flour in Auvergne, auch am Montegroso bey Bassano, und bey Pietraburna im Vicentinischen etwas gewundene Basaltsäulen. Mit Recht scheint uns der V. die gleichsam ausschließende Anwendung der Chemie auf Mineralsysteme zu verwerfen; daß aber bey den Finsternissen, die in diesem Theil der allgemeinen Naturlehre noch vorwalten, wenn man nicht auf Hypothesen bauen will, die keine genauere Prüfung aushalten, die Verschiedenheit der Entstehungsart eine festere Grundlage abgebe, wie V. sich vorstellt, können wir uns nicht überzeugen; auch nicht davon, daß die Kiesel, die man in Kreide und Kalkstein antrifft, auf der Stelle entstanden sind. Ausbrüche von Vulkanen seyen blos zufällige Naturerscheinungen. Glasachat findet man auch bey Monfelice und Montericco. Bey Baon, auch sonst im Veronesischen und Vicentinischen schalige Lavakugeln, oft mit einem kalkartigen Kerne. Hin und wieder hat der Uebersetzer Anmerkungen aus neuern Schriften beygebracht.

Io. Anton Scopoli Fundamenta chemiae Edit. alt. auct. et emendat. Papiae. 8. S. 238.

Schon die vermehrte Seitenzahl zeigt, daß diese Ausgabe vermehrt seyn muß, ob gleich der weitläuftigere Druck auch das Seinige dazu beyträgt; wirklich ist auch hier die Beschreibung der Oefen etwas ausführlicher, und z. B. unter den Beyspielen der Calcination die Zubereitung der Flüsse. Auch

behauptet Hr. Sc. nicht mehr, daß Glauberisches Wunderſalz in einem verſchloſſenem Gefäße zu Waſſer zerfließt, und nimmt wieder ſeine ehemalige Meynung an, daß die Metalle bey ihrer Verkalkung Luft in ſich ſchlucken, ob er gleich dieſer Luft keine Schnellkraft zugeſtehen will. Sonſt iſt Ordnung, innere Einrichtung, Vortrag und Grundſätze eben ſo, wie bey der erſten Ausgabe, die bereits Anhang zum 25-36ſten Bande dieſer Biblioth. 2 Abth. 1146. angezeigt iſt.

Hf.

Schriften der Berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde. Zweyter Band. Mit 10 Kupferplatten. Berlin, 1781. im Verlage der Buchhandlung der Realſchule. 8. 5 Bogen über ein Alphabet ſtark.

Daß auch dieſer Band den Dank des eifrigen Naturforſchers verdiene, wird ſchon die Aufſchrift der darinn enthaltenen Abhandlungen einigermaßen darthun, noch mehr der Inhalt der meiſten. Den Anfang machen, von S. 1-40. Aepinus Bemerkungen über den Bau der Mondfläche und den vulkaniſchen Urſprung ihrer Ungleichheiten. Mit Vergnügen bemerkt man auch hier, wie oft mehrere Gelehrte faſt zu gleicher Zeit auf eine Entdeckung geleitet werden; denn den Gedanken, welcher der Hauptgegenſtand dieſer Abhandlung iſt, hat ganz neuerlich auch Hr. Prof. Lichtenberg in dem göttingiſchen Magazin ſehr ſchön vorgetragen, und wahrſcheinlich gemacht. Berge, wie die Alpen oder Pyrenäen, ſeyen im Monde ſelten, iſolirte runde wie der Veſuv und andere Vulkane deſto häufiger. Dies zeigt V. aus den vielen Mondsflecken, die er nacheinander durchgeht, und mit den Bergen unſerer Erde vergleicht; faſt ſollten wir glauben, daß V. das molfetta nennt, was die Italiäner ſonſt monticello nennen. Mit unter ſtreut V. auch andere Bemerkungen und Muthmaßungen ein, welche man unter dieſer Aufſchrift nicht erwartet hätte. Alle die in neuern Zeiten entdeckten verſchiedenen Luftarten ſieht er nur für Auflöſungen verſchiedener Materien in gewöhnlicher Luft an; (von einigen möchte dieſes gelten, von allen gilt es gewiß nicht.) II Muthmaßungen über die Urſachen der Abweichungen bey den Inſekten von J. F. W. Herbſt. S. 41-55. Nicht ohne Kenntniß der Na-

tur, auch in ihren übrigen Werken, sucht V. den Grund dieser Abweichungen schon in der Zeugung, (von wahren Abweichungen geben wir dies allerdings zu, und nur diese verdienen die Aufmerksamkeit des ächten Naturforschers, aber wie manche zufällige Abweichungen, sogar solche, die ihren Grund in fehlerhaften Einpacken, Versenden und Aufbewahren haben, sind von Mikrologen unter bemerkenswürdige Abweichungen aufgenommen worden!) III. Versuch einer Beschreibung der Gegend um Sluppe in Mähren, von Joh. Mayer. S. 56-65. Die benachbarten Berge meistens Kalkberge, mit wenigen Versteinerungen und vielen Tropfsteinhöhlen, in welchen viele Knochen liegen, und die Wärme, je tiefer man kommt, desto größer ist. Unter den Bergpflanzen auch der sogenannte mitternächtliche vollblühende Farren. IV. Crania oder Todtenkopfsmuschel, beschrieben, von A. J. Retzius S. 66-76. Der V. nimmt zwo Arten davon an, die er hier genau beschreibt; die eine, die er an einer von der Küste der Manillen kommenden Korallinke festsitzend antraf, die andere, die man versteinert bey Cancherga in Schonen findet. Er trennt sie als ein eigenes Geschlecht von der Bohrmuschel, und führt seine sehr gerechte Gründe dazu an. V. Vorläufige Bemerkungen über den Sabatillensaamen und dessen Gemische von J. G. Gleditsch. S. 77-97. Sehr umständlich über seine Verfälschung und sein natürliches Geschlecht. VI. Betrachtung über die Systeme der Entomologie von Joh. Christ. Fabricius. S. 98-115. Eine Beurtheilung des Linneischen und seines eigenen, welche er allein für Systeme gelten läßt, nach sehr richtigen, vielleicht bey unserer zu sehr eingeschränkten Kenntniß der Natur, nur zu strengen Grundsätzen. VII. Anmerkungen und Erläuterung beym Durchlesen einiger (vornemlich helmiuthologischer) Abhandlungen in den Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde, von O. Fr. Müller, den man auch ohne seine Unterschrift errathen würde. S. 98-138. Herrliche Bemerkungen über das Wachsthum der Schalen bey Schalenthieren, welche die schon bekannten Grundsätze des V. bestätigen. Das Kugelquadrat ist kein Ey, keine Larve eines Insekts, sondern ein wahres Infusionsthierchen. Die Schalen der Schalenthiere sind in der Tiefe des Meers so hart, als außerhalb desselbigen. Kaum verdiente es wohl einer Widerlegung, was Hacquet zu behaupten schien, daß die Schimmelarten und einige mit ihnen verwandte Kryptogamisten nicht organisirt seyen; der Wunsch Hr. H. zeigt würklich wenig Bekanntschaft mit den neuern Entdeckun-

deckungen; ist aber auch wieder ein Beweis, daß selbst die besten Vergrösserungsgläser den Beobachter noch nicht ausmachen. Adansons Pedipes und Müllers Helix pythia sind zwo sehr verschiedene Arten. V. hat den Bandwurm in heissem Wasser immer augenblicklich sterben gesehen, der im Aal gefundene sogenannte Fadenwurm ist vielmehr ein Kuttenwurm, und V. hat ihn auch im Bars, Kaulbars und Hecht gefunden. Hr. Herbsts träger Wasserkäfer sey V. Dyticus rufescens, und sein ungewisser Erdkäfer V. Dyticus curculinus. VIII. Mineralogische Rhapsodien von Hacquet erste Lieferung. S. 139-161. Nur gar zu oft vermissen wir bey dem V. Bestimmtheit der Begriffe und Ausdrücke, und finden dagegen bey ihm eine übertriebene Neigung andern zu widersprechen. Der sogenannte krystallisirte Sandstein sey Kalkspat mit Quarzkörnern; daß der gewöhnliche Quaderstein ein Sandstein ist, ist wohl schon längst bekannt. Schmutzig weiße Chalcedonkrystallen (vielleicht Quarzkrystallen?) in den Eisengruben bey Hüttenberg in Kärnthen, ebendaselbst; so wie bey Moniz und Bömik in Ungarn Chalcedon als Tropfstein mit einem Kern von Eisenerz. Viele Abänderungen der Blendekrystallen von Dognaska. Zinkspat bey Bleyberg in Kärnthen. In Kärnthen Eisenerzkrystallen mit Baumzeichnungen von Ocher, Braunstein oder auch von einer Silberfarbe. Rothe, grüne und blaue Kupferkalkkrystallen von Moldawa. Bleyspat ohne Kalkerde, welche in dem Kärnthischen von Bleyberg immer befindlich ist, von Dognaska und Resbanya Bleyglanzwürfel mit Zeichnungen von Kreisen auf der Oberfläche von Gladnea. IX. Oekonomische Naturgeschichte des Damwildprets vom B. Gr. von Mellin. S. 162-213. Auch in der Waidsprache und gänzlich nach ebendemselbigen Plane, wie im ersten Theile die Geschichte des Hirschwildprets der Unterschied von diesem. Bey einem Hirsch, der an seinen Zeugungstheilen beschädigt worden ist, bleibt das Gewih sein ganzes Leben hindurch so, wie es zu der Zeit war, da er dieses Unglück hatte. Das Schreyen zur Brunstzeit sey eine Folge der Entkräftung. Sogar Spiesser können sich vermehren, und selbst Schmalthiere beschlagen. Rothe Schaufler auf weisse Thiere bringen immer rothe, und weisse Hirsche auf rothe Thiere, weisse Kälber. Auch nur acht Tage Unterschied in der Zeit, zu welcher sie gesetzt werden, hat auf die Kälber, ihr ganzes Leben über, einen sehr großen Einfluß. Ein Verzeichniß der Bäume, welche das Damwildpret mehr oder weniger liebt, oder welchen es nicht nachgeht. Vorschläge zur

Ein-

Einrichtung einer Wildbahn oder eines Thiergartens für Dannwildpret, allein, oder mit andern Wildpret. X. Hr. Silberschlag von dem Fluge der Vögel. I. Abschn. S. 214 - 243. II. Abschn. S. 244 - 270. Auf den Fußstapfen eines Borellus hat V. diesen wichtigen Theil der thierischen Physiologie mit neuern mechanischen und zootomischen Entdeckungen, und ihrer glücklichen Anwendung bereichert. Der erste Abschnitt hat die Werkzeuge des Flugs; der zweyte von dem verschiedenen Verhalten der Vögel beym Fluge zum Gegenstande. Entwurf zu einer Eintheilung der Vögel nach den Flügeln. Einige Beyspiele von dem Betragen der Störche gegen die Mareden ihres Geschlechts. XI. Zusatz zu des sel. Martini Abhandlung über die zweyschaligten Konchylien mit viel gekerbtem Schlosse, von Hr. Hermann in Strasburg. S. 271 - 276. Beschreibt hier einige Verstheinerungen dieser Art aus der Gegend von Gurdershofen, die er mit einigen andern Linneischen Arten der Auster von diesem Geschlechte losgerissen, und in ein eigenes vereinigt wünschte. XII. Beschreibung eines zu astronomischen und geometrischen Ausmessungen bequemen Instruments, vom Hrn. D. Pelisson. S. 277 - 284. XIII. Etwas von der Bienenzucht von Hr. Inspect. Sybel zu Cleve. S. 285 - 296. Sehr gut gewählte Rathschläge, sie mit Vortheil und Vergnügen, vornemlich im Clevischen zu treiben. V. räth, den dabey zu gewinnenden Honig insbesondere auf Meth zu nützen, der den Wein in manchem Betracht entbehrlich machen könnte. XIV. Beytrag zur Naturgeschichte des Salmo Alpinus Linn. von Fr. von Paula Schrank. S. 297 - 306. Mase, Farben und übrige äußere Eigenschaften des Fisches von beyden Geschlechtern; er heißt im Berchtolsgadischen Schwarzreuterchen, wohl auch Salbling, ob er gleich vom eigentlichen Salbling sehr verschieden ist. XV. Kleine entomologische Anmerkungen von Fr. v. Paula Schrank. S. 307 - 318. Uns scheint doch V. Coelogaster nicht so von Leucospis dorsigera bey Fabricius verschieden, daß er ein eigenes Geschlecht ausmachen könnte. Einige ungedruckte Nachrichten von Hrn. v. Hufnagel entlehnt, zur Berichtigung anderer gedruckter. Pallas habe die Sphinx proserpina vor den wienerischen Entomologen beschrieben. Scopoli's Elater castaneus sey vom Linneischen verschieden, und eine eigene Art. XVI. J. C. F. Meyers Beyträge zur Kenntniß des Flußspats. S. 319 - 333. Durch passende Versuche hat V. erwiesen, was andere schon längst für wahrscheinlich hielten, daß die Kieselerde, welche sich zeigt, wann Flusspatsäure

säure mit Wasser vermischt wird, weder ihr, noch dem Flußspat eigenthümlich zugehöre, noch ein neues aus der Verbindung beyder wirklich entstehendes Product, sondern die Erde seye, welche die Säure durch Hitze unterstützt, aus dem Glase aufgelößt habe, und nun, da man sie mit Wasser verdünnere, fallen lasse. So fällt freylich auch der aus dieser Erscheinung gefolgerte kühne Satz, als wenn Erden nur durch Wasser gerinnende Säure seyen. XVII. J. C. F Meyers Versuche mit der in dem Gußeisen entdeckten weissen metallischen Erde. S. 334-348. Sollte sie sich wohl in jedem Gußeisen finden? Uns dünkt die Folgerung noch zu gewagt, daß sie ein neues eigenes Metall sey. XVIII. L. F. Herrmann's Nachricht von der Eisen- und Stahlmanipulation bey den gräflich Lodronschen Eisenhütten in Kärnthen. S. 349-368. Freylich hier nicht ganz am rechten Orte, aber für den Technologen und Fabrikanten desto brauchbarer. XIX. H. Pet. Boddaert Abhandlung von Amphibien. S. 369-387. Die Fehler der bekannten Systeme, vornemlich des Linnéischen, (die kannten wir auch, und mit uns alle unsere Leser, welche sich je mit diesem Theile der Thiergeschichte beschäftigt haben; aber hat uns der V. dafür etwas bessers gegeben? Seine Geschlechtsfolge scheint es uns nicht zu seyn; und von der Zeichnung der Haut die unterscheidenden Merkmale zu entlehnen, wie unbeständig, unzuverläßig ist sie noch mehr für den europäischen Naturforscher, der nur die wenigste Amphibien lebendig sieht! Was hat den Criazischen Schüler, Laurenti anders verführt, Linné zum Hohn und jeden ächten Naturforscher zum Ekel, die Arten der Amphibien so sehr zu vervielfältigen?) XX. Nachricht von einem ungewöhnlich großen mit Steinrinde überzogenen Geweih, eines zum Hirschgeschlecht gehörigen vermuthlich nicht mehr bekannten Thieres. Nebst einem Anhange über die Merkwürdigkeiten der Gehörntragenden Thiere aus dem Hirschgeschlecht, vom Domherrn Fr. Eb. v. Rochow. S. 388-401. Es wurde 1771 bey Worms im Rhein gefunden, und ist hier sehr genau nach Maas, Gewicht und Gestalt beschrieben. Den Schluß macht außer einem vollständigen alphabetischen Register eine kurze Lebensgeschichte des Hrn. v. Güldenstädt. In dem kurzen Vorbericht ist der Zuwachs der Gesellschaft an Mitgliedern, Büchern und Naturalien erzählt.

Physika-

Physikalisch-chemische Untersuchung der thierischen Feuchtigkeiten von F. A. Weber. Tübingen, bey Herrbrandt. 1780. 8. S. 140.

Hätte der V. die Versuche als bekannt vorausgesetzt, die man schon in den meisten Handbüchern der Chemie liest, manche seiner neuen Versuche weiter getrieben, den Erfolg derselbigen genauer angegeben, in der Wahl derselbigen zweckmäßiger verfahren, in ihrer Erzählung sowohl als in den Folgerungen daraus mehr Bestimmtheit gezeigt, und seine Untersuchungen auch auf andere Säfte, die noch nicht so oft untersucht sind, als Galle, Harn und Blut ausgedehnt: so würde er eine sehr wesentliche Lücke in der Chemie und Physiologie ausgefüllt haben. Wir wollen damit nicht sagen, daß V. nichts geleistet habe, aber so viel müssen wir nach unserer Einsicht bekennen, daß er die Erwartungen nicht erfüllt, zu welchen die Aufschrift berechtigt. Zuerst den Speichel von Menschen, (Wir müssen uns überhaupt wundern, daß der V. nicht um die wahren Bestandtheile dieser Säfte zuverläßiger kennen zu lernen, sie bey gelinder Wärme abdampfte, und den Rückstand mit Wasser, Weingeist und Säuren, ungefähr nach Bergmannischer Art, prüfte,) der frisch und faul, mit und ohne Kalk, durch die Destillation ähnliche Produkte gab, wie andere thierische Säfte (denn die Verhältnisse hat Verf. nicht angegeben). Was das Wasser aus dem Rückstande auflößte, schlug Silber und Bleyweiß, ätzenden Sublimat gelblicht nieder, (sollte das wohl gewiß Kochsalz, nicht etwas vom Laugensalz mit unter seyn?) Vermischungen des frischen Speichels mit aufgelößten Metallen und Salzen. Weder Gold hat V. durch Reiben mit Speichel auflösen, noch Queckßilber figiren können; wohl aber lößte sich Kupfer und Eisen auf; die ölichten Bestandtheile des Speichels und das flüchtige Laugensalz sey durch feste Luft mit den wässerichten vereinigt, (hier hätten wir Mesmers Versuche gewünscht, wie sollte aber flüchtiges Laugensalz durch feste Luft gebunden werden?) Reines Wasser, Oel, stete Luft, flüchtiges Laugensalz und Kalkerde seyen die einigen wesentlichen Bestandtheile des Speichels. Nun die Rindsgalle; auch von Pflanzensäuren, Alaun, grünem und blauem Vitriol, Bleyzucker, Bleysalpeter, Silber- und Queckßilberauflösung in Salpetersäure sah sie V. wie Milch gerinnen, (ohne sie zu wärmen?) nicht aber vom Weingeist, wenn er über Pottasche abgezogen war; wider die

Erfah-

Erfahrung anderer sah der V., daß sich Oele, Harze und Balsame, geronnene Milch und Blut darinn auflößten, und sich nun mit Wasser vermischen ließen; auch hier sey stete Luft der Verbindungskörper zwischen den ölichten und wässerichten Theilchen; durch Säure werden sie im Augenblick, durch Gährung, Wärme und Feuer nur nach und nach ausgetrieben. Die Galle bestehe aus Wasser, aus einem ätherischen und empyreumatischen (sollte dieses ein ächter Bestandtheil seyn?) oder, aus steter Luft flüchtigem Harnsalze, etwas fixem Laugensalze, Kalkerde, und wenigem Kochsalze. Die Galle mildere nur die Säuren, ohne sie zu zerstören. Der Harn von Menschen, von Erwachsenen und Knaben; er habe weniger feuerfestes, aber mehr flüchtiges Laugensalz als Kühharn; noch mehr von diesem habe Pferdeharn, dessen flüchtiges Laugensalz, wenn er lange an der Sonne steht, ätzend wird. Der Geist, der durch Kalk aus dem Harn getrieben wird, gebe mit Salzgeist keinen Salmiak; Kochsalz durch mehrere Versuche dargethan; auch Sylvisches Fieberſalz; von der Vitriolsäure hat uns der V. eben nicht so überzeugt. Das Blut (hier meldet V. nicht: ob von Menschen oder Vieh) gab bey kochender Hitze einen flüchtig laugenhaften Geist, (sollte dies Blut ganz frisch, oder die Hitze nicht zu stark gewesen seyn?) Die Mutterlauge des Kochsalzes sieht er als eine Auflösung der Kalkerde in Salzsäure an; (dies ist sie gewiß nicht immer). Vitriolöl trieb aus dem Blutwasser eine Säure von eigener Art aus; (vielleicht Fettsäure? allein hier steht V. mit seinen Versuchen still, wenigstens scheint er sie nicht mit den sonst so oft erwähnten Auflösungen des Bleyes, Silbers und Queckſilbers, welche hier ohne Zweifel entschieden hätten, vermischt zu haben.) Roher Alaun, Eisen- und Kupfervitriol machen das Blut gerinnend; Gequirltes Blut (vielleicht solches, aus welchem der Fleischer das Klumpichte oder Gerinnbare schon hinweggeworfen hatte) erhielt sich einen Monat lang in der Wärme, ohne zu gerinnen; selbst starke Säuren und Weingeist bringen es nicht dazu; doch wurde es vom Weineßig und rohem Alaun nach einiger Zeit zu einer festen Gallerte. Pflanzensäure sey ein Bestandtheil des Bluts, (wenn es von grasfressenden Thieren bald nach dem Füttern gelassen wird.) Zuletzt noch einige Versuche mit dem Blutwasser. —

Zb.

Gedaechtnißrede auf den Hrn. Arch. und Ritter Carl von Linné, in Sr. K. Maj. Gegenwart vor der Koen. Academie der Wissenschaften, d. 9 Dec. 1778. gehalten von Hrn. Arch. und Ritter A. Back, aus dem Schwedischen. Stockholm und Upsala, bey M. Swederus. 1779. 12. S. 158. Mit dem Brustbild des sel. Ritters auf dem Titel.

Wann Lobredner sich nur solche Männer, wie Linné war, zu ihrem Gegenstande wählten, so würde die Welt mit manchem faden Gewäsche, und Prahlerey mit erdichteten Tugenden verschont worden seyn. Schon von der Seite betrachtet, verdient Hr. B. den Beyfall aller, denen Naturkunde und Arzneykunst und Menschenkenntniß überhaupt am Herzen liegt, und der Verleger der Uebersetzung unsern großen Dank; aber die Rede hat auch noch den Vorzug, daß sie die Schwachheiten ihres Helden, (und welcher Mensch sollte davon frey seyn!) nicht wie andere, verschweigt, oder bemäntelt, sondern wenigstens einem aufmerksamen Leser deutlich genug durchscheinen läßt. Man wird mit Vergnügen in dieser Rede lesen, wie sich das große Genie des Mannes, von wenigen bemerkt, schon in der Knospe zeigte, durch tausend unüberwindlich scheinende Hindernisse hindurch brach, und durch weise Fügungen der Vorsicht ihn zu dem großen Manne bildete, der immer der Stolz unsers Jahrhunderts seyn wird. Linné machte in der Naturgeschichte Epoche, erweckte, besonders in seinem Vaterlande, den Geschmack für dieselbige, und erweiterte ihre Grenzen nach allen Rücksichten; die Botanik insbesondere hat ihm ein neues System und festere Grundsätze, die ganze Welt eine Menge nützlicher Schüler, und theils durch diese, theils durch seine zahlreiche Schrift theils durch seinen mit ausgebreiteten Briefwechsel einen gr Theil ihrer Aufklärung in der Kenntniß der Natur zu danken. Er war insgemein Schiedsrichter in Streitigkeiten, w diese Wissenschaft betrafen; sein System war fast allgeme angenommen, und ihm war fast allein die Ehre überlassen, neuen, auch von andern gefundenen Pflanzen, ihren Namen zu geben, oder zu bestätigen. Selbst Frauenzimmer, unter welchen die regierende Markgräfinn von Baden oben an steht, fanden Geschmack an seiner Lehrart in der Naturgeschichte.

Zuerst eine nähere Bestimmung der Geschlechter und Arten unter den Nagern (Glires L.). Wir verkennen hier den Fleiß des jungen Verf. nicht; aber was kann es doch nutzen, immer neue Namen aufzubringen, neue Classificationen zu machen, und aus Erxleben, Gatterer ꝛc. ganze Seiten und ganze Blätter voll Citationen abzuschreiben, wie hier wieder durchgängig, insonders bey der Hausmaus geschehen ist? Nichts ist leichter, als auf diese Art ein Buch zusammenzusetzen. Darunter gehen beinahe viele schöne Bemerkungen verloren, dergleichen Hr. M. viele hat. Die Geschichte der Hausmaus ist ein vorzügliches Stück, auch ist manches in Kupfer gestochen, das wir sonst noch nicht gehabt haben. S. 76. fängt die Bestimmung der Kennzeichen der Adler und Falken an, die Linnee in Ein Geschlecht vereinigt, und Hr. M. getrennt haben will. Er bestimmt die Arten der Falken nach der Länge der Flügel, nach dem Schnabel, den Füßen und dem Schwanz. Schön ist die Beschreibung des Gerippes vom weißköpfigten Adler. Der V. macht sich dadurch ein Verdienst um die Osteologie der Vögel, und eben so S. 144 ꝛc. um die Muskeln. Auf den Kupfertafeln ist manches, das zu diesen Abhandlungen gehört, gut abgebildet; z. B. Taf. VII. der braune Falke, der an der Leine den wilden Enten auflauret. Zuletzt noch von einem Sackegel, den schon D'aubenton in der Leber verschiedener Mäuse fand, und der sich nach des V. Meynung von der Galle der Mäuse ernährt. Nach dieser Anzeige ist es unnöthig, unsre Ermunterung, und den Wunsch, bald mehr vom V. zu lesen, hinzuzusetzen.

Uk.

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Beschreibung des türkischen Reichs, nach seiner Religions- und Staatsverfassung, in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, mit Kupfern, von Christoph Wilhelm Lüdeke, D. d. Gottesgel. Neue Auflage. Leipzig, bey Junius. 1780. 8. 434 S. ohne die Vorrede und Zueignungsschrift.

Die

Die glaubwürdigen, Nachrichten von dem türkischen Reiche, welche der V. selbst als den Vorläufer dieses größern Werks betrachtet, sind von mir im 15. B. S. 119 f. umständlich beschrieben worden; von der darauf erfolgten Beschreibung des türkischen Reichs, deren erster Theil 1771, der zweyte aber 1778. erschien, hat im Anhange zum 13. bis 24sten B. und im 38sten B. S. 520 f., ein anderer Recensent das erforderliche angezeigt. Von diesem letztern Werke ist, wie es der vorgesetzte Titel schon ankündigt, eine zweyte Auflage herausgekommen, deren veränderte oder unveränderte Beschaffenheit ich untersuchen und noch kurz beschreiben soll. Ich finde, daß Untersuchung und Beschreibung sehr kurz seyn kann. Die neue Auflage ist ein bloßer Abdruck der ersten, nur dadurch unterschieden, daß die in der ersten Ausgabe angezeigten Druckfehler, jetzt im Texte selbst verbessert worden sind. Im übrigen paßt Seite auf Seite, und Zeile auf Zeile ganz genau, so daß es nicht nöthig war, auf dem Titel eine neue Auflage anzukündigen. Zueignungsschrift und Vorrede ist alles, wie in der ersten Auflage, und wo irgendwo eine unmerkbare Veränderung gemacht worden wäre, würde der Verf. nicht ermangelt haben, deren in einer Vorerinnerung Erwähnung zu thun, die wir aber nicht gefunden haben.

Etwas befremdend ist es, daß der V. einen solchen unveränderten Abdruck hat wollen machen lassen. Es ist bekannt, daß der zweyte Theil der Beschreibung Zusätze und Berichtigungen enthält. Sollen nun diese, wie bey der ersten Ausgabe, wieder so abgerissen gedruckt werden? Würde es nicht wenigstens gut gewesen seyn, jene Zusätze und Berichtigungen bey einer neuen Auflage gleich in den Text hinein zu arbeiten? oder ist der V. bey der neuen Auflage gar nicht gefragt worden?

Europens Handel mit beyden Indien. Ein Auszug aus Raynal's Geschichte; von M. Chr. Lorenz Karsten, Lehrer am herzogl. Pädagogium zu Bützow. Rostock, bey Koppe. 1780. 8 716 S.

Mit aller Offenherzigkeit legen wir das Bekenntniß ab, daß uns der ganze, unverstümmelte Raynal mit etwas Zusätzen von Mauvillon viel besser bekommt, als der ins kleine zusammengezogene und abgekürzte Raynal. Wen könnte übri-

gens die unselige Mühe einigen Nutzen bringen, wenn wir den Auszug mit dem Original, so wie es sonst der Kunstrichter Pflicht ist, zusammenhalten und nachrechnen oder beurtheilen wollten, wo Hr. Karsten zu viel oder zu wenig gegeben habe? Das Original war uns nicht unbekannt, und es gehört sicher mit unter diejenigen Bücher, die man nicht ohne Vergnügen liest. Wir haben versucht, auch den Auszug zu lesen, aber wir ermüdeten bald, fanden ihn, wenn wir uns in die Stelle solcher Leser setzten, die unterrichtet seyn wollten, mangelhaft und dunkel, folglich so beschaffen, daß mit der Kürze auch viel Verlust am Unterricht und Vergnügen verbunden war. Dies mag genug seyn für solche, die noch ungewiß sind, worzu sie sich entschließen sollen, lieber das Werk, wie es vom Verfasser gekommen ist, oder den Auszug zu lesen.

K. K. Privilegirtes geographisches Hand- und Postbuch. (Oder, nach einem vollständigern Titel:) Geographisches Hand- und Postbuch, welches alle Länder der Welt, ihre Gränzen, Größe u. s. w. enthält, nebst allgemein nützlichen Postnachrichten, oder summarischer Auszug eines vollständigen Postsystems, nach Inhalt seiner Abhandlungen eingetheilt. Ingleichen dem gesammten Publiko nöthige und nützliche Postcours- und Speditionsnachrichten, nebst allen darzu gehörigen Beyträgen. — Alles auf das neueste und zuverläßigste verfertigt, auch vermehrt und verbessert. In drey Theilen. Wien, Kurzböck, 1779. 8. 259, 208 und 288 S.

Der erste Theil dieses Werks enthält einen tabellarischen Abriß der Geographie, bey jedem Reiche, nach festgesetzten Rubriken. Er ist, wie der Verf. vorgiebt, aus Büsching, Zeplichal und aus der Staats- und Reisegeographie gemacht worden. Ohngeachtet es kein sonderliches Verdienst ist, aus dergleichen Büchern, die nirgends vermißt und wahrscheinlich bey Postexpeditionen am gewissesten vorhanden sind, einen magern Auszug zu verfertigen; so ist doch der Auszug selbst, für die Bü-

cher

cher oder Quellen, woraus er geschöpft worden, viel zu schlecht gerathen. Wenigstens möchten wir die Ankündigung auf dem Titel: „Alles auf das neueste und zuverläßigste verfertiget“ nicht auf uns nehmen, zu verantworten. Wer z. B. S. 112 aufschlägt, muß auf die Vermuthung gerathen, der V. mache Nordgau zu einem Fluß. So viel wir wissen, ist der Louisdo'r 5 Rthl.; jetzt nicht mehr die gewöhnliche Goldmünze in Frankreich: in England rechnet man allerdings nach Pfunden Sterling, aber daß man auch nach Pfennig Sterling, nach Schilling Sterling rechnet, wie S. 75 erzählt wird, waren uns (sofern wir blos die gangbare Sprache hier voraussetzen,) unbekannte Dinge. Was der V. für die leichtesten und gewöhnlichsten Eintheilungen der Reiche ausgiebt, sind nicht immer die gewöhnlichsten.

Im zweyten Theile wird die Geschichte des Postwesens mangelhaft erzählt; aber man ließt die Nachrichten von der Postverfassung einzelner Reiche, von den diesfalls ergangenen Landesherrlichen Verordnungen, von den Einkünften aus den Posten, besonders wie sie in den neuern Zeiten so ansehnlich gestiegen sind, doch gern. Und wenn der Verf., wie er verspricht, von allen Reichen alle einzelne Postverordnungen sammlen, und als Ergänzungen nachliefern wird, so kann dieser zweyte Theil für die meisten Leser der interessanteste scheinen.

Der Postcours und die Speditionsnachrichten, welche der dritte Theil liefert, sind zuverläßig sehr brauchbar, doch mehr für solche, die in Wien oder in den kayserlichen Erblanden wohnen, als für Ausländer. Auf dem Titel des zweyten und dritten Theils nennt sich der Verfasser: Johann Christian Olearius. Das Werk scheint jetzt nicht zum erstenmale zu erscheinen: und durch wiederholte Auflagen kann es vielleicht die gewünschte Vollständigkeit erhalten. Der Verf. mag sich dabey zugleich die Reinigkeit seiner Muttersprache empfohlen seyn lassen.

Gz.

Eyles Irwin, Esq. Begebenheiten einer Reise auf dem rothen Meere, auf der arabischen und ägyptischen Küste, imgleichen durch die thebaische Wüste. Mit Landcharten und Kupfern. Aus dem Englischen

übersetzt. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1781. 476 Seiten in gr. 8.

Diese Reise hätten wir nicht übersetzen mögen; sie verweilt sich fast nur bey den Reisebegebenheiten, die wie ein bloßer Roman lauten, und erzählt sehr wenig Merkwürdigkeiten von dem Lande selbst, das der Verf. bereißt hat.

Den 18ten Febr. gieng die Adventure, worauf der Verf. von Madras aus über Sues nach England zu gehen gedachte, unter Segel. Acht Wochen brachte sie, wegen der schon späten Jahreszeit, auf der Fahrt von Madras nach Mocha zu, die man sonst oft in dreyen zurücklegt. Hierbey auf der ersten Tafel eine Vorstellung der Straße Babelmandel, (richtiger Babelmandeb) und von Mocha. Ueber den Ueberfluß auf den Märkten von Mocha in einer Wüste muß man erstaunen. Aber die Eingebohrnen begnügen sich mit den gröbsten Nahrungsmitteln, und das zartere Fleisch ist von den wenigen Europäern, die ihre Küsten besuchen, leicht zu erhalten. Das geringste Erdgewächs kömmt hieher einen Weg von funfzehn englischen Meilen, und die Schafe sämmtlich von der gegenüberliegenden habessinischen Küste. Nur die Engländer haben hier einen Residenten; und dieses ist eine neue Anordnung, die dem Handel zuträglich ist.

Den 16ten April giengen die Reisenden auf Sues unter Segel; aber nach einer gefährlichen Fahrt mußte das Schiff, um einen Lootsen zu erhalten, in den Hafen von Jambo einlaufen. Hier lockte sie der Statthalter ans Land, bemächtigte sich des Schiffes, und täuschte sie lange mit der Hoffnung eines Verhaltungsbefehls vom Scherif von Meckah. Auf der zweyten Tafel sieht man einen Prospect von Jambo, und die Tiefen des Hafens. Den sichern und bequemen Hafen hat seine Lage hinter einer Kette von Sandbänken und Brechern bisher der Kenntniß europäischer Seefahrer entzogen. (Zwar war auch schon Niebuhr hier gewesen; man sehe seine Reise I. S. 265.) Die Küste ist hier noch unfruchtbarer, als um Mocha; der dürre Boden trägt nicht einmal Datteln und Gesträuch. Ein arabischer Taucher gieng, um den Anker wieder zu suchen, den das englische Schiff verloren hatte, einmal 16, und ein ander mal 22 Faden tief unter Wasser, ohne andere Vorbereitung, als mit einem Gewicht an den Beinen, und einem Stück Holz in der Nase, um das Athemholen im Wasser zu verhindern.

Den

Den 2ten Junius langte endlich der Hafenaufseher von Dsjidda (so schreibt der Uebersetzer nach dem Niebuhr, dem er in der Rechtschreibung der Namen folgt; aber das Original hatte richtiger Judda; denn auch Abulfeda schreibt جدّة Dschuddah) mit Befehlen des Scherifs von Meckah an, und die Reisenden bekamen nun Erlaubniß, ihre Reise fortzusetzen. Ein Muslemin, und im Plural Muslemins, sollte der Ueb. nicht schreiben, sondern ein Moslem, und Moslemen. Auch in der Miethe des Boots, worauf sie sich nach Sues einschifften, wurden sie vom Statthalter gar sehr vervortheilt. Die Charten vom rothen Meer werden oft auf dieser Reise verbessert, und eine eigene ist auf der dritten Tafel beygefügt. Als sie schon in der Bucht von Sues waren, steuerten die Araber des Nachts nach dem ägyptischen Ufer hinüber, und setzten die Reisenden zu Kossâr, (beym Abulfeda القصير Alkoseir) wohin das Boot eigentlich befrachtet war, den 9ten Jul. ans Land. Nachher waren sie doch wohl damit zufrieden, daß sie zu Alkosair waren; der Weg, den sie hätten von Tor durch die Wüste machen müssen, wird für sehr unsicher gehalten, und ist dort keine ordentliche Karwane.

Nun gieng die Reise von Alkosair den Nil herunter nach Cairo (Alkahirah) und Alexandrien. Auf der vierten Tafel eine Aussicht von Alkosair, und von Gemah, das wir aus arabischen Geographen nicht kennen. Alkosair war ehedem ein ansehnlicher Ort, und ist noch beträchtlich wegen der Kornausfuhr nach Arabien, das vom Nil kömmt; aber die Stadt ist jetzt gänzlich verfallen, und noch trauriger der Anblick des Landes; alles rund herum bloße Wüste. Ein türkischer Officier kommandirt das Fort im Namen des Begs von Alkasirah; aber die Regierung der Stadt und die Handlung sind gänzlich in den Händen der Araber. Die Reisenden erhielten hier von den Arabern viele Besuche. Ihr ganzer Zeitvertreib sind, die Andachtsstunden ausgenommen, Ceremonienbesuche. Bücher lesen sie gar nicht, als die von ihrer Religion handeln; auch Dichter findet man jetzt unter ihnen nicht mehr, und die Namen ihrer ehemaligen kennt man besser in Europa, als in Asien. Die Christen befinden sich hier in Aegypten besser, als in andern Ländern der Türkey. Zu träge zum Studieren, und zu stolz zur Arbeit, überläßt der Mohammedaner Feder und Pflug dem arbeitsamen Christen. Die Handwerker sowohl, als die Ackers-

leute, die Secretäre, und die meisten vornehmern Bedienten der großen und kleinen Regenten in Aegypten sind dieses Glaubens.

Den 18ten Julius erhielten die Reisenden eine unangenehme Nachricht von der Karwane, mit welcher sie auf Ginnah gehen wollten. Die Heerstraße war von den wilden Arabern so unsicher gemacht, daß sie noch auf eine Verstärkung vom Nil warten mußte. Ein Schaich von dem Gebirge, wodurch die Karwane geht, der das Land bisher durch sein Ansehen sicher erhalten hatte, war kürzlich verschwunden. Die Karwane pflegt nämlich den Heerführern, durch deren Gebiet sie geht, einen Tribut zu bezahlen. Diese Schaichs sind blos angesehenere Räuber, und verkaufen öffentlich ihren Schutz wider die Beraubung ihrer Stämme. Bisher waren die Reisenden noch von den Insekten der heissen Himmelsgegenden frey geblieben; aber auf einmal führte am 23sten ein warmer Südwind eine solche Menge Fliegen her, daß sie ihren Mittagsschlaf nicht mehr halten konnten, und an eine der pharaonischen Plagen erinnert wurden. Regen war, zufolge der Versicherung der Einwohner, in drey Jahren nicht gefallen; und wenn etwas Regen fällt, sind es nur ein Paar Schauer. Die Bauart der noch übrigen Häuser, die von Thon, und mit Binsen bedeckt sind, ist ein Beweis davon, daß es hier nur selten und nicht stark regne. Ein Tag Regenwetter würde sie der Erde gleich machen. Auch hier nahm man den Engländern, die man für Leute von unermeßlichem Vermögen hielt, so viel ab, als man konnte; und vor ihrer Abreise warnete sie noch einer von den Sezids, die für Nachkommen Mahommeds gehalten werden, sich nicht von der Hauptkarwane zu trennen, weil ihr Führer Willens wäre, sie unterwegs zu plündern.

Die Abreise geschah endlich am 28sten Morgens. Wirklich wußte es der Schaich, der die Engländer begleitete, so einzurichten, daß sie bald von der Karwane abkamen, so daß nur 40 Kameele beysammen blieben, und es entstand ein Lermen von Annäherung der wilden Araber. Wie man aber die Engländer bereit fand, sich wider alle Beleidigungen zu wehren, hörte der Tumult plötzlich auf. Auch diente ihnen ein Kaufmann von Ginnah, der bey ihnen geblieben war, und bey dem sie in Ginnah wohnen sollten, zum Schutz. Das Kameel ist vor allen andern vierfüßigen Thieren geschickt, Ungemach zu ertragen, und unermüdet; daher ist es in diesen unfruchtbaren Ländern, wo es auch in dem kraftvollsten Zustande gefunden wird,

wird, besonders gut zu gebrauchen. Nach seinem ordentlichen Schritt macht es nicht über drey englische Meilen in einer Stunde; in diesem Trabe geht es sechszehn Stunden aus vier und zwanzig auf einer Reise von einem Monate und darüber fort. Aber läßt man es sich ungewöhnlich angreifen, so wird es bald müde. Uebrigens ist es sehr gelehrig; und bedarf in einer Karwane so wenig eines Zaums, als der Peitsche. Die Reisenden wurden nach Baunte, ein etwas höher hinauf am Nil liegendes elendes Dorf gebracht, anstatt nach Ginnah zu kommen; ihr Führer hatte sie versichert, sie würden dort wohlfeiler sich nach Alkahirah einschiffen können. Aber sie fanden hier in der Nähe kein Boot, und waren also gezwungen, eins zu Ginnah zu suchen, wo sie am ersten August anlangten. Ginnah in Oberägypten, das die Alten, sagt der V. Cana nannten, liegt angenehm am östlichen Ufer des Nils, und ein Merkliches weiter den Fluß hinunter, als es die Karten setzen. Wiederum eine schändliche Betrügerey des Wirths, die wir so wenig noch lesen, als unsern Lesern erzählen mögen; die Reisenden wurden eine Zeitlang eingesperrt, und eines großen Theils ihrer Effecten beraubt.

Am 13ten August wuchs der Nil an, und dieser erste sichtliche Anwachs wurde die Nacht darauf durch Musik und Tänze junger Mädchen gefeyert. Am 21sten sah der Verf. um Mittag ein Leichenbegängniß. Vor der Leiche gieng eine Menge verschleyerter Weiber, die zu Zeiten ein Choralgeschrey anstimmten, das von einer ausdrucksvollen Handlung begleitet war. Der Sarg wurde von einigen Freunden des Verstorbenen getragen, und von verschiedenen kleinen Fähnchen von verschiedener Farbe umgeben. Ein Haufe Priester, die im Gehen laut Stellen aus dem Koran hersagten, schloß den Zug. Am 25sten August gieng zu Ginnah Nachricht ein von der Ermordung des diebischen Wirths der Engländer, Mohammeds. Er war mit der Karwane nach Alkosair gegangen; unterwegs verlangten der Schaich von Alkosair und andre von ihm einen Theil des den Engländern abgenommenen Geldes; er weigerte sich dessen, und ward von ihnen so sehr zerhauen, daß er an den Wunden starb. Zu Ginnah sahe man nun die Engländer als die Ursache seines Todes an, und man rieth ihnen, nicht sogleich auszugehen, weil die Verwandten des Erschlagenen an ihnen die Blutrache ausüben möchten. Wirklich gieng noch an eben dem Tage eine Trauerprocession von Weibern durch die Gassen von Ginnah, die ein fürchterliches Geschrey ausstießen.

In

In der Mitte war eine Verwandte des Getödteten mit gezogenem Schwerdt. An mehrern Orten hielten sie stille, und tanzten um das Schwerdt nach der Musik kleiner Pauken und Trommeln. Vor der Wohnung der Reisenden machten sie einen langen Stillestand, und einige Weiber droheten einem Bedienten durch Zeichen. Am 27sten noch vor Anbruch des Tags sahen sie eben diese klagenden Weiber wieder vor ihrem Quartier, und hörten, daß diese Trauer sieben Tage währe. Mit Unrecht nennt J. dieses ein Ueberbleibsel griechischer Gebräuche; es ist morgenländische, und schon hebräische Sitte; man sehe 1 Mos. 50, 10.

Endlich am 30sten erfolgte die lang erwartete Ankunft des Schaich Alarab, oder des obersten Schaichs der Araber in dieser Gegend. So bald er von den Beleidigungen, die den Engländern wiederfuhren, Nachricht erhalten, hatte er sie durch den Hakim, oder Gouverneur der Stadt, aus ihrer Gefangenschaft befreyen und in Schutz nehmen lassen; und dieser wurde auch bald abgesetzt, und mußte seine Stelle einem habessinischen Sclaven überlassen, weil er europäische Reisende in seinem Gebiet hatte plündern lassen. Isman (nicht Ismael?) Abu Ali, war der Name dieses Schaichs der Araber, den der Verf. sehr erhebt, und den vielleicht schon Pocock hier fand. Er war, wie J. hörte, 75 Jahre alt; aber ein sonderbares und jugendliches Ansehen gab ihm sein starker hellgelber Bart. Aber ohne Zweifel war er gefärbt, wie mans beym Elmacin und andern arabischen Historikern oft bemerkt ließt, daß sie ihre Haare und ihren Bart gefärbt hätten. Der gute alte Mann übte die strengste Gerechtigkeit aus, und suchte, so viel er konnte, alles Gestohlene wieder herbey zu schaffen; er empfohl sie auch selbst dem Aufseher seiner Kameele, und veranstaltete ihre Abreise nach Alkabirah durch die thebaische Wüste auf der Ostseite des Nils, (denn wegen der Unsicherheit des Stroms mußten sie diesen Weg gehen) mit seinen eignen Kameelen. Er verwieß ihnen auch noch höflich einen Luxus, der bey ihren Mahlzeiten gefunden werde, ihre silbernen Becher und Löffel; diese seyen für ein Volk, das zu hölzernem Geschirr gewohnt sey, eine große Versuchung, und hätten den Gedanken von ihrem Reichthum veranlasset. Noch etwas von den Sitten der Einwohner von Ginnah. Kein Volk kleidet sich einfacher: die Geringen tragen gemeiniglich blaue Leinewand; die vom höhern Range kleiden sich, nach Art der Türken, in Seiden und Wolle, aber ohne Spitzen und Stickerey. Die Lebensmittel sind äußerst wohlfeil. Für einen englischen Pfennig kann ein Mann den

Tag

Tag über leben. Fleisch und Geflügel sind im Ueberfluß vorhanden, der Fluß versorgt sie mit schönen Fischen, die sehr wohlfeil sind, und ein Dutzend Eyer kann man um einen Pfennig haben.

Um eilf Uhr Abends den 4ten September giengen die Reisenden ab. Dieser Reise ist auf der fünften Tafel eine Karte von Oberägypten beygefügt, worauf man den Weg der Reisenden durch die Wüste von Sinnah nach Alkahirah sieht. Hussal, Hussal, (eigentlich Eazal غزال) hörte der Verf. rufen, und ward angehalten; und er wollte schon zum Gewehr greifen, als ein schöner Rehbock gerade vor ihm vorbeylief, und gleich darauf ein Schuß folgte. In der Wüste stießen sie unvermuthet auf eine ihnen weit überlegene Parthey Kameele; und diese waren, wie sie nachher erfuhren, eine arabische Räuberbande, die erst vor wenig Tagen eine Karwane geplündert hatte, und mit der Beute beladen, nach ihrem Lager zurückkehrte. Aber das Haupt der Räuber war mit dem Anführer ihrer Kameele bekannt, sie vereinigten sich mit ihnen in eine Gesellschaft; und nun dienten ihnen die Räuber zum Schutze. Die Araber halten das Rauben für kein unehrliches Gewerb, so lange sie nur Fremde angreifen; selten hat man gehört, daß von ihnen ihre eigene Landesleute beraubt werden, und viele von ihnen sind vielleicht Unglückliche, die durch die Verbrechen von einigen ihrer Familie gezwungen worden, in die Wüste zu fliehen, um der Blutrache zu entgehen. Man darf sich daher nicht wundern, unter diesen Räubern Beyspiele der Menschlichkeit und der Verschonung zu finden. Die Räuber schlachteten, um den Anführer der Kameele zu bewirthen, ein junges Kameel; und auch die Reisenden genossen davon. Das Fleisch ist grob, und könnte für Rindfleisch gehalten werden. Einige geraubte Sachen kauften die Engländer von ihnen um den Drittheil des Werths, und versprachen sie zu Alkahirah zu bezahlen; denn sie hatten jetzt selbst ihre Leute glaubend gemacht, daß sie vom Gelde eigtbloßt wären. Der Weg gieng hier beständig über Gebirge; aber die unfruchtbare Gestalt des Landes verminderte sich, je näher sie dem Nil kamen. Im September hatten sie schon sehr kalte und rauhe Nächte. Die Berge bestehen aus Alabaster, Porphyr und Granit; große Stücken liegen auf der Heerstraße zerstreut; und der Verf. glaubt, die alten ägyptischen Könige hätten aus dieser Gegend Materialien zu ihren großen Gebäuden genommen. Die Räuber ver-

In der Mitte war eine Verwandte des Getödteten mit gezogenem Schwerdt. An mehrern Orten hielten sie stille, und tanzten um das Schwerdt nach der Musik kleiner Pauken und Trommeln. Vor der Wohnung der Reisenden machten sie einen langen Stillestand, und einige Weiber droheten einem Bedienten durch Zeichen. Am 27sten noch vor Anbruch des Tags sahen sie eben diese klagenden Weiber wieder vor ihrem Quartier, und hörten, daß diese Trauer sieben Tage währe. Mit Unrecht meint J. dieses ein Ueberbleibsel griechischer Gebräuche; es ist morgenländische, und schon hebräische Sitte; man sehe 1 Mos. 50, 10.

Endlich am 30sten erfolgte die lang erwartete Ankunft des Schaich Alarab, oder des obersten Schaichs der Araber in dieser Gegend. So bald er von den Beleidigungen, die den Engländern wiederfuhren, Nachricht erhalten, hatte er sie durch den Hakim, oder Gouverneur der Stadt, aus ihrer Gefangenschaft befreyen und in Schutz nehmen lassen; und dieser wurde auch bald abgesetzt, und mußte seine Stelle einem habessinischen Sclaven überlassen, weil er europäische Reisende in seinem Gebiet hatte plündern lassen. Isman (nicht Ismael?) Abu Ali, war der Name dieses Schaichs der Araber, den der Verf. sehr erhebt, und den vielleicht schon Pocock hier fand. Er war, wie J. hörte, 75 Jahre alt; aber ein sonderbares und jugendliches Ansehen gab ihm sein starker hellgelber Bart. Aber ohne Zweifel war er gefärbt, wie mans beym Elmacin und andern arabischen Historikern oft bemerkt ließt, daß sie ihre Haare und ihren Bart gefärbt hätten. Der gute alte Mann übte die strengste Gerechtigkeit aus, und suchte, so viel er konnte, alles Gestohlene wieder herbey zu schaffen; er empfohl sie auch selbst dem Aufseher seiner Kameele, und veranstaltete ihre Abreise nach Alkahirah durch die thebaische Wüste auf der Ostseite des Nils, (denn wegen der Unsicherheit des Stroms mußten sie diesen Weg gehen) mit seinen eignen Kameelen. Er verwieß ihnen auch noch höflich einen Luxus, der bey ihren Mahlzeiten gefunden werde, ihre silbernen Becher und Löffel; diese seyen für ein Volk, das zu hölzernem Geschirr gewohnt sey, eine große Versuchung, und hätten den Gedanken von ihrem Reichthum veranlasset. Noch etwas von den Sitten der Einwohner von Ginnah. Kein Volk kleidet sich einfacher: die Geringen tragen gemeiniglich blaue Leinewand; die vom höhern Range kleiden sich, nach Art der Türken, in Seiden und Wolle, aber ohne Spitzen und Stickerey. Die Lebensmittel sind äußerst wohlfeil. Für einen englischen Pfennig kann ein Mann den

Tag

Tag über leben. Fleisch und Geflügel sind im Ueberfluß vorhanden, der Fluß versorgt sie mit schönen Fischen, die sehr wohlfeil sind, und ein Dutzend Eyer kann man um einen Pfennig haben.

Um eilf Uhr Abends den 4ten September giengen die Reisenden ab. Dieser Reise ist auf der fünften Tafel eine Karte von Oberägypten beygefügt, worauf man den Weg der Reisenden durch die Wüste von Sinnah nach Alkahirah sieht. Hussal, Hussal, (eigentlich Gazal غزال) hörte der Verf. rufen, und ward angehalten; und er wollte schon zum Gewehr greifen, als ein schöner Rehbock gerade vor ihm vorbeylief, und gleich darauf ein Schuß folgte. In der Wüste stießen sie unvermuthet auf eine ihnen weit überlegene Partey Kameele; und diese waren, wie sie nachher erfuhren, eine arabische Räuberbande, die erst vor wenig Tagen eine Karwane geplündert hatte, und mit der Beute beladen, nach ihrem Lager zurückkehrte. Aber das Haupt der Räuber war mit dem Anführer ihrer Kameele bekannt, sie vereinigten sich mit ihnen in eine Gesellschaft; und nun dienten ihnen die Räuber zum Schutze. Die Araber halten das Rauben für kein unehrliches Gewerb, so lange sie nur Fremde angreifen; selten hat man gehört, daß von ihnen ihre eigene Landesleute beraubt werden, und viele von ihnen sind vielleicht Unglückliche, die durch die Verbrechen von einigen ihrer Familie gezwungen worden, in die Wüste zu fliehen, um der Blutrache zu entgehen. Man darf sich daher nicht wundern, unter diesen Räubern Beyspiele der Menschlichkeit und der Verschonung zu finden. Die Räuber schlachteten, um den Anführer der Kameele zu bewirthen, ein junges Kameel; und auch die Reisenden genossen davon. Das Fleisch ist grob, und könnte für Rindfleisch gehalten werden. Einige geraubte Sachen kauften die Engländer von ihnen um den Drittheil des Werths, und versprachen sie zu Alkahirah zu bezahlen; denn sie hatten jetzt selbst ihre Leute glaubend gemacht, daß sie vom Gelde entblößt wären. Der Weg gieng hier beständig über Gebirge; aber die unfruchtbare Gestalt des Landes verminderte sich, je näher sie dem Nil kamen. Im September hatten sie schon sehr kalte und rauhe Nächte. Die Berge bestehen aus Alabaster, Porphyr und Granit; große Stücken liegen auf der Heerstraße zerstreut; und der Verf. glaubt, die alten ägyptischen Könige hätten aus dieser Gegend Materialien zu ihren großen Gebäuden genommen. Die Räuber ver-

In der Mitte war eine Verwandte des Getödteten mit gezogenem Schwerdt. An mehrern Orten hielten sie stille, und tanzten um das Schwerdt nach der Musik kleiner Pauken und Trommeln. Vor der Wohnung der Reisenden machten sie einen langen Stillestand, und einige Weiber droheten einem Bedienten durch Zeichen. Am 27sten noch vor Anbruch des Tags sahen sie eben diese klagenden Weiber wieder vor ihrem Quartier, und hörten, daß diese Trauer sieben Tage währe. Mit Unrecht nennt J. dieses ein Ueberbleibsel griechischer Gebräuche; es ist morgenländische, und schon hebräische Sitte; man sehe 1 Mos. 50, 10.

Endlich am 30sten erfolgte die lang erwartete Ankunft des Schaich Alarab, oder des obersten Schaichs der Araber in dieser Gegend. So bald er von den Beleidigungen, die den Engländern wiederfuhren, Nachricht erhalten, hatte er sie durch den Hakim, oder Gouverneur der Stadt, aus ihrer Gefangenschaft befreyen und in Schutz nehmen lassen; und dieser wurde auch bald abgesetzt, und mußte seine Stelle einem habessinischen Sclaven überlassen, weil er europäische Reisende in seinem Gebiet hatte plündern lassen. Isman (nicht Ismael:) Abu Ali, war der Name dieses Schaichs der Araber, den der Verf. sehr erhebt, und den vielleicht schon Pocock hier fand. Er war, wie J. hörte, 75 Jahre alt; aber ein sonderbares und jugendliches Ansehen gab ihm sein starker hellgelber Bart. Aber ohne Zweifel war er gefärbt, wie mans beym Elmacin und andern arabischen Historikern oft bemerkt ließt, daß sie ihre Haare und ihren Bart gefärbt hätten. Der gute alte Mann übte die strengste Gerechtigkeit aus, und suchte, so viel er konnte, alles Gestohlene wieder herbey zu schaffen; er empfohl sie auch selbst dem Aufseher seiner Kameele, und veranstaltete ihre Abreise nach Alkabirah durch die thebaische Wüste auf der Ostseite des Nils, (denn wegen der Unsicherheit des Stroms mußten sie diesen Weg gehen) mit seinen eignen Kameelen. Er verwieß ihnen auch noch höflich einen Luxus, der bey ihren Mahlzeiten gefunden werde, ihre silbernen Becher und Löffel; diese seyen für ein Volk, das zu hölzernem Geschirr gewohnt sey, eine große Versuchung, und hätten den Gedanken von ihrem Reichthum veranlasset. Noch etwas von den Sitten der Einwohner von Ginnah. Kein Volk kleidet sich einfacher: die Geringen tragen gemeiniglich blaue Leinewand; die vom höhern Range kleiden sich, nach Art der Türken, in Seiden und Wolle, aber ohne Spitzen und Stickerey. Die Lebensmittel sind äußerst wohlfeil. Für einen englischen Pfennig kann ein Mann den

Tag

Tag über leben. Fleisch und Geflügel sind im Ueberfluß vorhanden, der Fluß versorgt sie mit schönen Fischen, die sehr wohlfeil sind, und ein Dutzend Eyer kann man um einen Pfennig haben.

Um eilf Uhr Abends den 4ten September giengen die Reisenden ab. Dieser Reise ist auf der fünften Tafel eine Karte von Oberägypten beygefügt, worauf man den Weg der Reisenden durch die Wüste von Ginnah nach Alkahirah sieht.

Hussal, Hussal, (eigentlich Gazal غزال) hörte der Verf. rufen, und ward angehalten; und er wollte schon zum Gewehr greifen, als ein schöner Rehbock gerade vor ihm vorbeylief, und gleich darauf ein Schuß folgte. In der Wüste stießen sie unvermuthet auf eine ihnen weit überlegene Partey Kameele; und diese waren, wie sie nachher erfuhren, eine arabische Räuberbande, die erst vor wenig Tagen eine Karwane geplündert hatte, und mit der Beute beladen, nach ihrem Lager zurückkehrte. Aber das Haupt der Räuber war mit dem Anführer ihrer Kameele bekannt, sie vereinigten sich mit ihnen in eine Gesellschaft; und nun dienten ihnen die Räuber zum Schutze. Die Araber halten das Rauben für kein unehrliches Gewerb, so lange sie nur Fremde angreifen; selten hat man gehört, daß von ihnen ihre eigene Landesleute beraubt werden, und viele von ihnen sind vielleicht Unglückliche, die durch die Verbrechen von einigen ihrer Familie gezwungen worden, in die Wüste zu fliehen, um der Blutrache zu entgehen. Man darf sich daher nicht wundern, unter diesen Räubern Beyspiele der Menschlichkeit und der Verschonung zu finden. Die Räuber schlachteten, um den Anführer der Kameele zu bewirthen, ein junges Kameel; und auch die Reisenden genossen davon. Das Fleisch ist grob, und könnte für Rindfleisch gehalten werden. Einige geraubte Sachen kauften die Engländer von ihnen um den Drittheil des Werths, und versprachen sie zu Alkahirah zu bezahlen; denn sie hatten jetzt selbst ihre Leute glaubend gemacht, daß sie vom Gelde entblößt wären. Der Weg gieng hier beständig über Gebirge; aber die unfruchtbare Gestalt des Landes verminderte sich, je näher sie dem Nil kamen. Im September hatten sie schon sehr kalte und rauhe Nächte. Die Berge bestehen aus Alabaster, Porphyr und Granit; große Stücken liegen auf der Heerstraße zerstreut; und der Verf. glaubt, die alten ägyptischen Könige hätten aus dieser Gegend Materialien zu ihren großen Gebäuden genommen. Die Räuber ver-

verließen sie endlich, in der Nähe von Alkahirah, und kehrten nach ihren Zelten zurück, ohne Abschied zu nehmen, um den Reisenden den Schmerz zu ersparen, wenn sie gezwungen wären, sie ohne Geschenk zu entlassen. Die erstaunende Höhe der Pyramiden an der Abendseite des Nils, und hinter ihnen die rauhe Größe der ungeheuren Gebirge, auch der erste Anblick von Alkahirah, nachdem sie traurige Einöden und dunkle Thäler durchzogen waren, vergnügte die Reisenden ungemein.

Am 19ten Sept. kamen sie nach Alkahirah. Bey den Unruhen, die hier neuerlich gewesen waren, wovon der Verf. einige Nachricht giebt, hatten die Einwohner nichts gelitten, und der Friede war nun wieder hergestellt. Die Türken halten die Hausfreyheit so heilig, daß man kaum ein Beyspiel finden kann, daß ein Privateigenthum bey irgend einer Staatsveränderung geplündert worden. Misir Ul Kahira schreibt der Verf. für مصر القاهرة und sagt, es bedeute die Stadt der Noth, welchen Namen sie wegen der oftmaligen Heimsuchung mit der Pest führe; aber vielmehr heißt es die Siegreiche. In dieser großen und schönen Stadt blieben die Reisenden nur wenig Tage, bis zum 24sten. Auf ihrer Reise von hier nach Marseille war ihr Gefährter ein Herr Meillon, der ehemals Gesandtschaftssecretär zu Rom war, und jetzt von einer Reise durch Griechenland und Aegypten nach Frankreich zurückkehrte.

Nun giebt der Verf. im Folgenden noch eine Nachricht von Roſette, oder Raſchid, und von Alexandrien und ihren Alterthümern. Die Pompejussäule ist, den besten Nachrichten zufolge, 110 Fuß hoch; der Schaft, ein einziger Granitstein, ist 90, und das Fußgestell 20 Fuß hoch. Ehemals stand eine Statue darauf, wovon noch ein Fuß und ein Knöchel vorhanden sind; dieses entdeckten vor einigen Jahren einige Engländer, die oben auf der Säule eine Schaale Punsch tranken: der Platz hielt oben bequem acht Mann. Am 8ten October schifften sich die Reisenden auf die Cleopatra ein, um nach Marseille zu gehen, und kamen am Ende des Jahres 1777. nach einer Reise von eilf Monaten wieder in England an.

Mi-

Samm-

Sammlung von bisher ungedruckten Beweis- und Erläuterungsschriften zur Hamburgischen Geschichte — — von Gottfried Schütze. Hamburg, bey Harmsen, 1780. 274 S. ohne die Vorrede. 4.

Enthält I. Ungedruckte Urkunden, welche auf die Hamburgische Geschichte Beziehung haben. II. Eines ungenannten Annalisten aus dem 13ten Jahrhundert Hamburgische Chronik vom Jahr 810 bis 1270. mit Rud. Capells Berichtigungen. III. Lindenbrogsche Fragmente zur Hamburgischen Geschichte vom J. 1160 bis 1384. IV. Joach. Hennings kurzgefaßte Fortsetzung der Lambecischen Geschichte von Hamburg. V. Derselben ausführliche Fortsetzung von Casp. Sagittarius. VI. Anekdoten aus der neuern Hamburgischen Geschichte, unter welchen manche geringfügige sind.

R.

Denkwürdigkeiten der Regierung Catharina der 2ten, als eine Fortsetzung des neuveränderten Rußlandes. Erster Theil. Riga und Mitau, bey Hartknoch. 1780. 456 S. 8.

Der Titel sagt schon, was unsre Leser, denen die Einrichtung des neuveränderten Rußlandes längst bekannt ist, hier zu erwarten haben. Dieser Theil enthält folgende Artikel: I. Errichtung des Cadetten-Corps 1766. II. Errichtung des kaiserl. Kinderhauses und Accouchier-Hospitals in Moskau. Zweyter und dritter Theil des Generalplans. 1767. Der erste Theil steht im neuveränderten Rußlande. III. Errichtung einer Wittwen-Leih- und Deposito-Casse, nach dem Generalplan des kaiserlichen Findelhauses in Moskau. 1772. IV. Verordnungen zur Verwaltung der Gouvernements des russischen Reichs. 1775. Immer eine nützliche Sammlung, obgleich alle diese Stücke schon besonders, und zum Theil auch in andern Sammlungen gedruckt waren.

Tw.

Johann

Johann Reinhold Forsters — — Reise um die Welt, während den Jahren 1772 bis 1775 in dem von Seiner itzt regierenden Großbrittannischen Majestät auf Entdeckungen ausgeschickten und durch den Capitain Cook geführten Schiffe the Resolution unternommen. Beschrieben und herausgegeben von dessen Sohn und Reisegefährten George Forster — — Vom Verfasser selbst aus dem Englischen übersetzt, mit dem Wesentlichsten aus des Capitain Cooks Tagebüchern und andern Zusätzen für den deutschen Leser, vermehrt und durch Kupfer erläutert. Zweyter Band — — Berlin bey Haude und Spener. 1780. 467 S. in 4.

Der erste Band der deutschen Ausgabe dieser in aller Absicht vortrefflichen Reisebeschreibung ist schon im 36sten Bande dieser Bibliothek S. 517 angezeigt worden. In dem gegenwärtigen fängt die Erzählung mit der zwoten Reise nach Tahiti an, und endigt mit der Rückkunft nach England. Das Ganze ist, nach des diesmaligen Recensenten Einsicht, eins der lehrreichsten Werke, welches die deutsche Litteratur dieses Jahrhunderts aufzuweisen hat. Wenigstens wird keine Gattung von Lesern dasselbe, ohne reichliche Sättigung seiner Wißbegierde aus der Hand legen, so mannigfaltig auch die Standpunkte seyn mögen, aus welchen ein jeder das Nützliche, Wissenswürdige und Unterhaltende tarirt. Unbillig aber wäre die Forderung desjenigen, der verlangen wollte, daß die Reisebemerkungen sich allein auf das einschränken sollten, was ihm einer Aufklärung würdig scheint; denn dieses würde die Gemeinnützigkeit gerade zu aufheben. Nicht anders als ungerecht konnte daher dem jetzigen Recensenten das Urtheil vorkommen, als ob diese Reisebeschreibung für die Naturhistorie nicht so viel leiste, als man von ihr erwartet habe; zumal da der ältere Herr Professor Forster die eigentlichen Entdeckungen in diesem Fache für ein den Kennern desselben allein bestimmtes Werk, aufbehalten hatte, welches nun auch bereits erschienen ist. Eine so allgemein wissenswürdige Sache aber, als die Menschenkenntniß, nach allen Gradationen dieses Geschlechts, ist, hat gewiß die herrlichste Erweiterung durch das gegenwärtige erhalten;

halten; und es wird wegen der auf der Stelle gemachten Beobachtungen gewiß in dieſem Fache zu allen Zeiten höchſt ſchätzbar bleiben.

Johann Waldmann Ritter, Burgemeiſter der Stadt Zürich. Ein Verſuch, die Sitten der Alten aus den Quellen zu erforſchen, von H. L. Füßli. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Compagnie. 1780. 286 Seiten in 8.

Der Verf. iſt, wie man uns glaubwürdig verſichert, Profeſſor der vaterländiſchen Geſchichte zu Zürich, und vermuthlich eben der, von welchem das vor kurzen erſchienene Schärfchen auf den Altar des Vaterlandes geleget, herrührt. Seine Art, die Quellen zu benützen, dürfte wohl bey Diplomatikern wenig Beyfall finden. Er führt zwar gemeiniglich die eigenen Worte der Urkunden an; aber ſelten macht er dieſe ſelbſt namhaft; ſagt auch nicht, wo ſie befindlich, oder wie ſie in ſeine Hände gekommen ſind, und ob er Originale oder Abſchriften vor ſich gehabt habe. Auch der Styl bedarf noch einer großen Ausfeilung, wenn man ſich gleich über manche ſchweizeriſche Ausdrücke hinwegſetzen wollte. Demohngeachtet aber iſt das Buch ſehr merkwürdig; denn es enthält nicht nur wichtige Beyträge zur Schweizergeſchichte in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ſondern auch ein vielleicht gegen die Abſicht des Verfaſſers ſo lebhaft gezeichnetes Gemälde des republikaniſchen Unfugs, daß wir es allen enthuſiaſtiſchen Bewunderern der Freyſtaaten zu fleißiger Anſchauung empfehlen müſſen. Um bey der Anzeige des Inhalts zugleich eine Probe von des V. Schreibart zu geben, fügen wir nur noch folgende Umſtände mit des V. eigenen Worten bey:

(S. 1) „Hans Waldmann, von armen Eltern erzeugt, war von Blielenſtorf, Zügergebiets, im Amte Baar gebürtig. Er kam in ſeiner frühen Jugend auf Zürich. Aus Mitleid nahm ein Rothgerwer (ſic!) den Knaben in ſeine Dienſte und lernte (lehrte) ihn ſein Handwerk. — — — (S. 2) Hans, war auf verſchiedenen Faſtnachten unter vielen Hunderten der ſchönſte und geradeſte Eidsgenoß. Sein Bruder gewann auf einem Schießtent zu Straßburg mit Ringen und Steinſtoßen die beſte Gabe. Beyde täuſchten frühe ihren Beruf

Johann Reinhold Forsters — — Reise um die Welt, während den Jahren 1772 bis 1775 in dem von Seiner itzt regierenden Großbrittannischen Majestät auf Entdeckungen ausgeschickten und durch den Capitain Cook geführten Schiffe the Resolution unternommen. Beschrieben und herausgegeben von dessen Sohn und Reisegefährten George Forster — — Vom Verfasser selbst aus dem Englischen übersetzt, mit dem Wesentlichsten aus des Capitain Cooks Tagebüchern und andern Zusätzen für den deutschen Leser, vermehrt und durch Kupfer erläutert. Zweyter Band — — Berlin bey Haude und Spener. 1780. 467 S. in 4.

Der erste Band der deutschen Ausgabe dieser in aller Absicht vortrefflichen Reisebeschreibung ist schon im 36sten Bande dieser Bibliothek S. 517 angezeigt worden. In dem gegenwärtigen fängt die Erzählung mit der zwoten Reise nach Tahiti an, und endigt mit der Rückkunft nach England. Das ganze ist, nach des diesmaligen Recensenten Einsicht, eins der lehrreichsten Werke, welches die deutsche Litteratur dieses Jahrhunderts aufzuweisen hat. Wenigstens wird keine Gattung von Lesern dasselbe, ohne reichliche Sättigung seiner Wißbegierde aus der Hand legen, so mannigfaltig auch die Standpunkte seyn mögen, aus welchen ein jeder das Nützliche, Wissenswürdige und Unterhaltende taxirt. Unbillig aber wäre die Forderung desjenigen, der verlangen wollte, daß die Reisebemerkungen sich allein auf das einschränken sollten, was einer Aufklärung würdig scheint; denn dieses würde die Gemeinnützigkeit gerade zu aufheben. Nicht anders als ungerecht konnte daher dem jetzigen Recensenten das Urtheil vorkommen, als ob diese Reisebeschreibung für die Naturhistorie nicht so viel leiste, als man von ihr erwartet habe; zumal da der ältere Herr Professor Forster die eigentlichen Entdeckungen in diesem Fache für ein den Kennern desselben allein bestimmtes Werk, aufbehalten hatte, welches nun auch bereits erschienen ist. Eine so allgemein wissenswürdige Sache aber, als die Menschenkenntniß, nach allen Gradationen dieses Geschlechts, ist, hat gewiß die herrlichste Erweiterung durch das gegenwärtige erhalten;

halten; und es wird wegen der auf der Stelle gemachten Beobachtungen gewiß in dieſem Fache zu allen Zeiten höchſt ſchätzbar bleiben.

Johann Waldmann Ritter, Burgemeiſter der Stadt Zürich. Ein Verſuch, die Sitten der Alten aus den Quellen zu erforſchen, von H. H. Füßli. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Compagnie. 1780. 286 Seiten in 8.

Der Verf. iſt, wie man uns glaubwürdig verſichert, Profeſſor der vaterländiſchen Geſchichte zu Zürich, und vermuthlich eben der, von welchem das vor kurzen erſchienene Schärfchen auf den Altar des Vaterlandes geleget, berührt. Seine Art, die Quellen zu benützen, dürfte wohl bey Diplomatikern wenig Beyfall finden. Er führt zwar gemeiniglich die eigenen Worte der Urkunden an; aber ſelten macht er dieſe ſelbſt namhaft; ſags auch nicht, wo ſie befindlich, oder wie ſie in ſeine Hände gekommen ſind, und ob er Originale oder Abſchriften vor ſich gehabt habe. Auch der Styl bedarf noch einer großen Ausfeilung, wenn man ſich gleich über manche ſchweizeriſche Ausdrücke hinwegſetzen wollte. Demohngeachtet aber iſt das Buch ſehr merkwürdig; denn es enthält nicht nur wichtige Beyträge zur Schweizergeſchichte in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ſondern auch in vielleicht gegen die Abſicht des Verfaſſers ſo lebhaft gezeichnetes Gemälde des republikaniſchen Unfugs, daß wir es allen enthuſiaſtiſchen Bewunderern der Freyſtaaten zu fleißiger Anſchauung empfehlen müſſen. Um bey der Anzeige des Inhalts zugleich eine Probe von des V. Schreibart zu geben, fügen wir nur noch folgende Umſtände mit des V. eigenen Worten bey:

(S. 1) „Hans Waldmann, von armen Eltern erzeugt, war von Blielenſtorf, Zügergebiets, im Amte Baar gebürtig. Er kam in ſeiner frühen Jugend auf Zürich. Aus Mitleid nahm ein Rothgerwer (ſic!) den Knaben in ſeine Dienſte und lernte (lehrte) ihn ſein Handwerk. — — — (S. 2) Hans, war auf verſchiedenen Faſtnachten unter vielen Hunderten der ſchönſte und geradeſte Eidsgenoß. Sein Bruder gewann auf einem Schießtent zu Straßburg mit Ringen und Steinwoßen die beſte Gabe. Beyde täuſchten frühe ihren Beruf

bey Häuſe mit den beliebten Reislaufen, und wohnten allen Feldzügen bey. (S. 5) Hans ſuchte ſein Glück in der politiſchen Laufbahn, — wobey er hoffen konnte, ſein Gewerbe und Reislaufen fortzuſetzen. (S. 28) Seine Temperamentstügend fing an dem Hofe Ludwig XI., wohin er von Zürich geſchickt war, bald an zu wanken. Er wird inner Monatsfriſt bey Hof von Handwerksſtaub in welchem er aufgewachſen (war), rein ausgeklopft, abgeſchliffen und mißbraucht. Seine Ausbeute iſt ein Penſionsbrief. (S. 33) Seine Sinnesart machte bald den Unwillen der kleineren Cantone gegen dieſen neuen Großhans rege, der ſie wohl auf keiner Tagſatzung ungeſchoren ließ. (S. 112) Eine Gewaltthätigkeit (welche er an einem Lucerner Bürger verübte, indem er ihn um etlicher gegen ihn ausgeſtoſſenen Reden willen hinrichten ließ) gab gleichſam das Loszeichen des gemeineidsgenöſſiſchen Landgeſchreys über ihn. Ein ſchröcklicher Tumult, welcher 1488 entſtand, endigte ſich mit Waldmanns Hinrichtung. Doch erklärt der V. dieſelbe S. 126. für ein Geheimniß der Bosheit, und ſagt: Freunde und Feinde Waldmanns hatten ſich vereinigt, vor der Welt die wahren Umſtände dieſer Sache zu verbergen, und mit einer — höchſtbegründeten Klugheit, die Raths- und Richtsbücher von An. 1488 und 89. und andere authentiſche Urkunden zerſtört.

C. J. von B. Geſchichte der Stadt Königgrätz. Erſter Theil. Mit Kupfern. — Prag, bey Gerzabeck. 1780. 447 S. in 8.

Eine gute Sammlung von Nachrichten zur Geſchichte der Stadt Königgrätz, die nach der Folge der Jahre geordnet ſind; aber übrigens wenigen oder gar keinen Zuſammenhang unter ander haben; auch ſind weder die Urſachen noch Folgen ſolcher iſtirten Thatſachen in gehöriges Licht geſtellt; daraus ſich nun von ſelbſt ergiebt, daß der V. mit dem Titel Geſchichte hier zu freygebig iſt. Nichts deſto weniger müſſen wir die Geſchichtforſcher auf dieſes in der That ſehr reichhaltige Werk aufmerkſam machen, und ihnen verſichern, daß die Mühe, ſich durch das ſehr undeutſche Schreibwerk des Verfaſſers durchgearbeitet zu haben, nicht unbelohnt bleiben wird. Bis ins zwölfte Jahrhundert ſammelt der V. aus Geſchichtſchreibern alles, was zur Geſchichte dieſer Stadt, und der Gegend, worin

ſie

ſie liegt, gehört. Von da fangen die Urkunden an, welche alle in der Originalſprache abgedruckt worden ſind. Von den Urkunden in böhmiſcher Sprache, davon ſeit dem funfzehenden Jahrhundert eine anſehnliche Reihe auf einander folget, hätten doch wohl viele Leſer neben dem Original eine deutſche Ueberſetzung gewünſcht. Die meiſten dieſer Urkunden und Nachrichten erſcheinen hier aus Handſchriften, welche in dem Königsgrätzer Stadtarchiv befindlich ſind, deſſen Gebrauch dem V. offen geſtanden zu haben ſcheint, wiewohl er auch in der Vorrede und ſonſt hin und wieder über Hinderniſſe klagt, welche ihm dabey ſind in den Weg gelegt worden. Dieſer erſte Theil geht bis auf den Zeitpunkt, da K. Ferdinand der erſte zur böhmiſchen Krone gelangte. Wegen des folgenden Theils äuſſert ſich der V. am Schluſſe dieſes folgendermaaßen:

„Ohngeachtet ich genugſamen Stoff zur Fortſetzung dieſer Geſchichte geſammelt habe, ſo gehen doch noch einige Anekdoten ab, welche zur Ehre der Königgrätzer in dem fortſetzenden gelehrten Jahrhunderte das Werk bereichern würden, die eigene Hinderniß derer, die vielmehr beyzutragen, als im Wege zu ſeyn, ſich befleißen ſollten, hießen mich abbrechen, und inzwiſchen bis zur günſtigeren Muſe den erſten Theil mit dem Tode des jungen Königs Ludwigs, und dem Wunſche beſchlieſſen, meinem Vaterlande in etwas nützlich geweſen zu ſeyn.“ Es thäte uns leid, wenn dieſer fleißige Sammler wirklich hiermit vom Publiko Abſchied zu nehmen gezwungen wäre.

Da ein Werk von dieſer Art keinen Auszug oder ausführlichere Beurtheilung leidet, ſo wollen wir dagegen unſern Leſern eine diplomatiſche Bemerkung mittheilen, zu welcher uns die Durchſicht der hier gelieferten Urkunden Gelegenheit gegeben hat. Man hat in vielen lateiniſchen Urkunden gefunden, daß die Kayſerinnen ſich den Titel Semper Auguſta beygelegt haben, und auch dieſe Sammlung liefert S. 166 ein neues Beyſpiel dieſer Art von der Kayſerinn Eliſabeth, K. Carls IV. Gemahlinn. Allein, daß auch der deutſche Titel: zu allen zeiten Mehrerin des Reichs üblich geweſen ſey, ſolches wird gemeiniglich geläugnet. Da man aber doch eine Urkunde vom Jahr 1459. entdeckte, worin die Kayſerinn Eleonora, K. Friedrich III. Gemahlinn dieſen Titel führte: ſo hat Wagenſeil (de offic. Imp. Cap. VII. §. 49.) und andere dieſelbe, eben um dieſes Titels willen, für untergeſchoben erklärt. Jetzt finden wir in der vor uns liegenden Geſchichte S. 170. 179.

und 180 drey Urkunden, worinn schon die Gemahlinn Carls IV. sich nennt: Wir Elizabeth von Gotes gnaden Römische keiserinne zu allen Zeiten mererinne des reiches und koniginne zu beheim. Eben so merkwürdig ist an den beyden ersten dieser drey Urkunden, daß die Kaiserinn am Schlusse derselben die Jahre ihrer Regierung berechnet: Unser Reiche des römischen im funfczenden und des Keiserthums in dem czehenden Jahre (a. C. 1378.) Von diesen beyden Jahren geht das erste auf die Zeit ihrer Vermählung, das andere aber auf die für ihre Person erhaltene Kayserkrone; denn ihr Gemahl, welcher an eben dem Tage (S. 170) eine Urkunde ausstellt, datirt also: Unser Reiche in den czwey und dreyssigsten und des keisertums in dem Vier und czwanczigsten Jahren. Die dritte der vorhin bemerkten Urkunde hingegen (S. 180), welche im Jahre 1382 ausgestellt ist, schließt bloß mit der Jahrzahl nach Christi Geburt, ohne der Regierungsjahre zu gedenken. Die Ursach dieser Verschiedenheit ist wohl keine andere, als weil sich die Kayserinn Elisabeth damals schon in ihrem Wittwenstande befand. Da eine solche Anzeige der Regierungsjahre auch am Ende der vorhin gedachten Urkunde der Kayserinn Eleonora stand, so nahm auch davon Wagenseil einen Grund die Urkunde verdächtig zu machen. Die hier angemerkten Beyspiele aber retten ihre Glaubwürdigkeit hinreichend; welches um desto mehr bekannt zu seyn verdient, da diese angefochtene Urkunde eins der wichtigsten Documente von dem Rechte der ersten Bitte ist, in so fern solches die Kayserinnen ehedem ausgeübt haben.

Beyträge zur Beschreibung des Kirchenstaats der Hessen-Casselischen Lande gesammelt und mit vermischten Anmerkungen begleitet von C. W. Lederhose, Fürstl. Hessischen Rath und Regierungs-Archivarius in Cassel. Cassel 1780. im Verlag des Waisenhauses. 1 Alph. 14 B. in 8.

Auch unter folgendem Titel:

Erdbeschreibung der Hessischen Lande Casselischen Antheils. Dritter Theil.

Der

Der letzte von dieſen beyden Titeln bezieht ſich auf die Erdbeſchreibung der Heſſiſchen Lande, welche der ſel. Kriegsrath Engelhard in zween Theilen herausgegeben hat. Sie macht nun mit dieſer Beſchreibung des Kirchenſtaats erſt ein vollſtändiges Ganzes aus. (S. Bibl. B. 38. S. 526. folg.) Doch kann der gegenwärtige Theil auch als ein für ſich beſtehendes Werk betrachtet werden. Es ſcheint uns mit großer Sorgfalt und Genauigkeit, inſonderheit mit fleißiger Benutzung ſolcher Quellen ausgearbeitet zu ſeyn, zu welchen nicht jedermann gelangen konnte; und hierin hat dieſer Theil einen ſichtbaren Vorzug vor den gedachten erſten beyden Theilen der Heſſiſchen Erdbeſchreibung, welcher um deſto mehr gerühmt zu werden verdient, da Hr. Lodderhoſe faſt ganz ohne Vorgänger arbeitete. Die ganze Einrichtung gefällt uns ſo wohl, daß wir (den etwas ſchwerfälligen und mit Parentheſen überladenen Stil abgerechnet,) dieſes Buch als ein Muſter zu Beſchreibung des Kirchenſtaats anderer deutſcher Provinzen empfehlen können. Da auch die kirchliche Verfaſſung aller Länder mit der politiſchen in einer ſo genauen Verbindung ſteht, daß man in letzterer, ohne Kenntniß von jener zu haben, faſt gar keine, oder doch ſehr kurze Schritte wird thun können: ſo hat man dieſe Arbeit zugleich als einen ſehr merkwürdigen Beytrag zur deutſchen Statiſtik zu betrachten, in welcher Rückſicht dieſelbe, auch außer Heſſen ſchätzbar ſeyn muß, ſo wie ſie ein jeder Diener der Kirche oder des Staats in Heſſen ſehr brauchbar und nützlich finden wird.

In einer vorausgeſchickten Einleitung werden die Haupt- und Nebenabtheilungen des Heſſencaſſeliſchen Kirchenſtaats gezeigt, und zugleich das Allgemeine der einzelnen Pfarreyen vorgetragen. Hier hätten wir mehr zur Ueberſicht des ganzen heſſiſchen Kirchenſtaats dienliche Bemerkungen erwartet, und dieſes mit deſto mehrerem Grunde, da der Stoff hierzu ſchon in den folgenden Hauptſtücken liegt, und nur geſammelt und gehörig bearbeitet werden dürfte. So wäre zu richtiger Beſtimmung des Verhältniſſes der verſchiedenen kirchlichen Parthien in den unter Heſſencaſſeliſcher Hoheit ſtehenden Landen ſehr dienlich geweſen, im Allgemeinen hier anzugeben, wie viel reformirte, lutheriſche und katholiſche Pfarreyen in jeder Provinz befindlich wären; wie viel Paternat und Landesherrſchaftliche, desgleichen, wie viel Mutter- Vicariat- und Filialkirchen ſich finden; wie ſich die Anzahl der Stadt- und Dorfgemeinen gegen einander verhalten; und was dergleichen zur allgemeinen

Ueberſicht nützliche Bemerkungen mehr ſind, wozu der V. die Materialien würklich in Händen hatte. Nichtweniger hätte der Verfaſſer auch hier wohl eine kurze Geſchichte von der Entſtehung der gegenwärtigen kirchlichen Verfaſſung liefern ſollen, wozu es ihm, wie wir aus den hin und wieder eingeſtreueten Nachrichten ſehen, gewiß weder an Kenntniß noch Geſchicklichkeit fehlte. Doch der Titel des Buchs erinnert uns, daß der V. itzt nur Beyträge liefern wollen. Vielleicht befriedigt er künftig die gethanenen Wünſche. Die eigentliche Ausführung iſt in eilf Hauptſtücke gebracht. 1. Von der Superintendur Caſſel. 2. Von der Superintendur Allendorf. 3. Von der Inſpectur Hersfeld. 4. Von der Herrſchaft Schmalkalden. 5. Von der Niedergrafſchaft Katzenelnbogen. 6. Von dem Oberfürſtenthum Heſſen, Caſſeliſchen Antheils. 7. Von der Inſpectur über ſämmtliche franzöſiſche Colonien. 8. Von der Superintendur Rinteln. 9. Von den Pfarreyen, welche unter keine Inſpectur oder Superintendur gehören. (Die zu Caſſel itzo befindlichen katholiſchen Hofprediger ſind hier mit Stillſchweigen übergangen; welches nicht hätte geſchehen ſollen, wenn gleich ihr Daſeyn vielleicht nur etwas temporelles iſt.) 10. Von einigen Kirchen, über welche benachbarte Reichsſtände die Epiſcopalrechte ausüben. 11. Von dem, dem fürſtl. Hauſe Heſſen über verſchiedene Kirchen außerhalb Landes zuſtehenden Patronatrechte. Genauere Anzeige des Inhalts geſtattet hier der Raum nicht. Am Ende des Buchs befindet ſich noch ein Anhang merkwürdiger ungedruckter Reſolutionen in Kirchenſachen, und ein dreyfaches ſehr vollſtändiges Regiſter. Von jenen müſſen wir doch eine vom Jahr 1772. wegen ihres merkwürdigen Inhalts auszeichnen; ſie betrifft den Uebergang deutſcher Gemeindsglieder zu franzöſiſchen Gemeinden, und lautet alſo: „Da denen franzöſiſchen Einwohnern nicht gewehret wird, wenn ſie wollen ſich zu deutſchen Gemeinden halten, und ihre Kinder von deutſchen Pfarrern confirmiren zu laſſen, denen deutſchen Familien auch nach der bisherigen Obſervanz eine gleiche Freyheit zugeſtanden werden; ſo hat es dabey um ſo mehr ſein Bewenden, als der Zwang der parochianorum in Abſicht auf die Noth halben in der Kirche tolerirten iura ſtolae billig ad odiosa zu rechnen, mithin eher zu reſtringiren als zu extendiren iſt.“ Damit aber ſteht das, was S. 52 und 456 von Reſolutionen, welche verbieten, daß durch Einführung des lutheriſchen Gottesdienſtes den reformirten Predigern kein Eintrag in ihren iuribus ſtolae geſchehen ſolle, in keiner guten Harmonie. Auch fiel

uns

uns die Nachricht sonderbar auf, daß noch im Jahr 1780. den neuen lutherischen Anbauern in der Weissensteiner Vorstadt bey Cassel auf ihr wiederholtes Ansuchen um Erlaubniß, einen lutherischen Schulmeister halten zu dürfen, abschlägliche Antwort sey ertheilt worden. Warum? davon steht hier nichts. Intoleranz läßt sich in einem so aufgeklärten Lande doch wohl nicht vermuthen; wenigstens würde sie mit der Bemühung, Colonisten herbey zu ziehen, und dadurch die Bevölkerung zu vermehren, einen seltsamen Contrast machen.

D. Friederich Christoph Jonathan Fischer, ordentlicher Lehrer des Staats- und Lehnrechts zu Halle, Ueber die Geschichte des Despotismus in Deutschland. Mit Urkunden. Halle, im Verlag des Waysenhauses, 1780. 166 Seiten, und ein Anhang von 296 Seiten in 8.

Einzelne gute Bemerkungen wird kein billiger und sachkundiger Leser in diesem Buche vermissen. Aber das Ganze ist weder des anlockenden Titels, noch des Verfassers würdig; und fast müssen wir argwohnen, daß Hr. Fischer das gute Zutrauen, welches ihm seine Geschichte der deutschen Erbfolge beym Publikum erwarb, mißbrauche, um eine Menge Schriften geschwind drucken zu lassen, denen man es bald ansieht, daß sie nicht mit Sorgfalt ausgearbeitet sind. Was hier über die Geschichte des Despotismus in Deutschland geschrieben ist, sind ein Haufen Sätze, von bald kurzer, bald langer Ausführung, die weder unter sich in Verhältniß und Verbindung stehen, noch auf den Hauptgegenstand der Abhandlung allemal die zweckmäßige Beziehung haben. Der V. scheint auch über seinen vorräthigen Stoff gar nicht ordentlich disponirt, sondern ihn verarbeitet zu haben, wie er die Materialien in seinen Collectanien zufällig hingeworfen fand; denn vom Anfange bis zu Ende sieht man keinen ordentlich angelegten Plan. Eben so wenig kann man errathen, was die meisten Urkunden im Anhange hier sollen; zumal da der V. in der Abhandlung seiner Materie selbst keinen Gebrauch davon gemacht hat; gleichwohl nehmen sie beynahe zwey Drittheile des ganzen Werks ein.

Tg.

9. Gelehrtengeſchichte.

D. Joh. Aug. Nöſſelts, Prof. der Theologie zu Halle, Anweiſung zur Kenntniß der beſten allgemeinern Bücher, in allen Theilen der Theologie. Leipzig, in der Weygandiſchen Buchhandlung 1779. 1 Alph. 14 Bogen. Zwote Auflage 1 Alph. 21 B. in 8.

Ein Buch, das binnen Jahresfriſt zwey Auflagen erlebt hat, anzeigen, und ſein Daſeyn bloß melden zu wollen, würde wohl ſehr zweckwidrig ſeyn. Wir wollen alſo nur einige Anmerkungen machen, und uns den Beſitzern der erſten Auflage zu gefallen, hauptſächlich auf die Vermehrungen einſchränken, welche die zwote Auflage erhalten hat; daß dieſelbe beträchtlich ſeyn müſſen, kann man ſchon aus der ungleich ſtärkern Bogenzahl ſehen. Es iſt unmöglich zu verlangen. Daß bey einem Buche dieſer Art, Ein Mann alles leiſten könne, ſelbſt bey der größten und ausgebreitetſten Bücherkenntniß, worin gewiß der Verf. wenig ſeines Gleichen hat. Nimmt man dazu, daß die Bücher ſelbſt ſich immer vermehren, ſo kann es bey einem ſolchen Buche von Zeit zu Zeit nicht an Vermehrungen fehlen. Der größte Theil des 13ten und 14ten §. der erſten Ausgabe iſt weggelaſſen, und zum Theil im 18 §. wieder angebracht. §. 15. hier 14 ſind die Titel der franzöſiſchen Journale, mit ihren Verfaſſern vollſtändiger angegeben, und noch das allgemeine Bücherverzeichniß, nebſt Eyrings litterariſchem Almanach aus dem 17 §. hinzugefügt worden. §. 16. hier 15. ſind Titel und Herausgeber der unſchuldigen Nachrichten näher beſtimmt, und noch Frorieps und Döderleins theol. Bibliothek, ingleichen die Nova Bibliotheca eccleſiaſtica Friburgenſis hinzugefügt. Mit gleichem Recht, als dies, durch den wütenden Klüpfel gebrandmarkte, übrigens gute Journal, hätte auch die Litteratur des katholiſchen Deutſchlandes genannt werden können. Hingegen billigen wir es, daß die elenden theologiſchen Nachrichten, welche ehemals zu Lübeck herauskamen, übergangen ſind. Ein Druckfehler der erſten Ausgabe iſt in der zweyten ſtehn geblieben, welcher die ganze Nachricht vom Büwaniſchen Katalog undeutlich macht. Es heißt nämlich Catal. Bibl. Bunavianae Leipzig. 1750-55. Tom. I-III. Vol. I. in 4 Bän-

den

den in 4. Bekanntlich iſt der erſte Tomus in drey Theile und eben ſo viel Bände abgetheilt, ſo daß das ganze Buch aus 7 Bänden beſteht. Auch hätte hier wohl der Katalog der Leidner Bibliothek genannt zu werden verdient, und unter den Katalogen von Privatbibliotheken, der Uffenbachiſche, Ludwigiſche, Gundlingiſche, Menkenſche, Richeyiſche und Bodenhauptiſche, wenn gleich dieſe Männer alle keine Theologen waren. Von dem großen Pariſer Katalogus iſt der erſte Theil eigentlich 1739 und die beyden letzten 1742. herausgekommen. Der 17 §., worin von Schriften gehandelt wird, die Nachrichten und Anmerkungen über einzelne theologiſche Bücher, beſonders ältere enthalten, iſt in der zweyten Auflage ganz neu hinzugekommen. Bey der theologiſchen Encyklopädie iſt noch das Dictionaire univerſel, des ſciences eccleſiaſtiques par le P. Richard genannt. §. 23. hier 25. iſt die Schrift wider den Fanaticiſmus weggelaſſen. Für den Verf. des mit ſchwarzer Galle geſchriebenen Buchs, über Schwärmerey, Toleranz und Predigtweſen, will man hin und wieder Herdern ausgeben. §. 24. hier 26. hätten wir, nach des Verf. Plan, nur gute Bücher zu nennen, Gerhardi de Maſtricht Canon Scripturae S. eccleſiaſticus, und J. P. A. Müllers Belehrung vom Kanon des A. T. nicht erwartet. Hier iſt noch Eichhorns hiſtoriſche Unterſuchung über den Kanon des A. T., und zum N. T. Lardners credibility of the Goſpel hiſtory hinzugekommen, das auch nothwendig hieher gehörte. §. 29. ſonſt 27, finden wir noch Chriſt. Kortholti tractatum de variis ſcripturae editionibus, imgleichen die neue Maſchiſche Ausgabe vom Le Long. §. 30. ſonſt 28. Mosheims Ueberſetzung vom Calmet, und das Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Litteratur. §. 31. ſonſt 29. Eichhorns Einleitung in das A. T. Dagegen hier, wir wiſſen nicht warum, Waltoni Apparatus biblicus weggelaſſen, und unten §. 34. angebracht. §. 32. ſonſt 30. Harwoods neue Einleitung in das N. T. Dagegen hätte Pritii Introductio füglich wegbleiben können, da wir beſſere Bücher haben. §. 34. ſonſt 32. ſind Seb. Ravii Exercitationes philol. ad Houbiganti prolegg. hinzugekommen, §. 36. ſonſt 34. Panzers litterariſche Nachricht, von den allerälteſten gedruckten deutſchen Bibeln. §. 37. ſonſt 35. De Roſſi de hebraicae typographiae origine und die älteſte Ausgabe der ganzen hebräiſchen Bibel, zu Soncino 1488. fol. Dagegen ſind §. 38. ſonſt 36. Münſters, Jablonskis und Clodius Ausgaben weggelaſſen worden. Der 43. §. der erſten Auflage iſt in der zweyten verſetzt,

und mit dem 45ſten in Eins zuſammengezogen, auch mit einigen Schriften bereichert worden. Die Concordanzen ſind hier weggeblieben, und an einem andern Ort §. 48. angebracht worden. Die Breitingeriſche Ausgabe der LXX. enthält, ſo viel wir wiſſen, nicht alles, was der Titel derſelben ankündigt. §. 63. 64. in der neuen Auflage 67 - 69. haben beträchtliche Zuſätze und Verbeſſerungen erhalten. Zu §. 72. hier 76. iſt Eduard Brerewood, de ponderibus et pretiis veter. numorum, und Car. Arbuthnoti tabulae antiquorum numorum hinzugekommen; zu §. 79. hier 84. Rud. Chriſt. von Bennigſen bibliſche Zeitrechnung des A. und N. Teſt. und Io. Georg Franckii Novum Syſtema Chronologiae fundamentalis. Zum folgenden §. Barrington Miſcellanea ſacra und Benſons Geſchichte der erſten Pflanzung der chriſtlichen Religion. Zu §. 83. hier 88. Kaſp. Gottl. Langens Verſuch einer Harmonie der heiligen und Profanſchriftſteller. §. 85. hier 90. Chandlers critical hiſtory of the life of David mit der deutſchen Ueberſetzung von Diedrichs, und Niemeyer über das Leben und den Charakter Davids, aus deſſen Charakteriſtik der Bibel. Zu §. 92. hier 98. Petri Mintert Lexicon graeco - latinum in N. T. und zur Beförderung des nützlichen Gebrauchs, des W. A. Telleriſchen Wörterbuchs. Bey §. 99. hätte noch Heinr. Stephani griechiſche Concordanz über das N. T. angeführt zu werden verdient. Zu §. 107. hier 113. iſt noch hinzugekommen Le nouveau Teſtament mis en Catechisme; nebſt Reſewitzens deutſcher Ueberſetzung, und la Sainte ecriture de l'Ancien Teſtament expoſée par demandes et par reponſes, welchen beyden Büchern vielleicht wohl ein beſonderer ſchicklicherer Platz hätte angewieſen werden können; und zu eben dieſem §. der in der neuen Auflage in zween andre zerlegt worden: Ed. Wells help, for the more eaſy and clear underſtanding of the holy Scriptures. Die Pfaffiſche Bibel iſt im J. 1768. und f. wieder in acht Octavbänden neu aufgelegt worden, welches dem Verf. nicht bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint. Wir hätten gewünſcht, daß der Hr. V. Einen Bogen mehr nicht geachtet, und außer der Erwähnung der Kirchenväter im patriſtiſchen Fach, bey jedem bibliſchen Buch angeführt hätte, welcher oder welche Kirchenväter darüber commentirt hätten, damit der angehende Freund der Exegeſe, nicht erſt ganze patriſtiſche Bibliotheken durchſtöhren dürfte, um die Quellen, welche er brauchen will, einzeln heraus zu ſuchen. §. 120. vermiſſen wir des Cornelii a Lapide weitläuftigen Commentar über die ganze Bibel. Die

te Vermehrung in dieſem Fach, beſteht in dem 184 §. als er ganz neu hinzugefügt, und darin eine große Menge : deutſcher Ueberſetzungen, ſowohl der ganzen Bibel, als iner Bücher derſelben angezeigt worden. Auch hat der §. , hier 131. ſehr beträchtliche Zuſätze erhalten. Ueber die heten ſind Vogels und Semlers Umſchreibungen hinommen. Ueber den Jeſaias iſt mit Recht die Weiſſaen des Propheten Jeſaias überſetzt, von Joh. Heinr. ber weggelaſſen, und dagegen die neue Lowthiſche und piſche Arbeit hinzugefügt worden. Ueber die kleinen Pron hätten wohl noch mehrere, z. E. Oecolampadii lucubras in minores P. P. Ioh. Druſii commentarius in Proas minores XII. I. Cocceji Prophetae XII. minores, m. über den Hoſeas Jmm. Tremellius und Seb. midts Commentar, über den Zacharias, Balthaſar le u. a. m. angeführet werden können; es ſey denn, daß Verf. dieſe und andre, ſo wie den Oecolampadius und hael Ghislerius über den Jeremias, nicht aus eignem auch gekannt hätte. Das letztere iſt beſonders ein beträchtWerk, deſſen vollſtändiger Titel ſo lautet: Michaelis lerii commentarii in Ieremiam prophetam, juxta ſenlitteralem, myſticum et moralem, et juxta lectiones, zatam, Hebraeam, paraphraſis Chaldaicae et Graecas, catena graecorum P. P. graece et latine, a Ioanne thaeo Caryophilo, Cretenſi, recognita a Leone Allaitem commentarii in Lamentationes Ieremiae et Bacum iisdem catenis, graece et latine ex verſione dem Leonis Allatii. Lyon 1623. 3 Foliobände. Bey 16. hier 146. iſt noch Koppens N. T. mit allem Recht gekommen; wir wünſchten nur, daß der Verf. ſich nicht andre Arbeiten abhalten ließe, dieſe wohlgerathene fortzuſetzen und zu vollenden. Beym N. T. iſt zwar vieles angeſetzt, aber auch noch manches übergangen worden, z. E. Fabi Paulutii commentarii in omnes libros N. T. Edward Lhs engliſche Anmerkungen über das N. T. und Ioan. haelis notae exegetico-criticae in N. T. Zu §. 140. 150. iſt noch hinzugekommen: a Commentary with noon the Evangeliſts &c. by Zachary Pearce. Ueber das ngelium Matthäi vermiſſen wir Davidis Parei brauchbaren mentar, den ſein Sohn Philipp, mit einer Nachricht von Leben ſeines Vaters herausgegeben; und beſonders Ioan. Pricaei Matthaeus, ex ſacra pagina, Sanctis P. P. graecis

cis ac latinis, gentium Scriptoribus ex partibus illustratus, Paris 1646. in 8. Ueber den Lukas den Commentar des Bonaventura, imgleichen über den Johannes, Wolfgang Musculus. Noch mehrere vermissen wir über die Apostelgeschichte, von welchen wir nur den obgedachten Pricäus, Arcularius und Justus Jonas nennen wollen. Noch merken wir über das ganze N. T. unter den hier übergangenen Schriften an: Iacobi Capelli obseruationes in N. T. und mit des Dan. Heinsii Sacris exercitationibus wären noch Ioannis Croji obseruationes sacrae et historicae in N. T. in welchen auf die Exercitationes des Heinsius Rücksicht genommen wird, zu verbinden gewesen. Hunnii Commentarii sind vielleicht ihrer geringern Brauchbarkeit wegen übergangen. Allein auch des großen Mosheims Commentare über einige Briefe, die vielleicht von ihm nicht zum Druck bestimmt waren, sollten wohl nicht füglich unter die guten Commentare mit aufgeführt werden. Bey den Briefen Johannis hingegen hätte Locke nicht übergangen werden sollen. Bey der Offenbarung Johannis ist noch Herders Maran Atha hinzugekommen. Sehr wenig ist von solchen Schriften angeführt, die Erklärungen einzelner schwerer Stellen enthalten; doch vielleicht rechnete der Verf. diese nicht so genau zu seinem Plan, da er eigentlich nur von den allgemeinen Büchern Nachricht geben wollte. Uebrigens wird man es sich leicht vorstellen, daß auch die Literatur der übrigen Theile der Theologie, so wie die der Exegetik, bey der wiederholten Bearbeitung des Verf. gewonnen habe. Es würde uns aber zu weit führen, wenn wir auch hievon umständlich Nachricht geben wollten. Wir können uns noch immer nicht von der Zulänglichkeit der Gründe überzeugen, aus welchen der Verf. die einzelnen Kirchenväter übergangen. Er hätte ja von jedem nur die beste Ausgabe nennen dürfen; eine Sache, wodurch er gewiß den angehenden Theologen einen großen Dienst erzeigt hätte. Die Vorzüge, welche diese Auflage vor der ersten hat, werden durch die angehängten Register sehr vermehrt.

Pm.

Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte. Seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. Besorgt von Friedrich Wilhelm

Wilhelm Strieder, Fürstl. Hessencassel. Bibliothekssekretarius. Erster Band. A. — Brand. 1781. In Commission zu Cassel, im Cramerischen Buchladen. 548 S. und 28 S. Vorrede.

Herr Strieder fängt hiermit ein Werk an zu liefern, das von seiner großen Liebe zur gelehrten Geschichte und von allen dem Fleiße, Genauigkeit, Geduld und Geschicklichkeit, welche zu einem solchen Unternehmen erfordert werden, die stärksten Beweise enthält. Da Bücher dieser Art selten Verleger finden, so hat der V. solches auf eigene Kosten drucken lassen, und Unterstützung hierzu auf dem Wege der Pränumeration gesucht. Die Zahl der Pränumeranten, welche diesem Theil vorgedruckt sind, ist nicht so stark, daß der V. sich dadurch besonders aufgemuntert finden könnte. Indessen läßt gegenwärtiger guter Anfang der Ausführung seines Plans hoffen, daß das Zutrauen des Publikums, vorzüglich des hessischen, wachsen, und viele thätige Beförderer seines Unternehmens ihm erwecken werde. Es würde in der That wenig Liebe zur Litteratur verrathen, wenn das Häuflein ihrer Freunde und Beförderer in den weitläuftigen hessischen Landen so wenig zahlreich wäre. Auch die Gelehrtengeschichte im Ganzen hat von dieser Arbeit nicht geringe Aufklärung zu erwarten, da der V. seinem Plan eine so viel umfassende Ausdehnung gegeben hat. Er liefert nämlich nicht nur die Lebensumstände der eigentlichen hessischen Schriftsteller und Gelehrten, d. i. solcher, welche in Hessen gebohren sind, und darin bis an ihr Ende gelebt und geschrieben haben, sondern auch von solchen, ursprünglich Fremden, die in Hessen entweder ganz naturalisirt, oder sich auch nur eine Zeitlang in diesem Lande befunden haben. Da der V. die alphabetische Ordnung gewählt hat, so folgen hier in einer angenehmen Abwechselung die Lebensbeschreibungen von längst verstorbenen und noch lebenden Gelehrten auf einander. Jedoch ist zu wünschen, daß der V. am Ende des Werks auch den Nutzen, welcher von der Anordnung nach der Zeitfolge, oder von der systematischen Classification zu erwarten gewesen wäre, durch zweckmäßig eingerichtete Indices, welche mit einem Blicke den Zustand der Gelehrsamkeit in jedem Zeitpunkte und in jedem Theile der Wissenschaften in den Hessischen Landen übersehen lassen, möge zu erreichen suchen. Die Nachrichten von noch lebenden Gelehrten sind oft authentisch; und die welche

che es nicht sind, hat der Verfasser wenigstens aus so guten Quellen gezogen, als sie zu finden waren. Freylich entstand daraus eine große Ungleichheit der Artikel, die aber dem V. unter diesen Umständen nicht zur Last gelegt werden kann. Man vergleiche zum Beyspiel die Artikel Benner und Bahrdt. Die Nachrichten von jenem als einem in Hessen gebohrnen und grangewordenen Schriftsteller sind sehr mager; wenn gleich auch schon das Verzeichniß seiner Schriften dem aufmerksamen Beobachter einige Data zur Bestimmung seines gelehrten und theologischen Charakters an die Hand giebt. Die Nachrichten von Bahrdt hingegen, der auf dem hessischen gelehrten Horizonte nur einer plötzlich aufsteigenden und bald wieder verschwindenden Lufterscheinung glich, sind verhältnißmäßig viel zu weitläuftig. Aus dem übergrossen Vorrath von gedruckten Nachrichten, welche diesen Mann betreffen, hätte wohl eine zweckmäßigere Auswahl gemacht, und allenfalls nur Thatsachen ohne alle Theilnehmung erzählt werden sollen. Denn wir müssen gestehen, daß der V. in diesem Artikel den Erzählungen und Urtheilen in den neuesten Religionsbegebenheiten mit mehr Zuversicht folgt, als es die Pflicht eines unparteyischen Biographen erlaubt. Bey andern Personen, welche nur eine Zeitlang auf dem hessischen Parnaß sich befunden haben, wird der V. nach unserer Einsicht wohl thun, wenn er seine Leser vorzüglich mit dem unterhält, was solche Männer Gutes oder Schlechtes geleistet haben, so lange sie sich daselbst befunden; in Ansehung ihrer übrigen Laufbahn aber sie den gelehrten Geschichtschreibern anderer Provinzen, oder solchen, die sich an kein politisches Territorium binden, überläßt. Das wird vorzüglich in Ansehung Wolfs, Cramer, Senckenberg, und cher anderer rathsam seyn. Was die vorlängst verstorbe- Gelehrten betrifft, so fand der V. nicht allein überhaupt Hülfsmittel auf der fürstlichen Bibliothek zu Cassel, sonnsonderheit kamen ihm die ebendaselbst befindlichen Samm- n eines ehemaligen Hessen-Rothenburgischen Canzleydi- Kalckhofs gut zu Statten, welche er mit der ihm ei- en Aufrichtigkeit und pünktlichen Genauigkeit benützt zu ha- rühmt.

Tg.

Ge-

Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom, von Christoph Meiners, ordentlichem Lehrer der Weltweisheit in Göttingen. Erster Band. Lemgo, im Verlag der Meyerschen Buchhandlung. 1781. in 8. 752 Seiten, nebst der Vorrede von 46 Seiten.

Mit Vergnügen machen wir Liebhabern ernsthafter Untersuchungen ein Werk bekannt, worin sie sowohl in Ansehung der Gründlichkeit, als auch der Neuheit der Seiten reichliche Nahrung finden werden. Der Verf. geht durchaus seinen eigenen Weg, und erzählt selbst gesehenes, und selbst mühsam aufgesuchtes. Nicht durchgehends sind wir indeß, wie dies in der sublunarischen Welt nicht anders zu gehen pflegt, vom Verf. überzeugt worden, hoffentlich werden ihm unsre Zweifelsgründe, wenn sie anders erheblich genug sind, nicht unangenehm seyn. Zu überspannten Forderungen vorzubeugen, erklärt er in der Vorrede, es sey uns unmöglich, die ersten Ursachen von Revolutionen in den Wissenschaften auszufinden, wir müssen uns also mit den nächsten befriedigen; auch wolle er nicht die Geschichte aller Wissenschaften, sondern nur der Philosophie in ihrem ganzen alten Umfange, der Beredtsamkeit und der Geschichte geben. Das Werk ist in Bücher abgetheilt, deren erstes den ältesten Zustand von Griechenland, und das Zeitalter der sieben Weisen beschreibt. Vor dem trojanischen Kriege waren die Griechen Barbaren, ohne alle Künste und Wissenschaften, auch durch manche Fremdlinge konnten sie schwerlich mehr Cultur erhalten; theils weil diese selbst schlechte Menschen waren, und theils auch, weil sie schwerlich sich Ansehen genug dazu verschaffen konnten. (Wissenschaftliche Cultur freylich wohl nicht; aber sollten sie nicht manche religiöse Begriffe, mehr Civilisation durch sie erhalten haben? So kam der Bacchusdienst doch von Fremden, andere Religionseinrichtungen zu geschweigen. Wir hätten gewünscht vom V. seine Gründe gegen diese Thatsachen zu hören). Nach dem trojanischen Kriege konnten im eigentlichen Griechenlande, wegen steter innerer Unruhe und Empörungen, eben so wenig wissenschaftliche Kenntnisse fortwachsen. Vom handelnden Corinth hätte man dies am ersten erwarten sollen; allein eben daß es nicht geschehen ist, zeigt, daß die Nachrichten vom Alter und Wohlstande des Staats nicht buchstäblich wahr sind. Klein Asien muste das übrige

Griechen-

Griechenland erleuchten, sowohl, wegen seiner freyen Staatsverfassungen, innern Ruhe, als auch Fruchtbarkeit und glücklichen Himmelsstrichs. Die Jonischen Griechen vornemlich, erfanden, oder vervollkommten die schönen Künste. In einem solchen Zeitalter nun mußten die sieben Weisen entstehen, das ist Männer, die mit großen Anlagen des Geistes und Herzens, eine durch vieljährige Erfahrung reif gewordene Klugheit und alle nützliche Kenntnisse der Zeit vereinigten, eben deswegen zu den großten öffentlichen Geschäften gebraucht wurden, und ihre Mitbürger durch Rath, Sittensprüche und faßliche Gedichte zu bessern suchten. Von Lydien aus verbreitete sich die Schwelgerey auch über die Asiatischen Griechen, bereitete sie dem Persischen Joche vor, und beyde trieben die Wissenschaften in das für sie nun schon mehr gereifte eigentliche Griechenland. (Man sieht hier nur die äußern Ursachen der wissenschaftlichen Cultur entwickelt, es giebt aber noch eine andere, die Materielle, das ist die Ideenmasse, welche die Griechen zuerst bearbeiteten. Sollte nicht auch zu einer Geschichte der Wissenschaften Angabe derjenigen Kenntnisse des gemeinen Menschenverstandes erfordert werden, von welchen man zu höhern Speculationen übergieng? So etwas wünscht man von einem Schriftsteller, der mit Griechenland so vertraut ist, und die Begebenheiten so gut aus einander entfaltet.)

Das zweyte Buch handelt von der Jonischen Philosophie. Unter den griechischen Weisen wird Thales zuerst allgemein für einen Philosophen angegeben, (hier kann man sich schwerlich enthalten, zu fragen: wodurch unterschied sich seine Cosmogonie von den vorhergehenden Theogonieen? worauf gründete sich der Titel Philosoph?) Thales unterschied sich vom Hesiod dadurch, daß er den Ursprung aller Dinge, Hesiod nur von Erde, Luft, Bergen aufsuchte; daß er den Grundstoff bestimmt angab, seine sowohl, als seiner ersten Nachfolger Gedanken hierüber erheben sich über die Hesiodischen nicht. (Ein Grund des Unterschiedes mußte doch wohl angenommen werden, sonst würden Thales und seine Nachfolger nur Dichter seyn; die bestimmtere Angabe einiger Stücke allein, unterscheidet den Philosophen nicht vom Dichter. Von den Beweisen der Grundsätze dieser Philosophen sagt der Verf. nichts, vielleicht weil er sie für nicht genug historisch erwiesen hält; allein Aristoteles vermuthete sie doch schon, aus Ueberlieferung wenigstens, und solchen Vermuthungen läßt sich schon nachgehen. Diese Beweise weggenommen, bleibt freylich kein Unterscheidungszeichen

mal

mal übrig. Auch die Erklärungen der Entstehung der Dinge aus den Principien werden übergangen; an sich zwar sind sie von keiner Wichtigkeit, aber doch dem Geschichtschreiber des menschlichen Verstandes, als Stufen zu höherer Vollkommenheit merkwürdig. Mit Fleiß scheint er alle sowohl alte als neuere Auslegungen vorbeyzugehen, und gewinnt zwar dabey in Ansehung der Gewißheit; verliert aber auf der andern Seite desto mehr an Bestimmtheit und Deutlichkeit; weil ohne solche Untersuchungen der Wörtersinn immer vieldeutig, mithin dunkel bleiben muß.) In die Lebensumstände einzelner Männer läßt sich der V., als nicht zur Geschichte der Wissenschaften gehörig, nicht ein; außer in so fern sie hieher unmittelbar gehören. Thales, Anaximander und Anaximenes werden hier zusammengenommen, weil Anaxagoras nicht in der Jonischen Schule gebildet wurde.

Das dritte Buch enthält die Geschichte der Pythagorischen Gesellschaft, und zwar wegen der bekannten Unsicherheit in dieser Geschichte, zuerst eine Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der Geschichtschreiber des Pythagoras, seiner Schule und Philosophie. Ein vorzüglich lehrreicher, mit großer Belesenheit, Genauigkeit, und vielem Scharfsinn ausgearbeiteter Abschnitt! Kenner werden hier sehr viele, durchaus neue Beobachtungen lichtvoll zusammengeordnet finden. Zur bequemern Uebersicht werden diese Schriftsteller in die vor Aristoteles, welche keine eigene Untersuchung erfordern, mit Aristoteles; nach den ältesten Schülern Aristoteles; die von unbekanntem Zeitalter, und endlich die nach Christi Geburt getheilt. Nach den für die Glaubwürdigkeit gegebenen Regeln, steht billig Aristoteles oben an; vornemlich da er von den ältesten Pythagoreern, nicht der aus seinem Zeitalter unter diesem Namen redet; Schriften der ältesten Pythagoreer wahrscheinlich vor Augen hatte, und von vorsetzlicher Verfälschung weit entfernt war. Daß Heraklides Pontikus Leichtgläubigkeit mit vorsetzlicher Erdichtung verband, wird einleuchtend dargethan. Aristoxenus hat unmittelbar nach dem Aristoteles Sitz und Stimme. Dicäarch ist leichtgläubig und nachläßig. (Die Ueberschrift dieses Absatzes setzt auch noch den Hieronymus hieher, von dem aber hernach nichts vorkommt) In die dritte Classe gehört Timäus, ein allgemein als unzuverläßig von den Alten erkannter Schriftsteller; Hermipp vom selben Schlage; Neanth und Alexander Polyhistor nichts besser; und Diodor von Sicilien zuverläßig, so oft er gute Nachrichten vor sich hat. In die letzte Classe kommen Apollonius von

Tyana von keinem Gewichte; Moderatus, Nikomachus, Diogenes, der nicht der Laertier ist, alle unkritisch für sich ohne Autorität: Diogenes von Laerte, und Sextus Empirikus, welche beyde Pythagorische Lehren aus guten Quellen schöpften; endlich Porphyr und Jamblich. Beyde werden mit großer Sorgfalt untersucht, Stück vor Stück zergliedert, und jedes, es sey nun aus historischen Datis oder Vermuthungen, ihrem eigentlichen Urheber zurückgegeben. Hieraus sieht man, anschauend, aus welchen Stücken sie ihre Lebensbeschreibungen zusammengeflickt, wiefern sie Glaubwürdigkeit haben, und daß sie nicht absichtlich Pythagoras Christo nachbildeten. Wir empfehlen diese ganze Untersuchung, insonderheit den letztern Theil, allen Geschichtforschern. In einer Beylage, dergleichen es bey allen Büchern giebt, werden noch einige hier übergangene Schriftsteller mitgenommen; hier finden wir auch den oben erwähnten Hieronymus. Das zweyte Kapitel bestimmt Pythagoras Zeitalter. Nach Abwägung der alten Zeugnisse, und Untersuchung der Zeitrechnungen Dodwells, Bentleys, Lloyds, Stanleys, de la Nauze, und Freret's, fällt endlich das Resultat für das Ende der 49 Olympiade als Geburtsjahres; und den Anfang der 69, als Todesjahres. Hierauf gründet sich eine Classification der Pythagoreer vor Aristoteles; älteste sind, die Theil am Bunde nehmen, und vor der 65 Olympiade gebohren wurden; neuere, die nach Zerstörung des Bundes letzten; erstere sind ächt: letztere weichen vom ursprünglichen System ab. (Einige Schwierigkeit macht hierbey Aristoteles, er berichtet verschiedene Meynungen der Pythagoreer, und unterscheidet sie mehrmals wörtlich, durch einige andere Pythagoreer. Entweder also spricht Aristoteles nicht immer von den ältesten Pythagoreern; oder selbst diese waren nicht stets einstimmig. In beyden Fällen scheint diese Abtheilung in der Anwendung nicht viel Nutzen zu versprechen; Schade, daß dem Verf. dieser Zweifel nicht aufstieß!) Daß Pythagoras wissenschaftliche Kenntnisse aus Aegypten geholt hat, wird nebst den ihm angedichteten Reisen nach Palästina, Persien u. s. w. verworfen. Das dritte Kapitel behandelt die Einrichtungen und Satzungen der Pythagorischen Gesellschaft, die Lebensart, Geheimnisse, Symbolen der ältesten Pythagoreer, endlich ihre Ausartung nach des Bundes Untergang. Nach Verlassung seines Vaterlandes wendet sich Pythagoras nach Italien, weil Asien kurz vorher von den Persern verwüstet, das eigentliche Griechenland theils zu arm, theils nicht nach seinem Sinne regiert wurde, Italien aber sowohl

durch

durch Reichthum, als auch gute Verfaſſungen ihm am bequemſten war. Schönheit, Talente, Beredtſamkeit, verbunden mit brauchbaren Einſichten, erwarben ihm bald allgemeine Bewunderung; und dadurch einen großen Einfluß in die Beſſerung der Krotoniaten. Alle angeſehene Männer und Jünglinge, die ſich hervorthun wollten, bewarben ſich um ſeine Freundſchaft, deren er ſie aber erſt nach genauer Prüfung theilhaftig machte, in der Abſicht, einen nach gewiſſen eigenthümlichen Geſetzen lebenden Orden zu ſtiften. Dieſer Orden breitete ſich außer ſeinem Stiftungsorte Croton, über Italien und Sicilien bis ins eigentliche Griechenland aus. Er ſollte an Verbeſſerung und Veredelung des Menſchengeſchlechts, durch Beyſpiel, Lehre und gute politiſche Einrichtungen, arbeiten. Im äußern unterſchieden ſich die Pythagoreer durch Reinlichkeit in Kleidung, die deshalb aus weißem Cattun beſtand, und des ganzen Körpers, durch öfteres Baden und Reinigen. In ihrem Betragen durch Geſetztheit, Würde und ſtete Gleichförmigkeit. Die erſte Frühſtunde war beſtimmt, den Geiſt durch Muſik zu ſammeln und aufzumuntern, durch Erinnerung an Begebenheiten voriger Tage ſich zum gegenwärtigen vorzubereiten; die folgenden zum Lehren und Lernen; dann ſtellte man Leibesübungen an; darauf folgte eine frugale Mahlzeit; den Nachmittag widmete man öffentlichen Geſchäften, denen geſellſchaftliche Spaziergänge zur Wiederholung des Gelernten, dieſen ein kaltes Bad folgte; darauf gieng man zu geſellſchaftlichen Abendmahlzeiten, und beſchloß den Tag mit Vorleſungen. Die Enthaltung von aller animaliſchen Nahrung fällt auf die Pythagoreer zwiſchen Olymp 90 und 100; Pythagoras ſelbſt hingegen und ſeine älteſten Freunde lebten nicht ſo ſtrenge; doch war Fleiſcheſſen ihnen weder täglich noch auch uneingeſchränkt. Eben dies gilt auch vom Fiſcheſſen; wahrſcheinlich waren auch Bohnen nicht verboten. Schwelgerey und Ueppigkeit ſollten durch dieſe Diät gebändigt werden. Aus dem beſtändigen Zuſammenleben und Zuſammendenken der Pythagoreer entſtunden Heldenfreundſchaften unter einander, und gegen Pythagoras hohe Verehrung, daher das berühmte αυτος εφα, welches aber unmöglich auf Untrüglichkeit aller ſeiner Ausſprüche gehen kann, wie man gemeiniglich glaubt. Wer in den Bund treten wollte, wurde vom Pythagoras auf mancherley Art ſorgfältig geprüft; das mehrjährige Stillſchweigen, nebſt andern beſchwerlichen Büßungen, ſind Uebertreibungen ſpätrer Schriftſteller. Dahin gehört auch die Ueberlieferung eines jeden Mitgliedes Eigenthums an die Geſellſchaft. Nicht

und in das alles, durch Freundschaft und Feindschaft zurückkehrt. (Die verschiedenen Meynungen über dieses Feuer der Natur, ob Heraklit Atomen vertheidigt, wie die Verwandlung erfolgt, finden wir nicht berührt; mithin auch Heraklits Vorstellungsart nur im allgemeinen angeführt.) Leucipp wird gleichfalls sehr kurz berührt; ohne den Begriff eines Atoms nach ihm genau zu bestimmen, die, vom Aristoteles aufbehaltene Veranlassung zu diesem System, die Gründe für den leeren Raum anzuführen, werden die Sätze aus den Alten blos berührt.

Das fünfte Buch handelt vom Empedokles, Anaxagoras, Demokrit, Zeno und Meliß. Empedokles ist wegen seiner Verehrung gegen Pythagoras, und Behauptung Pythagorischer Sätze fälschlich für ein Mitglied des Bundes ausgegeben worden. In seinen Behauptungen von den vier Grundelementen der Freundschaft und Feindschaft als wirkenden Ursachen widersprach er sich oft. Er ließ alle Gottheiten und denkende Wesen nicht nur aus dem Grundstoffe entstehen, sondern auch wieder darinn aufgelöset werden; behauptete, daß unsere Denkkraft sich nach dem jedesmaligen Zustande des Körpers richtet, von ihm ganz abhängig ist, und verwarf dennoch alle Sinnenkenntnisse. Ohngefährer Zusammenfluß der Elemente ist ihm Ursache der Thiere und Pflanzen. Sein Zeitgenosse Anaxagoras, begab sich aus Asien nach Athen, weil hier damals die größten Helden und Staatsmänner lebten, weil Athen durch seinen Reichthum und Handel der Sammelplatz aller Künste und außerordentlicher Männer wurde. Er erweiterte das Gebiet der menschlichen Kenntnisse mehr als seine Vorgänger, dadurch, daß er zuerst Ordnung, Schönheit, Bewegung in der Welt von einer verständigen Ursache ableitete. Aristoteles und Platos Beschuldigungen, daß er die wichtigsten Natur-Veränderungen mechanisch erklärte, treffen ihn nicht, weil er nicht aller, sondern nur der absichtlichen Dinge Ursache in der Gottheit suchte. (Uns scheint Anaxagoras seine νους in der Weltbildung blos zur Mittheilung der ersten Bewegung gebraucht zu haben, wenigstens wüßten wir nicht, daß er Entstehung der Thiere und Pflanzen andern als mechanischen Ursachen zugeschrieben hätte.) Mit Uebergehung Demokrits wenden wir uns sogleich zum Zeno, dem Erfinder der Dialektik, und daher auch vorzüglich geübt in der Kunst durch Sophismen zu verwirren. (Ein wirklich großes Verdienst, denn dadurch gab er Anlaß, über die Gesetze des Denkens Untersuchungen anzustellen, und die Logik zu erfinden. Auch in der spekulativen Philosophie

bringt

bringt das Skeptisiren Vortheile, ohne Skeptiker wäre nie über die ersten Gründe unserer Erkenntniß so tief, als schon geschehen ist, nachgedacht, und ohne sie wird nicht leicht ein merklicher Fortschritt darinn geschehen. Hätte nicht Aristoteles seine ganze Denkkraft angestrengt, solche scheinbare Einwendungen von Grund aus zu heben, wie wäre er der tiefdenkende und gründliche Mann geworden. Wer geradezu verwirft oder annimmt, ohne bis auf die ersten Gründe, so viel möglich gedrungen zu seyn, bleibt meistens nur auf der Oberfläche.) Zenos Meynungen werden so angeführt, als Aristoteles (de Zenone) sie beschreibt. (allein zuerst kommt hier nichts von der Aufhebung aller Bewegung vor, die doch Zeno gelehrt hat, und dann ist auch in diesem ganzen Raisonnement nichts dialektisches, vielmehr alles dogmatisch. Es scheint folglich von Zeno hier nichts vorzukommen, weil auch nicht ein einziger ihm eigenthümlicher Satz angeführt wird. Dazu kommt, daß Fabritz (ad Sext. Emp. Pyrrhon. Hypot. I, 225.) bemerkt, in einer guten Handschrift die Aufschriften anders, und wo in unsern Ausgaben Zeno steht, Xenophanes gefunden zu haben. Wahrscheinlich also kommen die vom Verf. hier beygebrachten Schlüsse dem Xenophanes zu, vornemlich da auch die vorher vom Aristoteles erzählten mit den übrigen Nachrichten von Zenos Behauptungen mehr übereinkommen.) In den Beylagen werden noch die Zeitrechnung des Empedokles, Anaxagoras, Demokrit, Zeno und Meliß; einige Demokritische Sätze; die Lehren des Platonischen Parmenides, als welche weder Parmenideisch noch Zenonisch, folglich von Platos Zusammensetzung sind, (uns dünkt doch lauter Zenonische Sätze hier gefunden zu haben, wenigstens läßt sich aus Aristoteles und andern gültigen Quellen das wichtigste und meiste dem Zeno zueignen); das Melissische System; zuletzt noch einige in dieser Periode lebende Philosophen, als Hippon, Hermolimus, Archelaus, Diogenes von Apollonia und einige mehr, erwähnt. Wir haben einiges, worin wir nicht die gewünschte Ueberzeugung fanden, ohne Bitterkeit bemerkt, und hoffen daher, der Verf. werde, eingedenk des in der Vorrede gesagten, dies nicht anders aufnehmen, als ein Bürger eines freyen Staats, die Urtheile seiner Mitbürger über seine Handlungen. Die Geschichte wird auch hier dem Verf. sagen, daß Niemand, als der Hervorstechende einer Beurtheilung im freyen Staate unterworfen ist.

Wr.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

C. *Velleji Paterculi* quae ſuperſunt ex Hiſtoriae Romanae voluminibus duobus, cum integris animaduerſionibus doctorum, curante *Dauide Ruhnkenio.* Lugduni Batavorum, apud Samuel. et Ioan. Luchtmans, 1779. Zween Bände von 1262 Seiten, ohne die Vorreden und Regiſter in gr. 8.

Der Umſtand, daß der berühmte Herausgeber des Vellejus ein Deutſcher iſt, giebt uns ein Recht, dieſer treffichen, jedem, der ſich mit klaſſiſcher Kritik beſchäftiget, unentbehrlichen Ausgabe auch noch in unſrer Bibliothek zu gedenken; und wir wollen uns, obwohl unſre Anzeige ſchon etwas ſpät kömmt, weil wir ſelbſt erſt kürzlich das Werk erhalten haben, um ſo weniger dieſes Rechts begeben, da in Deutſchland ſelbſt eine ſolche, mit ſo vielem Fleiß und ſo geübtem Scharfſinn bearbeitete Ausgabe eines alten Schriftſtellers eine ſehr ſeltene Erſcheinung iſt; woran wohl das ſchuld ſeyn mag, daß die holländiſchen Gelehrten nicht in den Umſtänden leben, die ſie zwingen, gedungene Tagelöhner der Buchhändler zu ſeyn, wie die mehreſten Deutſchen.

Vellejus iſt der Verfaſſer eines Abregé der römiſchen Geſchichte, den er im Jahre Roms 783. dem Conſul M. Vinicius zugeeignet hat; ein ſehr eleganter, und auch Wahrheitliebender und freydenkender Geſchichtſchreiber, wo er nicht aus Furcht dem grauſamen Tiber ſchmeichelt, der ſich ganz, wie Tacitus und andre ſpätere Geſchichtſchreiber, nach dem Salluſt gebildet, obwohl die Simplicität dieſes Muſters, nach Hrn. R. Urtheil, nicht erreicht hat. Es ſcheint dem Herausgeber eben der Vellejus zu ſeyn, deſſen Tacitus Annal. Lib. III. Cap. 59. gedenkt, wo man vielleicht C. Vellejus für P. Vellejus leſen muß; und an ihn habe vielleicht auch Tacitus gedacht, wenn er gleich im Anfange ſeiner Annalen ſage: Temporibus Auguſti dicendis non defuere decora ingenia, donec gliſceret adulatione deterrerentur. Tiberii, Caji que et Claudii, ac Neronis res, *florentibus ipſis, ob metum falſae*; poſtquam occiderant, recentibus odiis compoſitae ſunt.

Beatus

Beatus Rhenanus hat dieſen Schriftſteller zuerſt aus einer einzigen, damals im Kloſter Murbach vorhandenen, aber ſehr verſtümmelten und fehlervollen Handſchrift, die ſich jetzt nirgends mehr findet, zu Baſel 1520. herausgegeben, und Joh. Albr. Burer, gleich nach dem Abdruck, dieſen wiederum mit der Handſchrift verglichen, und am Ende alle Lesarten derſelben, wo Rhenanus von ihr abgegangen war, nebſt ſeinen eigenen Vermuthungen angemerkt. Nachher hat ein ungenannter Baßler Gelehrter in einer Ausgabe, die die Aufſchrift führt, Vitae Caeſarum, quarum Scriptores hi, C. Suetonius Tranquillus, Aelius Spartianus &c. Annotationes Deſ. Erasmi Roterod. et Bapt. Egnatii in vitas Caeſ: Acceſſerunt in hac editione Velleji Paterculi libri II. ab innumeris denuo vindicati erroribus. Baſil. ap. Froben 1646, den Vellejus durchaus verſtändlich zu machen geſucht; aber oft hat er ihn durch zu gewagte Muthmaßungen ſehr verderbt, und überhaupt von der Lesart der Handſchrift einen oft ganz verſchiednen Text geliefert. Ihm haben gleichwohl alle nachherige Herausgeber des Vellejus, ſelbſt Burmann, gefolgt, der gleichwohl verſichert, den Text aus der rhenaniſchen Ausgabe verbeſſert zu haben. Hr R. aber hat jetzt die alte Lesart wieder hergeſtellt; doch ſo, daß er ſelbſt auch an nicht wenigen Stellen, wo die Verbeſſerung gewiß ſchien, den Text nach ſeinem und Andrer Urtheil geändert hat. Die Noten des Rhenanus und Burers allein, weil ſie auf die Lesart der Handſchrift Beziehung haben, hat er unter die ſeinigen aufgenommen; die der übrigen Herausgeber bis auf Burmannen, nebſt einigen dazwiſchen eingerückten Zuſätzen und Berichtigungen des Herausgebers, nehmen den ganzen zweyten Band ein. Die Vorrede iſt leſenswerth; aber wir wunderten uns, wo der Hr. Prof. die Arbeiten ſeiner Vorgänger über den Vellejus ſchätzt, wie auch im Buche ſelbſt, nirgends eine Erwähnung der grunerſchen Ausgabe von 1764. zu finden; wiewohl ſie, ſo viel wir uns aus einem ehemaligen kurzen Gebrauch erinnern, auch eben nichts Neues oder Beyfallswürdiges geliefert hat. Auch fanden wir hier einer noch ſpätern Ausgabe nicht gedacht, die wir uns aus dem Iournal des Sçavans angemerkt haben: Abrégé de l'Hiſtoire Grecque et Romaine, traduit du Latin de Velléjus Paterculus; avec le Texte corrigé, des notes critiques et hiſtoriques, une Table Géographique, une liſte des Editiones, et un Diſcours préliminaire, par M. l'Abbé *Paul*. A Paris 1770. 12. Wir wollen jetzt zuerſt einige Beyſpiele glücklicher Ver-

besserungen geben, und nachher auch noch Stellen anmerken, wo wir die Lesart der Handschrift nicht verlassen hätten, oder doch anders gerathen haben, als der Herausgeber.

I, 1, 2. At rex regum Agamemnon, tempestate in Cretam insulam rejectus, tres ibi vrbes statuit. Sehr richtig liest Hr. R. dejectus für rejectus, wie schon Drakenborch wollte, das Wort wird häufig von Seefahrern, die durch Sturm verschlagen worden, gebraucht, und es konnte gar wohl, deucht uns, statt des fehlerhaften rejectus in den Text gesetzt werden. Ueberhaupt hat, nach unserm Urtheil, der Hr. Prof. zu oft das Falsche stehen lassen, wo er an der Richtigkeit der Verbesserung nicht zweifeln dürfte. So steht z. E. ein Paar Zeilen vorher Philippus noch im Texte, wo die Note richtig dafür Phidippus setzt, und auf der folgenden Seite qui se etiam, wo es unstreitig, wie die Note liest, quin se etiam heißen muß, und eben daselbst paetae ejus ganz unlateinisch für paltae ei. Hermiones, das die Note billigt. Und noch, um nicht mehrere Stellen anzuführen, I, 8, 5. sagt die Note, Verissime Lipsius, *legionibus Latinis avi sui:* und doch steht im Texte Latini. Und eben so finden wirs bey den Zahlen, die der Herausgeber, wo sie offenbar falsch sind, und schon von Andern unter dem Text verbessert waren, doch stehen läßt, oder selbst wieder annimmt, wenn sie andre geändert hatten; z. Ex. I, 8, 1. I, 12, 5. 6. und sonst öfter.

I, 4, 2. Vtriusque vrbis (Cumarum et Neapolis) eximia semper in Romanos fides facit eas nobilitate atque amoenitate sua dignissimas. Sed aliis diligentior situs patrii mansit custodia: Cumanos Osca mutauit vicinia. Sehr richtig liest der Herausgeber illis für aliis, nämlich den Neapolitanern. Oft haben die Abschreiber alii gesetzt, wo illi stehen sollte, und umgekehrt. Selbst im Vellejus II, 13, 3. Deinque ea fortuna Drusi fuit, vt malefacta collegarum, quum ejus optime ab ipso cogitata, senatus probaret magis, et honoreta, qui ab eo deferebantur, sperneret, iniurias, quae ab aliis intendebantur, aequo animo reciperet; et hujus summae gloriae inviderei, illorum modicam ferret. Auch hier hat den Hr. Prof. den Fehler wohl bemerkt, und schreibt in der Note richtig ab illis, für ab aliis.

I, 10, 3. Lucio autem Paulo, magnae victoriae compoti, quatuor filii fuere. Sehr wohl hat hier Hr. R. bey einer offenbar verdorbenen, und doch noch von keinem Ausleger berührten Stelle erinnert, daß man Macedonicae victoriae

riae für magnae victoriae lesen müsse. Wirklich steht magnae, das doch im Texte geblieben ist, ganz müssig und ohne allen Nachdruck. Der großen Schlacht bey Pydna, die das macedonische Reich den Römern unterwarf, hatte der Verf. im vorhergehenden Kapitel gedacht. Aber auch hier, das wir gleich mitnehmen wollen, geben wir dem Herausgeber nicht Beyfall, wenn er glaubt, in den Worten, duos minores natu, praetextatos, quo tempore victoriam adeptus est, habuit, fehle etwas zur Vollständigkeit des Sinnes, und habuit nos domi einrückt. Mit besserm Recht könnte ein Ausleger, wenn domi wirklich im Text stünde, es wegstreichen; denn daß diese jüngern Söhne damals noch in des Vaters Hause und Familie gewesen, zeigen schon genug unsers Bedünkens die Worte praetextatos habuit an.

I, 11, 5. Hic idem (Lysippus) primus omnium Romae aedem ex marmore in iis ipsis monumentis molitus vel magnificentiae vel luxuriae princeps fuit. Die Vermuthung des Herausgebers, da er huius vor magnificentiae einrückt, gefällt uns sehr, obwohl er selbst lieber nichts ändern will. Huius magnificentiae für magnificentiae, quae nunc est. So II, 33, 4. Lucullus, summus alioqui vir, profusae hujus in aedificiis, convictibusque et apparatibus luxuriae primus auctor fuit. Und noch eine deutlichere Stelle, die der Herausgeber nicht angemerkt hat, I, 13, 5. Non tamen, puto, dubites, Vinici, quin magis pro republica fuerit, manere adhuc eudem Corinthiorum intellectum, quam in tantum ea intelligi, et quin hac prudentia illa imprudentia decori publico fuerit conuenientior.

I, 12, 3. Ita eodem tempore P. Scipio Aemilianus, vir avitis P. Africani, paternisque L. Pauli virtutibus simillimus, omnibus belli ac togae dotibus, ingeniique ac studiorum eminentissimus seculi sui, qui nihil in vita nisi laudandum aut fecit, aut dixit, ac sensit; quem, Paulo genitum, adoptatum a Scipione Africani filio diximus, aedilitatem petens, Consul creatus est. Keiner der vorigen Kritiker hat etwas bey dieser Stelle erinnert; und doch ist offenbar die Wortfügung sehr unnatürlich, und gar nicht vellejisch. Hr. R. hat die wahrscheinliche Vermuthung; omnibus belli ac togae artibus, ingeniique ac studiorum dotibus eminentissimus seculi sui. Aber wir gestehen, daß wir ungerne die Worte ingeniique ac studiorum eminentissimus geändert sehen, weil sich Vellejus auch sonst ähnlicher Ausdrücke bedient.

Viel-

Vermuthung des Herausgebers, notam ſeveram Cenſorum, für eine ſehr wahrſcheinliche Verbeſſerung halten. Auch hat er hier in den Worten, Adeo mature a rectis in vitia, a vitiis in praua, a pravis in praecipita pervenitur, ſehr wohl ein Gloſſem entdeckt. Velleius ſchrieb ungezweifelt: Adeo mature a rectis in praua, a prauis in praecipitia peruenitur. Denn gewiß ſind prava und vitia in nichts unterſchieden.

II, 11, 1. Bellum deinde Iugurthinum geſtum eſt per Q. Metellum, nulli ſecundum ſeculi ſui. Huius legatus fuit C. Marius, quem praediximus, natus equeſtri loco, hirtus atque horridus, vitaque ſanctus, quantum bello optimus, tantum pace peſſimus, immodicus gloriae, inſatiabilis, impotens, ſemperque inquietus. Ganz gegen die Zeugniſſe andrer Schriftſteller heißt hier Marius natus equeſtri loco; er war aus dem niedrigſten Pöbel gebürtig. So unter andern nennt ihn Plutarch in ſeinem Leben γενόμενον γενέσει παντὰ πασι ἀδόξου, ἀνυποιγῶν δὲ καὶ πένητων. Selbſt im Velleius II, 128, 3. heißt er ignotae originis. Die Ausleger haben deswegen verſchiedentlich unſre Stelle zu verbeſſern geſucht; aber unſtreitig hat erſt Hr. R. das rechte Wort getroffen, wenn er natus extremo loco ließt. Der Ausdruck findet ſich, wie die Note lehrt, auch in andern Schriftſtellern, und ſelbſt im Velleius I, 11, 1. regiae ſtirpis ſe ferebat, cum eſſet ultimae. Wir fügen noch bey infimo loco natum aus dem Cicero pro Flacco 11.

II, 17, 1. Finito ex maxima parte, niſi qua Nolani belli manebant reliquiae, Italico bello (quo quidem Romani victis afflictisque ipſi exarmati, quam integris vniuerſis ciuitatem dare maluerunt) conſulatum inierunt Q. Pompejus et L. Cornelius Sulla, vir, qui neque ad finem victoriae ſatis laudari, neque poſt victoriam ſatis vituperari poteſt. Gesner im Theſaurus erklärt nach dem Burmann exarmati durch mitigati, placati, Hr. R. aber, wie es beſſer mit der Geſchichte übereinkömmt, durch debilitati, fracti; denn das waren wirklich die Römer nach geendigtem italiäniſchen Krieg. Statt des folgenden integris lieſet Heinſius integri, um es dem exarmati entgegen zu ſetzen; aber ſo fehlt wieder der Gegenſatz zwiſchen victis afflictisque und integris. Dieſe Schwierigkeit hebt der Hr. Prof. ſehr gut durch ſeine glückliche Verbeſſerung: Romani victis afflictisque ipſi exarmati, quam integri integris vniuerſis ciuitatem dare maluerunt. Es iſt bekannt, wie oft

oft die Abschreiber, wenn sie ein Wort wiederholt fanden, das eine ausgelassen haben. In den florentinischen Pandekten zeigt bekanntlich Taurellus diese Auslassung durch größere Schrift an.

II, 23, 6. Transgressus deinde in Asiam Sulla, parentem ante omnia supplicemque Mithridatem invenit. Acidalius las paventem ante omnia, für prorsus paventem, und Heinsius terrentem ante omnia; Vossius und Burmann behalten die Lesart der Handschrift, und erklären ante omnia durch praecipue; Wopkens hingegen, auch ohne Aenderung, durch confestim. Keiner hat vor Hrn. R. bemerkt, daß der Autor parentem ad omnia geschrieben habe. Eine ganz gewöhnliche Redensart, wie die Note zeigt; und oft sind ante omnia und ad omnia von den Abschreibern verwechselt worden.

II, 25, 1. Sed iis, quibus et pessima et immodica cupiditas erat, non poterat pax placere. Wer wird hier nicht gern dem Hrn. Prof. folgen, wenn er, quibus et res pessima et immodica cupiditas erat, liest? Die Sylbe pes konnte hier das Wort res leicht herausstoßen. In eben diesem Kapitel hat der Herausgeber eine Stelle, die sonst Niemand verstand, durch eine ganz geringe Aenderung vollkommen verständlich gemacht, und seine Verbesserung selbst in den Text gesetzt: Post victoriam, quia descendens montem Tifata cum C. Norbano concurrerat Sulla, grates Dianae, cuius numini regio illa sacrata est, soluit: aquas salubritate medendisque corporibus nobiles, agrosque omnes addixit Deae. Die Handschrift hatte: Posuit victoriam, qua demendesmontem tisata cum C. Norbano concurrerat Sylla. Dafür hat der Basler Herausgeber, auch noch ohne guten Sinn, drucken lassen: Post victoriam, qua descendens montem Tifata cum C. Norbano concurrerat Sylla. Denn wer hat je victoria concurrere cum hoste gesagt?

II, 26, 2. Quippe dum ad Sacriportum dimicatur, Damasippus praetor Domitium, Scaevolam etiam, pontificem maximum, et divini humanique iuris auctorem celeberrimum, et C. Carbonem praetorium, Cos. fratrem, et Antistium aedilitium, velut fauentes Sullae partibus, in curia Hostilia trucidauit. Hier steht etiam nach Scaevolam ganz überflüßig. Hr. R. schreibt dafür, wie man gern mit ihm lesen wird, Scaevolam Mutium. Sehr oft setzt Velleius den Namen nach dem Zunamen.

II, 38, 3. Immane bellicae ciuitatis argumentum, quod ſemel ſub regibus, iterum hoc T. Manlio Cos. III. Auguſto principe, certae pacis argumentum Ianus Geminus clauſus dedit. Wo ſchon Heinſius eine Interpolation vermuthete, hat Hr. R. das Gloſſem ſelbſt entdeckt, und lieſt, wie er immer auch hätte in den Text ſetzen können: Immane bellicae ciuitatis argumentum, quod ſemel ſub regibus, iterum hoc T. Manlio Conſule, tertio Auguſto principe, Ianus Geminus clauſus dedit.

II, 45, 3. Non caruerunt ſuſpicione oppreſſi Ciceronis Caeſar et Pompeius. Hoc ſibi contraxiſſe videbatur Cicero, quod inter XX. viros diuidendo agro Campano eſſe noluiſſet. Idem intra biennium, ſera Cn. Pompeji cura, verum, vt coepit, intenta, votisque Italiae, ac decretis ſenatus, virtute atque actione Annii Milonis tribuni pl. dignitati patriaeque reſtitutus eſt. Eine wopkenſiſche Vermuthung, die allem Anſehen nach auch die Hand des Vellejus liefert, verum, vt coepit, intenta, hat der Hr. Prof. hier billig aufgenommen. Das Fehlerhafte der Handſchrift verum et cupit interita dürfte nicht beybehalten werden; aber eine Erwähnung verdiente doch die bondamiſche nicht ungeſchickte Verbeſſerung, verum et vtili, nec irrita. I. Variar. lection. II. Die curam vtilem findet man auch im Ovid Heroid. XII. v. 172.

Vtilior cuiuis, quam mihi cura mea eſt.

Zur Beſtätigung des wopkenſiſchen Einfalls ſetzen wir noch eine Stelle des Apulejus, der vielleicht unſre bey M. in Gedanken hatte, Metam. III. p. 119. der vulkaniſchen Ausgabe von 1628. Sed mihi ſero quidem, ſerio tamen ſubuenit ad auxilium ciuile decurrere, et, interpoſito venerabili (nicht venerabilis) Principis nomine, tot aerumnis me liberare.

II, 64, 3. Haec ſunt tempora, quibus M. Tullius continuis actionibus aeternas Antonii memoriae inuſſit notas. Sed hic fulgentiſſimo et caeleſti ore, ac tribunus Canutius continua rabie lacerabat Antonium. Sehr ſchicklich ſetzt Hr. R. canina rabie für continua; wie ſo wohl rabie, als lacerabat das Beywort fodern. Das vorhergehende continuis actionibus hat den Fehler veranlaßt.

II, 74, 1. Quippe L. Antonius Cos. vitiorum [illegible] ſui conſors, ſed virtutum, quae interdum in alio exeunt, [illegible]pera,

pers, modo apud veteranos criminatus Caesarem, modo eos, qui iusta diuisione praediorum, nominatisque colonis agros amiserant, ad arma conciens, magnum exercitum conflaverat. Unmöglich konnte Vellejus diese Vertheilung der Aecker justam nennen; aber iniuste, wie Lipsius wollte, durfte er auch nicht sagen, wenn er die Gunst des Hofes sich erhalten wollte. Allerdings scheint es aus der Feder des Verf. geflossen zu seyn, was Hr. R. ihm beylegt, institutâ diuisione praediorum.

Noch eine Stelle, die der Herausgeber sehr geschickt emendiert hat, nehmen wir aus II, 72, 1. Qua aestate Caesar tam prospere Libium in Sicilia bene fortuna in Caesare et rep. militauit ad Orientem. So hat der Hr. Prof. diese Stelle nach der Handschrift drucken lassen; aber die Note verbessert sie sehr schön: Qua aestate Caesar tam prospere sepeliuit in Sicilia bellum, fortuna in Caesare et rep. mutauit ad Orientem. Mutauit in passiver Bedeutung für mutata est, und in Caesare et rep. für erga Caesarem et rempublicam.

Wir haben uns noch mehrere Proben glücklicher Veränderungen, oft auch von Stellen, worinn der Fehler bisher unerkannt geblieben war, angemerkt, als S. 159. 210. 242. 246. 272. 274. 301. 320. 351. (wo wir doch lieber setzen: nauium haec magnitudo modica, nec celeritati aduersa, illa specie terribilior) 353. 375. 418. (wo doch vielleicht nur custodia, tum in custodia tutum, nämlich habuit, dürfte verändert werden) 423. 430. 448. 478. 494. Aber alle diese Stellen nebst der ruhnkenischen Verbesserung auszuzeichnen, erlaubt uns hier die vorgeschriebene Kürze nicht, und wir haben unsre Leser schon zur Gnüge das Verdienst des Herausgebers um den Text des Vellejus kennen gelehrt. In der That muß man sich wundern, da schon die größten Kritiker sich mit diesem Autor beschäftigt hatten, unter welchen, nach Hrn. R. Urtheil, dem Lipsius der Vorzug gebührt, daß Hrn. R. hier noch so viel zu verbessern übrig war; und in den Noten hat er selbst noch manchen unverbessert gebliebenen Fehler angemerkt. Ueberdieß werden die Anmerkungen des Hrn. Prof. auch lehrreich durch die beurtheilten und bestätigten Verbesserungen andrer Gelehrten, und durch öftere Erläuterungen seltener Worte und Redensarten, auch besonders durch die Bemerkungen der Nachahmungen, hauptsächlich des Sallusts beym Vellejus; so wie ihn wieder Lukan und Andre nachgeahmt haben. Oft gab auch der Inhalt des Vellejus zu beyläufigen Verbesserungen andrer Schrift-

ſteller Gegenheit; wovon wir hier nur Eine über eine Stelle des ältern Plinius anzeigen wollen. H. N. VII, 45. Metellus in ipſo flore dignationis ſuae ab C. Atinio Labeone, cui cognomen fuit Macerioni, Tribuno plebis, quem e Senatu Cenſore jecerat, reuertens e Campo meridiano tempore, vacuo foro et Capitolio, ad Tarpeium raptus, vt praecipitaretur: conuolante quidem tam numeroſa illa cohorte, quae patrem eum appellabat, ſed (vt neceſſe erat in ſubito) tarde et tamquam in exſequias, cum reſiſtendi ſacroque ſanctum repellendi ius non eſſet, virtutis ſuae opera et Cenſurae perituro, aegre Tribuno, qui intercederet, reperto, a limine ipſo mortis reuocatus: alieno beneficio poſtea vixit, bonis inde etiam conſecratis a damnato ſuo, tamquam parum eſſet: faucium certe intortarum, expreſſique per aures ſanguinis poena exacta eſt. Hr. R. empfiehlt andern zur Verbeſſerung die Worte a damnato ſuo, und ändert das übrige Fehlerhafte auf folgende Weiſe: tamquam parum eſſet, faucium reſte intortarum, expreſſique per aures et nares ſanguinis poenam exactam eſſe. Für a damnato ſuo möchten wir a damnatore ſuo leſen, und verſtehen den Atinius, obgleich wir das Wort bloß aus dem Tertullian und Sedulius, die Gesner anführt, kennen. Jetzt wollen wir noch die oben verſprochenen Anmerkungen über einige ſolche Stellen des Vellejus geben, wo wir dem Urtheil des Hrn. Prof. nicht haben beypflichten können, oder doch noch Zweifel haben.

I, 2, 1. Eodem fere tempore Athenae ſub regibus eſſe deſierunt: quarum vltimus rex fuit Codrus, Melanthi filius, vir non praetereundus. Quippe, cum Lacedaemonii graui bello Atticos premerent, reſpondiſſerque Pythius, quorum dux ab hoſte eſſet occiſus, eos futuros ſuperiores; depoſita veſte regia, paſtoralem cultum induit, immixtusque caſtris hoſtium, de induſtria rixam ciens, imprudenter interemptus eſt. So hat Hr. R. nach der acidaliſchen Verſetzung drucken laſſen, und mit ihm auch aus der Baſeler Ausgabe rixam ciens für rixanincies, wie die rhenaniſche hat, angenommen. Wir halten für beſſer rixam iniciens. (Rhenanus auch vermuthete rixam injiciens) und ohne Verſetzung: immixtusque caſtris hoſtium de induſtria, imprudenter, rixam iniciens interemptus eſt. Einen ähnlichen Ausdruck hat Tibull in der erſten Elegie.

Nunc leuis eſt tractanda Venus, dum frangere poſſes
Non pudet, et rixas inferuiſſe iuuat.

Die

Die Schreibart inicit, adicit, subicit, für injicit, adjicit, subjicit, ist nicht blos den florentinischen Pandekten eigen; man findet sie auch in andern Schriftstellern; z. E. beym Martial IV. Epigr. 54.

Nil adicit penso Lachesis.

Auch auf der folgenden Seite sind wir nicht Hrn. R. Meynung. In extremo nostri orbis termino, wo er in ausstreicht, scheint uns selbst, wie dem Gruter, eine Glosse zu seyn, und Vtica condita est, durfte unsers Bedünkens nicht in Vtica constituta est verändert werden, wenn gleich das Wort condere hier bald auf einander dreymal vorkömmt. Und am Ende dieses Kapitels, wenn der Hr. Prof. mit dem Heinsius für sedem cepere circa Lesbum insulam, sedem cepere Lesbum insulam, circaque, liest, möchten wir dafür lieber sedem cepere Lesbum insulam setzen. Oder soll circa Lesbum insulam so viel seyn, als Lesbum et circa insulas? Ein Gräcismus, dergleichen Vellejus mehrere hat; wie οἱ περὶ τὸν παῦλον, Paulus nebst seinen Gefährten, Apostg. 13, 13. οἱ ἀμφὶ τὸν πίσανδρον beym Thucydides VIII. p. 543.

I, 3, 3. Quo nomine mirari conuenit eos, qui Iliaca componentes tempora, de ea regione, vt Thessalia, commemorant: quod cum alii faciant, Tragici frequentissime faciunt; quibus minime id concedendum est. Nihil enim ex persona poetae, sed omnia sub eorum, qui illo tempore vixerunt, dixerunt. Hier, wo der Herausgeber nichts anmerkt, scheint uns, mirari conuenit, das ist, par est, sich nicht wohl zum Zusammenhang und zum Sinne zu schicken. Wir würden der acidalischen Verbesserung, mirari subuenit für in mentem venit, gefolgt haben. Das Wort in der Bedeutung, wie es die Wörterbücher nicht kennen, haben wir schon oben bey II, 45, 3. aus dem Apulejus, den auch hier Acidalius verglichen hat, angemerkt; und eben so findet man beym Gellius XIX, 7. Molli quadam tempestatis autumnae die, ego, et Iulianus Celsinus, cum ad eum coenassemus, et apud mensam eius audissemus legi Laeuii Alcestin, rediremusque in vrbem, sole iam fere occiduo; figuras habitusque verborum noue aut insigniter dictorum in Laeuiano illo carmine ruminabamur: et, vt quaeque vox indidem digna animaduerti subuenerat, qua nos quoque possemus vti, memoriae mandabamus.

I, 3, 4. Paulo ante Aletes, ſextus ab Hercule, Hippotis filius, Corinthum, quae antea fuerat Ephyre, clauſtra Peloponneſi continentem, in Iſthmo condidit. Hr. R. lieſt mit Burmannen, clauſtra Peloponneſi ac continentis, und in den Addendis, nach der Vermuthung eines Freundes, clauſtra Peloponneſi a continente. Wir halten eine Aenderung für unnöthig, und nehmen continentem für habentem, tenentem. Puteanus hat hier ſchon die Worte des Cicero, die vielleicht V. in Gedanken hatte, angeführt; dieſer ſagt de L. Agrar. II. c. 32. auch von Korinth: Erat enim poſita in anguſtiis, atque in faucibus Graeciae, ſic vt terra clauſtra locorum teneret.

I, 6, 3. Ea aetate clariſſimus Graii nominis Lycurgus Lacedaemonius, vir generis regii, fuit ſeueriſſimarum iuſtiſſimarumque legum auctor, et diſciplinae conuenientiſſimae vir; cuius quam diu Sparta diligens fuit, excelſiſſime floruit. Heinſius lieſet, diſciplinae conuenientiſſimae virtuti, und Hr. R. conuenientiſſimae viribus. Beſſer, wie uns deucht, ſtreicht Acidalius bloß vir aus, das leicht ein Abſchreiber aus dem Vorhergehenden einſchalten konnte, wenn er nicht gleich die Verbindung der conuenientiſſimae diſciplinae mit auctor bemerkte. Daß conuenientiſſimae ſchlechtweg geſetzt iſt für ciuitati conuenientiſſimae, mißfällt uns nicht, und die Stelle giebt ſo einen ſchönern Sinn: Ea aetate clariſſimus Graji nominis Lycurgus Lacedaemonius, vir generis regii, fuit ſeueriſſimarum iuſtiſſimarumque legum auctor, et diſciplinae conuenientiſſimae; cuius (nämlich diſciplinae) quamdiu Sparta diligens fuit, excelſiſſime floruit. Conuenientiſſima nemora finden wir im gesneriſchen Theſaurus aus dem Kolumella angemerkt; aber die Stelle iſt falſch angegeben.

I, 8, 5. Id geſſit Romulus, adiutus legionibus Latinis aui ſui. Libenter enim his, qui ita prodiderunt, acceſſerim: cum aliter firmare vrbem nouam, tam vicinis Vejentibus, aliisque Etruſcis, ac Sabinis, cum imbelli et paſtorali manu vix potuerit. Quamquam iam aſylo facto inter duos lucos, auxit. Hr. R. lieſet mit dem Heinſius, Quamquam eam; aber gewiß braucht hier iam, das ſonſt oft von den Abſchreibern mag ſeyn mit eam verwechſelt worden, nicht geändert zu werden. Der Sinn iſt ſchöner, wenn man, wie ſchon Acidalius die Worte verſtand, folgende Interpunction annimmt: Libenter enim his, qui ita prodiderunt, acceſſerim: cum

aliter

aliter firmare vrbem nouam, tam vicinis Vejentibus, aliisque Etruſcis ac Sabinis, cum imbelli et paſtorali manu vix potuerit: quamquam iam aſylo facto inter duos lucos auxit. So ſteht auxit für aucta eſt, nämlich paſtoralis illa manus; und ſo nehmen wirs hier um ſo lieber, weil auch Salluſt, dem unſer Vellejus gerne nachahmt, ſich des Worts Fragm. 8. in dieſer Bedeutung gebraucht hat: ignoſcendo, ſagt er, populi Romani magnitudinem auxiſſe. Mehrere Stellen, wo augere die intranſitive Bedeutung hat, findet man in Gesners Theſaurus. Und eben ſo ſteht minuere, nach des Acidalius Verbeſſerung, der den gleichen Gebrauch auch noch von andern Wörtern bemerkt hat, beym Salluſt Catilin. 24. Neque tamen Catilinae furor minuebat: ſed indies plura agitare, arma per Italiam locis opportunis parare, u. ſ. w. Unſer Autor ſagt II, 72, 1. fortuna mutauit, nach Hrn. R. Verbeſſerung, für mutata eſt. Und daß vertere und convertere oft neutraliter gebraucht, aber bisweilen dafür von den Abſchreibern die paſſive Form geſetzt worden, hat auch Hr. Ruhnken erinnert ad Rutil. Lup. p. 73. Im Anfange dieſes Kapitels, das wir doch nicht übergehen wollen, lieſet Hr. R. mit dem Aldus: Clariſſimum deinde omnium ludricum certamen, — Olympiorum initium habuit, auctore Iphito Clio. Der rhenaniſche Text hat, auctorem Iphitum Clium. Wir finden die acidaliſche Verbeſſerung beyfallswürdiger: Clariſſimum deinde omnium ludricum certamen, et ad excitandam corporis animique virtutem efficaciſſimum, Olympicum, initium habuit, et auctorem Iphitum Clium. Das eingerückte Bindewort könnte fehlen; aber es kann auch leicht herausgefallen ſeyn, weil habuit vorhergeht.

I, 9, 2. Quin Rhodii quoque, fideliſſimi ant manis, tum dubia fide, ſpeculati fortunam, pronio gis pactibus fuiſſe viſi ſunt: et rex Eumenes in eo medius fuit animo, neque fratris initiis, neque ſi ſpondit conſuetudini. Hr. R. ändert hier zu viel. E in eo bello medius, dubiusque animi. Auch die T medius dubiusque animi gefällt uns nicht, und kur ſteht dubia fide. Uns iſt auch freylich medius ſonſt ni mit dem Ablativ konſtruirt vorgekommen, und wir denken, es ſollte, wie dubius, mit dem Genitiv verbunden werden. Aber Vellejus ſchrieb vermuthlich: Eumenes in eo bello medio fuit animo, neque fratris initiis, neque ſuae reſpondit conſuetudini. So wird medius oft gebraucht, z. E. beym Livius

I, 32. Medium erat in Anco ingenium, et Numae, et Romuli memor. Sveton Caes. 75. Denunciante Pompeio, pro hostibus se habiturum, qui reip. defuissent: ipse medios et neutrius partis, suorum sibi numero futuros pronunciauit. Und so heißt es richtig in den florentinischen Pandekten L. 25. D. de Pignerat. act. Medie igitur haec a iudice erunt dispicienda: vt neque delicatus debitor, neque onerosus creditor audiatur. Wie beym Livius III, 13. Appellati tribuni, medio decreto ius auxilii sui expediunt.

I, 16, 3. Vna, neque multorum annorum spatio diuisa, aetas, per diuini spiritus viros, Aeschylum, Sophoclem, Euripidem, illustrauit tragoedias: vna priscam illam et veterem sub Cratino, Aristophane et Eupolide comoediam. At nouam [comicam] Menandrus, aequalesque eius aetatis magis quam operis, Philemon ac Diphilus, et inuenere intra pauciſſimos annos, neque imitanda reliquere. Mit Recht hat der Herausgeber das Wort comicam, das hier nicht stehen darf, in Klammern eingeschlossen; aber wir geben ihm nicht Beyfall, wenn er nach dem Aldus at nouam für ac nouam gesetzt hat, und am Ende neque emendandam reliquere liest. Schon der göttingische Recensent hat erinnert, daß imitari hier nicht bloß nachahmen, sondern erreichen heiße; so wie oben I, 5, 2. vom Homer gesagt wird. In quo hoc maximum est, quod neque ante illum, quem ille imitaretur; neque post illum, qui eum imitari possit, inuentus est. Auch imitanda, nämlich opera, wofür Acidalius imitandam setzt, darf nicht geändert werden; nur muß kein Punkt vor ac nouam, sondern ein Kolon stehen.

I, 17, 4. Huius ergo, praecedentisque seculi ingeniorum similitudinis, congregationisque et in studium par, et in emolumentum, causas cum semper requiro, numquam reperio, quas esse veras confidam, sed fortasse veri similes: inter quas has maxime. Die Vermuthung, die Hr. R. hier in den Text gesetzt hat, ist ingeniös, und giebt einen sehr guten Sinn; aber uns deucht, nicht minder die rhenanische, die näher bey der verdorbenen Handschrift bleibt, und uns auch mehr velleiische Sprache zu seyn scheint. Rhenanus hat so: Huius ergo, praecedentisque seculi, ingeniorum similitudines congregantis et in studium par, et in emolumentum, causas cum semper requiro u. s. f. Die murbachische Handschrift, wie sie Burer abschrieb, hatte: Huius ergo precedentis. mq. seculum ingeniorum similitudines congregantesq.

cesq. se et in studium par et [memolumentum. Und doch vielleicht ist noch etwas anders, als was Rhenanus hat, aus der Feder des V. geflossen; denn die Handschrift hat deutlich, ingeniorum similitudines, congregantesque se et in studium par et in emolumentum; womit sich aber das folgende causas dum requiro nicht verbinden läßt. Das Wort emolumentum wird bey II, 78, 1. gut erläutert; es bedeutet hier id, quod emoliendo efficitur. Et in idem emolumentum fiel uns auch bey, als wir zuerst die Stelle lasen, und Hr. R. rückt es noch in den Addendis ein; aber par kann auch gar wohl aus dem Vorhergehenden bey in emolumentum wiederholt werden. Die Note des Lipsius im zweyten Bande ist hier so fehlerhaft, daß sie Niemand verstehen wird: *Memolumentum*] Inspicienti legendum mecum videbitur, *emolimentum*. Nam hoc ait, u. s. f. Memolumentum ist die fehlerhafte Lesart der murbachischen Handschrift, die aber nicht hier stehen sollte. Wir verbessern die Note aus der Ausgabe des Lipsius, die wir vor uns haben: *Et in emolumentum*] Inspicienti legendum mecum videbitur, *emolimentum*. Nam hoc ait, Ingenia congregari a quoque seculo et in idem studium, et in parem fere effectum. Volunt idem, et idem fere emoliuntur. Tamen et vulgatum fero, ac capio. Als ob emolimentum ein von emolumentum verschiednes Wort wäre, wie auch Gesner im Thesaurus annimmt. Die Note war vielleicht schon fehlerhaft in der burmannischen Ausgabe, die wir nicht zur Hand haben.

II, 1, 5. Sed Pompeium gratia impunitum habuit, Mancinum verecundia. Quippe non recusando perduxit huc, vt per Feciales nudus, ac post tergum religatis manibus, dederetur hostibus. Quem illi recipere se negauerunt, sicut quondam Caudini fecerunt, dicentes, publicam violationem fidei non debere vnius lui sanguine. Hr R. schreibt hierbey: Ego nihil hic intelligo. Forte quaedam ad sententiam perficiendam necessaria, librarii culpa, exciderunt. Uns ist beygefallen: qui poenam non recusando, oder quippe poenam non recusando. Eben so eine Wiederholung des sich beziehenden Fürworts, als wir hier annehmen möchten, findet man II, 16, 3. Cuius de virtutibus cum alii tum maxime dilucideque Q. Hortensius in Annalibus suis retulit. Cuius inde (wie man hier wohl für ille mit dem Vossius lesen muß) pietati plenam populus Romanus gratiam reddidit, ipsum viritim ciuitate donando, u. s. f.

Aber vielleicht iſt gar keine Aenderung nöthig, und non recuſando ſteht für poenam non recuſando, weil impunitum habuit vorhergeht; nur würden wir nach hoſtibus kein Punkt, ſondern ein Kolon ſetzen. „Dieſer letztere nämlich entgieng der Strafe, weil er willig ſich ihr unterwarf, daß er mit auf den Rücken gebundenen Händen den Feinden überliefert würde; denn dieſe wollten ihn nicht annehmen, wie es ehemals die Kaudiner gemacht hatten, (fecerant, mit Heinſius) indem ſie ſagten, ein öffentlicher Friedensbruch dürfe nicht durch eines einzigen Mannes Tod gebüſſet werden.“ Zur Beſtätigung dieſes Sinnes ſchreiben wir die Worte des Cicero III. Offic. 30. ab. Atque huius deditionis (an die Kaudiner) ipſe Poſtumius, qui dedebatur, ſuaſor et auctor fuit. Quod idem multis annis poſt C. Mancinus: qui, vt Numantinis, quibus cum ſine ſenatus auctoritate foedus fecerat, dederetur, rogationem ſuaſit eam, quam L. Furius et S. Atilius ex Senatus conſulto ferebant: qua accepta, eſt hoſtibus deditus. Auch kurz vorhin bedarf das magni nominis virum wohl nicht der Aenderung und Verſetzung, die Hr. R. vorſchlägt, primus e Pompejis, magni nominis viris. Dieſer ſonſt gar nicht lobenswürdige Mann hatte den berühmten Namen Pompejus.

II, 3, 3. Hoc initium in vrbe Roma ciuilis ſanguinis, gladiorumque impunitatis fuit. Inde ius vi obrutum, potentiorque habitus prior; diſcordiaeque ciuium, antea conditionibus ſanari ſolitae, ferro dijudicatae; bellaque non cauſis inita, ſed prout eorum merces fuit. Hr. R. lieſet ius vi obtritum, nach dem Livius II, 56. implorare praeſidium populi, qui omnia iura populi obtriſſet. Aber ius obrutum ſchickt ſich zur vi beſſer, als ius obtritum. Ein Paar ähnliche Ausdrücke fügen wir bey. Cicero Tuſc. III, 33. Tu enim de ſapiente quaeſieras: cui aut malum videri nullum poteſt, quod vacet turpitudine: aut ita paruum malum, vt id obruatur ſapientia, vixque appareat. Petronius Fragm. p. 676.

Idcirco virtus medio iacet obruta caeno:
Nequitiae claſſes candida vela ferunt.

Lukan, ſcheint es, hatte die Stelle des Velleius vor Augen, gleich im Anfange ſeiner Pharſalia;

Bella

Bella per Emathios plus quam ciuilia campos,
Iusque datum ſceleri canimus, populumque potentem
In ſua victrici conuerſam viſcera dextra.

II, 5, 3. Et ante eum paucis annis tam ſeuerum illius Q. Macedonici in his gentibus imperium fuit, vt, cum vrbem Contrebiam nomine in Hiſpania oppugnaret, pulſas praecipiti loco quinque cohortes legionarias, eodem protinus ſubire iuberet: facientibusque omnibus in procinctu teſtamenta, velut ad certam mortem eundum ſoret, non deterritus propoſito, [perſeverantia ducis] quem morituram miſerat, militem victorem recepit. Hr. R. hat die Worte, die ihm ein Gloſſem zu ſeyn bedünkten, in Klammern eingeſchloſſen. Wir geben ihm an andern Orten, wo er eingeſchobene Worte auf dieſe Weiſe kenntlich gemacht hat, Beyfall; aber hier würden wir non deterrita propoſito perſeuerantia ducis, im Nominativ, mit Burmannen geleſen haben.

II, 7, 6. Factum Opimii, quod inimicitiarum quaeſita erat vltio, minor ſecuta auctoritas: et viſa vltio priuato odio magis, quam publicae vindictae data. Hr. R. Emendation, quod inimicitiarum quaeſita erat relatio, in dem Sinne, wie Laktanz in einer hier angezogenen Stelle ſagt, Non minus mali eſt, referre injuriam, quam inferre, iſt zu künſtlich, und gefällt uns nicht; wir zweifeln auch, daß man das Nennwort relatio je ſo gebraucht finden werde, wenn gleich Cicero ſagt, inimicitias ſibi non ſuſceptas, ſed relatas. Wir würden lieber, wenn wir etwas ändern möchten, und uns die Wiederholung des vltio ſo ſehr mißfiel, wie dem Herausgeber, da ſie doch hier nöthig war, damit nicht viſa mit auctoritas verbunden würde, mit dem Lipſius, et viſum, priuato odio magis, quam publicae vindictae, datum, geleſen haben. Aber wirklich iſt die Stelle, an der ſo viele Ausleger geändert haben, ohne Fehler. Lukan ſcheint ſie Pharſ. IV. 688. in Gedanken gehabt zu haben, wenn er ſagt:

Nec ſolum ſtudiis ciuilibus arma parabat,
Priuatae ſed bella dabat Iuba concitus armis.

II, 14, 3. Hunc finem clariſſimus iuuenis (Druſus) vitae habuit. Cuius morum minime omittatur argumentum. Cum aedificaret domum in Palatio in eo loco, vbi eſt, quae quondam Ciceronis, mox Cenſorini fuit, nunc Statilii Siſennae eſt, promitteretque ei architectus, ita ſe ea aedi-

ficaturum, vt libera a conſpectu, immunisque ab omnibus arbitris eſſet, neque quisquam in eam deſpicere poſſet: *Tu vero*, inquit, *ſi quid in te artis eſt, ita compone domum meam, vt quicquid agam, ab omnibus perſpici poſſit.* Richtig urtheilt der Hr. Prof. in den Addendis, daß man, mit Wegwerfung der interpolierten Wörter, vbi quondam Ciceronis, mox Cenſorini fuit, nunc Statilii Siſennae eſt, leſen müſſe. Aber hier geben wir ihm nicht Beyfall, wenn er neque quisquam in eam deſpicere poſſit, wie ſchon Borbori dachte, als ein Gloſſem ausſtreicht. Das ſeltenere Wort deſpicere, von oben hinein ſchauen, ſcheint von keinem Gloſſator zu kommen; und auch dieſen Satz, wenn man deſpicere in dem angegebenen Sinne nimmt, ſagt nicht völlig eben das, was der vorhergehende. Selbſt die Worte, die der Hr. Prof. aus dem Plutarch, der von eben der Sache redet, anführet, τῆς οἰκίας ἐντὸς πολλὰ μέρη κάτοπτα τοῖς γυναικῶν ἔχουσι, hätten ihn von der Verbeſſerung abhalten ſollen. Deſpicere findet man in eben der Bedeutung beym Cicero de Haruſp. reſponſ. 15. Itaque, ne quis meorum imprudens introſpicere poſſit tuam domum, ac te ſacra illa tua facientem videre, tollam altius tectum: non vt ego te deſpiciam, ſed ne tu adſpicias vrbem eam, quam delere voluiſti.

II, 25, 3. Adeo enim Sulla diſſimilis fuit bellator ac victor, vt, dum vincit, ac iuſtiſſimo lenior; poſt victoriam audito fuerit crudelior. Hr. R. hat ac nach vincit, wie es die Handſchrift hatte, wieder eingerückt. Der Baſeler Herausgeber hatte es, nach Burers Urtheil, durchſtrichen. Uns fiel bey, indem wir die Stelle laſen: dum vincit alios, iuſtiſſimo lenior. Eine Abbreviatur kann den Fehler erzeugt haben. Und vermuthlich wird man doch lieber ſo leſen wollen, als, wie Burmann will, dum vincit acie. Am Ende des vorigen Kapitels vermuthete der Baſeler Herausgeber unſers Bedünkens richtiger ſuperauit, für ſuperaret, als Hr. R. ſuperandum.

II, 26, 3. Non perdat nobiliſſimi facti gloriam Calpurnia, Beſtiae filia, uxor Antiſtii: quae iugulato, vt praediximus, viro, gladio ſe ipſam transfixit. Quantum huius gloriae famaeque acceſſit? nunc virtute eminet, patria latet. Facilius eſt, ſchreibt Hr. R. bey den letzten Worten, aliorum de hoc loco coniecturas convellere, quam, quid Velleius ſcripſerit, ingenio reperire. Mihi quidem nihil, quod ſatis placeat, in mentem venit. Wir möchten am liebſten [illegible] leſen:

n: Quantum huius gloriae famaeque acceſſit? Sua virtute er, Nunc ſua virt.) eminet, patria (für paterna gloria, im lativ) jacet. Beſtia, der Vater dieſer Kalpurnia, war, vom urtha beſtochen, einen den Römern nachtheiligen Frieden gegangen. Aber vielleicht befriedigt dieſes, wie uns ſelbſt, wenig auch unſre Leſer.

II, 27, 1. At Pontius Teleſinus, dux Samnitium, vir imi bellique fortiſſimus, penitusque Romano nomini inſtiſſimus, contractis circiter XL fortiſſimae pertinaciſſimeque in retinendis armis iuventutis, Carbone ac Mario oſſ. abhinc annos CXI. Cal. Nouembribus, ita ad portam ollinam cum Sulla dimicauit, vt ad ſummum diſcrimen et m et remp. perduceret. Hr. R. giebt auch hier, wo wir r Text für völlig richtig hielten, in der Note eine Verbeſſeng: vir animi fortiſſimus, belli peritiſſimus, Romanoe nomini infeſtiſſimus. Wir hätten lieber den Ausdruck nitus Romano nomini infeſtiſſimus mehr beſtätigt gefunden. Hopkens hat doch in den Miſc. Obſ. Vol. VIII. p. 38. und Vol. . p. 254. durch mehrere Beyſpiele gezeigt, daß ähnliche Wörter, als admodum, valde, maxime, wenn auch nur bey ſpäten Schriftſtellern, mit Superlativen verbunden werden, und enn gleich dem Velleius gleichzeitige Römer ſich nie dieſer ern bedient haben, und penitus noch nirgends bey einem uperlativ gefunden worden, ſo darf man doch darum deucht s, nicht gleich einen Schreibfehler annehmen. Ein Schriftler kann ihm eigene Redensarten haben, und Velleius liebt r ſehr die Superlative. Multo wird auch häufig von den ßten Schriftſtellern mit dem Superlativ verbunden; als beym erenz Heautont. IV, 8, 1. Multo omnium nunc me formatiſſimum factum puto. Auch die Griechen ſetzen bisweilen, wie die Lateiner magis und potius, zum Komparativ noch λλον; wie z. E. Herodot II, 138. ἤδιον ἥδιόν ἐστι τότε λλον, nach Hrn. Valkenaers Verbeſſerung, wo man mehr on dieſem Gebrauch findet. Auch würde uns die Nähe des rtiſſimus nicht beredet haben, ſtatt des folgenden fortiſſimae, ie Hr. R. thut, ferociſſimae zu ſetzen.

II, 27, 5. Vt cunque cecidit, (C. Marius aduleſcens) odieque tanta patris imagine non obſcuratur eius memoa. Hr. R. lieſet, patris magnitudine. Uns ſcheint hier nago, Muſter zu heißen. Wie beym Cicero de Amicit. 02. Nemo umquam animo, aut ſpe maiora concipiet, qui bi non illius memoriam, atque imaginem praeponendam utet. Eben ſo nehmen wirs unten II, 116, 4.

II, 28, 2. Videbantur finita belli ciuilis mala, cum Sullae crudelitate aucta sunt. Quippe dictator creatus (cuius honoris vsurpatio per annos CXX. intermissa: nam proximus post annum, quam Hannibal Italia excesserat: vti appareat populum Romanum vsum dictatoris haud ita in metu desideraſſe, vt in otio timuiſſe poteſtatem) imperio, quo priores ad vindicandam maximis periculis rempublicam vſi erant, eo in immodicam crudelitatis licentiam vſus eſt. Hr. R. hat hier ſeine Verbeſſerung in den Text aufgenommen. Wie das morbachiſche Manuſcript hatte, ſo hat auch Rhenanus drucken laſſen: vti adpareat populum Rho. vſum dictatoris aut metu deſideras Tulio Co timuiſſe poteſtatem imperio, proh res ad vindicandam maximi periculi ſpolia muſierant eo immodicae crudelitatis licentia vſus eſt. Wir übergehen ſeine eigene unſtatthafte Verbeſſerung. Aber die Konjektur des Baſeler Gelehrten, vti adpareat, populum Romanum vſum dictatoris non tam deſideraſſe, quam timuiſſe poteſtatem imperii, quo priores ad vindicandam maximis periculis rempublicam vſi fuerant, immodicae crudelitatis licentia vſus eſt, gefällt uns beſſer, als die ruhniſche, weil ſie eben den Sinn kürzer faßt; nur möchten wir ſie noch etwas geändert ſo leſen: vti appareat, populum R. vſum dictatoris non tam deſideraſſe quam timuiſſe) poteſtate imperii, qua priores ad vindicandam maximis periculis remp. vſi fuerant, ea immodicae crudelitatis licentia vſus eſt. Aber wer wirds uns gewiß ſagen, was Vellejus geſchrieben habe? Man iſt ſchon ſolcher Verſicherungen von den Kritikern gewohnt, als Hr. R. auch hier giebt. Ego, veteris ſcripturae inſiſtens veſtigiis, adjutusque aliquot emendationibus aliorum, liquido confirmare poſſum, me ſuam Vellejo manum reſtituere.

II, 28, 3. Primus ille, et vtinam vltimus, exemplum proſcriptionis inuenit, vt, in qua ciuitate, petulantis conuicii iudicium hiſtrioni ex alto redditur, in ea jugulati ciuis Reip. conſtitueretur auctoramentum. Das murbachiſche Exemplar, ſagt Burer, hatte hiſtoriarum ex alto; und, ſo viel wir ſehen können, muß die rhenaniſche Ausgabe eben ſo leſen; denn wenigſtens ſind eben die Worte der bureriſchen Anmerkung vorgeſetzt, und auch im zweyten Bande finden wir vom Herausgeber angemerkt: *Hiſtoriarum* ed. Rhen. Der Baſeler Herausgeber aber hat dafür geſetzt, hiſtrioni exoleto. Optime, ſagt Hr. R., *hiſtrioni*, peſſime, *exoleto*, und er ſelbſt

ſelbſt lieſet hiſtrioni exacto, das iſt, exploſo, exſibilato. Uns ſcheint dieſes hier nach dem petulantis conuicii iudicium ein ganz unnöthiger Zuſatz zu ſeyn; aber exoleto das rechte Wort bey hiſtrioni. „Er war der erſte, ſagt Vellejus, und o wär er auch der letzte geweſen! der die Strafe der Proſcription erfand, ſo daß in einer Stadt, wo einem liederlichen Komödianten wegen eines erlittenen Schimpfs Recht geſprochen wird, vom Staate ſelbſt (ciuis Romani publice leſen wir lieber mit dem Pareanus, als mit Hrn. R. bloß ciuis Romani) eine Belohnung für denjenigen ausgeſetzt wurde, der einen römiſchen Bürger ermordet hatte.“ Und vielleicht dürfte ſelbſt ex alto nicht verlaſſen werden, und es iſt geſetzt für e tribunali, nicht, e plano.

II, 29, 2. Fuit hic (Cn. Pompeius) genitus matre Lucilia, ſtirpis ſenatoriae, forma excellens, non ea, qua flos commendatur aetatis, ſed ex dignitate, conſtantiaque in illam conueniens amplitudinem, fortunamque eius, ad vltimum vitae comitata eſt diem: innocentia eximius, u. ſ. f. Hr. R. lieſet, ſed ea dignitate et conſtantia quae. Wir möchten lieber ex vor dignitate, das leicht aus dem vorhergehenden ea entſtand, ausſtreichen. Ea ſteht in des Herausgebers Verbeſſerung ganz überflüßig, und der Sinn wird ſo beſſer und deutlicher: forma excellens, non ea, qua flos commendatur aetatis, ſed dignitate, conſtantiaque, (nämlich, formae) quae in illam conueniens amplitudinem, fortunamque, eum (wie Lipſius lieſt, dem auch Hr. R. folgt,) ad vltimum vitae comitata eſt diem. Im Nepos Eumen. II. den die Ausleger hier anführen, möchten wir leſen: Nam et dignitate fuit conſtanti, (für honeſta) et viribus ad ferendum laborem firmis, neque tam magno corpore, quam figura venuſta.

II, 31, 1. Conuerterat Cn. Pompeji perſona totum in ſe terrarum orbem, et per omnia maiore vi habebatur. Die Baſeler Ausgabe, et pene homine maior habebatur. Weiter geht Hr. R. ab, der, et per omnia homine maior exiſtimabatur. Warum las er nicht, faſt ohne alle Aenderung mit dem Acidalius, per omnia maior aeui, das iſt, τῶν συγχρόνων, habebatur. Den Gräcismus erläutert Voſſius. Oben II, 11, 1. nennt Vellejus den Q. Metellus, nulli ſecundum ſeculi ſui.

giſtratus P. R. metu ſuo deſtituere. Hr. R. vermuthet hier eine gröſsere Lücke. Hac tam abrupta, ſchreibt er, et obſcura oratione iniecta mihi eſt ſuſpicio, aliquot verba, quibus, quid Caeſar auſus eſſet, exprimeretur, per librarii negligentiam intercidiſſe. Eine weitläuftige Erzählung von den Unternehmungen Cäſars in Aſien wird wohl gewiß nicht Velleius hier eingerückt haben, der oft die wichtigſten Begebenheiten nur mit wenig Worten andeutet, und unſern Leſern, denken wir, wird die Stelle nicht mangelhaft vorkommen, wenn nur ſo geleſen und interpungiert wird: Longum eſt narrare, quid, et quoties auſus ſit; quanto opere conata eius, qui obtinebat Aſiam magiſtratus populi Romani, metu ſuo deſtituerit.

II, 45, 5. Sed ille (Ptolemaeus, Cypri rex) ſub aduentum Catonis, vitae ſuae vim intulit: vnde pecuniam longe ſperata maiorem Cato Romam retulit. Cuius integritatem laudari, nefas eſt: inſolentia pene argui poteſt, quod una cum Coſſ. ac Senatu effuſa ciuitate obviam, cum per Tiberim ſubiret navibus, non ante iis egreſſus eſt, quam ad eum locum pervenit, vbi erat exponenda pecunia. Hr. R. lieſet, cuius integritatem haud laudari, nefas eſt, und nachher hat er nach dem Aldus iis für is, wie die erſte Ausgabe hat, in den Text geſetzt. Beydes können wir nicht billigen. Lipſius hatte, nach unſrer Einſicht, den Sinn der zuerſt angeführten Worte wohl bemerkt, und aus dem Tacitus Agricol. 9. Integritatem atque abſtinentiam in tanto viro referre, iniuria virtutum fuerit, wohl verglichen. Und wir wundern uns, daß Hr. R. hinzuſchreibt: Sed talis ſenſus quomodo ex his verbis elici queat, me non intelligere fateor. Auch iſt es ein Verſehen, wenn er iis für is, das wir für recht halten, ſchreibt, und damit die Worte des Livius IX, 6. Venientibus Capuam cunctus ſenatus populusque obviam egreſſi; denn hier gehört obviam egreſſi zuſammen, und im Velleius effuſa ciuitate obviam. Wir wollen die Stelle zu mehrerem Beweiſe, daß die alte Lesart nicht geändert zu werden brauche, überſetzen. „Man würde unrecht thun, wenn man ſeine Rechtſchaffenheit noch loben wollte; aber faſt darf mans als einen Stolz ihm auslegen, daß, da nebſt den Konſuln und dem Senat die Bürgerſchaft ihm häufig entgegen gegangen war, und er mit den Schiffen die Tiber hinauf fuhr, er nicht eher ans Land gieng, als bis er an den Ort kam, wo er das Geld abzuliefern hatte.“

II,

II, 46, 3. Hunc (M. Craſſum) proficiſcentem in Syriam diris cum omnibus, tribuni pl. fruſtra retinere conati. Quorum execrationes ſi in ipſum tantummodo valuiſſent, vtile imperatoris damnum ſaluo exercitu fuiſſet reipublicae. Hr. R. lieſet mit dem Lipſius, vile imperatoris damnum. Facile damnum gefiele uns beſſer, aber wir halten vtile damnum gänzlich für das rechte, wenigſtens im Velleſus, der gern etwas Sinnreiches ſagt. Eben ſo ditia damna in Rutils Itin. I, 123. „Hätten ihre Flüche, ſagt Velleſus, den Kraſſus allein getroffen; ſo wäre der Verluſt des Feldherrn, bey geborgener Armee der Republik nützlich geweſen.“

II, 47, 1. Novem denique aeſtatibus vix ulla non juſtiſſimus triumphus emeritus. Das harte vix ulla; nämlich aeſtate, wie ſchon der göttingiſche Recenſent geſagt hat, giebt einen richtigern Sinn, als Hrn. R. vix ullus. Um die Meynung des Verf. deutlicher zu machen, ſetze man ein Komma nach aeſtatibus. Aehnliche Wortfügungen findet man in den Miſcell. Obſerv. Vol. VIII. p. 51. Vol. IX. p. 263.

II, 48, 4. Hujus (C. Curionis trib. pl.) animo, voluptatibus vel libidinibus, neque opes ullae, neque cupiditates ſufficere poſſent. Die Verſetzung von voluptatibus und cupiditates hat ſchon Wopkens in den Miſcell. Obſerv. bemerkt; aber auch das animo ſchickt ſich nicht hieher. Hr. R. las zuerſt, cui nimio cupiditatibus et libidinibus, neque opes ullae, neque voluptates ſufficere poſſent; aber nachher folgt er lieber einer zweyten Muthmaßung, cuius inſanis cupiditatibus u. ſ. f. Auch wir würden am liebſten das letzte annehmen, aber lieber leſen wir noch mit geringerer Aenderung, cuius omnino cupiditatibus vel libidinibus.

II, 49, 4. Nihil relictum a Caeſare, quod ſervandae pacis cauſa tentari poſſet; nihil receptum a Pompejanis: cum alter Cos. juſto eſſet ferocior; Lentulus vero ſalua rep. ſalvus eſſe non poſſet; M. autem Cato moriendum ante, quam ullam conditionem civis accipiendam reip. contenderet: vir antiquus et grauis Pompeji parteis laudaret magis, prudens ſequeretur Caeſaris, et illa gloriola, haec terribiliora duceret. Wir ändern ullam conditionem civis nicht, es iſt ſtärker, als was der Herausgeber dafür ſetzt; ullam conditionem cuiusvis.

II, 52, 4. Aciem Pharſalicam, et illum cruentiſſimum Romano nomini diem, tantumque utriusque exercitus profuſum ſanguinis, et colliſa inter ſe duo reip. capita, effoſſumque alterum Romani imperii lumen, tot talesque Pompejanarum partium caeſos viros, non recepit enarranda hic ſcripturae modus. Illud notandum eſt: vt primum C. Caeſar inclinatam vidit Pompejanorum aciem, neque prius, neque antiquius quicquam habuit, quam in omneis partes (vt militari et verbo et conſuetudine utar) dimitteret. Gewiß könnte hier Velleius annehmen, was Hr. R. ihm beylegt: neque prius, neque antiquius quicquam habuit, quam ut in omnes partes praecones clamantes, *Parce civibus*, ut militari et verbo et conſuetudine utar, dimitteret. Die Verbeſſerung wird noch mehr beſtätiget durch die in der Note aus dem Appian, Svetonius und Florus angeführten Stellen. Sveton ſagt Caeſ. 75. Acie Pharſalica proclamavit, ut civibus parceretur. Aber wir wollen auch unſern Zweifel ſagen. Dürfte man nicht, ohne eine Lücke anzunehmen, leſen: neque prius, neque antiquius quicquam habuit, quam omnes partes (ut militari et verbo et conſuetudine utar) dimitteret. Wir ſtrichen in aus, weil es leicht kann aus dem vorhergehenden in entſtanden ſeyn; und Velleius, der Verfaſſer eines bloßen Abriſſes der römiſchen Geſchichte, der ſich überall, wie er auch hier ſagt, der Kürze befleißiget, konnte auch hier das, was andre Schriftſteller umſtändlicher beſchreiben, kürzer ſagen. Und ſowohl partes, als dimittere, nämlich ab acie, ab armis, kann man für ein militariſches Wort anſehen, dagegen wir bekennen, nicht einzuſehen, wie Velleius das Parce civibus ein militare verbum et conſuetudo nennen konnte.

II, 59, 1. Caeſaris deinde teſtamentum apertum eſt, quo C. Octavium, nepotem ſororis ſuae Iuliae, adoptabat. De cuius origine, etiamſi praevenit et, pauca dicenda ſunt. Etiamſi praenitet, oder praeniteat, lieſt Hr. R. mit dem Heinſius. Uns ſcheint etiamſi praevenit, wie dem Voſſius, mit Wegwerfung des et, das rechte zu ſeyn: „obſchon er uns zuvorgekommen iſt.“ Auguſtus hatte ſelbſt ſein Leben beſchrieben.

II, 66, 5. Vivit, (Cicero) vivetque per omnem ſeculorum memoriam. Dumque hoc vel ſorte, vel providenda, vel utcumque conſtituturum rerum naturae corpus, quod ille pene ſolus Romanorum animo vidit, ingenio complexus eſt,

eſt, eloquentia inluminavit, manebit incolume, comitem aevi ſui laudem Ciceronis traher; omnisque poſteritas illius in te (Antoni) ſcripta mirabitur, tuum in eum factum exercrabitur; citiusque in mundo genus hominum * quam cadet. Hr. R. hat die Lücke nicht ausgefüllt, und bloß die Worte des ältern Seneca Suaſ. VI. p. 37. Idem virtutis tuae, qui finis eſt mortalium, angemerkt. Unſre Vermuthung iſt: citiusque mundo genus hominum, quam Cicero excidet.

II, 73, 3. Is tum, (Sex. Pompejus, Cn. Filius) ut praediximus, occupata Sicilia, ſervitia fugitivosque in numerum exercitus ſui recipiens, magnum modum legionum effecerat; perque Menam et Menecraten, paternos libertos, praefectos claſſium, latrociniis ac praedationibus infeſtato mari, ad ſe exercitumque tuendum rapto utebatur, cum eum non depuderet, vindicatum armis ac ductu patris ſui mare infeſtare piraticis ſceleribus. Auch hier müſſen wir uns der Lesart der Handſchrift gegen den Herausgeber, der piraticis celetibus lieſt, annehmen. Die piratica ſcelera ſchicken ſich unſers Bedünkens beſſer zu depuderet, und als ein Gegenſatz zum vindicato mari, als Hr. R. piratici celetes, Rennſchiffe. Und Lukan VI, 21, der unſre Stelle vor Augen hatte, ſcheint ſceleribus geleſen zu haben, wenn er ſagt:

— Turbae ſed mixtus inerti
Sextus erat, Magno proles indigna parente,
Qui mox Scyllaeis exul graſſatus in undis,
Polluit aequoreos, Siculus pirata, triumphos.

II, 83, 2. Inter hunc apparatum belli, Plancus non judicio recta legendi, neque amore reip. aut Caeſaris (quippe haec ſemper impugnabat) ſed morbo proditor, cum ſuiſſet humillimus aſſentator reginae, et infra ſervos cliens, cum Antonii librarius, cum obſcoeniſſimarum rerum et auctor et miniſter, cum in omnia et in omnibus venalis, cum ceruleatus et nudus, caputque redimitus arundine, et caudam trahens, genibus innixus, Glaucum ſaltaſſet in convivio, refrigeratus, ab Antonio, ob manifeſtarum rapinarum indicia, transfugit ad Caeſarem. Sehr gut ſetzt Hr. R. aſſectator für aſſentator, und nach dem Lipſius, in omnia et omnibus venalis. Aber unſre Leſer werden uns hoffentlich Beyfall geben, wenn wir das Komma, das er nach refrigeratus geſetzt hat, und es durch frigide ſpectatus, frigide excep-

tus, ut saltationem suam parum placere sentiret, erklärt, wieder wegstreichen, und dieses für frigide tractatus ab Antonio annehmen. Frigus und frigusculum findet man oft in dieser Bedeutung, und refrigeratus selbst, obgleich in unterschiednem Sinn, so wie hier konstruirt, beym Sveton. Claud. 24.

II, 90, 1. Sepultis, ut praediximus, bellis civilibus, evalescentibus reip. membris, et coram aliero, quae tam longa annorum series laceraverat, Dalmatia XX et CC annos rebellis, ad certam confessionem pacata est imperii. Das falsche et coram aliero hatten der Baseler und andere Herausgeber weggestrichen; Hr. R. hats unverbessert wieder eingerückt. Die Stelle, die er hier aus des Pakatus Panegyr. 36. angemerkt hat, Iunguntur socia agmina, et sub uno capite divisa reip. membra coalescunt, und daß wir alienus und antiquus verwechselt gefunden haben, brachte uns auf den Gedanken, daß vielleicht Vellejus coalescentibusque reip. membris in corpus antiquum geschrieben habe; aber die Nova Acta Erud. A. 1762. p. 68. belehrten uns nachher, daß schon Gruner eben so diese Stelle korrigirt hat. Vielleicht wird mancher lieber völlig, wie Pakatus hat, sub capite uno für et coram aliero lesen wollen; aber jener gefällt uns dem Sinne nach besser, und behält mehr von der verdorbenen Lesart bey. Um ein Paar Beyspiele der Verwechselung von alienus und antiquus zu geben, so sagt in dem L. 7. pr. D. de Cap. min. Paulus: Tutelas etiam non amittit capitis minutio: exceptis his, quae in iure alieno personis positis deferuntur. Aber ohne Zweifel ist hier, was wir nicht einmal in der gebauerischen Ausgabe erinnert finden, mit dem Jak. Gothofredus Not. ad LL. XII. Tab. ad T. V. in iure antiquo für in iure alieno zu lesen; die Basiliken T. VI. p. 731. sagen ausdrücklich, πλὴν τῶν ἀπὸ διαδικασίας; wiewohl der Scholiast schon das Falsche hat. Der Vermuthung Joh. Caninegietens ad Vlpian. Fr. Tit. XI. §. 9. in iure allegato wird wohl schwerlich ein Leser Beyfall geben. Eben den Fehler fanden wir kürzlich von einem uns unbekannten Gelehrten, vielleicht vom Hrn. Ruhnken selbst, in der Amsterdamer Biblioth. crit. P. I. p. 14. im Cicero de Or. I, 43. verbessert, wo dieser sehr wahrscheinlich für aliena studia, antiqua studia, das ist, studia antiquitatis, liest.

II, 117, 4. Quo proposito mediam migrantes (Vbios) Germaniam, velut inter viros pacis gaudentes dulcedine juris,

jurisdictionibus, agendoque pro tribunali ordine, trahebat aestiva. Burmann lieſet, agendoque pro tribunali omnia ordine. Hr. R. ſagt blos: Inſpecta mihi eſt vox *ordine*. Uns ſcheint Cruſius Probabil. crit. c. XIV. Beyfall zu verdienen, der nur die Interpunktion ändert; er verbindet ordine trahebat aeſtiva, und erklärt es durch per pagos et ab unaquaque civitate ad alteram ordine aeſtiva circumferebat.

Mit noch einer Anmerkung über eine Stelle, wo Hr. R. uns nicht überredet hat, wollen wir ſchließen. II, 125, 4. Quo quidem tempore, ut pleraque egit nave (ſo ſchreiben wir nach Hrn. R. Verbeſſerung für ignave) Germanicus, ita Druſus, qui a patre in id ipſum, plurimo quidem igne emicuit, incendium militaris tumultus miſſus erat, priſca antiquaque ſeveritate uſus, ancipitia ſibi tam re, quam exemplo pernicioſa, et his ipſis militum gladiis, quibus obſeſſus erat, obſidentes coercuit, ſingulari adjutore in eo negotio uſus Iunio Blaeſo, viro neſcias vtiliore in caſtris, an meliore in toga. Gronovius Obſerv. II, 23. las, auſos ancipitia ſibi, damit man es auf die aufrühriſchen Soldaten ziehen möchte. Hrn. R. Vermuthung, priſca antiquaque ſeveritate vſus, amputavit tam re, quam exemplo pernicioſa, geht noch weiter von der alten Lesart ab; ancipitia ſibi; ſagt er, giebt immer keinen guten Sinn, (durum et contortum ſenſum habet) auch wenn man es auf die Soldaten zieht. Aber wir begreifen nicht, warum nicht ancipitia ſibi auf den Druſus ſoll gedeutet werden, wirklich war doch die Unternehmung für ihn ſehr gefährlich. Wenn wir nicht irren, fehlt hier der Handſchrift nur ein Buchſtab, und Velleius ſchrieb: priſca antiquaque ſeveritate, auſus ancipitia ſibi tam re, quam exemplo pernicioſa, et his ipſis militum gladiis, quibus obſeſſus erat, obſidentes coercuit. Tacitus Annal. I, 9, 1. wo er von eben dieſem Aufſtande redet, ſcheint uns die Verbeſſerung zu beſtätigen. Promptum, ſagt er, ad aſperiora ingenium Druſo erat: vocatos Vibulenum et Percennium, auctifici jubet. Tradunt plerique intra tabernaculum duos obrutos, alii corpora extra vallum abiecta oſtentui. Tum et quisque praecipuus turbator conquiſiti: et pars extra caſtra palantes a centurionibus, aut praetoriarum cohortium militibus caeſi: quosdam ipſi manipuli documentum tradidere. Was das gefährliche Unternehmen glücklich für den

Druſus ausſchlagen ließ, und den Aufruhr dämpfen half, hätte Tacitus im vorhergehenden Kapitel gemeldet.

Die Richtigkeit des Drucks haben wir noch ſehr an unſerer Ausgabe des Velleius zu rühmen. Im ganzen erſten Bande ſind uns nur ſechs Druckfehler, wovon ein Paar erhebliche in den Addendis angemerkt ſind, aufgeſtoßen, S. 76. 129. 134. 138. 199. 319. Und eben ſo rein von Druckfehlern fanden wir den zweyten Band.

Lk.

Andr. Sam. Gesneri Selectae Exercitationes ſcholaſticae varii argumenti. Collegit et praefatus eſt *Theoph. Chriſt. Harles.* Noribergae, ex off. Schwarzkopfii, 1780. 8. 398 S.

Hr. HR. Harles hat nicht ſo ſehr den Wunſch der Gesnerſchen Familie, die es ihm zunächſt auftrug, dieſe Sammlung zu veranſtalten, als vielmehr ein allgemeines Verlangen ſolcher, die des ſel. Andr. Sam. Geſners Gelehrſamkeit und gute Schreibart kannten, erfüllt, indem er unter einer großen Menge kleiner Aufſätze deſſelben, wenigſtens einige ausgeſucht und durch den Druck gemeinnütziger gemacht hat. Der Recenſent erinnert ſich noch, es aus dem Munde des Bruders deſſelben, des berühmten Johann Matthias, gehört zu haben, daß auch dieſer mit ganz beſonderer Hochachtung von der Gründlichkeit deſſelben geſprochen und unter andern mit voller Ueberzeugung verſichert habe, jener ſein Bruder ſey mit mehr Anlage, als er ſelbſt, ausgerüſtet geweſen, und würde ihn bey gleicher Veranlaſſung zum Schreiben, oder unter eben ſo vortheilhaften und glänzenden Umſtänden, als in welchen er auf der Univerſität zu Göttingen ſtand, ganz ohnfehlbar übertroffen haben.

In der Vorrede theilt Hr. H. einige Nachrichten von dem Leben dieſes Mannes mit, ſo wie ſie aus deſſelben eigener Feder gefloſſen ſind. Man lieſt auch dieſe mit Vergnügen und wünſcht, er möchte mehr noch von ſich erzählt haben. Er war 1688. zu Rothe im Anſpachiſchen gebohren, unter ſehr eingeſchränkten Umſtänden, die aber bald noch dürftiger wurden, als er ſeinen Vater verlor. Den beſten Unterricht und die meiſte Unterſtützung erhielt er auf dem Gymnaſium zu Anſpach, durch die ge-

gelehrten Rector Ge. Nic. Köhler, dem auch sein jüngerer Bruder fast alles zu danken hatte. Zu Jena nahm ihn der sel. Professor Hamberger ins Hauß, und vertraute ihm den Unterricht seines Sohnes. Ueber die Vorlesungen der damaligen Lehrer, die er gehört hat, urtheilt er freymüthig, und tadelt besonders die damalige Lehrart in der Philosophie. Auf des sel. D. Buddeus Empfehlung ward er Hofmeister eines Hannöverschen Edelmanns, Erdm. Ott. von Schwicheldt vom J. 1714 an, mit welchem er die Universität Halle besucht und den historischen, philosophischen und juristischen Vorlesungen beygewohnt hat. Er bedauret es, daß die Mutter seines jungen Herrn ihm ausdrücklich verboten hatte, Wolfs Zuhörer zu seyn. Im J. 1716 erhielt er den Ruf als Rector an das Gymnasium zu Rotenburg, welches Amt er 62 Jahre verwaltete. Er ist in der Mitte seines 89sten Jahrs gestorben.

Der Aufsätze, welche diese Sammlung enthält, sind überhaupt vier und dreyßig. 1. Das Leben Joh. Ge. Seyrzel, eines gelehrten und verdienstvollen Bürgermeisters zu Rotenburg. Außer seinen Verdiensten zur Zeit des 30jährigen Kriegs, die ihm seiner Vaterstadt unvergeßlich machen, hat er als Höschelii Schüler und als Freund und Correspondent vieler großen Gelehrten seines Zeitalters immer eine bedeutende Stelle in der Gelehrtengeschichte des vorigen Jahrhunderts. 2. De Citharoedis. Die Cithar zu spielen habe allein noch keinen citharoedum, sondern nur einen citharistam ausgemacht. Um den ersten Namen zu verdienen, sey erforderlich gewesen, das Spiel zugleich durch Gesang zu beleben. 3. Paradoxa quaedam. Leute, welche die Wissenschaften nicht lehren, haben von den Wissenschaften mehr Nutzen, als diejenigen, welche sie lehren. Gelehrsamkeit macht Niemand zu Geschäften untüchtig. Pedanten giebts in allen Ständen. (In einer Anmerkung macht der Verf. wahrscheinlich, daß die Italiener zuerst diesen Namen gebraucht. Er bedeute ursprünglich einen Kinderlehrer, oder einen Begleiter der Kinder, Magistrum paedaneum, der wie im Deutschen der Name, Schulmeister, immer im Spotte gebraucht worden.) 4. 5. Monita adolescentibus litterarum studiosis suggesta. Nichts, das unbekannt wäre, aber so gesagt, daß es zugleich gefällt und aufmerksam macht. Wir haben beyde Abhandlungen mit recht großem Vergnügen gelesen, und empfehlen sie jungen Studierenden. 6. Legendi studium. Der V. empfiehlt die Lectüre, als eins der Mittel sich

mit Kenntnissen zu bereichern, und dadurch gleichsam sein Leben zu verlängern. Zugleich giebt er Regeln. Ohne gründliche Fundamentalstudien, dahin Geographie, Historie und Philosophie gehört, ist nicht viel Nutzen vom Lesen zu erwarten. Wenn diese Unterhaltung mit Todten im Anfang minder gefällt, muß man wissen, daß fortgesetzte Uebung sie erst angenehm macht. Man stelle eine zweckmäßige Wahl an. 7. Paradoxa. Die, welche die Humaniora darum, weil sie nicht Brodstudia sind, verachten, schaden ihren Brodstudien und machen sich verächtlich und zum Gelächter. Vieles, was man demnächst vergißt, und das Ansehen hat, es werde in spem futuræ oblivionis gelernt, hat doch seinen bleibenden Nutzen, durch den Einfluß, den es auf unsere übrigen Studien geäußert hat. Dies wird insonderheit auf die falsche Idee angewandt, welche so viele von den klassischen Autoren der Griechen und Römer haben. 9. Occasio facile discendi. Der V. beweiset die Bemerkung, die mehrere schon gemacht haben, daß desto weniger gelernt wird, je leichter man es einem macht zu lernen, aus Beyspielen verschiedener Zeitalter und Studien. 10. 15. Historiae Gymnasii Rotenburgensis Particula I – VI. Die Geschichte, besonders der Rektoren und des Zustandes der Lectionen, seit der Reformation, bis ohngefähr an das Ende des vorigen Jahrhunderts. Freylich außer Rotenburg nicht sehr interessant, als nur für solche, welche die veränderte Gestalt der Schulen in einzelnen Beyspielen wollen kennen lernen. 16. Parentum officia. Die Hauptgrundsätze, nach welchen die Privaterziehung zur Unterstützung der öffentlichen eingerichtet werden muß. Für Gelehrte enthalten sie nichts, das hier könnte ausgezogen werden. Aber eben so kurz und eben so einleuchtend sollten sie, besonders an großen Orten, Eltern in ihrer Muttersprache eingehändigt und oft eingeschärft werden. 17. Sensuum vsus discenti non negligendus. Nachdem er aus der ganzen Einrichtung der menschlichen Natur und aus den Zeugnissen einiger großen Philosophen gezeigt hat, wie viel schneller und vollkommener der Verstand erleuchtet werde, wenn ihm die Erkenntniß durch die Sinnen und die Erfahrung zu Hülfe kommt, und wie mangelhaft und durchaus falsch die Kenntniß vieler Dinge ohne sinnliche Vorstellung bleibt, so empfiehlt er, Schulen, wo möglich, mit Naturalien, Modele und Kupfersammlungen zu versehen. 18. Quid sit discere. Wider das gemeine Vorurtheil, daß Lernen im sogenannten Auswendiglernen bestehe, und der kleine Mensch darin eine

ſo, wie der Hund oder Papagey, dreſſirt werden müſſe. Den ſo ſehr zuſammengeſetzten Begriff des Lernens und die mancherley Geſchäfte der Seele, die ihn ausmachen, entwickelt der V. bey aller Kürze, ſehr deutlich und richtig. 19. 20. Institutio ad varietatem ingeniorum accommodanda Commentat. I. II. Es wird gezeigt, wie viele Schwürigkeiten dies auf Schulen habe, wo die Miſchung theils nach den Fähigkeiten, theils nach den mancherley Beſtimmungen junger Leute ſo groß iſt. Um dieſen Schwürigkeiten abzuhelfen, iſt auf gewiſſe Maasregeln zu denken, die der V. an die Hand giebt. Eine derſelben iſt: Treffe in den Büchern, welche du erkläreſt, eine ſolche Auswahl, daß der Inhalt auch für träge Gemüther Faßlichkeit und Annehmlichkeit genug habe, damit alle, die dich hören, aus eigener Ueberzeugung glauben, das, was ſie jetzt leſen, werde ihnen in dem Stande, welchem ſie wahrſcheinlich beſtimmt ſind, dereinſt nützlich ſeyn. Dies wendet der V. inſonderheit auf die lateiniſchen Schriftſteller an, welche in Schulen erkläret werden. Er ſagt viel wahres wider den unzeitigen Gebrauch ſo manches klaſſiſchen Auctors, bey deſſen Erklärung ſich der Lehrer heiſcher reden kann, ohne daß der Schüler etwas davon verſteht, oder nur Luſt bekommt, etwas davon zu verſtehen. Vorzüglich rechnet er mit hierher den trocknen Nepos, der überdies bey ſeiner Kürze, die ihn wie zum Skelet macht, ſo viel Antiquität und Geſchichte vorausſetzt. Dafür, wenn es nicht anders ſeyn kann, lieber einen modernen lateiniſchen Schriftſteller, deſſen Sprache vielleicht minder rein und minder ausgeſucht iſt, aber auch leichter und an ſolchen Dingen, die dem jungen Menſchen nützlich und angenehm ſcheinen, und daher zur Aufmerkſamkeit anreizen, reichhaltiger iſt! Eine andere Regel, die eben ſo einſichtsvoll und nützlich iſt, giebt der V. in der zweyten Abhandlung: Sorge auf Schulen nicht blos einſeitig für die Bildung wahrer und gründlicher Gelehrten, die allerdings durch alte Sprachen und Gelehrſamkeit die beſte Grundlage erhalten, ſondern vervielfältige den Unterricht durch mancherley andere dem gemeinen Leben erſprießliche Kenntniſſe. Dahin gehört denn aber, außer dem Religionsunterricht, Sittenlehre, Arithmetik und Geometrie, Geographie, Geſchichte, Uebungen im Zeichnen, Muſik und mehrere dergleichen Künſte und Wiſſenſchaften. 19. 27. De educatione et inſtitutione puerili Particula I - VII. Eine allegoriſche Erzählung von den guten Einrichtungen auf der Inſel Kurotrophus macht den Anfang. Es ſcheint, daß der V. inſonderheit die kluge Ein-

theilung der Lernenden in zwey Hauptschulen, nach dem Unterschiede gelehrter und ungelehrter Stände, habe auszeichnen und empfehlen wollen. Es folgen Vorschriften für den ersten Elementarunterricht in Sprachen, Lesen, Schreiben, Declinirn, Conjugiren u. s. w. zur Erleichterung mancherley Gutes. Damit verbindet er vorbereitende Uebungen zur lateinischen Lectüre, und auf diese kommt das Lesen klassischer Schriftsteller selbst, die er in vier Stufenordnungen abtheilt. Wie die Uebersetzung und Erklärung der klassischen Auctoren einzurichten, damit zugleich Sprache und Wissenschaft eingeflößet werde. In der siebenden Abhandlung wird untersucht, wie und in welcher Absicht Geometrie und Arithmetik, auch Historie gelehrt werden müsse. Für die Historie thut er den Vorschlag, mit einem tabellarischen kurzen Abriß anzufangen, alsdenn aber das ganze Feld in drey Klassen zu vertheilen, so daß etwa in einer Classe die alte, in einer andern die mittlere, wieder in einer andern die neuere vorgetragen werde. Die letzte Abhandlung: von dem Unterricht in der Philosophie. Die Erfahrung stimmt mit des Verf. Meynung überein, daß es nicht die besten Folgen habe, wenn aller Unterricht in der Philosophie bis zur Universität verspart wird. Der erste Unterricht soll historisch, aber doch nicht Gedächtnißwerk seyn. Sic revocare veritatem ad conscientiam discipulorum suorum debet, ut non ex libro eam didicisse, aut a magistro accepisse, sed ipsi ex sese eam invenisse sibi videantur. Den Beschluß der Scholastischen Laufbahn soll ein Abriß der ganzen Gelehrsamkeit und des Zusammenhangs ihrer Theile seyn. 28. De praesidiis et requisitis instituendae iuventutis. Der V. erfordert zu einer guten Schule drey Dinge: Wohlabgefaßte Gesetze, fromme, gelehrte und der Unterweisung kundige Lehrer, eine lehrbegierige Jugend. Dies möchte übrigens eine von den Abhandlungen seyn, die Hr. Harles bey der Auswahl gar füglich hätte übergehen können. 29. De Bibliotheca Rotenburgensi. Ein ziemlicher Vorrath von Büchern aus dem 15ten Jahrhunderte, und verschiedene andere rare Bücher, mit einigen Anmerkungen begleitet. 30. De librorum necessitate et bibliothecae incremento, item de Speculo Salvatoris. Es scheint des V. Absicht gewesen zu seyn, den Magistraten der Städte einige Bewegungsgründe an das Herz zu legen, mit mehr Betriebsamkeit, als gewöhnlich, für die Vermehrung öffentlicher Bibliotheken zu sorgen. Magistratus, sagt er, ita comparati sunt, ut officio suo hac in re defuncti. Et tamen [illegible] sola

ſalariorum paucitate fieri non poteſt, ut docentes ſuo aere omnia, quibus opus eſt, comparent. Eſt autem etiam ſtudioſae adoleſcentiae cauſſa providendum &c. Er beſchreibt hernach nicht blos das Speculum humanae ſalvationis, ſondern noch einige andere Denkmäler des mittlern Zeitalters, z. B. *Io.* de *Tambaco* Opus de conſolatione Theologiae, *Hugonis* de *S. Victore* Didascalon, Summaque vocatus Catholicon *Io.* de *Ianua* &c. und hängt ein Verzeichniß der Bücher an, welche ſeit 30 Jahren in die öffentliche Bibliothek gekommen ſind. 31. De Bibliotheca Rotenburgenſi. Ein fortgeſetztes Verzeichniß des neuen Zuwachſes der Rotenburgiſchen Bibliothek ſeit ſieben Jahren. 32. Notitia quatuor Speculorum Vincentii Bellovacenſis. Eine genauere Beſchreibung des Inhalts aller vier Theile dieſes Buchs, die für viele unterrichtend ſeyn kann, die im übrigen von der Seltenheit und von den Ausgaben des Werks wohl unterrichtet waren. 33. Catalogus librorum de inſtitutione. Ein bloßes Verzeichniß von Bücherriteln, ſtatt deſſen, bey dem übriggebliebenen Vorrathe von Programmen und Reden, gar wohl etwas nützlicheres hätte eingerückt werden können. 34. De Molnari Syllectis ſcholaſticis. Definitio philoſophiae Wolfiana. An non niſi iucunda tradenda ſint. De uſu Logicae locus Sturmii. Das erſte iſt ein Nachtrag zu der Erziehungsbibliothek Num. 33. und enthält eine kurze Recenſion des Inhalts. In Anſehung der Wolfiſchen Definition der Philoſophie behauptet er, ſie ſtehe bereits in Hugonis Victorini Didaſcalon. — Von der galanten Lehrart, nur das zu lehren oder zu lernen, was Vergnügen macht und nicht anſtrengt, hält der V., wie leicht zu erachten, gar nichts. Für dieſe Welt iſts beſſer, in Zeiten ſich an Schwürigkeiten zu gewöhnen. Die Stelle aus dem Sturm über den Nutzen der Logik ſagt ſo viel, ſie ſchärfe die Aufmerkſamkeit und die Urtheilskraft, ſo wie die Kenntniß der Muſik das Gehör, wenn man einem Concert beywohnt.

Fg.

11. Erziehungsſchriften.

Vorſchläge zur Ziehung und Bildung brauchbarer Lehrer in öffentlichen Schulen, welche von einem Schul-

Schulmanne in der Kloſter- und Stadtſchule zu Holzmünden an der Weſer erſt verſucht und ausgeführt, nun aber durch den Druck bekannt gemacht worden ſind. Braunſchweig, im Verlag der Fürſtl. Wayſenhausbuchhandlung. 1780. 7½ B. in gr. 8.

Der Verf. dieſer kleinen Schrift, der ſich zu Ende der 36 Seiten langen Vorerinnerung nennt, iſt Hr. Fried. Wilh. Richter, dermaliger Superintendent zu Lichtenberg im Braunſchweigiſchen, und vormaliger Rector zu Holzmünden. Als er von dem Rectorate zu Kalbe 1759 hieher berufen wurde, fand er ein leeres Schulgebäude mit drey Klaſſen; in der unterſten ſollte der Subconrector die Stadtkinder bis zum erſten Genuß des heil. Abendmahls unterrichten; in der mittlern trieb der Conrector mit einigen Kindern der Vornehmen das Declinirn und Conjugiren; und in der erſten Claſſe, die aus zwölf vom Kloſter Amelungsborn unterhaltenen Stipendiaten beſtand, ſollte der Rector allein alles dasjenige dociren, was zur Vorbereitung auf die Univerſität gehörte. Dieſe drey Lehrer mit ihren drey gar nicht zuſammenhängenden Claſſen, ſollten denn zuſammen ein Gymnaſium ausmachen. Dieſen herrlichen von zwey braunſchweigiſchen Predigern verfertigten Schulplan hielt denn der V. einige Jahre mit vieler Geduld aus; arbeitete aber unter der Hand daran, wie er ſich aus ſeinen erſten Schülern künftige Mitarbeiter zu ſeiner Schule ziehen möchte, die er deswegen ſelbſt in ſeiner Gegenwart ſich im Dociren üben ließ. Es gelung ihm auch wirklich, daß, nach Verſetzung des Conrectors und Subconrectors ins Predigtamt, ihm anfangs zwey (und darunter, worüber er ſich ſehr beklagt, nur einer von ſeinen vorgeſchlagenen ehemaligen Schülern) und hernach drey Collaboratoren zugegeben wurden. Nun änderte er die ganze Einrichtung, brachte die Klaſſen unter einander in einen nähern Zuſammenhang, vermehrte die Lectionen, und theilte ſie beſſer ab. Der itzige Hr. Abt Häſeler, ſelbſt ein ſtarker Mathematiker, führte mathematiſchen Unterricht ein; es wurden überdem Exercitien- und Zeichnenmeiſter angenommen, und ſo verließ 1777 Hr. Richter, nach dreyßigjährigem Schuldienſt, ſeine Schule blühend. Auf dieſes ſein Verfahren baut er denn auch ſeine nun nachfolgenden Vorſchläge. Wir wollen erſt ihn und das andere daraus ausziehen, und dann überhaupt darüber unſere Gedanken ſagen. Künftige Schullehrer ſollen alſo auf der

Schule

hauptsächlich gezogen, und ihre Bildung auf der
te nur fortgesetzt werden: das können sie aber nicht, wo
vereits geschickte Lehrer vorhanden sind. Um diese zu er
re soll man bey Besetzung der Schulämter nicht auf die
t ft eines Schulmanns, sondern auf seine Brauchbar
) m Vortrag sehen. (Der V. kommt zu wiederholten
iesen Gedanken zurück, und scheint nicht viel auf
re zu halten, die Schriftsteller vom Metier sind. Wahr
erdings, daß nicht immer die durch Zeitungslob bekannt
chulleute auch die brauchbarsten und verdientesten für
len sind; es sey nun, daß Talente der Erziehung und
rrags nicht von der schriftstellerschen Leichtigkeit, vom
u chen, Variantensammlen, und Excerpiren alter Schrift
zu Chrestomathien und Anthologien, abhängen, oder daß
n, der im Sold eines Buchhändlers steht, oder nach
m eines Autors hascht; gerne dieses Nebengewerbe
ptsache, und sein Amtsgeschäfte zur Nebensache macht,
swegen nicht seine ganze Thätigkeit und Aufmerksamkeit
dung seiner Jugend widmen kann.) Die künftigen Leh
er müsten erst gebildet werden, das ist, man muß sie mit
rsicht zeitig aussuchen, sie zu Uebernehmung eines Schul
lamts aufmuntern, und dann durch gemeinen und
n Unterricht und Uebung darzu vorbereiten und bilden.
r Bildungsgeschäfte soll von tüchtigen und erfahrnen
leuten, mit ausgesuchten Schülern schon in der Schule;
t theoretisch als praktisch, öffentlich und auf der Stube;
le ihnen angemessenste Art angefangen, von einem dazu
ckten Professor auf der Universität fortgesetzt, und nach
Universitätsjahren unter einem Schulaufseher auf einen
le zur Reife gebracht werden. In das Detail dieses Plans
en Eigenschaften, Obliegenheiten, Rang, Titel und Me
des bildenden Lehrers, können wir dem V. ohne Weitläuf
werden, nicht folgen. Die Hauptsache ist mir, daß die
. Seminaristen selbst in Gegenwart und mit Beyhülfe
ufsehers in einer öffentlichen Klasse docciren sollen. Auf
niversität müssen sie an einem dazu geschickten Lehrer zur
ern Aufsicht, Unterricht und Direction ihrer Studien
sen werden, welches der Prof. Eloquentiä seyn kann, aber
nothwendig seyn muß. Dabey thun sie wohl, wenn sie
ihren gewöhnlichen akademischen Arbeiten, sich jeder nach
Neigung, noch eine Nebenbeschäftigung wählt, wovon
nal in der Schule wieder Gebrauch machen kann, z. E.

Ma-

dertem Stande versorgt werden können? Das ist wahrlich der Weg nicht, junge gute Köpfe zu reizen, sich dem Erziehungsstande zu widmen: und der V. mag auch sagen, und sich auf die Beyspiele der Hällischen und andrer ähnlicher Schulanstalten berufen, wie er will, so können wir uns doch nimmermehr überreden, daß durch den ewigen Wechsel junger Studenten, die auf einige Jahre den Schulmann machen, um sich dadurch das Recht einer bessern Versorgung zu verdienen, weder den Schulen geholfen, noch selbst geübte Schulleute gezogen werden können. Jeder angehende Schulmann muß in den ersten Jahren seines Schulamtes selbst lernen, und wenn er es dann gethan hat, so wird er versetzt, um wieder einem Anfänger Platz zu machen, der wieder in dem Boden seiner Schule kein fruchttragender Baum werden wird.

. . . . . .

Außer den körperlichen Talenten, ansehnlichen Leibesgestalt, guter Bildung, Aussprache u. a. worauf man nach dem V. bey der Auswahl eines künftigen Seminaristen, auf der Schule schon, zu sehen habe, hätte doch hauptsächlich auch die vorzügliche Neigung genennt werden sollen, die ein Schüler gegen diejenigen Beschäftigungen und Kenntnisse zeigt, die den künftigen Schulmann bilden, wovon aber nichts erwähnt wird. Doch ist ein dreyfacher Anhang angehängt: 1) vom vortheilhaft anzustellenden Schulreisen. Der reisende Seminarist soll sich an den Schulen, die er bereist, die Erlaubniß ausbitten, eine öffentliche Lection geben zu dürfen. Wozu das? Lernen soll er ja, und durch zuhören profitiren, nicht aber lehren: und ein gewissenhafter Schulmann wird eben so ungern seinen Katheder einem vacirenden Schulkandidaten abtreten, als ein Prediger jedem, wer es verlangt, seine Kanzel zu einer Gastpredigt öffnet. 2) Von des Cellarius Versuchen, die Schullehrer auf der Universität zuzuziehen. Er eröffnete auf Befehl des Königs zu Halle ein Collegium politioris doctrinae sive elegantiorum literarum, zu Bildung künftiger Schulleute, fand aber unter den Studenten wenig Beyfall. Indem sich der V. dabey auf des sel. Kirchenrath Walchs Lebensbeschreibung des Cellarius beruft, nennt er ihn allemal Walchius — warum das? 3) Von der Lehrart in öffentlichen Schulen, und sonderlich der tabellarischen Methode und dem rechten Gebrauch eines guten Leitfadens. Der Verf. schrieb die einzelnen Ideen, die gleichsam das Gerippe einer Lection ausmachten, an die Tafel, und das nennt er Leitfaden, und empfiehlt es zur Nachahmung.

Schröckh

Schröckhs Weltgeschichte, meynt er, könne zwar zu einem guten Lesebuch, nicht aber zum Leitfaden im historischen Unterricht gebraucht werden.

Zf.

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens. Erster Theil. Zum Gebrauch der letzten Klasse des Königl. Joachimsthalischen Gymnasium. Berlin, bey F. Nicolai, 1780. 7½ Bogen in 8.

— — — Zweyter Theil. Zum Gebrauch einiger Klassen des Königl. Joachimsthalischen Gymnasium. Ebend. 1780. 18½ Bogen in 8.

— — — Dritter Theil. Zum Gebrauch einiger Klassen des Königl. Joachimsthalischen Gymnasium. Ebend. 1781. 14½ Bogen in 8.

Von der Einrichtung dieses für den jugendlichen Unterricht so brauchbaren und empfehlenswürdigen Buchs ist schon bey der Anzeige der beyden ersten Ausgaben in dieser Bibliothek umständlicher geredet. (S. B. VI. I. St. 2. S. 62. B. XIX. St. 2. S. 606.) Bey der gegenwärtigen dritten Ausgabe, die erst nach des sel. Sulzers Tode besorgt ist, hat diese Einrichtung dadurch sehr gewonnen, daß man den Inhalt abgesondert, und nach den verschiedenen Fähigkeiten derer vertheilt hat, für deren Gebrauch es vornehmlich bestimmt ist. Zugleich wurden durch diese Absicht manche Zusätze und Vermehrungen veranlaßt. Das Ganze wird nun aus vier Theilen bestehen, deren jeder einzeln verkauft wird, um den Gebrauch dieses so lehrreichen Buchs dadurch desto gemeinnütziger zu machen. Die Vorrede des sel. Sulzers, welche eine Anleitung zum Gebrauch des Buchs enthält, wird im vierten Theile für die Lehrer besonders abgedruckt, und von einer neuen Anleitung zum Gebrauch der in dieser Ausgabe gemachten Veränderungen begleitet werden. Hoffentlich trägt diese neue Einrichtung noch mehr dazu bey, die in diesen Vorübungen enthaltenen Kenntnisse unter der deutschen Jugend früher und allgemeiner zu verbreiten, und

dieſer ohne Geräuſch unternommenen, und von einem wahren, ächten Weiſen unſers Vaterlandes ausgeführten Arbeit in mehrern Schulen Eingang zu verſchaffen.

Gr.

C. F. Riemanns Verſuch einer Beſchreibung der Reckanſchen Schuleinrichtung. Mit einer Vorrede von Sr. Hochwürden dem Hrn. Domherrn Fr. E. von Rochow. Berlin — Nicolai. 1781. 192 S. in 8. ohne Vorrede und Einleitung.

Hr. R. erfüllt hier den Wunſch ſo manches Verehrers des Hrn. v. R. und ſeiner vortrefflichen Schulanſtalten. Er beſchreibt nicht allein, „wie und worin Unterricht überhaupt gegeben wird, ſondern begleitet, von der erſten Grundlage an bis zum feſtgeſteckten Ziel der im allgemeinen erreichbaren Vollkommenheit den Lehrer und Schüler durch alle Arten nöthiger Kenntniſſe in elementariſcher Ordnung.“ Das Werkchen hat drey Haupttheile, 1) über den ganzen Unterricht in elementariſcher Ordnung, zwar nach zween wirklich exiſtirenden Hauptklaſſen, jedoch nach folgenden beſonders gezogenen Gränzen. a) Unterricht für ganz kleine Kinder vom Anfange der Schulzeit bis zum Leſen; b) von dieſen Kenntniſſen an bis zur Verſetzung der Kinder in die zweyte Hauptklaſſe; c) von dem Eintritt in die zweyte Klaſſe bis zur Entlaſſung aus der Schule, wo ſie denn einige Zeit vorher in den beſondern Religionsunterricht des Predigers kommen. 2) Ueber die Schuldiſciplin. 3) Ueber einige äußere Schuleinrichtungen. Das erſte Hauptſtück iſt das längſte, acht bis S. 172, und hat folgende Rubriken: 1) Allererſte einfache Uebungen zur Erweckung der Aufmerkſamkeit und des eignen Nachdenkens. 2) Buchſtabenkenntniß, Syllabiren und Buchſtabiren. 3) Zahlenkenntniß und die einfachſten Vorübungen zum Rechnen. 4) Leſeübung im erſten Theil des Kinderfreundes. 5) Fernere Uebung zur Erweckung der Aufmerkſamkeit und des eignen Nachdenkens. 6) Schreiben und Rechnen. 7) Gedächtnißübung. 8) Einfachſte Vorerkenntniſſe in natürlicher Religion. 9) Religionsunterricht. 10) Ueber die Wiederholung der ſonntäglichen Predigt. 11) Bibelleſen und bibliſche Geſchichte. 12) Leſen im zweyten Theil des Kinderfreundes. 13) Verſchiedene einzelne Uebungen zur weitern

weitern Beförderung des eignen Nachdenkens und zur Anbauung des gesunden Verstandes. 14) Rechnen. 15) Schön- und Rechtschreiben. 16) Gedächtnißübung und Anweisung zum Singen. 17) Ein Lectionsplan. 18) Etwas über den Religionsunterricht des Predigers. Ich darf der Lust nicht nachgeben, alles auszuzeichnen, was ich angehenden Lehrern, sie mögen in Land- oder Stadtschulen unterrichten, zur Nachahmung empfehlen, was ich ihnen als das Wesentliche der natürlichen Methode darstellen möchte, sonst müßte ich fast das ganze Buch abschreiben. Also nur etwas weniges aus einer Nummer. Jeder Pädagoge muß ohnehin das Buch durchaus selbst haben, wenn er anders nicht etwa der Meynung ist, daß er aus seinen allgemeinen Regeln schon genug lerne. Aus No. 1. Wenn Kinder in die N. Schule aufgenommen werden; so fängt der Lehrer mit einer vertraulichen Unterredung an, etwa so: Wo bist du denn itzt, Fritze? — Was willst du hier machen? — Warum kommen denn Kinder in die Schule? — Bist du auch gern hergekommen? u. s. w. Er sucht alsdann das Gespräch auf etwas ihnen bekanntes zu lenken, z. B. auf Bäume; fragt: Hast du wohl schon einen Baum gesehen? Nenn mir doch einen: du auch? und du auch einen? So fangen denn die Kinder sogleich an, mit dem Lehrer zu sprechen, und nennen ihm alle Arten der Bäume, die sie kennen. Diese Namen sprechen sie in ihrer platdeutschen Sprache aus. Der Lehrer, der mit dieser Sprache bekannt ist, sagt ihnen nun die eigentliche hochdeutsche Benennung, und läßt sie einigemal wiederholen, bis sie selbige fertig nachsprechen können und behalten haben. Eine solche Verbesserung geschieht auch zufällig bey allen Worten, die sie unrichtig aussprechen. — Weil die Kinder anfänglich Mangel an Materialien haben und also nicht zu antworten wissen: so läßt man die ältern Kinder einige von diesen Dingen nennen und jene darauf merken, setzt auch diese Uebung mit einer Art von Sachen einige Tage hinter einander fort, sagt ihnen, daß sie morgen mehr angeben, und sich also zu Hause darauf besinnen sollten. — Sind sie auf diese Art einige Tage in Sachen einer Art geübt worden, so schreitet man einzeln zu mehrern; man läßt sie vierfüßige Thiere, Vögel, Nahrungsmittel, Hausgeräthe u. dgl. nennen. — Die Hauptregel, so daraus abstrahirt werden kann, ist im allgemeinen diese: Suche Kinder zuerst mit gemeinen, ihnen in die Sinne fallenden Dingen bekannt zu machen, und sie darüber auf eine angenehme Art zu unterhalten; lehre sie vieles anschauen

schauen und darauf merken, das sich ihnen darbietende richtig wahrnehmen und richtig angeben; verbessere dabey ihre Sprache und theile ihnen überhaupt so viele Kenntnisse mit, als sie itzt brauchen. — Nun geht man einen Schritt weiter und führt sie auf die Kennzeichen (Charactere) der Dinge, damit sie das, was sie gesehen haben, und nennen können, auch kennen, und in der Folge unterscheiden lernen: wiederum vom leichtern zum schwerern, vom einfachen zum zusammengesetzten: z. B. wie sieht denn ein Baum aus? hat er einen Stamm, Aeste, Blätter ꝛc. Von hier aus geht er wieder einen Schritt weiter, und frägt nach dem Nutzen der Dinge, läßt sie zuerst selbst einzelne Sachen angeben, und fragt wozu diese Sachen nützlich sind. Nun hat das Kind schon eine Menge Namen bey der Hand, aller derer Dinge, die es vorher eine ganze Zeit hindurch blos hat nennen müssen, und bringt also der Reihe nach bald dies bald jenes vor. Man giebt ihnen alsdann auch eine einzelne Sache besonders auf, z. E. Wasser, Holz ꝛc. und läßt von einem jeden angeben, wozu diese eine Sache nützlich sey, damit sie mit dem verschiedenen und vielfachen Nutzen eines und eben desselben Dinges bekannt werden.

Dies sey eine Probe von der lehrreichen Umständlichkeit dieser Beschreibung, die einen jeden Sachkundigen reizen wird, das Buch selbst zu lesen.

Hz.

Erneuerte Statuten des fürstlichen Pädagogs in Darmstadt. 1778. 7 Bogen in 4.

Das Pädagogium in Darmstadt (die vornehmste Schule im ganzen Lande) ist in vielen Stücken eingerichtet gewesen, wie die meisten alten Schulen in Deutschland, vorzüglich in freyen Reichsstädten. Einige Misbräuche sind itzt abgestellt, und einige so vortreffliche Einrichtungen gemacht worden, daß sie auch den besten Schulen können empfohlen werden. — Hier ist das Wichtigste daraus: Es sind vier Classen, doch ist in Prima noch eine Selektenordnung, die einige Lektionen besonders erhält. Die Kantorstelle ist vom Lehramt getrennt, und es wird zur Musikstunde ein besondrer Musikus gehalten. Die Choristen müssen die Lektionen nicht versäumen, und wenigstens bey der Versetzung aus Sekunda in Prima das Chor verlassen;

ein

Mensch, der zum nöthigen Unterhalt das Chor gebraucht, ß dann gar nicht studieren. Unter 9 Jahren wird kein hüler angenommen; beym Examen sieht man nicht bloß auf Latinität; so wie überhaupt nicht bloß Gelehrte, sondern ıger aller Stände sollen gezogen werden. Eben so wenig man auf Unterschied in der Religion. Außer den öffent- en Prüfungen, werden jährlich drey Visitationen gehalten, ein Sittengericht zum Zweck haben. Damit die Schulleh- sich nicht zu sehr nach Predigerstellen sehnen, sind sie (ver- nißmäßig unter sich) dem geistlichen Stande am Gehalt und e gleich gemacht. Auch werden nicht bloß Theologen zu ullehrern genommen (doch schlägt der Superintendent vor). 19: „Da zu dieser Achtung insgemein Wissenschaft nicht ein hinreicht, so soll vorzüglich darauf gesehen werden, daß ne steife handwerksartige Leute, sondern Männer von na- licher guter äußerer Darstellung dazu genommen werden, auch von dieser Seite der Jugend Unterricht und Beyspiel n können". Was nun den Unterricht selbst betrifft, so ten wir zwar manches nicht ganz loben, z. E. daß das echschlernen in der Freyheit der jungen Leute steht, daß el- Schulbücher minder gut gewählt sind, als: Peplers mmatik, Kösters politische Geschichte, Schatzens Geogra- u. s. w. Aber auch hier ist viel vortreffliches: theologische matik soll gar nicht gelehrt werden; mit dem Unterrichte deutschen Sprache wird angefangen, und darin auch noch en obersten Klassen certirt; „mit kleinen Aufsätzen in der tschen Sprache muß schon in der untersten Classe der An- g gemacht, aber keineswegs dazu bloß allgemeine oder mo- ische Gegenstände gewählt werden, sondern gerade solche, im gemeinen Leben am häufigsten vorkommen, und daher jenigen vorzüglich nutzen können, die frühzeitig zu Künsten Handwerkern abgehen, wie z. B. Quittungen, Briefe in ushaltungs- und Familienangelegenheiten u. s. w." Ferner: e Lehrer sollen in jeder Klasse die Schüler die ihrem Alter gemeßnen guten deutschen Schriftsteller kennen lehren, und Eltern zur Anschaffung eines und des andern zu bewegen hen." Auch ist eine Schulbibliothek zu dem Zwecke da. Schüler müssen zuweilen mündlichen Vortrag thun. Man lt den aus, der Latein lernen soll. Syntax der lateinischen ache fällt in der untersten Klasse ganz weg; es wird nur copia vocabulorum gesehen. Es werden zu Einer Zeit Ein prosaischer und Ein poetischer Schriftsteller gelesen.

schauen und darauf merken, das sich ihnen darbietende richtig wahrnehmen und richtig angeben; verbessere dabey ihre Sprache und theile ihnen überhaupt so viele Kenntnisse mit, als sie itzt brauchen. — Nun geht man einen Schritt weiter und führt sie auf die Kennzeichen (Charactere) der Dinge, damit sie das, was sie gesehen haben, und nennen können, auch kennen, und in der Folge unterscheiden lernen: wiederum vom leichtern zum schwerern, vom einfachen zum zusammengesetzten: z. B. wie sieht denn ein Baum aus? hat er einen Stamm, Aeste, Blätter ꝛc. Von hier aus geht er wieder einen Schritt weiter, und frägt nach dem Nutzen der Dinge, läßt sie zuerst selbst einzelne Sachen angeben, und fragt wozu diese Sachen nützlich sind. Nun hat das Kind schon eine Menge Namen bey der Hand, aller derer Dinge, die es vorher eine ganze Zeit hindurch blos hat nennen müssen, und bringt also der Reihe nach bald dies bald jenes vor. Man giebt ihnen alsdann auch eine einzelne Sache besonders auf, z. E. Wasser, Holz ꝛc. und läßt von einem jeden angeben, wozu diese eine Sache nützlich sey, damit sie mit dem verschiedenen und vielfachen Nutzen eines und eben desselben Dinges bekannt werden.

Dies sey eine Probe von der lehrreichen Umständlichkeit dieser Beschreibung, die einen jeden Sachkundigen reizen wird, das Buch selbst zu lesen.

Hz.

Erneuerte Statuten des fürstlichen Pädagogs in Darmstadt. 1778. 7 Bogen in 4.

Das Pädagogium in Darmstadt (die vornehmste Schule im ganzen Lande) ist in vielen Stücken eingerichtet gewesen, wie die meisten alten Schulen in Deutschland, vorzüglich in freyen Reichsstädten. Einige Misbräuche sind itzt abgestellt, und einige so vortreffliche Einrichtungen gemacht worden, daß sie auch den besten Schulen können empfohlen werden. — Hier ist das Wichtigste daraus: Es sind vier Classen, doch ist in Prima noch eine Selektenordnung, die einige Lektionen besonders erhält. Die Kantorstelle ist vom Lehramt getrennt, und es wird zur Musikstunde ein besondrer Musikus gehalten. Die Choristen müssen die Lektionen nicht versäumen, und wenigstens bey der Versetzung aus Sekunda in Prima das Chor verlassen;

ein

ein Mensch, der zum nöthigen Unterhalt das Chor gebraucht, muß dann gar nicht studieren. Unter 9 Jahren wird kein Schüler angenommen; beym Examen sieht man nicht bloß auf die Latinität; so wie überhaupt nicht bloß Gelehrte, sondern Bürger aller Stände sollen gezogen werden. Eben so wenig sieht man auf Unterschied in der Religion. Außer den öffentlichen Prüfungen, werden jährlich drey Visitationen gehalten, die ein Sittengericht zum Zweck haben. Damit die Schullehrer sich nicht zu sehr nach Predigerstellen sehnen, sind sie (verhältnißmäßig unter sich) dem geistlichen Stande am Gehalt und Ehre gleich gemacht. Auch werden nicht bloß Theologen zu Schullehrern genommen (doch schlägt der Superintendent vor). S. 19: „Da zu dieser Achtung insgemein Wissenschaft nicht „allein hinreicht, so soll vorzüglich darauf gesehen werden, daß „keine steife handwerksartige Leute, sondern Männer von na„türlicher guter äußerer Darstellung dazu genommen werden, „die auch von dieser Seite der Jugend Unterricht und Beyspiel „seyn können". Was nun den Unterricht selbst betrifft, so möchten wir zwar manches nicht ganz loben, z. E. daß das Griechischlernen in der Freyheit der jungen Leute steht, daß einige Schulbücher minder gut gewählt sind, als: Peppliers Grammatik, Kösters politische Geschichte, Schatzens Geographie u. s. w. Aber auch hier ist viel vortreffliches: theologische Dogmatik soll gar nicht gelehrt werden; mit dem Unterricht der deutschen Sprache wird angefangen, und darin auch noch in den obersten Klassen certirt; „mit kleinen Aufsätzen in der „deutschen Sprache muß schon in der untersten Classe der An„fang gemacht, aber keineswegs dazu bloß allgemeine oder mo„ralische Gegenstände gewählt werden, sondern gerade solche, „die im gemeinen Leben am häufigsten vorkommen, und daher „denjenigen vorzüglich nutzen können, die frühzeitig zu Künsten „und Handwerkern abgehen, wie z. B. Quittungen, Briefe in „Haushaltungs- und Familienangelegenheiten u. s. w." Ferner: „Die Lehrer sollen in jeder Klasse die Schüler die ihrem Alter „angemeßnen guten deutschen Schriftsteller kennen lehren, und „die Eltern zur Anschaffung eines und des andern zu bewegen „suchen." Auch ist eine Schulbibliothek zu dem Zwecke da. Die Schüler müssen zuweilen mündlichen Vortrag thun. Man wählt den aus, der Latein lernen soll. Syntax der lateinischen Sprache fällt in der untersten Klasse ganz weg; es wird nur auf copia vocabulorum gesehen. Es werden zu Einer Zeit nur Ein prosaischer und Ein poetischer Schriftsteller gelesen.

Logik und die nöthigsten Begriffe der Metaphysik nur in der obersten Klasse, und nur kurz; Moral mit Religion verbunden. Physik und Naturgeschichte macht mit Philosophie einen Kursus aus, der in zwey Jahren geendigt seyn muß. Mathematik in allen Klassen, und zwar mit Geometrie angefangen; dabey Technologie, Mechanik u. s. w. Eigene unentgeldliche Zeichnenstunde. Geschichte in allen Klassen, in der untern nur unzusammenhängende Erzählungen. Klavierunterricht, auch für Aermere unentgeldlich. — Bürger- und Bauernsöhne sollen ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht studieren, und diese soll ihnen nicht ertheilt werden, außer im Fall vorzüglichen Eifers und Fähigkeiten; eben dieß gilt auch bey ganz armen Leuten. Um das zu frühe von Schulen Gehen zu hindern, soll in den beyden Grafschaften Katzenellnbogen keiner ohne ausdrückliche Erlaubniß des fürstlichen Konsistoriums auf Universitäten gehen; wer es thut, bekömmt kein Amt; auch ist der Universität Gießen darüber Befehl ertheilt. Keiner darf auf Universitäten gehen, der nicht wenigstens 3 Jahre auf dem Pädagogium gewesen, oder im Fall des Privatunterrichts sich vorher bey dem Superintendent und Direktor gemeldet hat, die dann seinetwegen ans fürstliche Konsistorium berichten. — Hinten ist das Lectionsverzeichniß angehängt. Man braucht Basedow zur deutschen Sprache, Sulzers Vorübungen, Kampe's Sittenbüchlein, Müllers Geometrie (Götting. 1778.), und fast alle Klassiker im Lateinischen, im Griechischen nur Gesners Chrestomathie, Anakreon, Herodian u. a.

Dk.

12. Haushaltungswissenschaft.

Schreiben eines Landwirths an die Bauern, wegen Aufhebung der Gemeinheiten. 8. Stendal. Ohne Jahreszahl.

Dies Schreiben hat zuerst vor etwan zehen Jahren die Presse verlassen. Der verstorbene Königl. Preußl. Geheime Staatsminister, Freyhr. von der Hagen, gab dem Hrn. Cannikus Wöllner damals auf, die Landwirthschaft nach allen ihren Zweigen in einer populairen Schreibart für den Landmann in

in Briefen oder auch Erzählungen abzuhandeln, und neue Entdeckungen, Vortheile, Verbesserungen u. dgl. darin anzubringen, damit der Bauer nach und nach zum Lesen und Denken angewöhnt, seine Wirthschaft nicht mehr nach dem alten Schlendrian betreiben sollte, sondern solche besser, richtiger und einträglicher einzurichten im Stande sey. Hr. Möllner machte durch dieses Schreiben damit den Anfang, es erhielt die Approbation des Königl. Preuß. General-Directorii, wurde auf königliche Kosten gedruckt, und durch die Kammern und Landräthe gratis ausgetheilet; allein Hagen starb, und Möllner wurde verdrieslich, und die vielleicht gute Sache blieb liegen. Indessen hat es Hrn. Franz zu Stendal beliebt, diese Brochure nachzudrucken, ohne dem noch lebenden Verfasser, wie man uns versichert, ein Wort davon zu sagen. Es sind zwar nur drey Bogen, und nicht drey Alphabete; allein Sünde ist Sünde, und Nachdruck ist Nachdruck, und alles beydes sehr häßlich.

Ak.

Auf richtige Erfahrung gegründete Abhandlung von der tödtlichen Knotenkrankheit unterm Rindvihe und dem Rothwildprete in den Wäldern, wie solche abzuhalten, und die angefallene gewiß zu kuriren ist, und von der nicht tödtlichen Maul- und Fußkrankheit unterm Rindvieh, von Johann Friedrich Glaser, der Arzneygelahrheit Doctor, und Churf. Sächsischen ordentlichen Amts- und Stadtphysicus in Suhla u. s. w. mit einem illuminirten Kupferblatte. Leipzig, verlegts Böhme. 1780.

Herr Doctor Glaser beschreibt hier eine tödtliche Krankheit, welche in dem Jahr 1778. nicht allein in der Suhlaischen Gegend, sondern auch in den benachbarten Oertern bemerkt worden ist. Die Schiebochsen und das Rothwildpret wurden vorzüglich von derselben angegriffen. Die Krankheit zeigte sich dadurch, daß an einem oder dem andern Orte des Körpers Knoten entstanden, welche im Anfang klein waren, in der Folge aber eine ausnehmende Größe erlangten, und, wenn nicht bald Hülfe geschafft wurde, das Vieh binnen 24 bis 48 Stunden, ja manches, so den Knoten vorne, beym, oder gar am Kopfe

bekam, in 8 oder 12 Stunden tödteten. Man befürchtete anfänglich, es möchten solche Knoten eine Art von Pestbeulen, und diese Viehkrankheit ansteckend seyn. Allein es zeigte sich hernach, daß sie mit keiner ansteckenden Kraft versehen war, und sie auch nur drey völlige bis nicht gar vier Wochen anhielt, alsdann wieder von selbst nachließ. Eben diese Viehknotenkrankheit herrschte auch, wie man nachher erfuhr, an mehreren Orten in Deutschland, und besonders hinter Straßburg, und was besonders merkwürdig ist, so hat sich dieselbe dem Vernehmen nach nur in Gegenden, so entweder in einem Walde, oder doch nicht gar weit davon liegen, hervorgethan; diejenigen Orte aber, die gar keinen Wald nahe um sich haben, verschont hatte. Eben so erinnerte man sich, daß dieselbe auch schon mehrmalen in den dasigen Gegenden und in andern Ländern gewütet, und Rindvieh nebst dem Rothwildpret getödtet hatte. In Ansehung der Ursachen aber, welche diese Krankheit erregten, war man getheilt, ob dieselbe von einer äußerlichen oder innerlichen Ursache herrührte. Viele glaubten, daß von gefressenen giftigen Kräutern oder Schwämmen, von den mit dem Futter gefressenen Raupenbälgen, oder den mit Mehlthau oder Spinnengeweben bedeckten Pflanzen, dieses Uebel entspringe, und einige wollen bey der Section der Aase ganz verdorbene Eingeweide gefunden haben. Allein da andre Untersuchungen gerade das Gegentheil lehren, und besonders beweisen, daß die Eingeweide ganz gesund und natürlich gewesen, so glaubt der Verf. daß die Krankheit einen ganz andern Grund habe, und leitet daher ihre Ursache von dem Stich giftiger Insekten her. Dieses giftige Insekt scheint ihm die größte Röselische Holzwespe zu seyn, welche zwar nach des Linnäus Meynung nur in Schweden sich aufhält, allein nach den Beobachtungen des Verfassers und anderer, auch in seiner Gegend häufig gefunden wird. Im Anfang glaubte er, daß das Fleisch dieser mit der Knotenkrankheit behafteten Thiere durchaus der Gesundheit schädlich sey, nachher erfuhr er, daß es ohne Schaden genossen worden, und behauptet daher, daß der Genuß des Fleisches im Anfang, wo nämlich sich das Gift noch nicht durch den ganzen Körper verbreitet, unschädlich sey. Die Präservationsmittel, die gegen diese Krankheit dienen, bestehen darin, daß man das Vieh des Abends nicht spat, und des Morgens nicht zu frühe in die Wälder und in die Weyde treiben möge, die verdächtige Waldgegenden meide, dem Vieh morgens frühe, ehe es auf die Weiden getrieben wird, den Mund mit Theer bestreiche, oder mit

stinkenden Hirschhornöl, besonders den Kopf reibe u. dgl. Die Heilung selbst aber beruht hauptsächlich entweder auf dem Ausschneiden der Knoten, wo es thunlich ist, oder in der Oeffnung derselben, welche nach vieler Zeugen Aussage, als das bewährteste Mittel erkannt worden ist.

Die andere nicht tödtliche Maul- und Fußkrankheit gab sich durch Blasen an den Füßen zwischen den Klauen, und auch an dem Munde zu erkennen, und war nicht ansteckend. Nach Anführung mancher angegebenen Ursachen, glaubt der Verf., daß eine besondere Witterung daran schuld sey, welche theils durch besondere Dünste, theils dadurch, daß sie den Wachsthum giftiger Kräuter beförderte, sehr viel zu dieser Krankheit beytrüge. Zur Präservation rühmt er den Trank des Leinsaamenwassers, das Auswaschen des Mauls mit Salpeter und Honig, so wie auch das Waschen und Striegeln der Füße vor andern Mitteln an. Die Heilung muß vorzüglich durch Waschen der Blasen mit Salzwasser, und derselben Aufreiben bewirkt werden. In dem Anhang zu dieser Abhandlung findet man eine Wahrnehmung eines Ungenannten von einem neuen Insekt aus Czierko, welches für Menschen und Vieh tödtlich ist, aus den Ephemeridibus Naturae Curiosorum. A. 1678. und 1679. edit. 1680. p. 427.

Ek.

Vortheile in der Gärtnerey, in vermischten Abhandlungen, von Chr. J. Fr. von Dieskau. Zweyte Sammlung. Coburg, bey Ahl. 1780. 8. 318 S.

Wir zeigen nur die Rubriken dieser Sammlung an, weil sich aus solchen Schriften nicht leicht ein Auszug machen läßt. Vom Kraut, wobey manches Vorurtheil widerlegt wird. Von den Levkoyen, wo für die Sommer- und Winterlevkoyen eigene Regeln gegeben werden. Vom Nelkenbau, sehr umständlich. Zu ihren Feinden rechnet der V. außer den bekannten auch die Sperlinge und die Schnecken. Wenn aber Hr. v. D. S. 308. nicht weiß, wie die Blattläuse den Winter durch sich erhalten, indem sie lebendige Jungen bringen, so weiß er die Beobachtungen der Naturforscher nicht vollständig. Durch den ganzen Sommer bringen sie lebendige Jungen, aber die letzte Brut kommt in Eyern zum Vorschein; und diese stehen alle Kälte aus.

J. W. Hönerts gründliche Anweiſung zum Anlegen und Unterhalten eines wohlbeſtellten Blumengartens. Zweyter Theil. Bremen, bey Förſter. 8. 1780. 310 Seiten.

Rec. kann ſich nicht erinnern, den erſten Theil geſehen zu haben. Nach der Vorrede geſteht der V., daß er erſt ſeither Botanik ſtudiert, und durch ſeine Freunde mit den beſten Werken in dieſem Fach bekannt gemacht worden ſey. Er liefert daher hier zu ſeinem Werk botaniſche Berichtigungen, neue Erfahrungen und Zuſätze. Wir loben ſehr den nützlichen Fleiß eines Predigers auf einer allem Vermuthen nach nicht ſehr einträglichen Pfarre, und die ſo ſehr zweckmäßige Anfüllung der Nebenſtunden, worin Hr. Hönert viele ſeiner Collegen beſchämt. Im Buche ſelber ſetzt der V. überall botaniſche Namen zu den Pflanzen, holt einiges nach, und berichtigt manches. Wir glaubten nun wieder auf lange Zeit mit Gartenbüchern verſehen zu ſeyn.

Tr.

13. Vermiſchte Nachrichten.

Die Merkwürdigkeiten der k. k. garelliſchen öffentlichen Bibliothek am Thereſiano, von M. Denis, k. k. Rathe und ihrem Aufſeher. Wien, bey Bernardi. 1780. 760 Seiten in median 4.; außer einem Regiſter von 11 Blättern.

Litterär- und Büchergeſchichte ſcheinen in unſerm Deutſchlande von neuem aufleben zu wollen. Wenigſtens haben diejenigen Verſuche, die ſeit ein paar Jahren zum Vorſchein kommen, ſich einer wärmern Aufnahme zu erfreuen, als ihre ältern Brüder, und die zum Theil anſehnlichen Unternehmungen, die ſeit kurzem die Preſſe verlaſſen, bringen auf die natürliche Vermuthung, daß über dieſen Punkt, dem Geſchmack unſrer Schriftſteller und Leſer itzend eine wichtige Veränderung bevorſtehe.

Vielleicht

Vielleicht ist es sogar schwer nicht, sich die Veranlassung zu diesem neuen Auftritte zu erklären. Die zahllose Menge von Schriften aller Art, die seit einigen Jahren unser Vaterland, mehr als irgend eine andre Gegend Europens überschwemmt, ohne die Summe unsrer Entdeckungen und Fortschritte merklich vermehrt zu haben; diese unübersehliche Saat von Büchern muß den Beobachter der neuern Litteratur wo nicht abschrecken, doch wenigstens sein Auge zu ermüden anfangen. Nur sehr eingeschränkte Kenntnisse gehören dazu, um die unangenehme Erfahrung zu machen, daß der größte Theil unsrer itzigen Unternehmungen dahin hinausläuft, aus neunzehn Büchern das zwanzigste zu erkünsteln. Noch zu glücklich, wenn wenigstens die Anmuth einer neuen Form unsre Aufmerksamkeit dann und wann rege macht, und nicht die dürreste Wiederholung ohne Scheu hingeworfen, unsern Widerwillen verdoppelt.

Was bleibt dem thätigen Schriftsteller, der selbst ans Werk legen kann, was dem neugierigen Liebhaber, wenigstens die Geschichte des menschlichen Verstandes verfolgt; was bleibt ihnen anders übrig, als kurz und gut umzukehren, und die Untersuchung anzustellen, wie es zum Beyspiel vor hundert Jahren mit unsern Kenntnissen ausgesehen? ist in allen Untersuchungen historischer Art, nichts mühseliger und unsichrer, als von dem gegenwärtigen Lauf der Sachen bis an ihre Quelle zurückgehen zu wollen. Die menschliche Geduld erliegt unter der Unternehmung, sich aus unsern gedruckten Dokumenten bis an die Erfindung der Typographie zurückzuwinden. Man ist also genöthigt, sich den Wegweisern voriger Jahrhunderte anzuvertrauen, den unaussprechlich arbeitsamen Männern, die menschenfreundlich genug waren, uns bald mehr bald weniger brauchbare Register von dem zu hinterlassen, womit der Geist ihrer Zeitgenossen sich beschäftigte. Da nun in ihrem Berichte sich eine Menge Fingerzeige auf Meynungen und Bücher befinden mußten, von denen der menschliche Stolz sich nicht einbilden konnte, daß solche innerhalb wenig Jahren verlohren, vergessen, und durch andre verdrängt werden sollten: so fiengen die Litteratoren der meisten Europäischen Länder zu Ende verwichnen und im Anfange des laufenden Jahrhunderts mit allem Eifer an, auf Rettung des noch übrigen bedacht zu seyn. Biographen und Bibliographen keimten überall hervor.

Die Absicht dieses allgemeinen Bestrebens sich in Litteratur und Bücherkunde hervorzuthun, war eine nothwendige Folge des Bedürfnisses, doch endlich wissen zu wollen, und wissen zu müssen, was eigentlich für den Geist des Menschen gethan worden, seit dem die Vorsehung für gut fand, durch Entdeckung der Buchdruckerkunst ein Feuer anzuzünden, an welchem der menschliche Verstand sich wärmen, sich leichter mittheilen, und seine Gränzen erweitern sollte. Wie sehr Bayle, Leibnitz, Thomasius, Eckard, und so viel andre wackre Männer dieser Periode, die litterarischen Untersuchungen ihrer Zeitverwandten genutzt haben, ist bekannt genug. Daß aber in eben dem Zeitraume, als helle und fruchtbare Köpfe die Bücherkunde zu bearbeiten anfiengen, auch eine Menge höchstmittelmäßiger und seichter sich an diesen Gegenstand wagten, und die nützlichen Arbeiten ihrer Vorgänger, in dem Schlamm unnützer Beyträge ersäuften, ist eine der traurigen Nothwendigkeiten, die sich beklagen aber nicht ändern lassen.

Und eben dieser heillose Mißbrauch der Bücherkunde ist es, der heut zu Tage alle dahin einschlagende Untersuchungen beinahe noch beschwerlicher macht, als solche vor hundert Jahren gewesen. Beyträge dieser Art sind zu einer Sammlung vieler hundert Bände erwachsen. Meistens die Arbeit von Leuten, davon ein großer Theil nicht mit den nöthigen Vorerkenntnissen versehen, ein noch größerer sehr flüchtige und unzulängliche Bemerkungen geliefert, bey weitem der größte aber, einander ohne Scham geplündert, oder Nachrichten von Büchern zusammengehäuft hat, die niemand zu kennen verlangte. — Anstatt dergleichen Erläuterungen aus stehenden Bibliotheken, womit unser deutsches Vaterland doch reichlich genug versehen ist, zu schöpfen, sind die meisten unsrer Büchernotizen, (denn wie wenig haben den Versuch des Dreßdner Bibliothecars nachgeahmt?) aus Privatsammlungen entlehnt, die niemals zahlreich genug sind, um die so nöthige Vergleichung und Aufklärung andrer Ausgaben darzubieten. Wenn man sich hierbey noch die Eitelkeit der meisten, dieser durch Arbeiten andrer Art zerstreuten Besitzer, die daraus entstandene Unrichtigkeit und Unvollkommenheit ihrer Notizen, und ferner den verdrüßlichen Umstand hinzudenkt, daß durch die gewöhnliche Veräußerung solcher Sammlungen, die so nöthige Berichtigung der daraus geschöpften Nachrichten äußerst erschweret wird; so scheint aller Nutzen von dergleichen Privatunternehmungen beynahe gänzlich zu schwinden.

Es

Es war demnach hohe Zeit, das Studium der Bücherkunde auf einen ganz andern Weg zu lenken. Oeffentliche für alle Zerstreuungen gesicherte Bibliotheken sind der einzige Quell, aus denen sich, eine den Forscher befriedigende Kenntniß herleiten läßt. Lübeck, Hailbronn, Stuttgard, alles beinahe an Deutschlands Gränzen liegende Plätze, haben von neuem, wiewohl nur im kleinen, ein rühmliches Beyspiel zu geben, angefangen. Hr. Rath Denis hat durch Ausfertigung des vor uns liegenden Werks, einen schon ins größre gehenden Versuch geliefert, und es ist kein Zweifel, daß die Aufseher der ungleich wichtigern Büchersäle zu Wien, Berlin, Dreßden, Wolfenbüttel, Göttingen, München u. s. w. uns nach und nach den fruchtbaren Mitgenuß der unter ihrer Aufsicht stehenden Magazine, gleichfalls anbieten werden. Sollten die königlichen und fürstlichen Eigenthümer dieser Schätze sich nicht bewegen lassen, durch großmüthige Unterstützung, dem weniger begüterten Liebhaber, den Ankauf solcher raisonnirter Catalogen, vermittelst wohlfeilerer Preise zu erleichtern? Wäre es für die Republik der Gelehrten nicht eine ausnehmende Wohlthat, mit Gewißheit zu erfahren, in welcher Bibliothek Deutschlands ein für verschwunden geachtetes merkwürdiges Buch, aufbewahrt wird? Liegt nicht in dieser Präliminarkenntniß schon der Saamen zu tausend fruchtbaren Bemerkungen? Da keinesweges zu vermuthen ist, daß Werke wie das gegenwärtige, anders als nach und nach erscheinen dürften: so werden die nachfolgenden Herausgeber dergleichen raisonnirter Verzeichnisse, sich mit einer sehr kurzen Anzeige begnügen können, allenfalls ihren Vorgänger, wo es nöthig, mit wenig Worten berichtigen, und nur den Ort, wo eine richtig behandelte Notiz schon vorhanden, anzugeben brauchen. Eine geringe Anzahl dergleichen Catalogen, worüber in zehn oder zwanzig Jahren irgend ein Bibliophil von eisernet Geduld, sein alphabetisches Register verfertigt; und der Litterator wird endlich wissen, woran er sich zu halten habe?

So wäre denn einmal Hoffnung, unsre Vogts, Freytags, Wedekinds, thesauros bibliothecales u. s. w. diese abgenutzten Werkzeuge gegen tauglichere, unsern itzigen Bedürfnissen angemeßnere zu vertauschen! Der arbeitsame Maittaire, der so lange unser non plus ultra gewesen; der so viel guten Willen zeigende, aber am unrechten Ort es unternehmende Clement, der gelehrte aber zuviel umfassende Baumgarten, der unerschöpfliche Fabricius selbst trotz allen seinen Berichtigern, wenigstens

was gedruckte Werke betrifft: werden auf ihren Lorbeern ruhen können, und der ungeduldige Liebhaber wird nicht mehr nöthig haben, ihnen alle Augenblicke zuzurufen, Feciſtis probe, multo incertior ſum quam dudum! Daß Unwiſſenheit oder wenigſtens Ungewißheit über bibliographiſche und typographiſche Nebenumſtände, die fruchtbare Mutter unzähliger Ungereimtheiten geweſen, braucht wohl keines erneuerten Beweiſes. Wenn, um nur ein Beyſpiel aus tauſenden zu wählen, der gelehrte Lambecius glauben konnte, die erſte Ausgabe des A. Gellius ſey im Jahr 1469 von *Aldus Manutius* zu Rom gedruckt; Fabrizius aber ihn billig hierüber zu Rechte wieß, und doch zu guter letzt hinzuſetzen konnte, das Haus der *Fratrum de Maximis* ſey in Venedig zu ſuchen: ſo muß die kritiſche Notiz dieſes Schriftſtellers, unter den Händen der ſonſt vortrefflichen Männer äußerſt unſicher ausgefallen ſeyn.

Wird endlich das ſo lange und mit Ungeduld erwartete Werk des berühmten Hrn. Breitkopfs erſcheinen, ſo iſt zu hoffen, daß der artiſtiſche Theil der typographiſchen Hiſtorie, über deſſen Aufklärung, ſo viel gute Köpfe ihre Mühe verlohren, uns ſo vieles Geld aus der Taſche gelockt, endlich denjenigen Grad von Zuverläßigkeit erlangen würde, der ihm nach dreyhundertjähriger Dunkelheit und zahlloſen Widerſprüchen, nur immer zu geben möglich war. Fournier, der einzige Mann, von dem über dieſen kützlichen Artikel noch etwas zu erwarten war, hat ſolchen nur noch mehr verwickelt, und es iſt Zeit, daß ein praktiſcher Kenner wie Breitkopf, unſrer Unentſchlüſſigkeit ein Ende mache.

Eine ſo lange Ausſchweifung läßt ſich nur mit der Weitläuftigkeit des vor uns liegenden Werks entſchuldigen. Allerdings wäre zu wünſchen, daß ſolches etwas weniger koſtbar ausgefallen ſeyn möchte. Wollte der Hr. Verfaſſer den edlen Zöglingen ſeines Inſtituts, der Erinnerung an den Bücherſaal ihrer Communität, durch eine prächtige Ausgabe ſeines Catalogen zu Hülfe kommen; ſo war ihm ſolches nicht zu verargen. Nur hätte durch eine wohlfeilere Handausgabe auch für Leſer mindern Standes geſorgt werden ſollen; ein Umſtand, der ſeinen Nachfolgern angelegentlich zu empfehlen iſt: es wäre dann, daß ſie durch höhere Freygebigkeit unterſtützt, großes zum Beynotiren freylich ſehr bequemes Format, mit wohlfeilem Preiß zu vereinigen wüßten.

Nach

Nach einer kurzen Vorrede giebt Hr. Denis eine vier Bogen starke historische Nachricht von der Garellischen Bibliothek überhaupt; worin erst der Lebenslauf des Stifters sehr en mignatüre; sodann die äußere und innere Anlage derselben, und endlich auf sechzehn Seiten ein Verzeichniß derjenigen gedruckten Arbeiten enthalten ist, die aus der Theresianischen Ritterschule, seit ihrer Stiftung von Lehrern und Lernenden zum Vorschein gekommen. So wie die Bibliothek itzt steht, beläuft sich die Zahl ihrer Bände auf 11000 Stück. 2314 Werke hatten der Absicht des Stifters gemäß, an den kayserlichen Büchersaal abgegeben werden müssen. Der Verfasser recensirt 102 Bücher aus dem 15ten Seculo, alle mit ihren Jahrzahlen versehen, wobey jedoch einige mit unterlaufen, wo man von alter Hand beygeschriebnen Datis vielleicht zu viel getrauet hat. Hierauf folgt die Beschreibung von 32 Werken, denen entweder Jahr, Drucker oder Ort; oder alle drey zugleich fehlen, die aber dennoch ins 15te Jahrhundert gehören. In Wien bis 1560 gedruckter Bücher beschreibt der Hr. Verfasser 46 Stück. Ein zur typographischen Geschichte Wiens angenehmer Beytrag. Daß sich aber auf diesem Wege die Geschichte des Ganzen, nur sehr langsam befördern lasse, haben uns die kürzlich erhaltnen Annales Typogr. August. belehrt. Trotz alle dem großen Fleiße, den die wackren Männer, Veith, Zopf und Kriser darauf verwandt, kann ihr Werk aus Niedersächsischen Bibliotheken allein schon ansehnliche Zusätze bekommen. So schwer ist es geworden, die Büchergeschichte an ihrem Druckorte selbst zu berichtigen.

Von No. 181 bis 540. erscheinen noch 1500 gedruckte Bücher, die aber von den Bibliographen für sehr selten angegeben werden. Die meisten sind mit dem Liebhaber sehr angenehmen Notizen versehen, wozu noch ein alphabetisches ohne weitere Notiz abgefaßtes Verzeichniß einiger hundert Bücher kommt, von denen in bisherigen Bibliographien keine Nachricht anzutreffen, und worunter allerdings einige sind, die eine nähere Anzeige verdient hätten. Warum Hr. Denis in dem ratsonnirten Verzeichniß der nach 1500 gedruckter Bücher, nicht die chronologische Ordnung beobachtet, befremdet uns. No. 541 bis 714 enthalten eine Liste von Büchern, die sich durch ihren hohen Preiß, oder die Menge ihrer Bände auszeichnen. Hr. D. hat solche ohne alle biographische Anmerkungen gelassen. Angenehm würde es vermuthlich vielen Lesern gewesen seyn, wenigstens mit ein Paar Worten angezeigt zu finden, in welchem

chem guten Journale oder anderwärts eine brauchbare Nachricht davon anzutreffen wäre. Uebrigens hätte der Verf. mit gutem Gewissen, eine Menge unter voriger Rubrik beschriebner Bücher, die in der That nur durch ihren hohen Preis sich selten machen, in diese verweisen können. Endlich ist noch von Seite 713 bis 760 ein Verzeichniß alter, und ungleich mehr neuerer Münzen und Medaillen angehängt, dem wir seinen Localnutzen keinesweges absprechen wollen, das aber der Verfasser wohl hätte sollen besonders abdrucken lassen. Das Werk endigt sich mit einem ziemlich vollständigen Register; und konnte solches auch nicht entbehren.

Daß sich von einer Arbeit dieser Art keine umständliche Auszüge geben, und ohne Weitläuftigkeit keine Berichtigung anstellen läßt, werden Bücherliebhaber selbst am besten wissen. Ueberdieß wird über das etwan zu viele oder zu wenige, der Verfasser von seinen Nachfolgern in dieser Laufbahn zeitig genung zurecht gewiesen werden. Um inzwischen zu zeigen, daß man das Buch des Hrn. Denis allerdings und zwar mit Vergnügen gelesen, sollen nachstehende bey erster Durchsicht entstandne Bemerkungen dienen: wenigstens so lange, bis sich zu umständlichern Berichtigungen, außer dieser Bibliothek ein bequemer Platz findet.

Der Verfasser fängt damit an, jeden Artikel mit größern Buchstaben, nach allen seinen typographischen Nebenumständen und der Oekonomie des Buchs selbst zu beschreiben: besonders bey Drucken, die uns aus dem 15ten Jahrhunderte übrig geblieben. Daß aber bey dieser Gelegenheit alle Sorten von ältern Papierzeichen angezeigt worden, scheint uns um so viel überflüßiger, da es eine ausgemachte Sache, daß aus diesen Papierzeichen in ungewissen Fällen, wenig oder gar keine Aufklärung zu erwarten ist. Der Verfasser hätte sein Werk durch mindere Freygebigkeit über diesen Artikel, um einige Bogen verkürzen können. Auf diese allgemeine Notiz, folgen mit kleinerer Schrift, die Citate und Berichtigungen derjenigen Bibliographen, die das Buch, wovon die Rede ist, entweder schon behandelt, oder die Ausgabe nicht gekannt; Nachrichten von dem Leben des Verfassers; Muthmaßungen, wenn solches unbekannt ist; typographische Anecdoten von Drucker, Verleger u. s. w. Meistens lehrreich, und mit schicklicher Kürze. Hoffentlich werden in Zukunft bey ähnlichen Unternehmungen, Citationen älterer, und so oft unzuverläßiger Bibliographen immer seltner werden, und die Fragen, ob dieser oder jener von

bey

…as gewußt? sich immer mehr und mehr ein…

…sser sagt Seite 32. wie natürlich in Ansehung …g (in der Büchergeschichte muß man, um nicht …ch in den Bücherwust hinein, nicht heraus gaffen …der äußerst seltnen Bibelübersetzung an, die …fern vom Jahr 1462 zugeschrieben wird. Daß …iographen eine Sache, die auf die geschriebne …Stuttgarders Exemplars allein beruht, für so …ehmen, wundert uns. Warum haben Fust und …leser Art Littern nichts weiter gedruckt? Da sie …uchstaben ihres Psalters, der lateinischen Bibel …ationals ꝛc. andre Auflagen gemacht, meh…rtigt haben. Ohne Zweifel ist der Druck …öbel in Augsburg oder Straßburg zu s… meisten deutschen Bücher gedruckt, und …meiniglich geglaubt wird. Das vor mir …ser vorgeblichen Bibel von 1462 ist aus d… …ammlung; und hat am Ende zur Ueber…itel „Hie hebent an die Tytelles vbe…en salmen des psalters.“ Bey Gel…en Briefes (warum apocriph? hätte man die Laodicäer, hat sich unser Rubricator …wußt, als der am Wiener Exemplar. Er sch… die epistel laodociern vnd ist ein Cap… …ben diesem Exemplar sind 168 Psalmen a… …rt, das Register aber reducirt solche wied…

Die Beschreibung des Evangelistorii Vit… …n vor mir liegenden Exemplars gegen… die Titelrubrik: Liber egregius … …d Druckschwärze vortrefflich. Ob aber p… Punzen und Matrizen anzeigen soll,

…te 36 und 37 der Verfasser den Aug… Lombardi sententias, bloß aus Ver… …ken (wer kann ihre Gleichzeitigkeit er… gebracht, ist keinesweges zu billigen. …rzeichnisse, wie das seinige, müssen …nde, nicht zu vermuthende Data e… …waren in die Liste der Ausgaben eine d… …d nur dabey anzuführen, daß eine o…

die Zahl 1471 dazugeſchrieben. Haben dergleichen Handbriefen nicht etwan Verwirrung genung angerichtet. So eben liegt ein Catholicon I. de Ianua ohne Datum vor mir; ſo aber gänzlich von der Ausgabe verſchieden, die Hr. Denis Seite 202 beſchrieben. Eine Handſchrift damaliger Zeit meldet, daß ſolches für zwölf Gulden gekauft worden. Darüber ſteht die Jahrzahl 1477. Ich bin aber verſichert, daß der Druck ungleich älter iſt.

Seite 44 erſcheint die Summa des Aſtexani, die wegen beygeſchriebener Jahrzahl 1473, wiederum unter dieſes Jahr gebracht wird. Es giebt von dieſem leidigen Tröſter, vier, und vielleicht mehrere Ausgaben, die wahrſcheinlich insgeſamt älter als 1473 ſind: ſo zeitig beſchäftigte ſich die Preſſe mit ihm.

Seite 45. Von dem Quadrageſimali, Leonards von Utino, liegt eine Ausgabe von 1471 klein Folio vor mir. Sie ſcheint mit den Lettern Wendelins von Speyer, und alſo zu Venedig gedruckt zu ſeyn. Das Wiener Exemplar von 1473 iſt daher höchſtens von der zweyten Ausgabe.

Seite 74. Die Zweifel des Herrn Verfaſſers wegen der beyden Ausgaben von Ludolfi Carthuſienſis merkwürdigen Vita Chriſti, von 1474 bin ich ſogleich zu heben im Stande. Beyde liegen vor mir. Die erſte hat die bey Hrn. Denis richtig copirte Unterſchrift: Et ſic eſt finis huius operis — extum civitatem argentinenſem compilati — impreſſum anno domini 1474. Die bey einer zweyten Ausgabe dieſes Jahrs von de Bure angegebne Schlußformel, ſo nonſenſicaliſch ſie immer klingen mag, iſt nicht weniger richtig. Gotz von Schletſtadt hat im Jahr 1474 dieſes in zwey ungeheuren Bänden beſtehende Werk, aber nicht ſonderlich ſauber, und vermuthlich dem vorigen nachgedruckt. Bey dieſer Gelegenheit wird mich Hr. Denis erlauben, für den arbeitſamen Franzmann de Bure ein Vorwort einzulegen. Freilich ſah es mit ſeinen Vorkenntniſſen eben nicht gar zu ſicher aus; allein ſeine Catalogen und Bibliographien, ſind doch immer noch brauchbar genung: ſo wie er auch der erſte war, in dieſer Abſicht zu nutzen, ſich die Mühe nicht reuen ließ. Weil einmal von Franzoſen die Rede iſt: ſo können wir uns den Wunſch nicht verſagen, daß es dem Verfaſſer gefallen hätte, die Herren Clement, Proſper, Marchand ꝛc. als Theologen oder theologiſche Zänker betrachtet, ganz ihrem böſen Sinne dahin zu geben. Warum den armſeligen Undin einen Ueberläufer geſcholten? Warum die Aſche des [illegible] Eſtienne geſtört? und das in einem Buche, wo

von

von nichts als Bücherkenntniß die Rede iſt, oder wenigſtens ſeyn ſollte? in einem Zeitalter wie das unſrige!

Da über ein Werk, wie das gegenwärtige, ſich ins Unendliche kommentiren ließe: ſo wollen wir mit folgenden beyden Anmerkungen ſchließen. Wenn Auguſtin aus Mähren im Februar des Jahrs 1512 noch ſeinen Brief in Guarins und Poggii Antilogion, laut pag. 246 unterſchreiben konnte: ſo mußte er, wie Seite 156 berichtet wird, wohl im Jahr 1510 noch nicht geſtorben ſeyn.

Seite 200. Anſtatt Tuberini Brief von Ermordung des Chriſtenknaben zu Trident, hab' ich eine noch viel ſeltnere Beſchreibung dieſes Vorfalls vor mir. Sie beſteht aus 14 Blättern in klein Folio, wovon 12 die Geſchichte der Ermordung des Kindes, und die Hinrichtung der Juden, mit illuminirten Holzſchnitten auf der einen Seite des Blattes vorſtellen. Völlig in der Manier der Biblia pauperum, Apocalypſis etc. und noch nirgends beſchrieben. — Am Ende ſteht ſehr ſauber gedruckt: „Und das hat ghedrukt Albertus Duderſtat von dem „Eichsvelt, zu Trient, in dem jar 1475.“ Wir bedauern, daß der Raum dieſer Blätter uns nicht erlaubt, mehreres aus der Unterſchrift und übrigen Merkwürdigkeiten dieſes ſonderbaren, halb formſchneiderischen, halb typographiſchen Produkts anzuführen. — Da der in dieſem Fach einzige Hr. von Heinecken uns ſo lang auf das Reſultat ſeiner Reiſen und Beobachtungen warten läßt: ſo wollen wir hoffen, daß die vortreffliche Wolfenbüttelſche Bibliothek, (ein Schatz von mehr als 1500 Werken aus dem 15ten Jahrhunderte, worin eine Menge äuſſerſt ſeltner Holzſchnitte) durch den Catalog ihrer Merkwürdigkeiten, der Bücherkunde mit ehſtem zu Hülfe kommen, und dadurch vielen bisher nur mit halber Gewißheit angenommenen Aufklärungen, das letzte Siegel aufdrücken werde.

Jpm.

Nachricht von den Schriften, die durch einige Theſes des Hrn. Wiehrl zu Baden veranlaßt worden.

Unſer Jahrhundert kann noch immer, trotz aller pedantiſchen Dummheiten einiger Schulweiſen, das Philoſophiſche, das Denkende genennt werden. Aber eben hierin liegt zugleich der Grund, warum ein jeder gegen die geheiligten Rechte einer reineren Philoſophie gewagte Schritt ſo vieles Aufſehen macht.

Ganganelli zerstreute die kleinen Tyrannen der Menschheit, und verscheuchte sie, denn nur in einigen Gegenden am Rheinstrom dürfen sie noch mit vereinigter Macht fortwirken. Nun raffen denn die Winkelhelden den Ueberrest ihrer Kräfte zusammen, stürmen, den Verzweifelten ähnlich, auf Vernunft und Wahrheit los, deren hellen Glanz ihre blöden Augen nicht ertragen können.

Einer der letzten Angriffe, den sie wagten, war die Verdammung einiger philosophischen Lehrsätze, die Herr Martin Wiehrl den 16 März 1780. in Baden zur Disputirübung aufstellte. Dieser Mann wurde vom Fürst-Bischof von Speyer an den Marggrafen von Baden, als Lehrer der Weltweisheit nach Baden gegeben. Er las in Baden Vernunftlehre und Metaphysik, nach Anleitung der ihm in die Hände gegebenen Kompendien; von diesen Uebungen gieng er zu dem nützlichsten Zweige der menschlichen Kenntnisse, zur praktischen Philosophie über. Er bediente sich hiezu des Federschen Lehrbuches; und er mußte dieses aus zween wichtigen Gründen vor jedem andern wählen, weil es in seiner Art das beste ist, und selbst in der Residenzstadt seines Bischofs sechs Jahre hindurch zu öffentlichen Vorlesungen gebraucht wurde. Sollte es wohl möglich seyn, daß ein Lehrbuch verdammungswerthe Sätze in sich enthalten könne, das so viele Jahre unter den Augen des Fürst-Bischofs für das beste Schulbuch galt?

Die Galle kochte den Exjesuiten, als sie den großen Fortgang in den wesentlichsten Kenntnissen bey der Jugend wahrnahmen; sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, ihr Gift auszuspritzen, und fanden sie in der Religion des Hrn. Prof. Feder's. Das Lehrbuch desselben kannten sie freylich nicht nach seinem innern Gehalte; sie sahen nach dem Druckorte, fanden, daß Göttingen solches zur Welt gebohren habe; hierdurch geriethen sie auf den Gedanken, ob der Verfasser nicht gar ein Protestant seyn möchte; fragten in der Welt herum nach Feders Religion; und nun versicherte man sie, daß er ein Protestant wäre. So mußte Religion den Vorwand abgeben, durch den sie den Fürst-Bischof von Speyer dahin brachten, daß er das federische Lehrbuch ganz unterſagte.

Kurz darauf erschienen die Wiehrlischen Disputirsätze. Man vermuthete bey ihrer ersten Erscheinung, sie wären aus Feder's Lehrbuch ausgezogen, und müßten daher eben nicht viel

viel Gutes enthalten; nach einigen Zwischenauftritten wurden die Wiehrlischen Lehrsätze als ein Zwangsmittel angesehen, ihren Verfasser von Baden ins Bruchsaler Seminarium zu nöthigen. Vielleicht vernünftelte man bey dieser Gelegenheit nach folgenden Grundsätzen: Wenn die wiehrlischen Sätze als anstößig, sittenverderbend, der Ketzerey nahe kommend, ketzerisch gebrandmarkt worden, ꝛc. (und was ist leichter als dieses!) dann erklärt man ihn nach allen Grundsätzen des Staats- und Kirchenrechts für unfähig zum Lehramte; ist dieses, so fällt der Grund hinweg, warum man ihn an Baden abgegeben; mithin muß seine Person ausgeliefert werden; und dann. . . . . Man suchte die Vordersätze richtig zu stellen, und schickte die Wiehrlischen Lehrsätze nach Heidelberg und Straßburg, um sie nach allen Formalitäten und theologischen Widersprüchen brandmarken zu lassen. Und von jetzt an qualificirt sich diese Geschichte zur öffentlichen Bekanntmachung.

Iudicium Theologicum Heidelbergense super quibusdam propositionibus, quae continentur in thesibus disputationi propositis Badenae 16 Martii 1780.

Folgende Sätze sind in diesem Gutachten ausgezeichnet, und als falsch, dem Naturrecht und der Offenbarung zuwiderlaufend, schädlich, übellautend, der Ketzerey nahe kommend ꝛc. verwerfen:

Aus der allgemeinen praktischen Philosophie.

THESIS 12.

Selbstliebe ist der einzige ursprüngliche Grundtrieb des Menschen.

Aus der Sittenlehre.

THESIS 6.

Zeitliche Güter verachten, wenn man sie rechtmäßiger Weise haben kann, sie verschwenden, wenn man sie besitzt, ist allemal pflichtwidrig.

THESIS 34.

Aus vernünftigen Begriffen von Gott erhellet, daß Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit, Anbetung und Vertrauen auf Gott die unmittelbarsten Folgen der Selbstliebe sind.

Man verdammt, was man nicht versteht, und man will's nicht verstehen, damit man um so dreister verdammen könne. Dieses ist der Fall, in dem sich die Heidelberger Theologen befinden; sie urtheilen überall so albern, grund- und lieblos; überall herrschen so viele Mißverständnisse, Verdrehungen, falsche Andichtungen, daß man keine drey Zeilen durchlesen kann, ohne vom gerechtesten Unwillen durchdrungen zu werden.

Den 12ten Lehrsatz aus der allgemeinen praktischen Philosophie nennen die Herren Censoren falsch, weil er eigener Erfahrung und der Geschichte widerspricht. Die Herren müssen doch zugeben, daß die Grundlage der menschlichen Seele aus dunklen Vorstellungen bestehe, daß eben diese dunkle Ideen gar häufig und stark aufs Herz wirken, daß es mit Grundtrieben dieselbe Beschaffenheit haben müsse, u. s. f. wie können sie aber unter diesen Voraussetzungen sich so kühn auf eigene und fremde Erfahrung beziehen? ganz natürlich kommt man auf den Einfall, die Herren müssen nicht wissen, was Erfahrung heisse.

Der Offenbarung muß dieser Lehrsatz darum zuwider seyn, weil Matthäus Kap. 23. die Liebe Gottes und des Nächsten als Grundpflichten einschärft; Lukas Kap. 6. Nächstenhülfe ohne Eigennutz gebeut, und Matthäus 5, Liebe der Feinde fodert. — So mißhandelte Gerundio das Wort Gottes, als er bey einer feyerlichen Gelegenheit beweisen wollte: Jesus Christus habe zwölf Monate unter dem Herzen der Maria geruhet; hic mensis *sextus* est illi, war die Stelle, woraus er seinen Beweis entlehnte. Das ganze Gewäsch über den 12ten Lehrsatz zeigt, daß die Herren Censoren Eigenliebe, Eigennutz, Selbstsucht, Selbstliebe für gleichviel bedeutende Ausdrücke nehmen. Aber in dieser Rücksicht war ihr Gutachten doch zu gelinde. . . . wahrscheinlich möchten die Herren nach Gesellschaftsgrundsätzen drey Grundtriebe aufstellen, nämlich Eigennutz, Eigenliebe, und Trieb zur Vorstellung.

Der

Der oben angeführte sechste Lehrsatz aus der Sittenlehre wird durch Cynikerspott, die Beyspiele des seligen Marggrafen Bernards von Baden, und Karls des fünften, dann durch eine Stelle aus dem Matthäus Kap. 19, 23. widerlegt. Hätten die Herren hingesehen auf die ersten Grundsätze der Philosophie, auf die Verbindung des Satzes, hätten sie verstanden, was der Ausdruck rechtmäßig sagen wolle, hundert wette ich gegen eins, sie hätten anders geurtheilt.

Der 34ste Lehrsatz aus der Sittenlehre scheint ihnen einer der bedenklichsten zu seyn; sie verfahren auch hier sehr methodisch; zuerst denken sie sich mehrere mögliche Sinne, die der Lehrsatz haben könnte, nur den nicht, den der Verfasser ihm wirklich beylegt. Hr. Martin Wiehrl erklärt S. 161 seiner Erklärungen den Satz dahin: der Mensch (nach einigen S 140 gemachten Bemerkungen) „der sich selbst liebt, da„bey aber Gott, als wie an und vor sich, so auch für uns „unendlich gütiges Wesen, mit gehöriger Deutlichkeit, Ueber„zeugung und Vollständigkeit kennt, will nach Maaßgebung „seiner Selbstliebe wahrhaft vollkommen und glückselig seyn; „folglich muß er Gott lieben, er muß Gott mehr lieben „als sich und andere Dinge, er muß ihn fürchten, anbeten ꝛc. — Was finden nun die Herren Censoren der Vernunft und Offenbarung widerstreitendes in dieser Schlußfolge? Eins beunruhigt die Herren, sie können nämlich mit dem von ihnen so übel verstandenen Lehrsatze die reine Liebe Gottes durchaus nicht zusammen reimen. Kein Wunder denn, so wie sie eine reine Liebe Gottes erklären, halte ich die Sache für eine bloße Hirngeburt, und glaube dabey nicht minder orthodox zu seyn, als die Heidelberger Theologen. — Geflissentlich enthalte ich mich, ganze Stellen aus dem Heidelberger Gutachten auszuschreiben; denn ich gedenke nicht, zur Verschweigung eines, die Vernunft so sehr entehrenden Aufsatzes, etwas beyzutragen.

Iudicium theologicum Argentinense &c.

Die Straßburger Theologen (versteht sich von der dortigen schola episcopali) haben schon bey mehreren Gelegenheiten (noch neuerlich in der Isenbiehlischen Sache) bewiesen, wie begränzt ihre Einsichten in die Philosophie, und wie stark hingegen ihr Hang zur Verketzerung sey. — Gegen-

wärtiges Gutachten liefert einen neuen Beweis hievon. — Der ganze Aufsatz übertrifft an Grund- und Lieblosigkeit das Heidelbergische Gutachten sehr weit. — Ueberall speyt ein gewisser Hr. Louis sein Gift gegen den Hrn. Prof. Feder aus, den er doch kaum dem Namen nach kennt, beschuldigt den einsichtsvollen, den rechtschaffenen Mann: er habe seine praktischen Grundsätze aus dem Epikur, Spinosa, Hobbes, Helvetius und Rousseau entlehnt; ein schändlicher Kunstgriff, wodurch der gelehrte und ungelehrte Pöbel so oft schon geblendet worden ist.

Nebst denen im Heidelbergischen Gutachten verworfenen Lehrsätzen werden folgende aus der Sittenlehre in dem Straßburgischen noch weiter gebrandmarkt:

THESIS 1.

Erhalte dein Leben, und alles das, was zu deiner Natur, und zur Vollkommenheit desselben gehört; ist die Grundpflicht, welche die Vernunft einem jeden Menschen gegen sich selbsten vorschreibt.

THESIS 2.

Selbstmord kann in keinem Falle zur pflichtmäßigen Handlung werden; wohl aber Verstümmelung des Körpers.

THESIS 16.

— Vergesse endlich deine eigene Wohlfahrt nicht über die Vortheile anderer.

THESIS 22.

Gründe, die wider die Vielweiberey streiten, haben vor jenen, die für dieselbe angeführt werden, das Uebergewicht.

Diese unschuldige Sätze wurden von den Straßburger Theologen als irrig, übellautend ꝛc. gebrandmarkt. Ist's möglich! man erwarte von uns nicht jene Gründe, worauf dieses Urtheil gebaut ist. — Genug, diese Sätze wurden mehrere Jahre hindurch in Bruchsal mit Approbation des Fürst-Bischofs öffentlich vertheidigt. — Nun so müssen sie auf einmal irrige Sittenverderbende Lehrsätze heissen. o tempora! o mores!

Schreiben

Schreiben an einen Freund, in welchem die Beurtheilungen der theologischen Fakultäten zu Heidelberg und Straßburg gründlich widerlegt werden. 1781. in 8.

Kaum waren diese Gutachten im Druck erschienen, als ein ungenannter Menschenfreund auftrat, der den Verfassern derselben frey heraus sagte: sie hätten die wiehrlischen Lehrsätze durchaus nicht verstanden, sie seyen Erzketzermacher, Männer, höchstens aus dem gelehrten Pöbel, die in der gelehrten Republik gar keine Stimme hätten. — Der Verfasser des Schreibens scheint zwo Hauptabsichten zu hegen, das Publikum nämlich auf die grobe Unwissenheit, und den schädlichen Einfluß, welchen die Exjesuiten noch auf die Wissenschaften haben, aufmerksamer zu machen, dann durchaus zu zeigen, daß die gebrandmarkten Lehrsätze in keiner Rücksicht bedenklich, übellautend, Sittenverderbend, vielweniger ketzerisch seyen. Beyde Absichten hat derselbe vollkommen erreicht. Uebrigens scheint Er nicht geneigt gewesen zu seyn, tiefer in das Innere der Lehrsätze selbst einzugehen. — Ueberall herrscht in seinem Schreiben ein gewisser Geist der Duldung, der seinem Herzen Ehre macht. Am Ende verspricht derselbe „eine „Sammlung von allen Thorheiten, Dummheiten, ver„derblichen Sitten, offenbar ketzerischen Sätzen, welche „in unsrer spekulativen Theologie und Moral zerstreut „liegen.“ Wir bitten ihn sehr, ja sein Versprechen in Erfüllung zu setzen; aber sein Vortrag in jener Sammlung sey nur nicht so sehr gedrängt, wie sein angeführtes Schreiben, damit auch Kinder und Säuglinge (am Verstande) ihn fassen können.

Iudicia Theologorum Heidelbergensium et Argentinensium de thesibus ex philosophia practica V. C. *Ioh. Ge. Henr. Federi* — Badenae propositis cum notis et animadversionibus philosophicis. 1781. 4to. 46 pp.

In diesen notis et animadv. ist nicht leicht eine der vielfachen Sünden, welche die Verfasser jener Gutachten begangen

haben, unangezeigt und ungerügt geblieben. Oft geſchieht dieſes ziemlich bitter. Der Verfaſſer iſt uns nicht bekannt geworden.

Cenſurae à Reverendiſſimo et Celſiſſimo epiſcopo et Principe Spirenſi in epiſtolam germanicam (Schreiben an einen Freund) eius authorem et fautores latae.

Die Aeußerungen, welche der V. des Schreibens an den Tag legte, misfielen den Exjeſuiten und ihren Anhängern; ſie vermutheten, ein Geiſtlicher des Hochſtifts Speyer wäre der Verfaſſer; um ihn nun mit Gewißheit heraus zu bringen, entſchloſſen ſie ſich, des V. Gewiſſen mit Kirchencenſuren zu belegen, die ihn nöthigen ſollten, ſich zu offenbaren, oder, wenn er ein verſtockter Sünder wäre, an der Auszehrung bald in den ewigen Tod überzugehen; (man will verſichern, dieſes ſey die Wirkung aller unbefolgten Cenſuren). Doch was kümmern einen Recenſenten die geheimen Abſichten, die man bey Ausſpendung der Cenſuren hatte, oder gehabt haben könnte; beurtheile er, was vor ihm liegt; dann thut er ſein Amt. — Nun! Kann eine Suſpenſion ohne vorhergehende Unterſuchung des Verbrechers einen unbekannten treffen? Dieſes müſſen die Rechtsgelehrten wiſſen, die tiefer in das Zeughaus der geiſtlichen Macht und Streitkunſt hineinſchauen. — Daß der ganze Aufſatz unverſtändlich, in Exjeſuitenlatein geſchrieben ſey, zeigt der Eingang beſagter Cenſuren: „Ea nun „quam non fuit quorundam agendi ratio, quemadmodu „plurium iam dum, *noſtri* autem praecipue ſeculi experientia comprobat, ut dum veritatis hoſtes *aperta* fron „eam inpugnare non auderent &c.“ In dieſem Ton geht der Verf. die Rede adverſus Catilinam bis zu Ende nach. de guſtibus non eſt diſputandum.

Franciſci Antonii Zimmermann, Sereniſſimi et Potentiſſimi Principis Electoris Palatini Tituli Presbyteri, Philoſophiae doctoris, Logices Metaphyſices, ac Ethices in alma et antiquiſſima Heidelberg. Vniverſitate Prof. P. C

di

dissertatio I. Philosophiae practicae methodo praelectionibus publicis accommodata.

Wahrhaftig, ein ansehnlicher Titel! Der Hr. Professor Zimmermann sahe den glücklichen Erfolg des theologischen Gutachtens seiner Herren Collegen; dieses erweckte seine Eifersucht; er schrieb also auch über die wiehrlischen Lehrsätze. — So viel von der Entstehung der Zimmermannischen Widerlegung — Diese fängt sich mit einem vielbedeutenden miror theses *Badenae*, et quis non miretur? an, und bezieht sich auf den 12ten Lehrsatz aus der praktischen Philosophie, und den 34 aus der Sittenlehre. Nach einer weitläuftigen litterarischen Vorrede beginnt Hr. Z. das Werk selbst. Zuerst giebt Er zwo mögliche Bedeutungen des 12ten Lehrsatzes an: Der Satz, Selbstliebe ist der einzige Grundtrieb, heißt entweder

Homo nil unquam agit, nisi ex φιλαυτια, oder

φιλαυτια est principium unicum, seu Regula actionum humanarum.

Hierauf donnert er seinen philosophischen Machtspruch heraus:

utraque sensu si sumatur, utroque falsam *experientia* et *ratio* demonstrant.

Hieher zieht Hr. Z. das Federische Beyspiel von einem ins Wasser gefallenem Kinde, dem die Umstehenden zur Rettung beyspringen; Beyspiele gemeinnütziger Menschen, die leicht mögliche Ausartung der Selbstliebe in Eigennutz, und endlich, was uns doch nie eingefallen wäre, den so vielen in der scholastischen Philosophie einscheidenden Sensum communem. — Man darf sich eben den Kopf nicht zerbrechen, um einzusehen, daß aus allen diesen Mittelbegriffen keine Sylbe gegen den wiehrlischen Lehrsatz erwiesen werde. — Soll Hr. Z. im Grunde so böse auf Selbstliebe seyn, der doch einige Monate hernach den Satz: *Finis* hominis *ultimus* est *propria eius felicitas*, quae consistit in fruitione Dei, utpote summi boni, öffentlich auch de antiquissima vertheidigt hat? Nur eins lasen wir Hrn. Z. zum Ueberdenken vor: Hr. Wiehrl stellt eine wohlgeordnete Selbstliebe zum Grundtriebe auf; eine wohlgeordnete muß eben darum unter der Herrschaft einer richtigen Vernunft stehen; die Vernunft gebietet dem Menschen zum allgemeinen Wohl nach Maasgebung seiner

seiner Kräfte mit zu wirken. Ueber den 34sten Lehrsatz aus der Sittenlehre bringt Hr. Z. so elendes Zeug zu Markte, daß ich, um seiner Ehre zu schonen, die Beweisstellen hier übergehe.

Martin Wiehrl, Professor der Philosophie zu Baden, gerechtfertigt gegen Franz Anton Zimmermann, Professor der Philosophie zu Heidelberg, von einem ungelehrten Landpriester. 1781. 8. 67 Seiten ohne Anzeige des Druckorts.

Wahrhaftig! wenn Ungelehrte so schreiben, dat s mit Schulweisheit und Universitätsgelehrsamkeit aus. Dieser ungelehrte Landpriester mag ein Ma langer Erfahrung seyn, der viel über das menschliche dacht hat, und in diesen Gegenstand tief eingedrungen ist. der Rechtfertigung herrscht durchaus Gründlichkeit, die einer anziehenden Laune gewürzet ist. — Sein Ton ist so der wahre, wenn man's mit Leuten zu thun hat, bey überzeugende Gründe nichts fruchten, herabsetzende Beg gen alles zwingen müssen. Dieser Mann ist aufgelegt, Geissel unserer heutigen Afterphilosophen und Theolog geben. Der Rechtfertigung selbst ist ein kleiner Vor vorgesetzt, wo der V. seine genaue Kenntniß, die er sern elenden Universitätsverfassungen hat, mit v me an den Tag legt. — Von da geht er auf Hr. o mann über; merkt vorläufig an, daß Hr. Z., so wie aue ner des Systems der Selbstliebe, durchaus die verstehen; dann folgt er dem Universitätsgelehrten S Schritt, und widerlegt das Gewäsch desselben überall mit Gründlichkeit. Wir bitten den V., des Wohls der schaften wegen, und zur Aufrechthaltung ächter Weisl Gelegenheit unbenützt vorbeygehen zu lassen, wo er lehrten, die sich gegen Vernunft und Menschen pören, den Kopf zurecht setzen könne. Gott wird mühungen segnen, und die Nachwelt dankbar sie

Rechtfertigung der beyden theologi von Heidelberg und Straßburg

der praktischen Philosophie, in welcher der Ungrund einer sogenannten gründlichen Widerlegung derselben gezeigt wird; von Joh. Bapt. Kleber, Weltgeistlichen, der dogmatischen Theologie auf der Universität zu Heidelberg öffentlichen und ordentlichen Lehrer, Mitglied der theologischen Fakultät. Gedruckt mit Wiesens Schriften. 84 S. in gr. 8.

Auch eine Widerlegung vom gemeinen Schlage. Herr Kleber zeigt mehr ein gutes Herz, als einen hellen Kopf, seine Widerlegung ist im Grunde nichts, als eine Compilation; bald schrieb Er Mendelsohnen, bald Hutchesonen, Search, Smithen ꝛc. aus; hie und da setzte er etwas aus seinem eigenen dazu. Daß seine Schrift hierdurch ein sehr buntes Ansehen erhalten haben müsse, werden unsre Leser von selbst einsehen. Hr. Kleber wiederholt schon hundertmal von seinen Herren Kollegen unschicklich gesagte Dinge, nur mit mehrerer Mäßigung und weniger Professorstolz. Ein Beyspiel hievon kann die widerlegte Selbstliebe seyn. Hiebey baut der V. auf eigene Erfahrung, Geschichte und Offenbarung. Freylich werden dergleichen Dinge nur hingeschrieben, ohne damit etwas zu beweisen. Wir wollen dem Hrn. Prof. Kleber rathen, richtiger denken zu lernen, und sich nicht so leicht zum Schreiben reizen zu lassen. — Auch Er ist nicht ganz von Exjesuiten-Intriguen frey.

Kurzer aktenmäßiger Begriff von der Verketzerungsgeschichte des Professors Wiehrl zu Baden. Aus Anlaß einiger philosophischer Disputirsätze.

Wer das Glück hat, den Hrn. Geheimen Referendar Seubert zu Karlsruhe näher zu kennen, weiß schon, daß edle Gesinnungen, ein durchdringender Geist, ein für Wissenschaften, und dadurch zu bewirkende Glückseligkeit des Menschen, warmes Herz seine Hauptzüge sind. Die seinem aktenmäßigen Begriff eigene Vorzüge sind, Bescheidenheit, Feinheit und Uebersicht. — Gewiß auf die Seite derjenigen Partey, zu welcher Hr. Seubert übergeht, ist die Wahrheit.

Gut-

Gutachten der philosophischen Fakultät zu Freyburg über die Badische Lehrsätze.

Willkommen seyd mir, theure Männer, edle Menschenfreunde! Ihr habt der Wahrheit als ächte Patrioten gedient. Der Himmel und Euer menschenfreundlicher Joseph werden Euch diese That nicht unbelohnt lassen. — Nein! in Freyburg urtheilt man nicht eher, als bis man hinlängliche Kenntnisse von der Lage der Sache eingeholt hat; dann geht man geraden Wegs hin, wo es Wahrheit gebietet, läßt sich durch Selbstsucht, Eigennutz ꝛc. nicht mißleiten. Die Freyburger Professoren ließen sich die Badischen Lehrsätze mit den Erklärungen des dortigen Lehrers einreichen; prüften sie genau, und am Ende erklärten sie sämtliche in Frage gekommene Lehrsätze für unschädlich, für unbezweifelte Vernunftwahrheiten, wobey sie doch jedesmal auf die den Badischen Exjesuiten gemachte Einwendungen genau und gründlich antworteten. Ihre Methode, bey Ausstellung ihres Gutachtens gefiel uns wohl; sie zeigten, daß die gebrandmarkte Grundsätze schon längstens vom vernünftigern Theile der Menschen als wahr anerkannt, auf allen österreichischen Schulen herrschende Lehren seyen. Treffenderes für Pedanten und rasche Ketzermacher kann nichts gesagt werden. — Der Schluß verdient ganz hergesetzt zu werden: — „Wie haben doch diese „Lehrsätze, die in aller Rücksicht unschuldig, und ein tröstlicher „Beweis sind, daß auch in den katholischen Landen der „Markgrafschaft eine gesunde, nützliche Philosophie blühe, „wie haben sie doch können angefochten und verdächtig gemacht „werden! —

Gutachten der theologischen Fakultät zu Freyburg über die Badischen Lehrsätze.

Eben derselbe edle Geist leuchtet aus dem theologischen Gutachten hervor, den wir beym philosophischen bewundert haben. Die Hauptabsicht der theologischen Fakultät gieng dahin, die angefochtenen Lehrsätze mit dem Ansehen sonst bewährter Theologen, auch sogar Exjesuiten, zu unterstützen.

Notae argentinenſes in judicium facultatis philoſophicae Friburgenſis.

Der Verfaſſer iſt Hr. Louis zu Straßburg. Im Eingange dieſer Schrift ſchimpft er auf die Aſche Marie Thereſiens, dann auf die angeſtellte öſterreichiſche Schulkommiſſion, und am Ende giebt er nicht undeutlich zu verſtehen, daß der Wiener Hof nicht Sorgfalt genug auf das Erziehungsgeſchäft wende, da auf öſterreichiſchen Schulen ſeit einigen Jahren Grundſätze gelehrt würden, die der gute Katholik durchaus nicht gut heiſſen könne. Dieſen Unſinn beweißt Hr. Louis aus philoſophiſchen Lehrſätzen, die 1776 den 21ſten Auguſt zu Prag öffentlich vertheidigt worden ſind. Wir ſetzen einige dieſer Lehrſätze hieher, damit der Leſer von dem Gehalte der Louis'ſchen Erinnerungen ſich ſelbſt überzeugen könne; z. E. propoſ. 73. ex part. I. philoſophiae organicae: principium huius organicae Philoſophiae *primum*, et omnibus cognoſcendi ſciendique modis *commune*, eſt iſthoc, quod *omnis* doctrina, cognitio, ſcientia, eruditio, aut quocunque alio nomine, *ſit opus ſenſuum et ſenſationis*. Ex parte 2da prop. 80.: hominis anima aeternum ſuperſtes erit, quae quidem veritas non ex natura animae ipſius petita, innumerarum aliarum veritatum legitima eſt ſequela, et naturalem veritatibus primis parem convictionem afferre opportuniſſima. — Von ſolchen Sachen ſind fünf Bogen voll gepfropft, und am Ende mit dem Namen beglaubigt: Louis. Wie recht hat Feder, wenn er ſpricht: die Thoren klagen den Himmel an, wenn ſie ihrer Thorheit Schuld nicht erkennen wollen.

Notae argentinenſes in judicium facultatis theologicae Friburgenſis.

Auch von dieſen Noten iſt Hr. Louis der Urheber. Aller Unarten, die er bey Beurtheilung des philoſophiſchen Gutachtens ſich zu Schulden kommen laſſen, macht er ſich auch hier, und zwar in einem höhern Grade ſchuldig, denn er verdammt, verketzert noch dabey. — Ihr Diener der deutſchen Kirche! wallt noch deutſches Blut in euren Adern; dann tretet zuſammen, macht gemeinſchaftliche Sache, es iſt die Sache der Religion — ſtürzt ſolche Antichriſten!

Animad-

Animadverſiones facultatis theologicae Heidelbergenſis ad geminam Cenſuram Friburgenſem.

Mit Vergnügen durchlaſen wir dieſe Noten der Heidelbergiſchen theologiſchen Fakultät; nicht, weil der forſchende Geiſt der Philoſophen darin Nahrung, Ueberzeugung und Wahrheit finden könnte; aber eine Beſcheidenheit nahmen wir wahr, welche dieſelbe weit über ihre verdammenden Rollegen erheben muß. Wenn die Herren Heidelberger dieſen ſogar nicht beleidigenden Ton beybehalten werden, dann iſt der größte Schritt zur Aufnahme wahrer Weisheit bey ihnen gemacht; man wird ſie gern überzeugen, wenn ſie Ueberzeugung haben wollen.

Vindiciae judicii Philoſophico-theologici Friburgenſis.

Ein kleiner Vorbericht wird den Vindiciis vorgeſetzt, worin die Freyburger Verfaſſer ſich dahin erklären, ſie hätten nämlich ſich nie überzeugen können, daß man im vollen Ernſte die ausgezeichneten Grundſätze als falſch, ſittenverderbend, ketzeriſch, hätte verwerfen können, ſie müſten ſich aber nun gegen ihren Willen überzeugen, daß es wirklich ſolche Leute gäbe, die den hellen Mittag läugnen. Die ganze wiehrliſche Streitſache beruhe auf bloßem Mißverſtand, Unrichtigkeit der Begriffe ꝛc. (wir wünſchten, daß Bosheit des Herzens gar keinen Antheil daran haben möchte;) allen Mißverſtändniſſen abzuhelfen, ſey die Abſicht ihrer wiederholten Erklärungen; hierauf folgen die nähere Erörterungen ſelbſt, worin männliche Stärke, Gründlichkeit, Deutlichkeit, und eine hinreichende Verdtſamkeit herrſchen. — Dieſe einzige Schrift könnte ihrem innern Werth nach hinreichend ſeyn, dem Streit ein Ende zu machen. Aber man will keine Ueberzeugung; man ſucht nicht Wahrheit, ſondern Nebenabſichten.

Des Profeſſor Wiehrl's Auslegung ſeiner Lehrſätze.

Ehe man den V. der Badiſchen Lehrſätze verurtheilt hätte, wäre es freylich ſchicklich geweſen, ihn zuvor um ſeine Erklärungen zu fragen, und dann erſt nach Willkühr zu ver-

verketzern. Hr. Professor Wiehrl leistete von freyen Stücken, was im ganzen Geschäfte das wesentlichste war. Er erklärte die angefochtenen Sätze weitläuftiger, und überreichte seine Erklärungen dem Marggrafen, (dem an Reinigkeit der Sitten und ihrer Aufrechthaltung eben so viel als dem Fürst-Bischof von Speyer gelegen ist), und seinem hochwürdigsten Bischof. Von Seiten des Bischofs, so viel wir wissen, äußerte man sich auf die wiehrlischen Erklärungen gar nicht. Uebrigens ist die wiehrlische Auslegung so gestellt, daß alle Bedenklichkeiten wegfallen müssen. Man findet nichts gezwungenes, und überall, daß die Sätze vom Lehrer, ehe sie niedergeschrieben wurden, ganz durchdacht waren. — Der große Geist jenes Mannes, den man so ungegründet beschuldigt, er habe die verdorbensten Grundsätze im Hochstift Speyer ausgestreut, leuchtet in seinem würdigen Zöglinge ganz hervor. Eins ist uns unbegreiflich, daß nämlich die wiehrlische Auslegung zu verketzern, noch kein Afterheolog oder Philosoph aufgetreten. — Sollte das nicht ein offenbarer Beweis der besten Sache seyn?

Notae argentinenses in epistolam amici ad amicum germanice conscriptam, contra censuras Heidelbergensem, et Argentinensem &c.

Auch diese notas schrieb Hr. Louis zu Straßburg. Diese Anzeige mag statt aller Beurtheilung dienen.

Antwort auf das Schreiben an einen Freund; gegeben von einem Freunde der Wahrheit.

Wer mag wohl dieser Wahrheitsfreund seyn? Man versichert, der Hr. Prof. D** zu St**. Wir möchten nicht, daß man von uns solche Dinge sagen könnte, wenn wir auch eine Geheimdenrathsstelle damit verdienen könnten. Pöbelhafteres, ungelehrteres, widersprechenderes haben wir nie Etwas gelesen. Gleich im Eingange rettet Hr. D. den Herrn Louis gegen den Vorwurf, daß derselbe zu orthodox, und gar kein Kenner von Protestantischen Schriften seye. Der Beweis ist sehr poßierlich; wir rücken ihn hier ganz ein. „In dem Gebetbuche für die Brüderschaft des heil. Sacraments, „so zu Straßburg im Jahre 1759 gedruckt worden; in dem

„französischen Kontroverskatechismus P. Kleppe' S. J., wel„cher im Jahre 1756 sehr vermehrt herausgekommen, können „Sie, mein Herr! eine vollkommene Kenntniß protestantischer „Schriften und Meynungen antreffen. An diesem hatte Abbé „Louis den größten Antheil, jenes ist ganz von ihm ꝛc.“ weiter unten heißt es: „Wenn eine Fakultät Sätze beurtheilt, so „nimmt sie solche, wie sie liegen, und denkt nicht, darf auch „nicht denken, wie etwan dieser oder jener die zur Beurtheilung „vorgelegten Sätze sein auslegen, und verschönern könne ꝛc.“ — Schöne hermeneutische Billigkeit! — Ein Einfall des Hrn. D** gefiel uns sehr wohl; Philosophie aus der Vernunft allein lehren, heißt so viel, als auf gut heidnisch lehren. Hr. D**, der in allen Fächern elend denkt, kann nur in den rheinischen Beyträgen von Exjesuiten, seinen ehemaligen Ordensbrüdern, zum Aergerniß der vernünftigen Welt erhoben werden.

Erläuterter sogenannter kurzer aktenmäßiger Begriff von der Verketzerungsgeschichte des Professors Wiehrl zu Baden.

Einem Specialbefehle des Fürstbischofs zu Speyer hat diese Erläuterung ihr Daseyn zu verdanken. Der Befehligte war Hr. Anton Schmidt, geistlicher geheimer Referendar zu Bruchsal, entweder selbst ein Exjesuit, oder wenigstens unter diesen Leuten aufgewachsen; denn der Gang seiner Ideen ist ganz jesuitisch. Der Anfang der sogenannten Erläuterung wird mit sehr unschicklichen, zur wiehrlischen Streitigkeit gar nicht gehörigen Vorwürfen gemacht, überall Religion zum Deckmantel genommen, und dann harte Ausfälle auf des Professor Wiehrls Person gethan. — Es scheint, Hr. Anton Schmidt habe dieses als eine günstige Gelegenheit angesehen, alles herauszusagen, was ihm gegen den Karlsruher Hof auf dem Herzen liegt. Wer das schicklich findet, wird die Erläuterung mit Vergnügen lesen. Uns dünkt, so lange Specialbefehle nicht demonstrativisch abgefaßt sind, bleiben sie immer nur Specialbefehle.

Annotationes, quibus scripta apologetica thesium Wiehrlianorum, speciatim vero literae responsa Friburgensia confutantur.

Herr

Herr Fr. Phil. *Louis*, S. Theologiae Doctor ac Professor, S. Facultatis Syndicus, Eminent. Archiep. Elect. Mog. Consiliarius Ecclesiasticus, Summi chori Ecclesiae cathedralis argentinensis praebendarius, almae vniuersitatis procancellarius, ist der Verfasser dieser kaum lesbaren Schrift.

Philosophiae Practicae Methodo praelectionibus publicis accommodata dissertatio II. de iure naturae generatim cum refutatione Anonymi, qui nuper sub larva indocti sacerdotis Vicricolae Wiehrlium defendere conatus est, auctore *Franc. Antonio Zimmermann.*

Die Dissertatio II. de iure naturae generatim bestimmert uns eben nicht viel; aber die so künstlich angehängte Widerlegung eines ungelehrten Landpriesters gehört nicht in unserer Absicht. S. 161 wird von der Dissertation zur Widerlegung der Uebergang gemacht, und ein Scholion muß die große Bande abgeben, das so verschiedene Dinge zusammen verknüpft; ein Scholion von ungefähr 50 S. kann vieles zur Unehre des V. enthalten. Lieber Hr. Zimmermann! Wir beklagen, daß nun auch Ihr Autorscredit dahin ist.

Historia quorundam Decretorum Basilienſium per Concordata principum ſtabilitorum occaſione facti recentioris in memoriam revocata et illuſtrata. Authore *Ioſepho Petro Verſloſſen*, (vel potius, *Ioanne Iung*, Hiſt. eccleſiaſt. profeſſore publ. ord. in vniuerſitate antiquiſſima Heidelbergenſi.)

Hr. Professor Jung erzählt im Eingange den ganzen Hergang der wiehrlischen Streitsache, die er, seinem Vorgeben nach, aus ächten Quellen geschöpft hat. Unter andern will's Hrn. Jung gar nicht gefallen, daß man von badenscher Seite die Sache habe suchen, gegen den klaren Buchstaben der Baseler Dekrete, nach Rom zu ziehen. Diesen von Baden gewagten Schritt als rechtswidrig zu beweisen, ist dem

die Hauptabſicht gedachter Abhandlung. Die Ausführung ſelbſt begreift eine kurze Geſchichtserzählung der Baſeler Dekrete, und dann wird die Anwendung auf die wiehrliſche Streitſache gemacht. Das Reſultat hievon iſt: Der Marggraf von Baden haben gegen die katholiſche kirchliche Regimentsverfaſſung angeſtoßen, da ſie den wiehrliſchen Streit nach Rom zu bringen bemüht waren, wie wäre es, wenn die Baſeler Dekreten auf jene Fälle ſich gar nicht bezögen, welche die Perſon des Biſchofs ſelbſt, oder ſeine Staatsverfaſſung betreffen? und der in die Frage gezogene Fall eben von der Art wäre? Es ſcheint, Hr. Jung habe die Sache nicht ganz durchgedacht, und auf dieſen Unterſchied gar nicht geſehen. Ob nun in dieſer Lage dem Fürſt-Biſchof von Speyer ein wahrer Dienſt geleiſtet worden, läßt ſich leicht beſtimmen. — Uebrigens iſt Hr. Jung aus einer Geſellſchaft, die den Papſt zum unbegränzten Monarchen immer erhoben hat, zum unfehlbaren Oberhaupt. Woher dieſe ſchnelle Abänderung von Grundſätzen?

Hier hätte nun das Publicum eine Geſchichte aus der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, welche die Vernunft ſehr entehrt. — Aber ſo muß es immer gehen, wenn Leidenſchaften die Stelle der Vernunft vertreten.

Kgl.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Augſpurg, vom 6. December.

— — Noch kann man freylich nicht ſagen, daß die Cenſur der Bücher in Wien, auf einem ſo freyen Fuß wäre, wie in andern deutſchen, beſonders proteſtantiſchen Ländern, wo alles zu leſen erlaubt iſt, was nicht offenbar mit den unwandelbarſten Grundſätzen der Religion und der guten Sitten ſtreitet. An der edlen Abſicht Sr. Maj. des Kaiſers kann man nicht zweifeln. Die Verordnung, die Cenſur betreffend, zeigt ſie allzudeutlich. Auch ſind Männer von Einſicht und billiger Denkungsart bey der Cenſur angeſtellt. Schmid und v. Birkenſtock ſind darunter. Aber ſo lange noch überhaupt ein

ein Cenſurcollegium vorhanden iſt, welches über jedes aus der Fremde hereingehendes Buch Gericht halten muß, ſo iſt wohl ſchwerlich jemals die allgemeine Freyheit zu hoffen, welche den Wiſſenſchaften ſo vortheilhaft iſt. Man mag der Einſchränkungen noch ſo wenig machen, ſo ſind es Einſchränkungen, und jedes Geſetz dieſer Art kann in einzelnen Fällen ausgelegt werden, ſo wie es die Furchtſamkeit oder auch der Eigenſinn eines Referenten mit ſich bringt. Zwar ſollte es ſcheinen, die Cenſur in Wien wäre jetzt gar nicht mehr furchtſam, denn ſie hat Bücher erlaubt, wobey ſonſt die meiſten orthodoxen Katholiken den Kopf ſchüttelten, z. B. Helvetius de l'Eſprit, Dictionaire de Bayle, Hiſtoire des deux Indes par Raynal u. ſ. w. Auf der andern Seite aber ſind noch treffliche deutſche Werke, z. B. Süßmilchs göttliche Ordnung, Schröckhs Kirchengeſchichte, u. a. m. verboten, ſo wie auch die allgemeine deutſche Bibliothek bis jetzt noch nicht erlaubt iſt. Dieß muß einen Proteſtanten freylich Wunder nehmen. Die Urſach aber, daß manche Bücher erlaubt ſind, und andere nicht, liegt hauptſächlich darin, daß alle ehemals verbotene Bücher verboten bleiben ſollen, bis ſie nach nochmals geſchehener Unterſuchung erlaubt werden. Nun ſtellen Sie ſich nur die ungeheure Menge der durchzuleſenden Bücher vor. Faſt alle Bücher, worin einigermaßen ſelbſt nur in einzelnen Stellen, über irgend einen Gegenſtand frey gedacht war, waren verboten, das iſt notoriſch. Sollten wohl funfzig Jahre hinreichen, daß ſie 8 oder 10 Cenſoren nochmals durchleſen und davon berichten könnten? zumal da auch die ungeheure Menge der jedes Jahr herauskommenden neuen Werke geleſen werden ſoll. Daher werden von alten Büchern nur vor der Hand die erlaubt, welche von jemand verlangt, und alſo von Buchhändlern hereingebracht werden. Es iſt leicht abzuſehen, daß ein großer Theil ſehr ſchätzbarer Bücher, in Wien nicht ſehr bekannt ſeyn müſſe, da ſie ſo lange verboten geweſen, daß ſie daher ſchwerlich jemand verlangen könne; und daß ſie die Buchhändler, welche ohnedieß Bücher genug vorräthig haben, eben nicht bekannt machen werden, wenn nicht darnach gefragt wird. Auch iſt einzuſehen, daß jemand oft Bedenken trage, ein Buch ſich verſchreiben zu laſſen, wenn er doch nicht völlig gewiß ſeyn kann, ob es erlaubt ſeyn möchte. Nicht zu gedenken, daß es die Luſt zu Büchern erſtickt, wenn jemand auf ein Buch erſt lange warten muß, bis es der Buchhändler verſchreibt, und alsdenn noch wohl liegen ſoll, bis es die Cenſur unterſucht und erlaubt. Und

die österreichischen Buchhändler selbst sind so gar bereitwillig eben nicht, auswärtige Bücher, zumal zwischen den Messen, zu verschreiben. Einige von ihnen sind sogar der Meynung, daß die Bücher, welche in der österreichischen Monarchie herauskämen, gar wohl hinlänglich wären, ohne der auswärtigen zu bedürfen, oder daß sie, was etwan doch auswärts merkwürdiges herauskommen möchte, nun nachdrucken dürften, wozu sie vorgeben, von dem Kayser eine besondere Erlaubniß zu haben. Das letztere kann ich mir nicht vorstellen, da es dem Rechte des Eigenthums zuwider seyn würde, die dieser Monarch sonst bey allen Gelegenheiten so großmüthig beschützt, und der Litteratur auf alle Weise schädlich werden müßte.

Die Toleranzedikte Josephs II. sind von Menschenfreunden in allen Provinzen Deutschlandes mit Freudenthränen aufgenommen worden. Auch in Oesterreich und Ungarn verkennen einsichtsvolle, billige, freydenkende Männer den Werth derselben nicht. Aber freylich können sich viele sonst gutdenkende Menschen über verjährte Vorurtheile nicht herausetzen. Es giebt allenthalben bissige Goezen.

Bekappt und ohne Kappen, beschuht und ohne Schuh, denen schon das Wort Toleranz ein Gräuel ist, und diejenigen, welche das Wort wohl leiden können, möchten wohl selbst tolerirt seyn, aber es kömmt ihnen fremd vor, daß sie auch andere toleriren sollen. Die Dinge, welche von den Meynungen der Menschen abhangen, sind oft tief mit Religion, Erziehung, Gewohnheit vermischt, und denn sind sie schwer aus den Gemüthern der Menschen zu bringen. Denken sie nur an die Geschichte der Einführung des neuen Gesangbuchs in Berlin! Eben so sind auch gewiß in Oesterreich unter denen, die sich zur herrschenden Religion bekennen, nicht wenige, welche den großen Werth einer vernünftigen Toleranz noch nicht gehörig erkennen wollen. Und wie sonderbar! So groß im Allgemeinen die Freude unter denjenigen ist, die tolerirt werden sollen, wie sie es denn billig über eine so große Wohlthat seyn muß; so giebt es doch auch einige darunter, welche sich bey der ihnen dargebotenen Toleranz nicht recht zu benehmen wissen. Ich habe ökonomische Lutheraner schon besorglich davon reden hören, wie viel der Bau ihrer Kirchen kosten, und was künftig der Prediger an Gehalt und Gebühren ihrer Gemeine für eine Auflage seyn werde; zumal da in dem Edikte den katholischen Pfarrern ihre Iura stolae vorbehalten sind. Was die Reformirten anbetrifft, so steht bekanntlich in dem Heidelbergischen Kate-

Katechismus der Satz: daß die Meſſe eine verdammliche Abgötterey ſey. Sie bekamen daher einen in ſehr glimpflichen Ausdrücken abgefaßten Befehl: dieſer Stelle eine andere Wendung zu geben, und zu berichten, wie ſie dieſelbe künftig faſſen wollen. Sollte man glauben, daß nun, beſonders in Ungarn, wo die Anzahl der Reformirten beträchtlich iſt, eine ängſtliche Bedenklichkeit die Gemüther ergreift, ob ſie in einem ſymboliſchen Buche eine Aenderung treffen dürften? Ferner: die fremden, nicht aus Oeſterreich gebürtigen Juden, zahlten ſonſt eine Auflage unter dem Titel des Toleranzgeldes. Dieſes hatte ein reicher Jude in Wien für eine beſtimmte Summe gepachtet, und foderte es wieder von den Fremden ein. Da jetzt den Juden eine geſetzliche Exiſtenz in den Erblanden gegeben worden, hört das Toleranzgeld und mit demſelben die Pacht auf. Der Pächter erbot ſich aber, dem Kayſer das Pachtgeld doppelt zu zahlen, wenn den Fremden verboten werde, frey im Lande zu wohnen, unter dem Vorwande, daß ſich ſonſt viel ſchlechte Leute einſchleichen würden. Joſeph II. antwortete auf dieſen Vorſchlag ſehr edelmüthiger Weiſe: den, der ſo denkt, kann ich in meinem Staat nicht brauchen. — Noch ein ehrlicher öſterreichiſcher Pfarrer, der vor wenig Tagen ein Schreiben über die Toleranz nach den Grundſätzen der katholiſchen Kirche, auf 37 Seiten in gr. 8. hat drucken laſſen, fällt mir eben in die Hände. Er meynt es herzlich gut, aber er iſt zuweilen verzweifelt naiv. Er verſichert, man müſſe Ketzer, oder wie er es nennt, falſche Religionsverwandten *) dulden, denn, ſagt er S. 7; „Chriſtus hat zu ſeinen Jüngern nicht geſagt: Ich ſende euch „wie die Wölfe unter die Lämmer, weder wie Wölfe „unter die Wölfe; ſondern ich ſende euch wie Lämmer unter die Wölfe. Unſere Sendung erfodert alſo ungemein viel Geduld und Liebe; und wir ſind ſchuldig, alles „zu leiden — So wenig aber der Wolf von einem Lamme „zu fürchten hat, ſo wenig muß ihre Perſon, ihre Freyheit, „ihre Ehre, ihre Habe und Gut von unſerm Eifer zu fürchten „haben.“ Uns Proteſtanten, wenn wir die Geſchichte verſchiedener Jahrhunderte überdenken, wenn wir uns nur noch aus

*) Ein kleiner Irrthum in der Konſtruction. Nach derſelben wären dieß eigentlich Religionsverwandten (d. h. Katholiken) die falſch wären.

dem vorigen Jahrhunderte des dreyßigjährigen Krieges erinnern, muß es freylich ein wenig sonderbar vorkommen, daß die Katholiken mit einmal die Lämmer, und wir die Wölfe seyn sollten. Aber unser toleranter Pfarrer gehet noch weiter. Er sagt S. 16: „die Ketzer sind Feinde Gottes. Aber, sagt „er, schadet das nicht ihnen allein? Sind sie dadurch nicht „schon unglücklich genug, daß wir sie auch noch verfolgen?“ Er sagt mit dem heil. Augustinus S. 10: Liebet die Menschen, und tödtet die Irrthümer. Er setzt S. 11 hinzu: „Nach der Ermahnung des Apostels müssen wir die Ketzer „meiden; wir müssen keine gottesdienstliche Gemeinschaft mit „ihnen nicht *) halten, ihre Predigten nicht anhören, „ihre symbolischen Bücher nicht lesen: Kurz, wir müssen „sie, so lang sie die Kirche nicht hören, wie Heiden und öf„fentliche Sünder ansehen, deren Umgang in Religions„sachen für die Kinder Gottes nicht nur unschicklich, son„dern auch gefährlich ist, und auf seine (vermuthlich Got„tes) Beleidigung hinausgehen kann.“ — „Gott behüte uns „aber, setzt der katholische Pfarrer hinzu: daß wir auch Hei„den und Zöllner zu lieben und zu dulden aufhören sollten.“ Mit dieser Art von Toleranz, wo die Mitglieder der herrschenden Religion Kinder Gottes seyn, und die Geduldeten wie Feinde Gottes, wie Heiden und öffentliche Sünder angesehen werden sollen, möchten wir Protestanten wohl schlecht zufrieden seyn. Wie? Indem ein katholischer Pfarrer endlich, seitdem sein Landesherr erkläret hat, Dissidenten zu dulden, so weise wird, das zu sagen, was die Protestanten schon seit 200 Jahren so oft sagten, fühlt er noch nicht, es sey schändlich, sie für Feinde Gottes, für Heiden, für öffentliche Sünder zu erklären? O! der feinen Toleranz! Auch hat diese Art von Toleranz, der für das Wohl seiner Staaten sorgende Kayser wohl nicht gemeynt; es ist die Toleranz der Pfaffen, denen durch einsichtsvolle Regenten ihre bisherige Kraft zu verfolgen, benommen wird. Der liebe Pfarrer versichert zwar S. 20: „die katholische Kirche bete nicht um die Ausrottung „der Ketzer, sondern der Ketzereyen, welche sie als eine „wahre Mutter der Menschen nicht dulden kann.“ Das ist nun freylich haarscharf distinguirt, auch kann der Hr. Pfarrer noch

*) Abermal nur ein kleiner Fehler in der Schreibart. Das zweyte nicht gilt hier nicht.

noch viel weiter haarscharf distinguiren, denn er versichert, „auch durch die Inquisition habe die Kirche die Ausrottung „der Ketzer nicht gut geheißen, man müsse nur nach dem Leit„faden des heil. Augustins unterscheiden, was die Kirche „thut, von dem was in der Kirche die Spreuen und die „Unkräuter thun.“ Distinguire so, wer Lust hat! ich nicht! Er versichert noch ferner: „Nur von Mönchen verführte Ober„hirten wären Verfolger der Ketzer gewesen.“ Nur! Nur! die Geduld möchte einem reißen, wenn man so etwas lieset. S. 14. sagt der V. „Man muß gestehen, daß der Verfol„gungsgeist unter uns, mit dem Reiche der Mönche, be„sonders der Bettelmönche einerley Epoche hat.“ Ich dächte, man sollte lieber gestehen, daß von Päbsten an, bis auf die geringsten Weltgeistlichen, es bey den Katholischen immer Leute gegeben, die vom Verfolgungsgeist aufs heftigste besessen gewesen. Ueberhaupt scheinen viele neuere katholische Schriftsteller die völlige Besserung ihrer Kirche bloß darin zu setzen, daß man die Mönchsorden abschaffen, oder sehr einschränken solle. Aber, offenherzig gesagt, ist außer der sehr tadelnswürdigen Möncherey, sonst an den Lehren der römischen Kirche nichts auszusetzen? Selbst das Streben nach dem Katholischen, d. h. nach dem Allgemeinen, so ganz keiner Anmerkung würdig? Sind übrigens außer den Mönchen, die Bischöfe, die Prälaten, die Domherren, die Geistlichen überhaupt, schon ganz so wie sie seyn sollen? Dieser Verfasser ist auch ein Weltgeistlicher, und zwar ein toleranter. Muß sich aber nicht ein vernünftiger Mensch solcher Gesinnungen schämen, wie dieser Geistliche hat? Ich bekomme eben ein Buch in die Hände, das in Wien vor wenig Tagen erschienen ist, betitelt: Die Reformation in Deutschland zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Verf., der den Mönchen sehr übel will, aber von den vornehmen Prälaten nicht ein Wörtlein sagt. Er fängt mit D. M. Luthers Reformation an. Die seinige schränkt sich darauf ein; daß die Güter aller Mönchs- und Nonnenklöster zur Landesherrlichen Kammer geschlagen, und den Mönchen und Nonnen aus der von diesen Einkünften erwachsenden Kasse, eine Kompetenz gereicht werden soll. Das ist nun eine politische Einrichtung, die sehr gut und nützlich an sich seyn kann; aber mich dünkt, doch noch keine Reformation, die mit Luthers verglichen werden kann, der Lehren und Gesinnungen zu verbessern suchte; obgleich der Verfasser auch zugleich verschiedenen Aberglauben, welchen die Mön-

cherey hervorgebracht hat, verbieten will, und hofft die übrigen Gebrechen würden schon nach und nach ausgerottet werden. Ich möchte unsere katholischen Brüder wohl erinnern, nicht über die Sache so leicht wegzufahren! Die Mönchery ist wahrlich nicht das einzige! Einkünfte, die einmal da sind, einem nehmen und dem andern geben, machts auch nicht aus! Sie besser anwenden, ist zwar löblich; aber so lange noch die ganze Hierarchie in ihrer Gewalt noch da steht, so lange das Gebot der Ohrenbeichte noch den Geistlichen zum Herrscher jeder Familie macht, so lange man nur die Katholiken für Kinder Gottes, und alle Dissidenten für öffentliche Sünder und Heiden hält; so lange muß die Erleuchtung noch sehr langsam gehen. Ich erwarte überhaupt in keinem Lande die Erleuchtung von ökonomischen Reformationen, sondern von Erweiterung der Denkungskraft, und diese kann nicht anders als durch fleißiges Studieren solcher Gegenstände, welche der Menschheit wichtig sind, erlangt werden. Eine bessere Unterweisung der Jugend bahnet den Weg hiezu. Ich befürchte, in den österreichischen Staaten werde eine große Veränderung der sogenannten Normalschulen nöthig seyn; denn so gut sie gemeynet sind, so nützlich es war, daß sie anstatt der sehr viel schlechtern Jesuiterschulen gesetzt worden; so ists doch gewiß, daß die Hähnsche Buchstaben- und Tabellenmethode, nichts als leere Nachbeter von Worten, keinesweges aber denkende Köpfe mache. Man hat ja dieses schon längst in Berlin eingesehen, wo diese Methode erfunden worden, und durch die vortreffliche Rochauische Methode zum Theil, ob leider gleich noch nicht ganz, verdrungen wird. Es hält freylich sehr schwer, Lehrer, die schon von Jugend auf eine gewisse Falte genommen haben, in eine andere zu bringen. Dieß wird man auch in Oesterreich erfahren, wenn man die Schulen zu reformiren vornimmt. Des Kayfers ernstlicher Wille ist, daß es geschehe. Vor wenigen Tagen hat er den Freyherrn von Swieten zum Präsidenten der Studienkommission ernannt, und Ihm die vier Direktoren der vier Fakultäten auf der Universität zu Wien, zu Beysitzern gegeben. Diese sind der Hr. Prälat von Braunau, Stephan Rautenstrauch, ein Mann von großer Gelehrsamkeit, und aufgeklärten Einsichten; der Hr. Hofrath von Heinke; der berühmte Freyherr von Störk, und Hr. Joseph Nagel, Direktor des k. k. physikalischen Kabinets. Man freuet sich durchgehends über diese Wahl. Jedermann erwartet von diesen aufgeklärten Männern sehr vieles

Gutes.

ntes. Ihnen ist ein schwerer, aber sehr rühmlicher Posten
getheilet. Von ihren Einrichtungen kann es abhangen, ob
le spate Nachwelt der Erblande wirklich, oder nur dem Namen
ach, erleuchtet werden soll. Sie werden große Schwierigkei-
n zu heben haben, aber ewiger Ruhm wartet ihrer, wenn sie
lche wirklich überwinden. Unter vielen will ich nur die Ca-
alen der Exjesuiten nennen. Der Himmel sey dafür, daß ich
lele vortreffliche Männer dieses ehemaligen wichtigen Ordens,
icht schätzen, nicht verehren sollte! Wer verehrt nicht Denis,
ell, Scherfer u. a. m.? Aber die trefflichen Männer kaba-
ren auch t, ob sie gleich nach ehemaliger Einrichtung des
rdens, er ihren Willen, und oft ohne ihr Wissen, die
oder Absichten ihrer Obern haben seyn müssen. Den
ıt oder jesuiten kennt man aus Schlötzers Briefwech-
, und sonst genug. Es ist ihre Art immer gewesen, sich al-
r Aufklärung zu widersetzen, die nicht aus ihrer Gesellschaft
mmt, aber immer die fähigsten Köpfe an sich zu ziehen, da-
it es hieße, sie hätten alles besser, als andre Leute, damit sie
h dadurch nothwendig machen, und sich auf die einträglichsten
hrstühle schwingen könnten. Auch ist es noch besonders in
bayern, Oesterreich und Ungarn die Losung der Jesuitenfreunde,
sagen, daß die Fortpflanzung der Wissenschaften, die man
, ohne die Exjesuiten nicht möglich sey, weil sich die
ıcrtesten Leute unter ihnen befänden. Man glaubt aber
cht, welche Winkelzüge sie brauchen, um einen so grundfal-
n Satz zu behaupten. Sie werden lachen, wenn ich Ih-
n sage, daß sie sich besonders auf die Autorität des Hrn.
on Murr in Nürnberg berufen, welcher bekanntlich in sei-
m Kunstjournal oft das Lob der Jesuiten bey den Haaren
rbeyziehet. Sein kraft- und saftloses Geschwätz, seine kn-
sche Kompilation, seine lahmen Urtheile, sind in dem prote-
ntischen Deutschlande beinahe zum Sprüchworte geworden,
d nun hält man ihn nicht einmal werth, daß man über ihn
ottet; aber Sie glauben nicht, wie er in den katholischen Lan-
n, wo Anhänger der Exjesuiten das Wort führen, erhoben
ird.

Noch muß ich Ihnen melden, daß der Kayser den Bi-
schöfen bey Strafe befohlen hat, daß sie in allen Fällen, die
h sonst Rom vorbehalten hat, dispensiren sollen, und daß alle
rofessoren künftig durch den Concurs mehrerer, ohne Rück-
ht auf Religion oder Vaterland, sondern nur auf Geschick-
hkeit, sollen gewählet werden. Wer sonst schon als ein ver-

dienter

dienter Mann bekannt ist, soll von dem Concurs mit denen, die es nicht sind, können dispensirt werden.

Eben erhalte ich von Wien die Nachricht, daß die Histoire des deux Indes von Raynal nicht mehr so öffentlich, wie vormals, verkauft werden darf. Auch ist ein Befehl ergangen, vermöge dessen ein Autor, der in den Erblanden ein Buch drucken läßt, seinen Namen dem Büchergerichte anzeigen soll; sonst kann dasselbe sein Imprimatur versagen.

Die Scribler in Wien fahren immer noch fort, unsäglich viel kleine Tractätchen zu schmieren, welche fast alle von sehr geringem Werthe sind. Es hat ein sehr guter Dichter in einem drollichten Lob- und Ehrengedichte auf die sämmtlichen dieselben neuen schreibeseligen Wiener-Autoren, mit vieler Laune persiflirt. Man schreibt es Hrn. Riedel zu; ich theile es Ihnen hier mit, wie ich es empfangen habe:

In einer Stadt, 's ist ein närrisch Ding,
Wo man, um sich zu distinguiren,
Zuweilen lieber auf allen Vieren,
Oder wohl gar auf den Köpfen gieng;
(Wovon zwar das letzte zu dieser Frist
Wohl angieng, weil um manche Wade,
Die derb und voll ist, weit mehr schade,
Als um die hohlen Köpfchen ist.)
In dieser Stadt nun wird viel gelesen,
Noch mehr geschrieben, von all dem Wesen
Der olim geehrten Pfaffheit; anbey
Von Stubenmädchen, und ihren Röcken,
Von Handlung, Finanz, und Polizey,
Von Kaufmannsdienern, und ihren Säcken,
Von Fräulein, Frauen, und ihren Gecken,
Von Schneidern, Pensionen, und Leichen,
Von Dienern, die ihren Herren gleichen,
Von Thieren mit langen und kurzen Ohren,
Von Advocaten und Professoren,
Von Bruderschaften, und Rosenkränzen,
Von Fahnen, die zu viel flimmern und glänzen,
Von Bäckern, Kaufleuten, Mäcklern und Juden
Und weiß der Himmel von was noch. — Kurz
Da ist kein Pudendum, noch Skandalum,

Das nicht ein rüſtiger Federheld,
Sammt ſeiner Perſon, auf den Pranger ſtellt.
Das macht, die allzeitfertigen Herrn
Die möchten nun einmal auch gar zu gern
Erfahren, wie der gaffenden Welt
Ein Kindlein aus ihren Händen gefällt.
Drum dreh'n ſie ihr Püppchen geſchwinder, dann
Der fertigſte Töpfer eins drehen kann,
Und drücken, damit man den Vater nicht
Verkenn', ihm die Finger ins Angeſicht,
Und ſtellens zur Schau. — Da läuft und gafft,
Was Augen und Füße hat, ſpattet und klafft,
Schilt, tadelt und lobt, klatſcht, pfeifet und ſchmäht,
Läßt eine Stunde ſich narren — und geht.
Das Autorlein aber ſchlägt, mit dem Lohn
Im Sacke ſein Schnippchen, — und ſchleicht davon.
Hieraus erwächſt nun von ſelbſten ein gar
Erbaulich Problemchen, das lautet: Wer war
Von beyden Theilen der größere Narr? —
Wag' es ja keiner zu reſolviren,
Er möchte ſein bischen Verſtand riskiren.
Doch ihr, ihr ſchreibeſeligen Knaben,
Laßt euch nicht ſtören in eurer Ruh,
Schont eurer Hände nicht, ſchreibet zu!
Ihr werdet hier immer Leſer haben.
Ihr habt ja ein engliſches Publikum,
Es läßt ſich prellen, und lobt euch drum.
Denkt euch, ihr lebet in jenem Land,
Wo man einſt Diebe und Beutelſchneider
Des Witzes wegen noch lobenswerth fand.
Zwar iſt das Privilegium leider
Bey uns nicht mehr im Gange, dafür
Erlaubt euch das Recht itzt, jedem Herrn,
Der's ſelbſt ſo will, die Ficken zu leeren:
Und will er Erſatz, ſo geht ihm dafür
Den eiſernen Rechtsſpruch: Volenti non fit
Injuria, und er wird ſich damit
In utroque foro beſcheiden laſſen.
Doch man muß leben, und leben laſſen,
Und chriſtlich thun! — Nicht wahr, ihr Herr'n,
So goldene Sprüchelchen hört ihr gern? —
Nun gut! So legt denn eine Weile

Die

Die Federn weg, und hört mir in Ruh,
Als eurem handfesten Lobredner zu.
Man weiß, seit Phrynens Ehrensäule,
Daß auch von einer Metze der Staat
Gar manchen beträchtlichen Vortheil hat.
Die Sach liegt am Tage. Zum Beyspiel: so fließt
Der goldene Regen, der oft in Strömen
Aus Männerhänden in ihren Schooß sich ergießt,
Viel sicherer wieder in kleineren Strömen
In die Kanäle des Staates zurück,
Als wenn er sich inner den heiligen Dämmen
Der Klöster sammelt, und unberühret,
Zum stehenden, faulen Sumpfe wird.
Fürs zweyte schützt so ein Venusmädchen
Die Tugend junger ehrlicher Mädchen
Gar sehr, indem sie, — selbst längst verführt —
Der bösen Männerlust Ableiter wird.
Zum dritten füllt so ein Mädchen den Beutel
Der Aerzte, und lehrt die liebe Jugend gar früh
Mit Salomon rufen: O wie
Ist unterm Monde doch alles so eitel!
Nach dieser vortrefflichen Apologie
Der Mädchen, die sonst für ihre Sünden
So selten einen Lobredner finden,
Soll's, dächt ich, nun eben kein Hexenwerk seyn,
Nun auch für euch, ihr Autorlein
Die panegyrische Trommel zu rühren,
Und eurer Sache das Wort zu führen.
Drum hör, o Wien! mit beyden Ohren,
Der zahlreiche Orden deiner Autoren
Ist, seit man Gänse- und Papiermühlen hat,
Der wichtigste, nützlichste Zweig im Staat.
Denn sind die Herren Lumpenfärber
Nur rechte gewandte Papierverderber,
So fördert ja ihr Handwerk gar sehr
Den Absatz der Lumpen, und wer kann mehr
Und besser Papier verderben, als sie? —
Ist wer, der mir nicht glaubet, der gehe,
Und kaufe die Lumpen, und lese sie! —
Nun komme mir erst einer, und schmähe,
Und sage, diese Herren seyn
Wie Hummeln im Staate! — den will ich hier

In alle unsre Buchläden führen,
Ihm da ihre Werke produciren,
Und hat er nun sich glaubend gesehn,
Dann soll der Verläumder mir eingestehn:
Daß so ein Autor mit zweyen Händen
Dem Staate dreymal mehr Kinder schafft,
Als die gesammte Bürgerschaft
Mit ihren hochgesegneten Lenden.
Und ist das noch nicht genug, so sagt, wer erhält
Die Pressen in Athem, wer treibt sie geschwinder,
Als so ein rüstiger Federheld?
Was wären Buchhändler, Drucker und Binder
Ohn' ihn? — Und ach, die unbarmherzigen
Verleger, die sonst, wie Kanibalen,
Von Autorgehirne sich mästeten,
Die lassen sich's nun mit Weib und Kindern gefallen,
Und lernen endlich erkennen, daß man
Von Menschenhandarbeit auch leben kann.
Wer lehrte sie das? Wer entwöhnte sie
Von Menschengehirne? — Wer anders, als die,
Die, satt des Gräuels, menschlicher dachten,
Und statt des Gehirns ihnen Handarbeit brachten?
Seyd stolz, ihr Herr'n, die ihr das gethan!
Eu'r Name wird unvergeßlich bleiben,
Die Menschheit wird ihn obenan
In ihre geheiligten Jahrbücher schreiben:
Auch denken bereits an euren Lohn
Die Ephemeriden der Menschheit schon.
Und dann erst der Nutzen, den eure Schriften
In der gesammten Wienerwelt stiften! —
Durch euch kömmt Licht ins Volk; denn was ihr schreibt,
Dringt bis in die Käs- und Gewürzkrämerbuden,
Die Magd, die sonst nur Kaffeebohnen treibt,
Schwätzt nun von Reformen der Christen und Juden,
Und weis auf ein Haar, was jeder Zweig im Staat
Für Beulen und Anomalien hat.
Nur ihr verstehe die Kunst, nur ihr,
Den niedrigsten Pöbel aufzuklären,
Ohn' daß er es merkt; denn würdet ihr,
Wie sonst geschah, ihn geradezu lehren,
Dumm, wie er ist, und in seine Dummheit verliebt,
Er würde, erbost, gegen eure Despoten sich wehren;

Allein

Allein ihr wißt, wie man Kindern Arzneyen giebt,
Und laßt eure Blätter, eins nach dem andern,
Als Pfefferdüten, als Zuckerpapier
Ganz heimlich in seine Taschen wandern.
In Schenken und Bierhäusern waltet ihr:
Denn sitzet oft ein Zirkel von Schneidern
Nichts Böses ahnend, bey Wein und Bier,
Und schwätzt von Kriegsaffairen, und Kleidern,
Hui kömmt, eh sich's der Zirkel versieht,
Ein Stückchen Holländerkäs', und mit
Ein Blattchen von euch: man guckt, und spitzt das Ohr,
Und kann nur einer aus ihnen buchstabiren,
So nimmt er's, und liest's seinen Trinkbrüdern vor.
So lernt der Pöbel raisonniren,
Und das durch euch: macht ein satyrisch Gesicht
Zu allem, was er sieht; nennt seine Landsleut' Affen,
Den Papst Tyrann, und seine Geistlichen — Pfaffen.
O fehlten mir doch die centum ora nicht,
Aus denen sonst die Panegyriker blasen,
Ich bliese, traun, in ellenlangen Phrasen
Eu'r Lob der Nachwelt ins Angesicht; —
Und dir, o Wien, will ich mit einem Wunsche fröhnen,
Der soll dein Glück, verkennst du es nur nicht,
Das seiner Vollendung schon nah' ist, krönen.
Es mehre sich in dir mit jedem Tag
Der edle nutzliche Schriftstellerorden,
Es schreibe, was nur schreiben mag!
Der Metzger höre auf vom Morden
Des armen Vieh's, und nehme die Feder zur Hand;
Der Schuster stecke die Ahl' an die Wand,
Und schreibe Theorien von Schuhen;
Der Schneider laß Scheer' und Nadel ruhen,
Und schreibe von Moden ein Lehrgedicht;
Kein Müllner mahl', kein Zimmermann hoble nicht,
Der hoble die Welt, und jener mahle
Die Wahrheit zu Staub, und streu, mit satyrischer Galle
Vermischt, sie den Lesern ins Angesicht;
Der Töpfer modle am Recht; der Schmid erhebe den Hammer
Der Kritik über die Theologie;

Der

Der Schreiner mendlire Zimmer und Kammer
Mit schön geglätteter Philosophie;
Der staubgewohnte Perückenmacher kämme
Die Religion, der Weber webe Systeme:
Und so nach allen Zünften und Ständen
Thu jeder mit seinen fertigen Händen,
Was Autorpflicht ist! Und das, o Wien,
Wird, glaubts dem Propheten, aller Zeiten
Und Völker Augen auf dich ziehn,
Und deinen Ruhm bis über die Sterne verbreiten.

Zuletzt muß ich Ihnen noch einiges aus unserer Stadt lden. Kürzlich ist hier der erste Hefft einer neuen merkirdigen Monatsschrift erschienen, unter dem Titel: Deutschds achtzehntes Jahrhundert. Es ist von ein Paar stlichen Fürsten verboten. Der Herausgeber hofft aber undem Schutz des Kayſers weiter schreiben zu können. Das eyte Hefft ist wirklich unter der Presse. — Unser Hr. Joh. lias Haid, hat nun sein Hedlingerisches Medaillenwerk Ende gebracht. Es enthält 78 große Medaillen, 32 kleine, d 22 Jettons. Es hat einige Stücke, die in dem v. Meelschen Werke nicht enthalten sind; hingegen sind einige ggelassen, die in diesem stehen; nämlich diejenigen, die nicht n Hedlinger selbst, sondern von dessen Schüler Fuhrmann sind, d zu der Reihe der schwedischen Könige gehören. Das gorische Titelblatt ist von Hrn. Joseph Huber, einem der ken heutigen Maler in Augspurg, entworfen, und recht brav schwarzer Kunst gearbeitet. Darauf ein schönes Bildniß dlingers, und die Vorrede Hrn. Caspar Füeßli in Zürich, die Zeichnungen gemacht hat. Die Nachrichten von Hedigers Leben, sind nicht von Hrn. Füeßli selbst. Hohes ter und Geschäffte hielten ihn ab. Sie sind von einem Liebber der Kunst, der sich zu deren Ausarbeitung selbst angen, und sich in diesen und andern Fächern bereits als Meister eigt hat. Es ist gewiß, daß dieses Werk einzig in seiner Art

Niemals hat man noch so kleine Gegenstände mit solcher chtigkeit und Feinheit in schwarzer Kunst ausgedruckt. Der eist Hedlingers schwebt in diesen Blättern. Es macht dieses erk Hedlinger, Füeßli, Haid, und der Stadt Augsrg Ehre.

Schreiben an den Herausgeber.

Ew. erlauben eine kurze Erläuterung über einige Sätze zu geben, die in der allg. d. Bibliothek 45 B. St. 2. S. 456 von dem Verfaſſer der Recenſion meiner Ratio medendi P. III. nicht ſo gefaßt wurden, wie ich ſelbe, da ich ſie niederſchrieb, verſtanden haben wollte. Es iſt hier von keiner Widerlegung, von keiner Zurechtweiſung des Recenſenten die Rede, der mich durch ſein ſonſt ſehr günſtiges Urtheil nicht beleidigen konnte, und der ſich auch nur ſeines Rechts bediente, nämlich von einer öffentlichen Schrift ſeine unmaßgebliche Meynung zu ſagen. Man will ſich hier nur dem Recenſenten und den Leſern der a. d. Bibl. erklären; da das Mißverſtändniß, wofern es nicht gehoben würde, zu ſehr praktiſchen Irrthümern führen könnte.

Der Verf. der Recenſion meiner Ratio medendi P. III. ſcheint zu glauben, daß es beſſer geweſen wäre, in verſchiedenen Blutflüſſen die Brechwurzel in kleinen Gaben zu geben, nämlich nur bis zur Erregung des Eckels, nicht aber bis zum wirklichen Erbrechen. Er frägt, ob denn der Verf. von dieſer Methode die Brechwurzel zu reichen, nichts gehört habe? Ich kenne die Verſuche eines Dahlberg, Bergius, Goldbrand, Sartorf, Tode ꝛc. ſchon lange, und habe ſie ſelbſt, da ich meine Praxis nicht am Schreibepulte, ſondern in einem großen öffentlichen Spitale am Krankenbette ausübe, ſchon lange und oftmal angeſtellt. Aber zum Unglück waren die Blutflüſſe, die ich in der Ratio medendi beſchrieb, nicht von der Art, wo man die Brechwurzel in kleinen Doſen geben durfte: Es waren im Grunde Gallenfieber mit einem ſymptomatiſchen Blutfluſſe, und wider Gallenfieber hilft Eckelerregen nichts, ſondern brechen. Die krampfartigen Blutflüſſe werden zwar manchmal durch kleine Gaben der Brechwurzel glücklich gehoben, aber die Gallichten mußten, die von jedem andern reizenden Mittel, das nicht zugleich die erwünſchte Ausleerung bewürkte, ſchlimmer werden.

Bey bloß krampfartigen Blutflüſſen ſchien es nach meiner Erfahrung gleich viel zu ſeyn, der Kranke mochte ſich erbrechen oder nicht, aber nicht ſo in gallichten.

Sehen Sie hier die Veranlaſſung eines ſehr großen, und wofern man ſich nicht erklärte, ſehr möglichen praktiſchen Irrthums.

Der

Der Hr. Recenſent hat Recht; nicht alles, was durch ein Brechmittel gehoben wird, entſtand von Galle. Die Heilkräfte des Brechmittels ſind vielfältig. Ich kenne ſie aus den nämlichen Schriftſtellern, wie der Hr. Recenſent, und kenne ſie noch überdies durch vielfältige Erfahrung, von denen man einiges hier und da zerſtreut in der Rat. med. findet. Aber hier war die Rede von einem Fieber mit ſichtbaren Zeichen eines gallichten Stoffs, der ſamt dem Blutfluſſe, Seitenſtiche, Augenentzündung, Geſchwulſt ꝛc. durch das Brechmittel gehoben ward.

Den Hydrops plethoricus ſah ich mehrmal, und Herr Medicus in Manheim noch öfter. Die übrigen Anmerkungen des Recenſenten habe ich nicht nöthig, zu beantworten. Sie ſind für die Ausübung der Kunſt nicht ſo wichtig. Wer mir zutraut, im Buche der Natur ſelbſt fleißig zu leſen, wird mir auch die weit bequemere und weit leichtere Arbeit, gemächlich die Schriften der Aerzte durchzublättern, auch zutrauen. Wien den 3. Dec. 1781.

Maximilian Stoll
Profeſſor der mediciniſchen Praxis.

Herr Profeſſor Ferber zu Mietau wird ein von dem Hrn. Tobern Bergmann, Profeſſor der Chemie zu Upſal, in lateiniſcher Sprache ausgearbeitetes mineralogiſches Syſtem mit deſſen Genehmhaltung, unter dem Titel: Sciagraphia regni mineralis ſecundum principia proxima digeſti auf Pränumeration herausgeben.

Preßburg. Man hat hier den Plan einer allgemeinen Ungariſchen Bibliothek entworfen. Dieſes gemeinnützige Werk wird die neueſten Schriften der in- und ausländiſchen Litteratur anzeigen, hauptſächlich aber auf Erweiterung der Ungariſchen Sprachkenntniſſe, Alterthumskunde u. ſ. w. Rückſicht nehmen. Der erſte Band iſt ſchon unter der Preſſe.

Hr. Rektor Strodtmann in Hadersleben iſt entſchloſſen, die im gewöhnlichen Umgange unter uns Deutſchen, häufig vorkommende lateiniſchen Worte, mit der Zeit zu ſammeln; und mit beygefügter kurzen Erklärung, nebſt erläuternden Beyſpielen bekannt zu machen. Erſt nach Jahren wird er, falls er durch Andere, und durch zu hoffende Muſſe, dazu ſich in den Stand geſetzt ſieht, der Welt ſeine Arbeit übergeben. Er wün-

zu dieſem Werk von auswärtigen Gelehrten verſchiedener Profeſſion mit Sammlungen aus ihren Fächern unterſtützt zu werden.

Eine Kupferbibel hiſtoriſcher Vorſtellungen (ohne Text,) von Hrn. Johann Melchior Füßli, Kunſtmaler in Zürich, die Auszierungen und Namen aber von Hrn. Joh. Dan. Preisler gezeichnet, und von auserwählten Meiſtern in Kupfer gegraben, ſoll bey Hrn. Joh. Simon Negges, Schwarzkunſtarbeitern und Kunſtverlegern in Augsburg, auf Subſcription herauskommen.

Hr. F. G. Selig, Ingenieurlieutenant in Heſſiſchen Dienſten, will einen von ihm ſelbſt aufgenommenen Plan von Kaſſel nach den neueſten Verbeſſerungen und Verſchönerungen, auf Subſcription in Kupfer ſtechen laſſen. Er wird 2 Fuß 7 Zoll lang, und 1 Fuß 10 Zoll breit ſeyn.

Hr. Joh. Auguſt Ephraim Goeze, Hofpredigar zu Quedlinburg, will einen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer thieriſcher Körper, herausgeben, den er in vier Hauptabſchnitte getheilt hat. Dieſes Werk, welches zwey Alphabet im Druck in groß Quart, und 42 Kupfertafeln ausmachen wird, iſt das Reſultat ſiebenjähriger Beobachtungen der Natur. Es wird zu Michaelis 1782 erſcheinen, und wird darauf Pränumeration angenommen.

Das berühmte Catholicon, wird von einer Geſellſchaft von Gelehrten, worunter ſich Hr. Prof. Junker in Paris befindet, fortgeſetzt, und in wenig Jahren geendigt werden.

Hr. D. Henke und Hr. Prof. Bruns in Helmſtädt ſetzen die bisherigen lateiniſchen gelehrten Zeitungen mit Anfange des Jahres 1781, unter dem Titel: Annales litterarii fort. In jedem Monate erſcheint ein Faſcikel von 6 Bogen.

Hr. Hauptmann Mauvillon in Kaſſel iſt geſonnen, auf Pränumeration zu Oſtern 1782. ein Werk: Eſſai ſur l'influence de la poudre à Canon, dans l'art de la guerre moderne, herauszugeben. Es wird enthalten: 1) l'armure du ſoldat. 2) L'ordonance. 3) L'exercice, ou maniment des armes. 4) Les evolutions. 5) Les camps. 6) Les marches

ches des armées. 7) Les Passages de rivières et d'autres defilés. 8) Les Bataillons.

Aufs Jahr 1782 wird eine neue Wochenschrift, unter der Aufschrift: Ronneburger Intelligenzblatt, erscheinen. Es wird verschiedene gemeinnützige Aufsätze, außer den gewöhnlichen Intelligenznachrichten erhalten, die ein weitläuftigeres Avertissement benennt.

Der Hr. Prior des Benedictiner-Klosters zu Weingarthen wird eine Historiam principum Guelforum, und dabey aufs neue das Chronicon Weingarthense nach dem wahren Original, so in der dasigen Bibliothek aufbewahret wird, herausgeben, wovon der Prodromus und eine Dissertatio praevia de prima fundatione &c. monast. Weingart. bereits in Augspurg in 4to gedruckt ist.

Hr. Prof. Leske in Leipzig, giebt eine Encyklopädie der Naturgeschichte heraus, worauf Pränumeration angenommen wird. — Von dessen und Hr. Prof. Funks Leipziger Magazin der Naturkunde, Mathematik und Oekonomie ist das erste Stück erschienen.

Archiv denkwürdiger Ereignisse, und gemeinnütziger Vorschläge wird mit dem Jänner 1782 anfangen, und monatlich fortfahren, hauptsächlich 1) Oeffentliche und allgemeine Welt- und Staatsdenkwürdigkeiten. 2) Moralische oder Privatdenkwürdigkeiten. 3) Denkwürdigkeiten aus dem Reiche der Wissenschaften und Künste, zu liefern. Beyträge dazu wünschen die Herausgeber postfrey an Hr. W. Gerle, Buchhändler in Prag, bey dem dieses Journal herauskommt, zu erhalten.

Herr Franz Neumann, Kanonikus bey dem Stift St. Dorothea in Wien, der sich durch die Beschreibung seiner griechischen noch unbekannten Städte und Königsmünzen, die An. 1779. in Wien bey Gräffer erschien, und davon die Münzliebhaber nächstens einen zweyten Theil zu erwarten haben, rühmlich bekannt gemacht hat, ist im December 1781. von der kön. Akademie der Geschichte zu Madrid zu ihrem Mitgliede und Korrespondenten im historischen Fache gewählt worden.

* * *

Es hat vor kurzem ein Ungenannter an der Meklenburgiſchen Gränze für gut gefunden, in ein Buch, welches er an den Verleger dieſer Bibliothek geſendet, einen Dukaten zu legen. Vielleicht hält man in der Gegend des Verfaſſers für nöthig, das Erſuchen um eine Anzeige eines Buchs mit baaren Gelde zu begleiten. Daß aber die Verfaſſer der allgem. deutſchen Bibliothek keine Freunde dieſer Gewohnheit ſind, hätte er aus des 4ten Bandes erſtem Stücke derſelben, S. 307 wo ein ähnlicher Vorfall vorkommt, erſehen können. Der überſendete Dukaten iſt an die Armen gegeben worden, welches dem Ungenannten, und denen, die ihm gleich denken, zur Nachricht gemeldet wird.

Todesfälle.

1781.

Im Auguſt ſtarb zu Hannover Herr **Gabriel Wilhelm Götten**, D. der Theologie, erſter Hofprediger, Konſiſtorialrath und Generalſuperintendent des Fürſtenthums Calenberg, im 73ſten Jahr ſeines Alters.

Am 3ten November ſtarb Hr. **Chriſtian Köhler**, Herzogl Sächſiſcher Oberkonſiſtorialrath und Generalſuperintendent zu Eiſenach, in ſeinem 62ſten Jahre.

Nicht allein ein großer Staatsmann, ſondern auch ein gründlicher Gelehrter, deſſen Kenntniſſe ſich auf alle Fächer der Wiſſenſchaften erſtreckten, war der am 13ten November in ſeinem 73ſten Lebensjahre verſtorbene Reichsgraf **Rochus Friedrich zu Lynar**, Herr der Herrſchaft Lübbenau ꝛc. königl. Däniſcher geheimer Staats- und Konferenzminiſter, des Elephantenordens Ritter ꝛc.

Am 17ten November ſtarb zu Ulm Herr M. **Johann Peter Miller**, Rektor des dortigen Gymnaſiums, und Profeſſor der Geſchichte, wie auch Mitglied verſchiedener Akademien, im 76 Jahr ſeines Alters.

Beför-

Beförderungen.

1781.

An die Stelle des im April verſtorbenen Rektors und Profeſſors der Theologie an dem Gymnaſium zu Elbing, Joh. Lange, iſt der durch ſeine Fortſetzung von Sprengels Handwerken, und die Herausgabe von Jakobſons technologiſchen Wörterbuch, Prediger zu Buchholz in der Mittelmark, Herr Otto Ludwig Hartwig berufen worden.

Herr Pfarrer Ewald zu Offenbach am Mayn kommt als Superintendent nach Detmold. Herr Domkandidat Michaelis zu Berlin, der zu dieſer Stelle berufen geweſen, iſt nach Frankfurt an der Oder als Profeſſor der Theologie an des ſeel. Stoſch Platz abgegangen.

Herr Chriſtoph Friedrich Pfleiderer, bisheriger Profeſſor der Mathematik an der königlichen Kriegsſchule zu Warſchau, ein gebohrner Würtemberger, iſt neulich an des ſeel. Kies Stelle als ordentlicher Profeſſor der Phyſik und Mathematik nach Tübingen berufen worden.

Herr Doktor und Apotheker Konrad Mönch in Kaſſel iſt neulich an des verſtorbenen D. Boje Stelle, Profeſſor der Botanik am dortigen Karolinum geworden; Herr Doktor J. D. Ebert aber, Profeſſor der Chemie und Hofmedicus.

Druckfehler.

XLV. Band, II. Stück.

S. 451 Zeile 27 lies *certe*
455 — 14 — Trnka
486 — 8 von unten Hiſtorienmaler l. Formſchneider
489 — 18 Rosäsler lies Rosmäsler.
— — 33 Abdrücke — Abgüſſe
500 — 22 — freyeſte ſtatt frecheſte

XLVI. Band, II. Stück.

S. 393 Zeile 13 statt Miken lies Mikan
397 — 12 — Gewißheit lies Gewohnheit
ibid — 30 — Wärmqualſter lies Wurmqualſter.
399 — 37 — ſeine lies keine
400 — 20 — wo lies denn
401 — 28 — Zeit lies Haut
402 — 7 — Mineralkalmus lies Mineralkermes
ibid — 32 — Wärmhuſten lies Wurmhuſten
— — 33 — zuſammenſchwärende lies zuſammenſchnürende
403 — 10 — Gartengummi lies Gertengummien
— — 14 — weicher Hals lies rauher Hals
406 — 1 — Hofens lies Hofers
407 — 5 — Menſchenſclaven lies Negerſclaven
411 — 2 — ſizt lies ſagt:
ibid — 25 — animaliſches lies mineraliſches
412 — 10 — geben lies gaben
— — 12 — äußerſten lies unterſten.

XLVIII. Band, I. Stück.

S. 54 Zeile 6 von unten: für gefüllt lies gefühlt
55 — 2 für ein Funken lies einen Funken.
— — 3 von unten: für Beleg lies Belag
77 — 14 von unten: für führt Hr. L. nicht; an aber lies führt Hr. L. nicht an; aber
78 — 8 für leztern lies leztere
— — 3 von unten: für mit äußerte lies nicht äuſſerte.